Weitere mächtige Konsumsteigerung von Henkell Trocken, nachgewiesen durch reichsamtliche Zahlen!

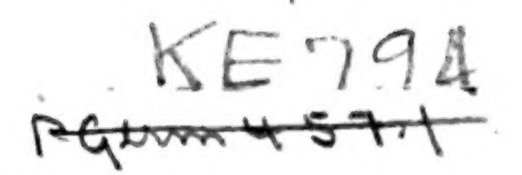
Aus den soeben reichsamtlich veröffentlichten Zahlen des letzten Etatsjahres geht hervor, daß die Umsatzsteigerung nur der Marke Henkell Trocken ein Drittel beträgt der Umsatzsteigerung sämtlicher anderen 215 Sektkellereien von Deutschland und Luxemburg zusammengenommen.

Durch gewaltige Vorräte fertiger Weine, die, wie steueramtlich festgestellt, fast gleich sind den fertigen Beständen sämtlicher anderen 215 deutschen und luxemburgischen Sektkellereien zusammengenommen, haben wir in allerweitgehendster Weise für die vortreffliche Ablagerung unserer Marke gesorgt.

HENKELL & Co

Die Zukunft

Digitized by Google


KE 794
PGum 457.1
Bound
FEB 13 1900

Harvard College Library

FROM THE FUND OF

CHARLES MINOT

Class of 1828

Digitized by Google

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Fünfundsechzigster Band.

Berlin.

Verlag der Zukunft.

1908.

Digitized by Google

PGum 457.1

Digitized by Google

Inhalt

Albaner, die 117
Amerikaniſch-japaniſcher Handelsvertrag ſ. Krieg?
Aufſichtsräthe ſ. Briefe 36.
Balkanſorgen 121
Bankenſchickſal 392
Barrère 395
Bayreuth 102
Beſchwerde 468
Birken, die beiden 450
Blood is thicker than water ſ. Krieg.
Bonner Bank ſ. Bankenſchickſal.
Börſenherbſt 162
Briefe, drei 36
Briefwechſel zwiſchen Wagner und Lilli Lehmann ſ. Beſchwerde.
Brummell 193
Brunnen und Wieſel ſ. Geſchichte.
Buch der Jugend 357
Bulgarien ſ. Byzanz.
Bundesſtaaten ſ. Reich.
Bußtag 378
Byzanz, die Erben von 43
Czechen ſ. Lowoſitz.
Deklaranten ſ. Kaiſer II, gegen den.
Deutſch-öſterreichiſches Bündniß ſ. Topika, ſ. a. Gorbiſcher Knoten.
Dresdner Bank ſ. Reinfall.
Elterngewalt 78
Ekſtaſe und Bekenntniß 381
Erinnerungen 443
Expanſion, europäiſche 141
Flammenka 264
Freud, Profeſſor ſ. Elterngewalt.
Friede in Ehren 165
Gelſenkirchen ſ. Seifenblaſen.
Genie oder Uebermenſch 17
Gerichtstag ſ. Kaiſer III, gegen den.
Geſchichte, die, vom Brunnen und vom Wieſel 154
Gorbiſche Knoten, der 446
Hale ſ. Waffenſtillſtand.
Hamburg-Amerika-Linie ſ. Seifenblaſen.
Handelsſachverſtändige 267
Hebbel, hütet Euch vor 412
Heimarbeit 169
Hohkönigsburg, die 241
Ich, das unrettbare 421
Interview ſ. Kaiſer, gegen den.
Juden, die in Poſen 62
Kaiſer, an den, vor zehn Jahren . . . 311
Kaiſer, gegen den 207
„ II „ „ 245
„ III „ „ 285
Karoline Mathilde und Struenſee . . . 456
Kloſſowſki ſ. Künſtlerbuch.
Kongreß 85
König Phaeton 280
Königin Karoline von Dänemark ſ. Karoline.
Koppel & Co. ſ. Bankenſchickſal.

Digitized by Google

Kraft und Stoff in der Technik . . 189
Krieg? 363
Kroaten und Ungarn s. Briefe 36.
Künstlerbuch, ein 15
Kuriosa 51
Laukhard s. Magister.
Lawson & Co. 81
Lehmann, Frau Lilli s. Beschwerde.
Le roi s'amuse s. Kaiser III, gegen den.
Lowositz, die Familie 424
Lysis s. Waffenstillstand.
Magister Laukhards Lebenslauf . . 98
Maschinenästhetik 108
Majestät s. Waffenstillstand.
Meerengen, die 125
Mime, der heilige 489
Ministerverantwortlichkeit 399
Monarchen-Erziehung 274
Moritz und Rina 1
Motorluftschiffahrt 70
Nietzsche s. Genie.
Oesterreich s. Topika s a Gordischer Knoten.
Parität in Preußen 243
Persönliches Regiment s. Kaiser III, gegen den.
Petrus 471
Pfarrbesoldungsgesetz s. Parität.
Philosophenkongreß in Heidelberg . 55
Polens Zukunft, die 407
Psychoanalyse s. Elterngewalt.
Rathenau, Emil 431
s. a. Erinnerungen.
Reich und Bundesstaaten 359
Reinfall von Schaaffhausen, der . . 32
Revolution, eine königliche 343
Rußlands Bahnbau in Sibirien . . 224
Salus populi s. Waffenstillstand.
Schaaffhausenscher Bankverein s. Reinfall.
Schule s. Unverbesserlichen.
Schulfeindlichkeit s. Briefe 41.
Segesta 180
Seifenblasen 203
Selbstanzeigen 29, 74, 159.
Selbstmörder 26
Shakespeare, ein neuer 112
Steffens, Henrik 465
Steuern, neue 307
Struensee s. Karoline.
Stuck, Franz 184
Taft 269
Tagebuch eines Schülers 483
Tantiemeberechnung 505
Technik s. Kraft und Stoff.
Topika 437
Trust s. Seifenblasen.
Türkei s. Kongreß.
Uebermensch s. Genie.
Ungarn s. Briefe 36.
Ungläubigen, die 231
Unverbesserlichen, die 216
Verse 305
Vertheidiger, der s. Kaiser II, gegen den.
Waffenstillstand 325
Wagner, Richard s. Bayreuth s. a. Beschwerde.

Digitized by Google

XVII. Jahrg. Berlin, den 3. Oktober 1908. Nr. 1.

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Moritz und Rina	1
Ein Künstlerbuch. Von Julius Meier-Graefe	15
Genie oder Uebermensch. Von Karl Heckel	17
Selbstmörder. Von Ossip Dymow	26
Anzeigen. Von Gaedertz, Julia Virginia, Bierbaum	29
Der Reinfall von Schaaffhausen. Von Ladon	32
Drei Briefe	36

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.

Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1908.

Digitized by Google

Die Hypotheken-Abteilung des
Bankhauses Carl Neuburger,
Kommanditgesellschaft auf Aktien
Kapital: 5 Millionen Mark.
Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,
hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beleihung zu zeitgemässem Zinsfusse nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei
9—4 Uhr.

Hamburg. Hotel Esplanade.
Appartements und Zimmer mit Bad.
Carlton-Ritz Restaurant.

Neues Schauspielhaus	Grand Hotel Excelsior
Nollendorfplatz	Anhalter Bahnhof

Erstklassige Wein- u. Bierrestaurants

Hamburg.
Gänzlich renoviert

HAMBURGER HOF
Weltbekanntes Haus. Herrliche Lage a. d. Alster
Zimmer mit Bad, W. C. u. laufend. Wasser.
Feine Französische Küche
Neue Direktion.

Sämtliche existierende, bezüglich exakter Arbeit und vorzüglicher Schussleistung unübertroffene **Schusswaffen** als Jagd- u. Scheibengewehre, automatisch. Repetier-Büchsen u. Pistolen, Luftwaffen, Teschins, Revolver sowie sämtliche Jagdgerätschaften liefert die
Deutsche Waffenfabrik Georg Knaak
Berlin SW. 48, Friedrichstrasse 240-241.

The Berlitz Schools of Languages
Weltausstellungen: Paris 1900 2 goldene Medaillen,
St. Louis 1904 Grand Prize, Lüttich 1905 Grand Prix.
350 Filialen in 23 Ländern.
Berlin, Leipzigerstr. 123a, Charlottenburg, Tauenzienstr. 19a.

Digitized by Google

Berlin, den 3. Oktober 1908.

Moritz und Rina.

Kressin, Petrus und Paulus 1908.

Abd ul Adolf!

Dies, Hochgelahrter, heißt auf Deutsch: Adolfens ergebenster Diener. (Bis ins Vornamentliche reicht mein Arabisch nicht; denke mir aber, daß Moritz = Muley. Nicht etwa Mohammed, was Dir natürlich lieber, weil standesgemäßer.) Mit dem Diener und der Ergebenheit stimmts. Abd Allah würde mir, wenns durchaus schon Orient sein muß, besser passen. Doch chacun à son goût, zirpte die ausgebuchtete Sarmatin, deren Pumphöschen einen Herrn in den schlechteren Jahren siebenmal in die Fledermausfalle lockten. Einer nennt sich demüthig Jesu Knecht und betet zum Herrn Himmels und der Erden. Der Zweite will nicht altmodisch scheinen und zerschindet sich die Kniescheibe vor einem blauen Dunst, den er als das Reformkleid der berliner Madame Vernunft bewundert. Der Dritte macht sich einen Götzen nach seinem eigenen Bild Abd ul Adolf. Geschmackssache. Dem Schwagerherzen, das ich noch lange nicht kenne, ist der Landwehrmajor ein Held; tapfer, deutsch und weise. Hätte es nicht für möglich gehalten. Aber so weit sind wir nun. Korrespondirst eigentlich nur noch mit ihm. Dicke Briefe, von denen ich nur den Umschlag zu Gesicht kriege. „Eingeschrieben! Persönlich!“ Doppeltes Porto verräth das Gewicht. „Dein Bruder grüßt herzlich.“ Weiter nichts. Man lernt hienieden Manches herunterschlucken; wird sich auch daran gewöhnen. Noch haperts. Wenn ich die Diplomatenmiene sehe, dieses feierlich-neckische Posiren auf Diskretion, steigt mirs auf wie im Mai nach versalzenem Caviar. Eifersüchtig? Du meine Güte! Ist nie mein Fall gewesen. Um Liebe werben wir nicht, sprach unser Fürst mir aus der Seele. Weiß leider auch zu genau Bescheid, um mir einzubilden, alte Pfiffikusse könnten ihr Amoureuses der Post anvertrauen. Einschreiben ist gut; solche Beichtzettel sind aber schon ver-

Digitized by Google

trödelt worden: und dann war der Gardinenteufel los. Giebts bei mir nicht. Selbstachtung muß sein; sonst morgen die Bude schließen.

Da ist nun mal der empfindliche Punkt. Drum eben wurmts, daß der geschwisterlichen Intimität die mit einem Wildfremden vorgezogen wird. Reden wir nicht mehr davon. Am Aposteltag seine winzige Misere spaziren führen: fi donc! Daß mich so vergaß, kommt nur von der gräßlichen Einsamkeit. Ohne Kind und Kegel. Mieze ist mit Ihrem in Kiel, schwimmt natürlich in Wonne und Glühbirnenlicht und schreibt nach jedem Bordball eine begeisterte Ansichtkarte. (Meine Ansicht kennst ja. Weder Schweineschlächter aus Chicago noch Schweineverächter aus Eurem Thiergarten passen mir in den preußischen Hofstaat. Abwarten, ob die Liebe der freien Männer aus Roosevelts und Israels Stämmen die steile Höhe sichert, wo Fürsten stehn.) Der marinirten Jugend gönnte ich noch mehr Spektakel. Nur konnte Lotka mir als Sommervergnügen Baby lassen. Habt jeden Sonntag ja meinen Jungen (den seit Neujahr nicht sah und bald nicht wiedererkennen werde). Mag in diesen heißen Wochen rechtschaffen am Königsplatz geschwitzt haben. Hieß ja, nach Reval, es gehe los; und Alles, was Karmesinstreifen trug, wurde eklig geschunden. (Die Englische Abtheilung auch später noch; als gemeinsame Konferenzen mit dem p. t. Admiralstab.) Ahnst, wie mir zu Muth ist? Die Preußin möchte jubeln, weil draußen doch wieder eine Spur des alten Respektes in Sicht kommt. Die Mutter denkt natürlich nur an ihren Jungen; den Einzigen, der ihr blieb und aus dessen Briefen es nun wie von Funken sprüht und knistert. Der Hausherr auf alter Höhe. Unerreicht. Unerreichbar. „Bang machen gilt nicht. Wird wieder nichts draus; mag die Große Bude ihrer Sache noch so sicher sein und sämmtliches ministerielle und ministrable Volk drauf schwören. Dein Junge bleibt Dir heil. Wir thun so was nicht. Unter keinen Umständen. Daß mans draußen weiß, ist das ärgste Malheur.“

Hast wohl ein Bischen erstaunt nach dem Datum, dann auf die Stimmung dieser Epistel geguckt? Ja: so weit war ich, als Euer Kommen meldetest. Unterm Junimond. Prosit die Mahlzeit! Absage mit langathmiger „Begründung“ (steht immer in den gräßlichen Gerichtsberichten), für die Lottens Bronchien mal wieder herhalten mußten. Wären hier blitzblank geputzt worden. Wie neu Denn dieser Juli war eine Pracht. Mußte ihn einsam verseufzen. Mariechen dem Herrn Kapitän, der Bengel dem Vaterland unentbehrlich (Herr Je!) und Ihr mimt das Kurgemäße. Wenn nicht ein so gutes Schaf wäre, hätte ich Euch Alle ausgelacht. Keiner hats so gehabt. So im Eigenen; wobei man mitgeschaffen hat und, wenns funkelt und sprießt, was wie Elternfreude fühlt. Vorbei. Rosen giebts noch. Dalien, Sonnenblumen in Haufen. Doch der sechzehnte Sonntag nach Pfingsten steht im Kalender und man muß

Digitized by Google

an die Feuerung denken. Trotzdem wir noch warm haben. Nach verregneten, grenzenlos trübsäligen Wochen, wo man glaubte, alles Korn müsse faulen und das Auge im Graubraun die Freude verlernen. Ganz so schlimm ists nicht geworden. Schlimm genug. Will aber nicht stöhnen. Nur feststellen, daß weder an dunklen noch an hellen Tagen von Eurer Lordschaft gehört habe. Karten zählen nicht. Auch die alljährliche Einladung an die See doch nur Familienkonvenienz. Adolf auf den Dampfer verstauen? Auch nur von Hoyerschleuße nach Munkmarch: leistet er nicht für Schwarzsauer. Ließe ich ihn aber allein, dann würde in der Nachbarschaft über meine Lieblosigkeit geschnattert. Oder: „Der alte kranke Mann (seine neuste Nummer) kann Badereisen für Zwei nicht bezahlen. Sohn und Schwiegersohn mit Goldknöpfen: Das zehrt.“ Danke ergebenst. Et vous? Mein holdes Kind, wo weilest Du? Villa Roth doch kaum noch denkbar; nach all den Regengüssen der ersten Septemberhälfte. Macht nichts. Irgendwo wird der Brief Dich finden und erinnern, daß eine ferne Verwandte überlebt. Da magst auch lesen, wies im Sommer in mir aussah. Nicht interessant? Glaubs. Jeder interessirt sich im Grund nur für sich. Und wir Zwei, einst zwei Seelen und ein Gedanke, wissen nicht mehr viel von einander. Sentimental? Giebts nicht.

Ich schnurre in warmem Sonnenlicht und kann mir, mit gutem Willen (den Vater als Allheilmittel empfahl), einbilden, daß seit dem Anfang dieses Briefes sich kaum was verändert hat. In unserer Welt ja wirklich nicht viel. Von Krieg nicht mehr die Rede. (Wochen lang hat der Unaussprechliche sich in dem Triumphgefühl seiner Prophetenweisheit gesonnt; mindestens drei.) Wieder friedlich for ever. In jedem Herbst hören wir das Lied. Zu oft für meinen Geschmack; und das internationale Verbrüdern mit allerlei Abgeordneten und Zeitungmachern paßt mir schon gar nicht in den Kram. Scheint Seiner Durchlaucht aber zu schmecken wie dem kleinen Moritz, dem Angstkind, donnemals rohe Wruken. Bist jetzt der große Moritz? Dicht dran. Tout le monde spricht längst von „Einkreisung“; sogar das geehrte Ausland; und S. M. hat das Wort in einer Rede gebraucht, die dann (gerade die!) nicht gehalten worden sein sollte. Dein Wort seit fast zwei Jahren. Keiner dachte noch dran. Soll Dir den Brief schicken, damit beweisen kannst, daß der Vater bist? Kannst Deinem Denkmal auf die Dauer nicht entgehen. Ernsthaft: alle Hochachtung. Das Jägerauge hat noch die alte Kraft. (Et le reste? Sagst über dieses Kapitel ja doch nicht die Wahrheit.) Doppelt begreiflich, daß, nach solchem Erfolg, von Dir profitiren möchte. Keine Lust? Ich gebe meinem Herzen, zum ersten Mal, seit die weiße Strähne so dick ist, einen Stoß und frage, ganz bescheiden, ganz klein: Was geht vor? Durchs Bauernfernglas ist nicht viel zu sehen. Noch immer Marokko. Hängt mir zum Hals her-

aus. Da noch was zu holen? Höchst unwahrscheinlich. Ob das braune Ferkelchen, das da Majestät spielt, Christian oder Itzig heißt: wir werden auf diesem Feuer nichts Eßbares kochen. Warum so viele Noten, wenns schließlich doch schlechte Musik giebt? Der neue Muley sollte flink anerkannt werden: wurde nicht. Der Franzos sollte Eins auf den Schnabel kriegen: kriegte es nicht. Und Dein (stets patriotischer) Schwager hat mit seligem Blaustrich den Satz (aus einem englischen Schandblatt wahrscheinlich) angemerkt, worin gesagt war, Deutschland habe mal wieder gebellt, aber nicht gebissen. Niederträchtig; aber wahr? Jedenfalls: Aehnliches war über uns früher nirgends zu lesen. Wer machts? Bülow nicht mein Typ; doch am Ende nicht dümmer als ein Anderer und nach und nach Erfahrung gesammelt. Von Schoen hörte nur, daß weich, aber erträglich. (Händlerfamilie ohne die rechte Tradition. Das rächt sich immer einmal. Schade, daß Köller weg ist. War Einer.) Wer also machts? Wir, vom alten Schlag, sind so gewöhnt, Verdienst und Schuld bei Persönlichkeiten zu suchen, daß wir schon ruhiger wären, wenn wenigstens wüßten, wem zu danken, daß uns bei jedem Spiel der Schwarze Peter in der Hand bleibt. Finanzreform? Böhmische Dörfer. Hier (manchmal muß man, der Noth gehorchend, ja was Spitziges an seinem Tisch begießen) wird mit Eifer nur die Erbschaftsteuer beredet. Laßt Ihr die durch, dann macht Ihr das Landvolk rebellisch. Weiß in Berlin denn Keiner mehr, was es heißt, als Erbe einer verschuldeten Klitsche Geschwister auszahlen zu müssen? In neunzig von hundert Fällen verliert da selbst der Kaiser sein Recht. Und gar fürs Reich! Das schon in besserer Zeit nicht mein Schwarm war und gefälligst selbst sehen mag, wo es bleibt. Wenn eine alte Landpommeranze mitzurathen hätte, ginge es über den Tabak und das Alkoholische her. Das schimpfirt den Charakter unserer Männlichkeit. (Ziehe nur die Mundwinkel aufwärts; daß ich an Herrn Sydows Stelle will, traust mir wohl nicht zu. Uebrigens: mit dem toten Pfarrer oder mit dem lebendigen Bankdirektor verwandt? Mir etwas zu emsig. Schreibt Artikel, macht sich auf Banketten niedlich und wird nächstens vielleicht mit Lichtbildern ins Zeug gehen. Reichsmode, die von alter Preußenherrlichkeit durch Weltenräume getrennt ist.) Rezept offenbar wieder: so lange darüber schwatzen und schwatzen lassen, bis Jeder froh ist, wenn die Geschichte irgendwie ein Ende nimmt. Cela ne rate jamais, sprach Dein Orakel Sarcey. Mit oder ohne Block (bei dem Wort wird mir übel). Sonst? Endloses Gesäure (oder wie schreiben Deine Glaubensgenossen das Wort?) über den Bürgermeister, der irgendwo im Nordwesten auf die Landräthe geschimpft hat, als säßen da „Junker“ und nicht liberale Schreibstubenhocker. Das wird heutzutage in Watte gepackt und Einer, der durchgreifen wollte, in Teufels Küche geschickt. Werdens noch so weit bringen wie die Türken, wo jetzt

ja wohl die Herren Revolutionäre zu bestimmen haben, wer Minister, General, Präsident und Unteroffizier sein darf. Auch eine schöne Gegend. Kein Wunder, daß der schlaue Ferdinand nicht mit in dem großen Wurstkessel schmoren will. Seine forsche Haltung war in der Herbstmonotonie meine einzige Freude. Doch nicht. Eine nähere gabs. Als die Rothen einander bei den Köpfen hatten, jauchzte die alte Seele. Etsch! Einmal hat die Weisheit zweier Germanen doch auf die falsche Karte gesetzt. Meiner giebts nicht zu. Versteht sich. Wie dürfte er? Um die Gottähnlichkeit wärs geschehen. „Das nützt den Leuten nur. Wechsel in der Führung; nach und nach. Also auch andere Strategie und Taktik; aber nicht schlechtere. Wir werdens wieder zu spät merken und dann das Jubelgetriller bereuen. Abwarten und den Thee kühl trinken." Mir mundet er schon. Das will Staat machen? Nee, Liebeken (muß so oft an den Vierten denken, ders auf seine Art auch gut gemeint hat); davon fällt Unsereinem das Herz nicht in die Unnennbaren. Nette Helden, von denen einer den anderen Streber, Schafskopf, Verräther schilt. Paß auf: Das leppert sacht zu Ende. Unsere Leute haben Witterung. Waren Jahre lang (nicht ohne Mitschuld des röthlich strahlenden Landwehrmajors, der sich als Mann des Volkes höllisch interessant vorkam und den Artikel „Gewissen" nicht in seinem Musterkoffer führt) durchaus nicht bombensicher. Woher sonst die rothen Wahlzettel, da der Inspektor ihnen (gegen gutsherrlichen Willen, aber auf den Wink einer dem König noch treuen Dame) doch schwarzweiße in die Hand gesteckt hatte? Jetzt kriecht Keiner mehr auf den Leim. Die Nase voll, sagt Patzke. Ein wahrer Segen. Und die Freude soll ich mir vergällen lassen? Ist bei uns, hélas, längst viel zu selten geworden.

Jammern hilft nicht; macht nur noch unbeliebter, als man ohnehin ist (avis au lecteur). Resignation will gelernt sein; und der Kursus ist nicht billig. Bin so weit. Leider. Seit das Mädel hergeben mußte, ungefähr, als ob nie ein Kind geboren hätte. Was kann ich dem Jungen sein? Eine ferne Mahnung; die leicht lästig werden kann, weil sie an Pflichten erinnert. Er muß seinen Weg selbst suchen; ich kann nur (still für mich; auf diesem Gebiet ist alles Oeffentliche mir besonders verhaßt) beten, daß er ihn finde. Noch ist er ein ganzer Kerl; solltest lesen, wie klug und wie preußisch er mir über den (auch ihm allzu lauten) Zeppelinlärm geschrieben hat. Aber fern; und eben auf seinem Weg. Ist mir gar nichts geblieben als die Ehr' und das greisende Haupt des gedunsenen Stabsjäuglings (dem ich die Flasche abernehmen, nicht geben muß). Hatte mirs anders geträumt, wenn Mutter aus harter Zeit erzählte und ihr Nestheckchen mir ewige Brudertreue schwor. Menschenlos... Unsinn. Schicksal aller Kreatur. Gedeihen Eure Kälber und Fohlen zu kräftigem Wuchs? Dann habt Ihr, armes Vieh, gethan, was von Euch erwartet wurde. Zu Eurem Teil dafür gesorgt, daß es weiter kribbelt und wibbelt.

Wozu der ganze Sums? Auf die Frage giebts für uns keine andere Antwort als für Alles, was kreucht und fleucht, blökt und wiehert. „Lerne Dich abfinden, grauer Kindskopf.“ Brr! Also: damit die Karre läuft, die Erde, statt träg zu liegen, das irgend Mögliche leistet und der König Soldaten hat. Die Moral der Geschichte. Wo bist Du, Sonne, geblieben? Da geht sie unter. Blutroth. Und wenn sie zum letzten Mal mir golden ins Haus schien: Kind und Kindeskind wird sie wärmen. Meine sämmtlichen Werke. Mehr bleibt nicht nach. Der Sinn des Lebens? Wünsche wohl zu schlafen. Nina.

P. S. Unter Opferung zweier Marken und Deines Hochachtungrestes (denn Nachschriften sind ja vom übelsten Uebel) öffne ich den Umschlag wieder. Alle Hauptsachen vergessen. Ists wahr, daß Plessen geht? Reichenau (auch mit deutsch-amerikanischer Frau) Speckys Posten erhält, den S. M. doch Goetzen zugesagt haben sollte? Radolin und Monts abgesägt werden und Kiderlen den Südslaven in Madrid beerbt? Wedels versöhnungsüchtige Manteuffelei (M^me la Comtesse; habe nun mal die Antipathie) einem Reichsfeind den richtig gehenden Rothen Adler verschafft hat? Der Allerhöchste Herr um ein Haar nach Frankreich hineingesaust wäre? In Konstantinopel und Caracas mit hörbarem Ruck danebengehauen wurde? Sieben Fragen hinter der Thür eines Bauernhauses, wo mein Wähnen nicht Frieden fand. U. A. w. g.

Immer noch: Westerland. Michael 1908.

Scheheresad!

Weiter langt mein Orientnamentliches nicht (Suleika ist, halten zu Gnaden, schon etwas abgegriffen); mag auch so ziemlich passen. Zu Opfern bereit, rusée heiß für das Fernste, wenn sichs um einen großen Gegenstand handelt, und von nie verdorrender Phantasie und Beredsamkeit. Noch ein Zug ließe sich hinzufügen: eine gewisse (natürlich höchst ehrbare, aber schwer zu zügelnde) Neigung ins Reich der Eroten. Was soll denn wieder mit der Operettensarmatin gewesen sein? Nicht die blasseste Ahnung. Daß Ausgebuchtetes nie, selbst in den verschollenen Tagen anständiger Aktivität nicht, mein Fall war, könntest wenigstens wissen. Schon dagegen, als Hüften noch halbe Mitgift, das Busenlose an den Ballsaalmauern verblühte und Helmerding sang, die Schlankitude brinae auf den Hund. Seit aschgrauer Zeit (jetzt schneeweiß, mobile Donna) nicht mal mehr mit der Ohrmuschel dans le mouvement. Hast aber durchgesetzt, Einem, der in Züchten gedarbt hat, einen Schwerenötherruf zu machen. Wenn Lotte nicht den klaren Blick des Philosophen hätte, wäre der Zweispänner wohl auf die schiefe Ebene gerathen. Die kennt den Ihren; nähme ihn, wenns nöthig würde, auf ihren Eid. Doch schon zu viel hiervon. Sogar Kapitalverbrechen wären inzwischen verjährt.

Adolfens ergebenster Diener? Allemal Derjenige, welcher (meinte Angelys Parlirer in vormarxischer Zeit); wer die durch Geburt mir Nächste so überselig zu machen verstand, hat mich mit Haut und Haar. Dicke Briefe: Wirthschaft, Horatio. Dürftest frohlocken. Alles Verfängliche, dessen Dividende bald nur noch ein Gleichniß sein wird, ist er ohne Blutverlust losgeworden und das Elektrische bringt Eltern und Braut einen Haufen Goldfädchen ins Nest. Also, bitte: recht freundlich! Bin zwar nicht so „fest“ (der Allumfasser löst die Räthsel des Börsenesperanto) wie mancher Bankwürdenträger, der den Himmel von 1909 voll Geigen sieht; aber ohne Krachfurcht. Für die beiden Uniformirten reichts; auch, lange vorher, für Schlemmstündlein bei Borchardt und Paillard; und wenn Dein Fleisch und Blut wieder nach Kiel will oder muß, kanns im Krupphotel eine Flucht von zwei Zimmer leisten. (Läßt übrigens nach. Soll für halbwegs Verwöhnte diesmal mäßig gewesen sein. Kaum noch ein Witz, der werth ist, den Heumond zu überleben. Als eine auf der Hohenzollern noch nicht wahrgenommene Finanzgröße, diesmal eine echte, Serenissimo vorgeführt wird, brummts in der Höflingschaar: „Nanu? Wen haben sie denn da aufgegabelt? Ich kenne doch all die Wasserjuden!“ Ganze Ausbeute. Geht nicht mehr so recht mit dem Wochenzauber. Tout lasse. Für junges Volk freilich noch immer das Höchste der Gefühle. Kann mir vorstellen, wie Miezens geschwelgt und mit den Marsbewohnern Brüderschaft getrunken haben. Womit ich das Familiäre fürs Erste verlasse. Ungern.

Aber die Sache wills. Weh mir, wenn einen Posten des Wunschzettels übersehen (der leider erst im dritten Monat niederkam). Commençons par le commencement, sagte der albinoblond fettliche Kandidat, der uns französisch kam und aus dessen Stunde ich immer eine pelzige Zunge mitnahm. Ein Ekel. Um ihm nicht gehorsam zu scheinen, fange mit dem Ende an. Mit den Personalen. Ohne Obligo (frage Adolf), versteht sich. Seit fast zehn Wochen fern von Berlin und mit, dem Himmel sei Dank dafür, sehr dünner Post. Delphisch darf man sich in so loser Verpackung nicht geberden. Los die Schwerter! Wechsel an der Spitze des Hauptquartiers wäre nicht unwichtig. Möglich, daß der Chef sich in die Tage zurücksehnt, wo als Soldat was galt; vielleicht noch nicht zu spät. Und die Garde wird ja frei. Wer aber so lange dicht an der Sonne saß, friert schon, wenn er drei Schritt zurück muß. Weißt auch, wie schwer S. M. sich an neue Gesichter gewöhnt. Schließlich Jacke wie Hose: was Ihr ja wohl combination nennt. In allem Militärischen wird Etliches davon abhängen, ob noch länger mit Einem belastet bleiben, der nur mit ausgeblichenem Nimbus die neue Vorlage vertreten könnte. Daß dem afrikanischen Goetzen Washington zugesagt sei, wurde von Leuten behauptet, die sich als brimful of information gaben; nicht eben so zuversichtlich gelobt

(trotz der Tüchtigkeit des Mannes, der in Dar es Salaam nur mehr auf Lackstiefelkultur und Kastenkoder gehalten haben soll, als im Dunstkreis eines Republikaners oder gar Demokraten nützlich sein könnte). Später sickerten die Namen Mumm, Waldthausen, Reichenau durch. Nichts Gewisses weiß man nicht; nur, daß Mancher hinwill und Einer hinkommt. Für Monts habe noch die alte Schwäche. Ein Unberechenbarer, der zu oft über die Schnur haut (die Drohung mit dem österreichischen Corps, das die mailänder Ausstellung eröffnen werde, war nicht zu verschmerzen); aber Persönlichkeit, Feuer, Muth. Wenn die Zeichen nicht trügen, hilft der Versuch, sich vor Tschirschky als traitablen Herrn zu zeigen, ihm nicht in ein neues Amt. Und die „Gesundheitrücksichten" wären hier mehr als façon de parler. Daß und warum Radolin seit den neunundneunzig Tagen einen dicken Stein im Brett hat, weiß Reinettes undämlich politisirendes Hirn. Der Pole hat so viele Stürme und Minenangriffe überstanden, daß man mit dem Nekrolog besonders geduldig sein muß. Was sichtbar kandidirt, wäre nicht besser; und Marschall, der im Haag mit Marianne angebändelt hat, eine Gefahr. Für Radowitz war (Marokkos wegen) Tattenbach vorgeschlagen; Alfonsens franko-britische Vormundschaft sperrte die Pforte zum Agrément. Für immer? Kiderlen wäre für kastilianisches Ceremoniale nicht gerade 1a; aber ein heller Kopf, der sich überall zurecht findet. Nur, prima, der gegebene Erbe fürs Goldene Horn (Orientdezernent; Bukarest; und der Bagdadirade kam nicht zufällig gerade in den Wochen heraus, in denen der Schwabe den Badenser vertrat) und, secundo, wegen seiner spitzen Zunge von Phili, dem verfeindeten Freund, ganz oben denunzirt. (Dank, Traute, daß Den mir erspart hast. Enthaftung, Einzug ins festlich geschmückte Uckermarkschloß: wer das Schämen noch nicht gelernt hat, muß sich beeilen.) Hätte sonst längst eine Botschaft. So leben wir alle Tage. In Madrid könnte (nicht allzu lange) Carlino verschnaufen, der in Wien unhaltbar ist, ohne politische und gesellschaftliche Position, und nicht einmal wußte, welcher Orden dem Reichsrathspräsidenten gebühre. Noch schlimmer als Wedels Adlerirrung. Warum der Deutsche Kaiser im Elsassertheater eine von den Parisern bejubelte Satire auf altdeutsches Wesen sehen mußte: Kloßbrühe ist dagegen klar. Wedel hat sich in Straßburg nicht gut angeraucht. Giebt französische Karten ab, will bis nächsten Donnerstag Herzen gewinnen und enttäuscht die Freunde, die hofften, der General werde den schwachen Diplomaten am Halfterband führen. Staatssekretär Zorn von Bulach (genau vor einem Jahr hats die kressiner Pythia prophezeit) ist ein böser Mißgriff; werden ihn büßen. Ob S. M. wirklich auf französischen Boden wollte, kann „hierorts" nicht nachgeprüft werden; sicher ein Segen, daß es nicht zu so gefährlicher Generalprobe kam. Alles, was auch nur von Weitem auf neue Römerzugneigungen („À Paris!")

hinzudeuten scheint, wirkt heute schädlich. Die Schlucht konnte zum Engpaß werden. Aber zunächst mal weiter im Text der Schwesterepistel.

Konstantinopel. Kennst mein Vorurtheil nicht seit vorgestern. Erstens nicht so hoffnungselig, daß den Islam schon in Anglos marschiren sehe (nach unseren Maurenchamaden gar); zweitens, trotz Hohn aus Pommerland, zu sehr Germane und Christ, um die Sippe als Bundesgenossin zu wünschen. Brächte uns um den Rest des Europäeransehens. Marschall hat Manches klug gedeichselt; im Ganzen aber, wohl nicht auf eigene Faust, falsch spekulirt. Der Sultan kann ihm die Fehimdemüthigung, die selbstherrlich regirende Rebellion den Hang ins Feudalkonservative nicht vergessen. Jungtürkische Adressen, von denen gewispert wird, beweisen dagegen nichts. Abwarten: muß jetzt die Losung sein. Wie er ist, kann der Status da unten nicht bleiben. Leere Kassen. Die Herren Verschwörer glaubten, ungemein schlau zu handeln, als sie dem klein gekriegten Großherrn zunächst mal einen ordentlichen Happen Land abnahmen, der alljährlich Millionen eintragen mußte. Mußte? Abd ul Hamid, der lange voraus sah, daß der Hase eines Tages so laufen werde, hatte die Bodenernte bis 1902 eingesäckelt. Schulden also. Dazu Hunderte, die auf Geheiß der Revolutionäre Amt, Pfründe, Gunst verloren haben, und Tausende, die durch die Brände obdachlos geworden sind. Die Freiheit fängt gut an, sagte der Mann, der aus der vergitterten Zelle im Frühroth auf den luftigen Richtplatz geführt wurde. Bis jetzt wars der Aufstand der Intelligenz; mit kaum je erreichter Geschicklichkeit und Ruhe vorbereitet und organisirt. Wenn die Massen in Bewegung kommen, giebts ein anderes Bild. Welches? Schon wird gemunkelt, die Feuersnoth und der Tod des Kriegsministers bewiesen, daß Allah gegen Verfassung und Jungtürkenthum sei. Yildizleute werben und waffnen im Hafen schlechtes Gesindel. Eine Gegenrevolution ist eher möglich als die Dauer der Nebenregirung, die im Heer alle Zuchtbande lockert und neben den Autokraten (die gelbe Klapperpuppe braucht man fürs Ausland) einen Konvent stellt. Das Magierwort Verfassung bringt bei uns Alles aus dem Häuschen. Khalifat und Konstitution giebt aber nie einen Reim. Rückkehr ins (nicht ganz so hart mehr drückende) Joch oder Pöbelherrschaft, Anarchie, Heiliger Krieg: ein Drittes erblicke ich nicht; eigentlich also nur Eins: denn der Mob würde dem providentiellen Mann den Weg bahnen. Rußland, Persien, Türkei parlamentarisirt. „Tadellos“: heißts beim Frühschoppen. Als ob ein Volk sich der Freiheit freuen könne, wenn seine Einrichtungen seinen Bedürfnissen nicht entsprechen. Wer urtheilen will, muß lange genug hingesehen haben. England wird das nöthige Geld geben (große, vom Rechnunghof zu kontrolirende Geheimfonds wären uns viel nützlicher als Kriegskähne) und sich mit dem Goldhammer das Einflußrohr öffnen. Laß Dir nicht einreden, daß

wir am Bosporus beliebt sind. Kein Bein. Werden beschuldigt, für Lehre und Lieferung zu hohen Preis herausgepreßt zu haben. Neugierig auf die Bulgaren. Koburg hält zusammen; ergo überzeugt, daß Ferdinand (der zu Lenbach sagte, jeder Regirende müsse ein Komoediant sein und für diese Kunst sei er begabter als alle Berufsgenossen) von London mit heimlicher Liebe und rollenden Guinees unterstützt wird. Daß er den Suzerain, dessen Armee aus den Fugen ist, schlagen kann, bezweifeln die Kenner nicht. Ein Nationalistenaufstand, der dem Osmanenreich den alten Glanz und Umfang zurückgewinnen will. Bulgarien macht nicht mit. Wer noch? Summa Summarum: Wir haben unterm Halbmond den Despotismus begünstigt, in seiner Bedrängniß ihm den Rücken gezeigt, Zweifel an unserer Zuverlässigkeit bewirkt und den Briten die Gelegenheit geliefert, Hamid und Aziz „Krügers Nachfolger“ zu nennen, weil die Sultane wie Ohm Paul im Stich gelassen worden seien. Bitter. Sachlich bleibt zu bedenken, daß wir im Orient, im warmen und im kalten, mit monarchischen Regirungen leichter auskommen können als mit der westwärts geneigten Demokratie.

Venezuela sieht lustiger aus. Das Land der unbegrenzten Bluffmöglichkeiten dürfte ein Goldbergerepigone es nennen. Kein Heer, keine Regirung, die fest in der Volksgunst wurzelt: und doch beinahe jede Großmacht schon frech angerempelt. Wer will um so geringen Einsatz das Spiel mit überseeischer Kriegslast auf sich nehmen? Herr Castro, der fast majestätische Präsident, kennt seine Leute. Von Allem, was die Rechtsverletzung ihm einbringt, giebt er den Ministern und Truppenführern, dem ganzen Circulo de los amigos einen ansehnlichen Theil. Die hängen an ihm wie der Fisch an dem Haken, den der Köder verbarg. Ein famoser Kerl. Sohn eines Kordillerenschankwirthes. Commis in einem deutschen Handelshaus. Ein Pronunciamento trug ihn auf die Höhe. Jetzt Präsident, Generalissimus, Alles, was Menschenbegehr. Läßt die Liebe seines Volkes, das er aus eigener Lendenkraft in allerlei fremden Betten (mußt mich pardonniren; zu schön) um sechzig Köpfe vermehrt hat, nicht allzu dicht an sich kommen. Wird von Schwärmen bewacht und schläft auf, zwischen, unter Stahlplatten. Einer, der in seine Welt paßt. Bist ja Soldatenmama. Denke Dir ein Heer, in dem jeder Oberst über Sold und Verpflegungsgelder frei verfügt und vom Senat beschlossene Formationen, wenn sie ihm die Einkunft schmälern, auf dem Papier läßt. Was in Gotha über die venezolanische Streitmacht steht, ähnelt der Wirklichkeit wie Dein Getreuster dem Befreier Brünnhildens. Die netteste Leistung des Kujons ist der Denkstein, den er zur Erinnerung an den Sieg Venezuelas über die deutsche Flotte im Hafen von Maracaybo aufgestellt hat. Zwei deutsche Boote waren abends über die sperrende Barre für die Nacht ins offene Meer hin-

ausgedampft, nachdem sie das Fort zusammengeschossen und die Besatzung in die Flucht getrieben hatten. Im Dunkel kroch die Bande wieder heran, hißte die Venezolanerflagge: und Castros Stein soll die Heldenthat verewigen. Hiebe? Wären leicht aufzuzählen. Die vier modernen Kruppkanonen würden die Landung in La Guaira nicht hindern, deutsche Blaujacken die Gebirgspässe schließlich forciren; und ob man nachher die beiden Regimenter der selben Venezolanerbrigade nicht gegen einander kämpfen sähe, wäre nur eine Trinkgeldfrage. Aber was ist aus dem erschöpften Land zu holen? Keiner will so recht heran. Ueber den dortigen Seckendorff wird sehr geklagt. Immer den Allergnädigsten auf der Lippe. Wie kommt der Typus hoch? Sternburg, der im Anbeten auch recht munter sein konnte, war (vom Generalkonsul) Botschafter geworden, weil er einen Privatbrief Roosevelts nach Berlin geschickt hatte. Der Mann für Washington: schrieb S. M. an den Rand. Einem Gesandten des Kaisers Intimität mit Castro zutrauen? Nicht dem dümmsten. Das Verdienst des (aus der Dragonerlaufbahn gekommenen) Herrn muß im Stillen geblieben sein. Für die Vertretung holländischer Interessen sprach mir kein Grund; mancher dagegen. Dreinfeuern oder den Operettenplunder belachen. Viel ist in diesem Winkel ja nicht zu verpatzen. Aber die Deutschen stöhnen dort laut.

Nun käme die hohe, höchste und allerhöchste Politik an die Reihe. Bitte um Nachsicht! Der schrecklichste der Schrecken ist der Zwang, hundertmal Gesagtes noch einmal herunterzuleiern. Schnell also darüber weg. Das Innere interessirt mich schon lange nicht tiefer. Ein Bischen mehr oder weniger liberal, konservativ, katholisch, protestantisch: gehüpft wie gesprungen. Alle Fehler bei ruhigem Wetter leicht zu repariren. Alles farcimentum, wenn dem Reichshaus Brandgefahr, Hungersnoth, Umzingelung droht. So aber sehe ichs. Kann nicht anders. Was über Finanzen sagst, ist menschenverständig; bitte nur um die Erlaubniß zu zwei Nachträgen. Erstens: soll mit Parteien gemacht werden, die über jede hergehörige Frage verschiedener Meinung sind. Zweitens: Unsere superi (Adolfus ist der letzte Römer) unternehmen und fördern immer nur eine Sache, wollen bei solchem Werk nicht gestört sein und vergessen, daß Eins aufs Andere und Jedes auf Alles zurückwirkt. Was Effekt verspricht, muß erledigt werden; so rasch wie irgend möglich. Dann wird eine neue Walze eingelegt. Zoll, Block, Kolonien, Heer, Flotte, Finanzen. Wenn Gott den Schaden besieht, zeigt sich wieder, que tout est dans tout. Ein Loch in den Strumpfhals gerissen, um in der Zehengegend eins mit dem Faden der selben Nummer zu flinken. Stopf' zu, liebe Lise! Wird deshalb nie auch nur für ein Weilchen fertig. Jetzt sind die Finanzen dran. Wird rechtzeitig bedacht, daß bei der Gelegenheit der ganze Reichskörper lahmannisch behandelt, nicht nur auf Symptome munter loskurirt werden muß? Verkenne

nicht, daß Biersteuer selbst in unzulänglicher Form ein preußischer Erfolg ist; noch im August galt sie als unerreichbar. Muß harten Kampf gekostet haben. Vielleicht steckt in Sydow (mit Kanzel und Geldbank verwandt) mehr, als bis jetzt zu fühlen. Dernburgrenovirung mit Umzug und Selbstbestrahlung kaum noch zu fürchten, seit das Original in seiner Pracht erkannt ist. (Memento: War mal der Held deutscher Nation. Wir bleiben gläubige Kinder.) Ueber die sozialdemokratische Krisis hat Dein Ehegefährte Worte tiefster Weisheit gesprochen. Mir aus der Seele. Bedaure, von Blutsverwandtschaft wegen, daß ihm Recht geben muß; dieser Zankapfel ist zwischen Pallas Ninette und ihrem unwürdigsten Knecht aber schon schrumpelig. Ernst ist an der Sache der physische Zusammenbruch des alten Herrn Bebel; heiter, daß in dem Augenblick, wo sies merkte, die Jugend sich erdreistete und die frische Farbe der Entschließung bekam. Auf der früheren Höhe hätte der August die humorlosen norddeutschen Pathetiker mit einer schmetternden Rede zu einem unstürmbaren Wall zusammengeballt, der Nachwuchs nicht zu mucken gewagt; wie in Dresden, wo die feindlichen Lager schon auf dem selben Fleck waren. Nun klangs hohl und heiser aus der großen Trompete; junge Mannschaft, die Götzenfurcht nicht gelernt hat, rückte vor; der Sieg war errungen. Offener Protest gegen einen Parteitagsbeschluß. Das hats noch nicht gegeben. Jubilate? Keine Ursache. Daß der frostige Marxismus (Volkswirthschaftliches ist Adolfi zweitstärkste Seite) die Engels, Liebknecht, Bebel nicht lange überleben werde, war vorauszusehen. Das Dogma der vom hellen Leben Abgekehrten, die Gottes sterben wollen und im Cirkus noch aus blutiger Brust ihrer „Idee" Triumphlieder singen. Ungefähr Urchristenthumsstimmung. Ein Paulus mußte kommen und die reine Lehre weltläufig machen. Ein Halbdutzend kleiner Paulchen thuts heute auch. Die haben wir nun. Der Reiz der verbotenen Frucht ist hin (nicht bei dem amerikanischen Schnäpschen, das die Lippe der fast Abstinenten so gern schlürfte) und lockt Intellektuelle nur noch selten heran. Hirn und Magen des Industriearbeiters sind (unsere beste Errungenschaft) nicht mehr so leer, daß er stillsitzen und sein Schicksal einer fragwürdigen „Entwickelung" überlassen muß. Staat und Gesellschaft sehen noch recht robust aus; wer sie nur negirt, bleibt in der Kälte, fern von den leckersten Schüsseln. Wieder hat eine apokalyptische Pforte sich aufgethan. Mitarbeit, Eroberung politischer Macht für die Arbeiter: neuste Parole. Bisher eine geklumpte Masse, die man aus der Tagesrechnung schied und die, bei Licht besehen, unschädlich war. Nun eine zu Kompromissen und Eintagsopfern bereite Schaar. Dein Preußeninstinkt merkt den Unterschied; auch wenn nicht an Burns, Jaurès und Briand denkst. Wird erst kitzelig, ma mie. Zum ersten Mal wieder die Möglichkeit wirksamer Opposition. Alle Feudalmächte sollten zittern, nicht jauchzen. Junker und Großindustrie (der die Gewerkschaften bald die Eng-

lische Krankheit einschleppen können). Rothe Minister. Borussien als Versuchsfeld der nouvelles couches. Schauderst? Ist ja der Lauf der Welt, die unter wechselnden Monden nicht immer so bleiben kann, wie die Urväter sie liebten. In Neros Stadt brannten Christenleiber; thronten dann die Nachfolger Petri.

Keine Angst! Bis Dein Michael wieder im Kalender steht, ists nicht so weit; kaum, so lange wir im Licht wandeln. Nur nicht wieder die Lampe unter die Frucht halten; beschleunigt die Reife nicht: höchstens nachher die Fäulniß. Tuberkulinpolitik nannte es unser Fürst, seit Koch bei dem hastigen Tempo entgleist war. (Zeitgemäßer: Zeppelinpolitik. Erinnerst Dich, daß vor Jahresfrist schrieb, der Mann, der sich, unter Hohn, Lustren lang geplagt habe, müsse einen sehr hohen Orden erhalten? Also nicht etwa Feind des Grafen. Seitdem freilich etwas abgekühlt; besonders durch unkleidsame Haltung nach Parsevals Schlappe. Macht hier aber nichts. Frage nur: Mußten die drei Luftschiffe, weils schnell gehen sollte, auf Kommando in schlechte atmosphärische Verhältnisse? Damit das Düpplerschanzenfreudenfeuer noch am selben Abend auflodere? Die Systeme noch unbewährt; Alles im ersten Anfang. Doch gejubelt, gefeiert muß sein.) Um des Himmels willen nicht wieder von der rothen Weltwende reden! So was wird nur im Stillen. Wenn auf Zeitungmenschen Einfluß hätte, würde sie anflehen, den Zwiespalt gar nicht weiter zu erwähnen und namentlich nicht einer Sekte gegen die andere zu helfen. Das Unklügste, was geschehen könnte. Laufen lassen und durch die Finger zusehen. Hoffe, daß auch der Herr Cancellarius sich alle Witze über die Durchlässigkeit des nürnberger Trichters verkneift.

Unsäglichen Marokkoschmerz soll ich, Regina-Reinette, erneuen? Zu langwierig heute. Könnte nur mit den Dokumenten in der Hand beweisen, daß aus einem Fettnäpfchen ins andere getreten sind. Eilt leider nicht So weit, daß die Franzosen unsere Versöhnlichkeit loben. Schoen wieder als Salonzauberkünstler? Kanns, fern vom Schuß, nicht auf Ja oder Nein nehmen. Abd ul Aziz, unser Mann, der auf unantastbarem Gebiet souverain sein sollte, ist weggejagt, von uns zuerst preisgegeben und sein Erbe, trotz unseren Excitatorien, noch nicht anerkannt. Das wäscht kein Regen uns ab. Die Note, die auf das unter franko-spanischer Firma ins Land geschickte Cirkularschreiben antwortet, wahrt das deutsche Gesicht; täuscht aber Keinen, der Augen und Ohren hat. Unser Trumpf stets die Algesirasakte, die eine feindliche Mehrheit durchgedrückt hat; unsere Sorge, daß diese Mehrheit sich wieder gegen uns zusammenfindet. Kannst nichts machen, Königliche Hoheit. Und das Streben, en détail herauszuschinden, was en gros nicht zu haben war, ärgert den Westen mehr, als die Geschichte noch werth ist. Die alte Wunde schmerzt wieder. Zwei Sprachrohre, aus denen verschiedene Tonart klingt. Von Beispielen wimmelts. War nie für die Politik des Herrn Rosen (wird für den tüchtigen Stemrich, der Berlin satt haben soll, kandidirt) und hielt mir die

Nase vor den joli pot de roses zu, den er damals nach Paris brachte. Auch eine klarer vorbedachte Aktion wäre aber gefährdet worden, wenn im selben Augenblick S. M. sich an die Westgrenze gestellt und, in bester Absicht, versteht sich, über die Vogesen gerufen hätte: „Seid nur hübsch ruhig, Franzosen; ich bürge Euch für den Frieden; und was Ihr während meiner Abwesenheit aus Berlin hört, ist verhallender Wortschall.“ So ist die colmarer Rede verstanden worden. Ohne die wärs immerhin vielleicht glatter gegangen. In irgendeinem Stadium giebt ein unerwarteter kaiserlicher Eingriff jeder diplomatischen Aktion einen Knick. Dann kommt Bülow mit dem heißen Bügeleisen und fängt zu plätten an. („Die Waschfrau in der Tüte.“ Alles da. Besonders brauchbar für internationale Kongresse und andere Muster ohne Werth.) Dann sagen sie draußen: Zickzackpolitik; und finden, mit dem Kaiser lasse sich viel besser leben als mit dem Kanzler. Ahnt der Glücksgünstling in Norderney diese Gefahr nicht? Die ärgste, die er zu fürchten hat. Kann aber auf die Presse rechnen (nach dem Gartenfest und der Hymne vielleicht für ein paar Wochen auch auf die ausländische); die lobt, was der Tag bringt: zuerst den Rosenstrauß und gleich danach die Kaiserrede, die ihn entblättert. Alles nicht sehr seriös. Doch die Nation ist bescheiden geworden. Wie, nach dem letzten Krach, das Börsenvolk, dessen Söhne einander fragten, ob sie schon in ihre neuen Vermögensverhältnisse gewöhnt seien. Wir sinds. Ein Drittel des Besitzstandes verloren (mindestens); und eben so geräuschlos wie im Effektentempel. Wir wollen nicht haben, was schon eingebüßt ist. Daß selbst Oesterreichs Doppelaar in neuer Hoffnung die Fänge wetzt. Lasest, was Lord Brattey über das Rüstungfieber sagte? Da zieht was herauf. Toujours en vedette bleiben, Majorin Domus! Das Allerwichtigste, morgen wie gestern, daß die Nachbarschaft uns zutraut, wir würden im Drang das Schwert ziehen. Wenn sie davor nicht mehr Angst haben, können wir die alte Glorie einkamphern. Tapfere oder furchtsame Politik: Das allein ist jetzt die Reichslebensfrage.

Alles Persönliche mündlich. Noch vor Allerheiligen, hoffe ich. Mein letzter Inseltag naht; und die heroische Landschaft hat mich wieder ganz. Sturm, Sonne, Regen: ein Märchenreich und der treuste Spiegel nordgermanischer Seele. Wie von Mondgebirgen erlebt man die Sonnenuntergänge. Die Schönheit des Gluthballes ist schon banal. Aber eine gelb leuchtende Wolkenwüste, dicke Strahlsträhnen wie von einem Riesenscheinwerfer, ein Gefolge von Rosawölkchen, die sich in Hochzeitersehnsucht zu umschlingen scheinen und fortglänzen, wenn die Lichtspenderin wärmend zu anderen Welten eilt ... Und eine Frau, eine Mutter, fragt nach dem Sinn des Lebens? Hast ihn nie verkannt. Auch die Nächsten niemals. Alte Menschen! Die lassen einander nicht mehr. Nicht mal, wenn sie so schlecht behandelt werden wie Dein

Moritz.

❦

Ein Künstlerbuch.

Leute vom Fach werden immer Etwas zu sagen haben. Nicht immer das Entscheidende. Das wird davon abhängen, wie der Schreiber als Künstler zur Sache steht. Entscheidende Dinge sind bisher immer nur von großen Künstlern gesagt worden. Fromentin und Stevenson machen keine Ausnahme. Ihre Bücher sind amusant und in einer Zeit des Ueberflusses an Literatur von Unberufenen starke Blender. Es genügte, daß sie das Wesentliche streiften, um für Dokumente gehalten zu werden. Doch verschweigen sie nicht die Klasse ihrer Autoren; und es ist im Grunde die selbe belanglose Geschicklichkeit, die den Schriften wie den Bildern das Ziel setzt. Nun ist ein neues Buch dazugekommen; von einem Maler über einen Maler. Er heißt Erich Klossowski; des Buches Titel ist „Daumier“ (bei Piper in München). Das Buch ist ausgezeichnet. Man weiß bisher in Deutschland nicht viel von Daumier und nach Géricault und Delacroix wäre eine Ausstellung des Don Quijote-Malers wohl am Platze. Er gilt als Karikaturist; es giebt in Berlin und auch sonst in Deutschland gute Sammlungen seiner Blätter. Von Bildern fehlt außerhalb der Nationalgalerie jede Spur und das Werk der Galerie fordert die Ergänzung durch ein reiches Pendant. Neben Delacroix und Corot wäre, so weit die französische Kunst in Betracht kommt, nichts dringender zu wünschen.

Klossowskis Buch legitimirt solche Wünsche. Es zeigt den großen Maler Daumier, den universellen Künstler. Der Historiker wird ein Wenig enttäuscht sein. Das Buch ist an Daten arm und der Autor hat unterlassen, einen Einblick in Daumiers Entwickelung zu geben; hat sich sogar zu einer Eintheilung nach Motiven entschlossen, die auf den ersten Blick Verdacht erweckt. Aber die Schuld trifft Daumier, nicht seinen Biographen. Ich bin noch mehr als Klossowski von der Unmöglichkeit überzeugt, das Wachsthum des Merkwürdigen darzulegen; nicht, weil es fehlt, sondern, weil es sich zu wenig in sichtbaren Zeichen äußert. Aehnlich wie bei Marées, an den man beim Durchblättern der vielen Illustrationen zuweilen erinnert wird, läuft die Entwickelung auf langen Strecken unterirdisch, verschwindet in einem Berg von unentwindbaren Schicksalen und kommt jenseits, an unerwarteter Stelle, wieder zum Vorschein, so verändert oder auch wieder so unverändert, daß dem Hinweis die plastischen Argumente fehlen müssen. Klossowski zeigt die Umrisse der Gestalt, dann einzelne besonders bezeichnende Bilder, unter denen das „Drama“ als Hauptwerk im Mittelpunkt steht, dann den romantischen Daumier, der Géricault auf einem höheren Niveau fortsetzte, dann den Schöpfer der Don Quijote-Legende in der Malerei. In dem Kapitel „Pariser Visionen“ zeigt Klossowski, wie Daumier „mit dem Pinsel philosophirt“. Er versagt sich nicht ein paar prachtvolle Interpretationen der Gerichtsszenen, des „Advokatenduells“, des „Défenseur de la veuve“, aber bleibt seinem Meister treu, indem er solche Auslegungen nie zum Selbstzweck werden läßt, sondern ihren Impuls nur

zur stärkeren Betonung des rein Bildnerischen benutzt. Der Leser genießt diese Exkursionen ins Poetische wie Ruhepunkte, um sich zur stärkeren Erfassung des Problems zu erholen, und bleibt doch, dank einem seltenen Gefühl für Empfindungsvaleurs, im Bereich der selben Betrachtung. Der Takt ist mir des Buches tiefste Gabe. Er übertrifft noch das aus langjähriger Vertrautheit mit dem Meister gewonnene Wissen und den Fleiß in der Zusammenstellung des annähernd vollständigen Katalogs. Takt in der Oekonomie der Mittel, der Daumiers Stärke war. Man spürt in den vorsichtig gewählten Worten den Maler; ich meine den Künstler, nicht den Oberflächenanalytiker, der uns in Stevensons Kritik verstimmt. Keine sehr starken, hinstellenden Sätze. Dafür ist des Malers Verehrung von zu zarter Pietät. Und deshalb ist das Buch vielleicht noch nicht das allerletzte Wort über den Meister, dessen wirksame Existenz jetzt erst beginnt. Aber (was mehr sein kann) das Diktum einer Generation, für die Daumier ein Beginn ist. Man liest in dem Buch die Empfindungen der Künstler, die heute dreißig Jahre alt sind. Der Enthusiasmus sagt eben so viel von ihnen wie von dem Gegenstand der Begeisterung. Das Streben, nicht gemein zu werden (oder ist es die Skepsis einer artistischen Weltanschauung?), meidet geflissentlich den stärksten Ausdruck des Gedankens. Das paßt merkwürdig gut für die verschwiegensten Seiten des Advokatenmalers. Dieser Daumier, den seine Zeit für einen Tendenzkünstler, einen Volksredner, einen Kämpfer neben den Künsten nahm, war seiner Epoche reinster Artist, dachte noch weniger als Delacroix, viel weniger als irgendeiner der Freien von Fontainebleau an Zweck und Nutzen des Bildes, war sein einziger Betrachter und begnügte sich, die eigene Seele mit Kunst zu durchtränken. Bis zu Cézanne hat sich Niemand weniger gefragt, für wen oder was seine Malerei da war. Die Begeisterung über solche Reinheit der Triebe ist mit der Verehrung der jungen Künstler Frankreichs eng verknüpft. Sie steht auch in Klossowskis Buch zwischen den Zeilen. „Seine Wirkung als ganze Erscheinung ist mehr moralisch geblieben," heißt es am Schluß. „Seine tiefste Wirkung ist vielleicht der Zukunft vorbehalten. Diese Kunst, die, von keinem Zweck getragen, von keinem Bedürfniß umworben, sich in der Einsamkeit erfüllte, gleich einem im Verborgenen sprudelnden Brunnen, dessen Wasser verjüngende Kräfte des Lebens bewahren." Im Bewußtsein bleibt der leise Wunsch übrig, zu erfahren, wie weit die moralische Wirkung geht; der Zweifel, ob wirklich der Maler möglich gewesen wäre ohne den Positivismus des Satirikers; die Frage, ob da nicht ein Ausgleich stattfand und ob die heutige Generation, der die Zuckungen überzüchteten Selbstgefühls die Muße zu ordentlichen Bildern schmälern, nicht zu voreilig die moralische Seite jenes Ausgleichs außer Acht läßt. Der Autor, der nur widerwillig den Pinsel mit der Feder vertauscht, giebt uns vielleicht als Maler Antwort.

Julius Meier-Graefe.

Genie oder Uebermensch.

Darwin neben Goethe setzen,
Heißt die Majestät verletzen,
Majestatem genii!

Alles Popularisiren birgt in sich die Gefahr des Vulgarisirens. Dadurch aber kommt es leicht dazu, die sachliche Weiterentwickelung und naturgemäße Kristallisation einer Idee zu hemmen, ohne durch deren Verbreitung und Verbreiterung wesentliche Vortheile zu bieten. Was hilft es, daß ein charakteristisches Wort wie „der Uebermensch" in Aller Mund geräth, wenn es dadurch sein geistiges Gepräge einbüßt?

Mag der Industrielle beim Uebermenschen an eine brutale Energie denken, die sich, ledig jedes Gewissenszwanges, über das Niveau der bürgerlichen Geschäftsbethätigung erhebt; der literarisch und historisch Gebildete sich Etwas wie eine Addition von Goethe und Napoleon vorstellen: so ist damit der Sinn der nietzschischen Lehre eben so wenig in ihrem Kern getroffen wie durch die naturwissenschaftliche Auffassung des Uebermenschen als Vertreters einer künftigen Ueberart in darwinistischem Sinn. Aber auch dort, wo man solche willkürliche Auslegungen bekämpft, weil man tiefer in das Verständniß des einsamen Philosophen eingedrungen ist, fehlt es an einer resoluten Antwort auf die Frage: Was verstand Nietzsche unter dem Uebermenschen?

Die Schwester und Biographin Nietzsches schreibt: „Das Wort Uebermensch erscheint mir nur als ein zusammenfassender Ausdruck für den höchstgearteten und stärksten Menschen, als eine Bezeichnung für Wesen, die uns das Dasein rechtfertigen." Also ein Superlativ. Eine Erklärung, die uns die unterscheidende Gegensätzlichkeit zum Begriff Mensch vermissen läßt. Für Peter Gast ist der Uebermensch ein Symbol, das für verschiedene Menschen verschiedene Deutungen zuläßt; für Oskar Ewald dagegen kein Symbol, sondern eine Emanation. Aber auch Ewald gelangt, obwohl er den Sinn des Uebermenschen im historischen Menschen, der Vergangenheit und Zukunft verbindet, zu finden glaubt, zu dem Verlegenheitausspruch: „Der Uebermensch ist bei Nietzsche selber nicht Eins, sondern ein schillerndes Allerlei, nicht klar abgehoben, sondern buntfarbig und polyphon. Der ostelbische Junker, der Franzose des ancien régime, Napoleon, Goethe, Cesare Borgia, der hellenische Philosoph und der römische Caesar streiten um den gleichen Anspruch." Vielleicht liegt die Schuld an dieser Undeutlichkeit eines „schillernden Allerlei" weniger bei Nietzsche als bei seinen Interpreten.

Um zunächst den Spuren der Entstehung nachzugehen, dürfen wir uns nicht auf Nietzsches unmittelbare Aussprüche über den Uebermenschen beschränken, sondern müssen den Gedankengang verfolgen, auf dem sich ihm allmählich das

Bedürfniß nach einer Bezeichnung einstellte, die aus dem gewohnten Wortschatz nicht zu decken war und ihn zum Uebermenschen gelangen ließ. Kommen wir so zu einer Vorstellung, die durch kein anderes Wort erschöpft würde, dann (aber auch nur dann) dürfen wir unsere Aufgabe als bewältigt betrachten.

Den Ausgangspunkt bildet der Mensch als ethischer Begriff. Mit dem Namen der Menschlichkeit, so weit er zur Hervorhebung des Hohen, Eigenartigen unseres Wesens im Denken und Fühlen diente, verbanden sich christliche Werthschätzungen, so daß „Humanität" in einen schroffen Gegensatz zur Natur gerieth. Hiergegen hat Nietzsche schon früh Stellung genommen. Seine griechischen Studien hatten ihn mit der Erkenntniß erfüllt, daß der Mensch in seinen höchsten und edelsten Kräften ganz Natur ist und ihren unheimlichen Doppelcharakter an sich trägt. Schon im baseler Kolleg lehrte er über den Menschen: „Seine furchtbaren und als unmenschlich geltenden Befähigungen sind vielleicht sogar der fruchtbare Boden, aus dem allein alle Humanität in Regungen, Thaten und Werken hervorwachsen kann." Damals genügte es ihm, zwischen antiker und moderner Humanität zu unterscheiden. Er nannte die Griechen die humansten Menschen der alten Zeit, trotz ihrem Zug von Grausamkeit und tigerhafter Vernichtunglust, und fand, daß dieser Zug uns in Schrecken setzen müsse, wenn wir ihnen mit dem weiblichen Begriff der modernen Humanität entgegenkommen. Diese moderne Humanität, die nicht verstehen will, daß es keine wahrhaft schöne Fläche ohne eine schreckliche Tiefe giebt, galt es, durch eine deutsche Wiedergeburt der antiken Welt zu überwinden. Den berufenen Führer beim Kampf um diese Wandlung, die darauf ausgehen mußte, die künstlerische Lebensauffassung an die Stelle der Moral zu setzen, sah Nietzsche im Genie. Hinweg mit dem stumpfen Widerstand der Welt gegen ihre Erzieher auf kulturellem Gebiet, auf daß der deutsche Genius nicht länger entwürdigt und entfremdet von Haus und Heimath lebe! So ungefähr lautete damals sein Wahlspruch.

Nietzsches so lebhaft hervorquellende Begeisterung und Propaganda für Wagner und Schopenhauer hatte ihren Ursprung in dieser Hochschätzung des Genius und seiner Aufgabe. Nicht umgekehrt wars. Damals erwartete er Wunder von Bayreuth. Von hier sollte die Erneuerung der Kultur durch die Wiedergeburt der Tragoedie ihren Ausgang nehmen. Aber es kam anders. Er sah auf dem Hügel von Bayreuth ein Publikum versammelt, das in der Erfüllung hochgespannter theatralischer Erwartungen schwelgte, aber durchaus nicht gekommen war, um sich von der schwächlichen Verlogenheit der modernen Civilisation loszusagen und die Morgenweihe am Tage des Kampfes zu empfangen. Nietzsche war enttäuscht; und zu seinem Schmerz und Schrecken theilte Wagner diese Enttäuschung nicht. Das war entscheidend. Das schied ihn von Bayreuth und Wagner. Von nun an sehen wir ihn eine streng feindliche Stellung

nehmen gegen Alles, was mit den bestehenden Verhältnissen paktirt. Also auch gegen die Kunst. Zunächst gegen die Kunst des Theaters, die des Volkes bedarf, weil ihre Wirksamkeit der Massen bedarf.

Stand bisher das Genie, über alle Menschen hinausragend, als ideale Erfüllung in der Perspektive seines Bildes der Zukunft, so erfährt diese allerhöchste Schätzung nun einen Umschlag. Was die Welt Genie nennt, erscheint Nietzsche mit einem Mal als Karikatur. Schmerzlicher noch als die körperliche und geistige Krüppelhaftigkeit in der Welt empfindet er die Disharmonie im Wesen der Größten. Er nennt sie Krüppel, die an Allem zu wenig und an Einem zu viel haben. Er erzählt: Ich sah ein Ohr so groß wie ein Mensch! „Wahrhaftig: das große Ohr saß auf einem kleinen, dünnen Stiel; der Stiel aber war ein Mensch!" Auch bei den Ersten und Größten findet er „Menschliches, Allzumenschliches", das es nicht zu reformiren, sondern zu überwinden gilt. Glaubte er ehemals, als Anhänger Wagners, an die unbedingte Macht der Leidenschaft, so folgte nun, nach dieser hohen Schätzung des Dionysischen mit der Verherrlichung der nächtlichen Tiefe im Wesen der Menschen, die Lobpreisung Apolls. Damit beginnt eine neue Epoche in Nietzsches Lebensanschauung. Durch die „Morgenröthe" mit ihren unausgesprochenen Gedanken angekündet, steigt die „Fröhliche Wissenschaft" auf, Sonnenhelle verbreitend, damit wir lernen, an den ganzen Olymp des Scheines zu glauben und das Ekstatische in uns zu unterwerfen.

Wir Kinder der Zukunft, ruft er um jene Zeit aus, wie vermöchten wir in diesem Heute zu Haus zu sein! Wir sind keine Humanitarier! Wir reden nicht von unserer Liebe zur Menschheit! Die verlogene Rassen-Selbstbewunderung, die besonders in Deutschland Ideale verengt, ist ihm ein Gräuel und er hält ihr zunächst das Wort entgegen: „Wir guten Europäer!" Eine Ehrenbezeichnung für uns verpflichtete Erben von Jahrtausenden, aber kein letztes Ziel. Denn auch „Europa" bedeutet noch eine Summe von kommandirenden alten Werthurtheilen, die uns in Fleisch und Blut übergegangen sind und einer Höherentwickelung widerstreben. Und so unterscheidet er auch noch von diesen kosmopolitischen Europäern in abhebendem und ehrendem Sinn: Heimathlose, gleichsam als zweite Stufe seiner Aszendenzlehre. Heimathlose sind ihm solche Kultur-Individuen, die sich nicht nur jenseits von Gut und Böse stellen, sondern auch sich bewußt abwenden von dem Verlangen nach einem menschlichen, mildesten, rechtlichen Zeitalter, weil sie in diesem Verlangen den Ausdruck der tiefen Schwächung und absinkenden Kraft sehen. Diese Heimathlosen müssen, wenn sie ihre Lebensaufgabe richtig erkennen, sich nicht nur als Freigiebige und Reiche des Geistes fühlen, sondern als Eroberer. Denn nur dann haben sie ein Recht, sich als heimathlos, als nicht mehr zugehörig zu dieser humanitären Welt zu betrachten, wenn in ihnen das Verlangen lebt „nach einer Verstärkung und Erhöhung des Typus Mensch."

Wer entspricht dem Ideal dieser unzeitgemäßen heimathlosen Nicht-Humanitarier? Das Genie? Seine erkannte Disharmonie heißt uns Nein sagen. Die Weisen? Nietzsches plötzliche Verherrlichung der Wissenschaft scheint auf sie hinführen zu wollen. Nein: auch sie haben des Volkes Karren gezogen, dem Aberglauben und nicht der Wahrheit gedient Ist es vielleicht nur der Unglaube, jede Art Unglaubens, wofür die Heimathlosen kämpfen? Das wißt Ihr besser, meine Freunde, antwortet Nietzsche. Das verborgene Ja in Euch ist stärker als alle Neins und Vielleichts, an denen Ihr mit Eurer Zeit krank seid; und wenn Ihr aufs Meer müßt, Ihr Auswanderer, so zwingt dazu auch Euch ein Glaube. Diese Sätze stammen aus einer Zeit, da Nietzsche für das fernste und höchste Ziel noch nicht das Wort gefunden hatte, sondern um einen Namen verlegen war. Dagegen wird uns der Weg zu diesem neuen Ideal deutlich gewiesen: Aufhebung alles Dessen, was der natürlichen Entwickelung der menschlichen Fähigkeiten entgegenstrebt, und Ablösung des Zufalls durch eine Zusammenfassung aller Kräfte zu diesem neuen Zweck. Das feminine Ideal der modernen Humanität und Mitleidsmoral ist dieser größten Erhöhung des Kraftbewußtseins, diesem freudig bejahenden männlichen Ideal entgegengesetzt. Die Fürsorge der Humanität ist nicht der Höherentwickelung als solcher gewidmet, die immer nur in seltenen Einzelnen gipfeln könnte, sondern ihre Fürsorge dient an erster Stelle dem Glückseligkeitstreben der Allgemeinheit, das immer eine negative Fassung voraussetzt. Die Aspirationen der Kunst mit ihrem Theaterschrei der Leidenschaft zielen nach dem Verschrobenen; die Philosophie will Selbstentfremdung. Dieser Weg der modernen Humanität führt daher nicht an ein Ziel, auf dem der Mensch über sich selbst hinauswächst, sondern zum resignirten, aus Klugheit friedsamen und mäßigen, aller Umgebung anpassungfähigen behäbigen „letzten Menschen", der lange und langsam lebt. Also zu einem Ende ohne Ehre.

Diesem Niedergang gegenüber fordert Nietzsche, daß der Mensch wieder den Pfeil seiner Sehnsucht über den Menschen hinaussende, daß er weniger ans Erhalten und Hegen denke, sondern daran, den Keim seiner höchsten Hoffnungen zu pflegen, geleitet von der Erkenntniß: der Mensch ist Etwas, das überwunden werden muß. Das Wesen alles Geschehens war für Nietzsche nicht „Wille zum Leben" (Schopenhauer), sondern Wille zur Steigerung des Lebens; nicht „Kampf ums Dasein" (Darwin), sondern Kampf um höheres, stärkeres Dasein; nicht „Trieb zur Selbsterhaltung" (Spinoza), sondern Trieb zum Selbstzuwachs. Und auch das Prinzip „Liebe und Streit" des Empedokles steigerte sich für ihn zum Wettkampf um Sieg und Uebermacht. Dabei lag ihm die fanatische Entfesselung einer sich selbst überstürzenden, Jedermann mit fortreißenden Bewegung fern; das Tempo der Griechen erschien ihm bewunderswürdig, weil es ohne Hast war. Er war mit Darwins Lehre schon vertraut,

als Rütimeyer gegen Haeckel auftrat; aber er erklärte, jedes Mißverständniß ausschließend: „Meine Vorfahren sind Heraklit, Empedokles, Spinoza, Goethe."

Die Wegrichtung zur Höherzüchtung der Menschheit ist von Nietzsche deutlich gewiesen. Aber auch die Frage, wie wir uns praktisch die Aufgabe jener als heimathlos bezeichneten Nicht-Humanitarier zu denken haben, bereitet uns keine Schwierigkeit. Ihr kultureller Beruf ist die Gründung einer Oligarchie über den Völkern und ihren Interessen. Also eine Oligarchie der höheren Menschen, die wir uns jedoch nicht im Sinn unserer bestehenden politischen Verhältnisse auszulegen haben.

Verlangte Nietzsche schon vom guten Europäer, daß ihn die Tapferkeit von Kopf und Herz auszeichne, so erwartet er vom höheren Mennschen, daß die erlangte Männlichkeit ihn das größte Maß von Macht über die Dinge anstreben lasse. Alles aus innerster Fülle und Nothwendigkeit. An die Stelle des alten Imperativs „Du sollst" hatte ein neuer zu treten: das „Ich muß" des Uebermächtigen, Schaffenden. Dieser Instinkt ist nicht blind gedacht, sondern alles Thun soll Sinn bekommen. Er ist nicht zügellos gedacht, denn der Befehlende soll seine Kräfte in der Gewalt haben. Aber er ist auch nicht nachgiebig gedacht; denn der Schaffende der neuen Werthe darf humanitären Anwandlungen nicht unterliegen. Die Herrscher-Tugend, die Züchter-Tugend ist die, welche auch über ihr Mitleiden Herr wird, um des fernen Zieles willen.

Schon wenn wir auf diese Weise auseinanderliegende Gedanken Nietzsches übersichtlich aneinanderreihen, werden wir uns bewußt, daß wir in den Bereich eines neuen männlichen Ideals eingedrungen sind. Wir vergessen, nach dem „Glück" zu fragen; denn uns genügt die Ueberzeugung: eine ungeheure Kraft im Menschen und in der Menschheit will sich ausleben. Zahl und Mächtigkeit dieser Kraftentladungen bestimmt den Werth eines Lebendigen. Wir haben uns diese Kraft nicht homophon zu denken; denn der Mensch hat gegensätzliche Triebe und Impulse in sich großgezüchtet. Wir erkennen mächtig gegen einander treibende Instinkte und wir nennen Den stark, der sie gebändigt umspannt. Der höchste Mensch wiederum ist uns Einer, der die größte Vielheit der Triebe und in relativ größter Stärke in sich vereinigt. Vermöge dieser Synthesis ist er der Herr der Erde.

Nur diese Art gesetzgeberischer Menschen ist zur typischen Ausgestaltung der Menschen berufen. Sie sind die Bildner; und der Rest ist, gegen sie gehalten, nur Thon. Wer die Werthe bestimmt und die auserwähltesten Naturen lenkt, ist der höchste Mensch. Dieses Idealbild einer anzustrebenden Zukunft, dieser über alle Forderungen eines menschlichen, mildesten, rechtlichsten Zeitalters, über alle moderne Humanität hinausgewachsene Herr der Erde, der neue Werthe nicht nur findet und schafft, sondern vermöge seiner Stärke und Größe zum Gesetz erhebt, ist der Uebermensch.

Der Uebermensch ist das Genie, das an keiner Disharmonie leidet, der Weise, der keine Selbstentfremdung kennt, der Seher, der in keinen Fanatismus verfällt, also ein Mensch, der, trotz seiner intuitiven Kraft, trotz seiner höchsten Erkenntniß, trotz seinen ethischen Zielen, trotz seinem Intellektualismus, ein harmonischer Vollmensch bleibt. Nicht schwer, sondern leicht; denn auch das Halkyonische ist als wesentlich zu dieser Größe gedacht.

Dem Uebermenschen ist alles Wissen nur ein Mittel zum Schaffen. Aber auch den Affekt des Schaffenden müssen wir uns als auf die Höhe gebracht denken. „Nicht mehr Marmor behauen!“ ruft Nietzsche. Der Uebermensch gestaltet am Menschen selbst als Künstler.

Kein humanistisches Zeitalter kann auf die Hervorbringung dieser höchsten Blüthe der Männlichkeit hoffen, sondern nur eine höhere Kultur, die einen höheren Typus Mensch entwickelt hat. Freilich: Erhöhung des Typus bedeutet zunächst Erhöhung des Niveau. Aber darüber hinaus giebt es noch eine letzte Steigerung: die Hervorbringung seltener Einzelner, unter Kulturverhältnissen, in denen sie sich einzuwurzeln vermögen. Erst wenn wir uns dieser Aszendenz bewußt sind, verstehen wir, in welchem Sinn Nietzsche verkündete: Seht, ich lehre Euch den Uebermenschen!

Steht das Genie im schärfsten Antagonismus zur Unkultur seiner Zeit und deren Tendenzen, so haben wir im Gegensatz hierzu den Uebermenschen in seiner harmonischen Synthesis, bei aller Spontaneität und aller Gegenwirkung im Einzelnen, als naturgerechtes Produkt einer zukünftigen erhöhten Kultur zu denken. Im Uebermenschen vereinigen sich harmonisch individuelle und kommunistische Kräfte: die kommunistischen Kräfte einer zukünftigen Herrscherkaste. Hier liegt das Neue in der Vorstellung Nietzsches gegenüber dem Genie- und Heroenkult früherer Zeiten. Und hier liegt vor Allem auch ein Vorzug, den die Nietzschebekenner so wenig beachten: der, daß ihr Meister nicht im Individualismus stecken blieb.

Ich hoffe, es ist mir gelungen, so weit Das bei einem Idealbild überhaupt möglich ist, eine faßbare Vorstellung vom Uebermenschen zu geben. Darauf kam es an. Denn die Gefahr des Mißverstehens liegt viel weniger da, wo der Uebermensch allzu konkret in darwinistischem Sinn aufgefaßt wird, als in der Verflüchtigung jeder definirbaren Vorstellung überhaupt. So, wenn Georg Simmel lehrt: „Der Uebermensch ist nicht ein fixirtes Endziel, das der Entwickelung ihren Sinn gäbe, sondern der Ausdruck dafür, daß es keines solchen bedarf.“ Daß der Uebermensch nicht als eine nach dem Prinzip der biologischen Auslese im Kampf ums Dasein herangezüchteten Ueberart in der Zukunft zu suchen ist, sondern daß Nietzsche die psychologische Empfänglichkeit als Voraussetzung des Uebermenschen ansieht, wurde nur vereinzelt verkannt. Diese Verkennung wurde am Schärfsten von Ewald hervorgehoben und be-

kämpft. Dagegen hat aber auch gerade Ewald den Versuch, zu einer deutlichen Vorstellung zu gelangen, aufgegeben, durch die Behauptung, der Uebermensch sein nur eine Potenz im Menschen. „Der Uebermensch außer uns ist blos eine Negation und kein Gewinn. Der Uebermensch in uns ist zugleich das Objekt und das Subjekt aller Ethik.“ Dieser Ausspruch Ewalds bedeutet eine Bankeroterklärung nach verschiedenen vergeblichen Versuchen, zu einer faßbaren Vorstellung zu gelangen.

Nein, der Uebermensch ist für Nietzsche nicht „nur ein Mahnruf“, nicht nur die unendliche Möglichkeit einer Entwickelung oder ein Postulat in Permanenz, sondern ein ethisches Ideal. Ein Ideal, das, wie jedes, als Phantasieerzeugniß uns voranschwebt. Nichts, das zwischen Thür und Angel steht, aber auch nichts, das die Ziellosigkeit zum Ziel erhebt und gleichsam die Unendlichkeit der Entwickelung begrifflich objektivirt, sondern ein Bild, das unserer Vorstellungskraft auf einer bestimmbaren Kulturstufe als realisirbar gilt. Sagt doch Nietzsche ausdrücklich: „Der Uebermensch ist unsere nächste Stufe.“

Alle Kulturverfeinerung auf Kosten der Triebkräfte, wie sie unsere humane Ethik anstrebt, hat immer nur die Vervollkommnung unseres Intellekts im Auge; dagegen tritt Nietzsche in seiner Vorstellung des höheren Menschen mit größter Bestimmtheit für die Harmonie zwischen Geist und Leib ein. Sein Uebermensch ist das Ideal einer starken Erscheinung. Ein principe uomo. „Den Menschen über sich hinaussteigern, gleich den Griechen, nicht unleibliche Phantasmata. Die körperliche Stärke soll auf der Seite des größten Gedankens sein; so lange muß Krieg sein zwischen den verschiedenen Gedanken! Der höhere Geist, an einen schwächlichen, nervösen Charakter gebunden, ist zu beseitigen. Ziel: Höherbildung des ganzen Leibes und nicht nur des Gehirns!“ Das sind goldene Worte aus den Entwürfen zum Zarathustra, die uns den Kern seiner Lehre enthüllen.

War dieser höherwerthige Typus noch niemals da? Gewiß, oft genug schon, spricht Nietzsche; aber als ein Glücksfall, als eine Ausnahme, nicht als gewollt. Man hat ihn als das Furchtbare empfunden und aus der Furcht den umgekehrten Typus gezüchtet: „das Hausthier, das Heerdenthier, das kranke Thier Mensch, den Christ.“ Nietzsche aber war schon früh überzeugt, daß man durch glückliche Erfindungen das große Individuum noch ganz anders und höher erziehen könne, als es bis jetzt durch die Zufälle erzogen wurde. Er verkannte durchaus nicht, daß die Menschheit heute eine ungeheure Kraft moralischer Gefühle in sich hat; aber immer mehr verschärfte sich seine Erkenntniß dahin, daß ihr das Ziel fehle, an dem alle Kraft verwendet werden könnte.

Wo liegt dieses Ziel? Im Gegensatz zu dem Amerikaner Draper, der verkündete, große Menschen könne, ja, dürfe es nicht mehr geben, blieb Nietzsche bei der früh ausgesprochenen Ueberzeugung: „Das Ziel der Menschheit liegt in ihren höchsten Exemplaren.“ Er ging später so weit, die Möglichkeit der

Erzeugung einzelner großer Menschen als eigentliche Aufgabe der Menschheit zu bezeichnen. „Dies und nichts Anderes sonst!“ Können wir da noch einen Augenblick im Zweifel sein, daß für ihn der Uebermensch nicht etwa eine Jedermann erreichbare Stufe, sondern den höchsten Gipfel in der Perspektive der heute vorstellbaren Zukunft bildete? Seine Forderung lautet niemals: Werde ein Uebermensch! Sondern: Trage bei zur Gestaltung einer Kultur, die die Erzeugung einzelner großer Menschen erhöht, „handle so, als ob Du den Uebermenschen aus Dir erzeugen wolltest“. Nietzsche ist daher nicht, wie Theobald Ziegler meint, im Widerspruch gegen Goethe, sondern in voller Uebereinstimmung mit dessen Mahnung:

Kaum bist Du sicher vor dem gröbsten Trug,
Kaum bist Du Herr vom ersten Kinderwillen,
So glaubst Du Dich schon Uebermensch genug,
Versäumst, die Pflicht des Mannes zu erfüllen.

Nietzsches Lehre vom Uebermenschen bezweckt, daß das Fernste die Ursache des Heute werde. Niemals handelt es sich bei ihm um eine abschließende Vollendung in der Gegenwart. Ob er vom Weibe verlangt, daß seine Hoffnung heiße: „Möge ich den Uebermenschen gebären,“ oder ob er sagt: „Der Freund sei euch ein Fest der Erde und ein Vorgefühl des Uebermenschen“: immer klingt seine Lehre in die Forderung aus: Ihr sollt Vorfahren werden des Uebermenschen! Das ist die Aszendenzlehre Nietzsches.

Daß wir uns ihre Entstehung nicht denken können, ohne daß die Ueberwindung der mythologischen Weltanschauung durch Darwin vorausgegangen war, bringt sie zu ihm in kein Abhängigkeitverhältniß; denn an dieser Ueberwindung haben eben so gut Köpernick und Keppler, Newton und Harvey und die Weltentwickelungtheorie von Kant-Laplace wie Darwins Deszendenzlehre Theil. Darwinismus wäre es gewesen, wenn Nietzsche auf eine Ueberart hingewiesen hätte in der Annahme, diese werde an die Stelle des Menschen treten. Das lag ihm fern. Nicht, was die Menschheit in der Reihenfolge der Wesen ablösen solle, war das Problem, das ihn beschäftigte, sondern er betrachtete es als seine Lebensaufgabe, die Frage neu zu beantworten, welchen Typus Mensch man züchten soll, wollen soll als den höherwerthigen, liebenswürdigeren, zukunftsicheren. Man findet in allen seinen Schriften immer wieder die eine neu nuancirte Antwort auf diese Frage; und die Mahnung, die Müdigkeit durch die Kraft zu überwinden und der verweichlichten Moral unserer Zeit ein männliches Ideal gegenüberzustellen. Das Kraftbewußtsein sollte die Rangordnung der Individualität neu bestimmen. Das Bewußtsein schöpferischer Kraft; denn „das einzige Glück liegt im Schaffen: Ihr Alle sollt mitschaffen und in jeder Handlung noch dieses Glück haben“.

Das Umschaffen des Bestehenden durch Umwerthung aller Werthe im Hinblick auf ein höchstes Ideal ist die Lehre, die uns Zarathustra verkündet.

Zarathustra, das Wunsch-Ich Nietzsches, ist recht wohl als eine mögliche Verkörperung des Uebermenschen zu deuten. Nietzsche hat später selbst erklärt: Hier ist in jedem Augenblick der Mensch überwunden, der Begriff Uebermensch ward hier höchste Realität; in einer unendlichen Ferne liegt alles Das, was bisher groß am Menschen hieß, unter ihm.

Nietzsche ging darin über seine Zeit hinaus, daß er nicht mit ihr um das Kleine stritt, sondern verkündete: Was Ihr als groß schätzt, ist nicht groß genug. Er bewunderte, daß Goethe eine europäische Kultur imaginirte, die die volle Erbschaft der bereits erreichten Humanität einschloß, und erkannte es als seine Aufgabe, dieses europäische Ideal noch über sich hinaus zu steigern. Die Entwickelung Nietzsches von der „Geburt der Tragoedie" bis zum „Zarathustra" wird uns übersichtlich und verliert ihre scheinbare Widersprüchlichkeit, wenn wir verfolgen, wie an die Stelle des Genies der Uebermensch tritt. Dort eine disharmonische, zu der modernen Zeit in schroffstem Widerspruch stehende einsame Erscheinung; hier eine synthetische Persönlichkeit, die, so hoch sie über die anderen emporragt, doch fest und sicher in der Kultur ihrer Zeit wurzelt.

Da sich Nietzsche immer nur den durch besondere individuelle Eigenschaften hervorragenden Einzelnen als Uebermenschen vorstellte, so können wir bei einiger Besinnung kaum in den letzten noch möglichen Fehler verfallen, uns den Uebermenschen etwa als den Vorfahren einer künftigen neuen Art zu denken; denn nur das Typische, nicht das Individuelle, vererbt sich. Der höhere Typus Mensch kann daher immer nur als die Voraussetzung des harmonisch-genial gedachten Uebermenschen gelten, niemals aber als dessen Nachkomme durch Vererbung. Diese Auffassung wäre eben so sinnwidrig, wie wenn wir geniale Menschen der Vergangenheit nicht als die Blüthe ihres Geschlechtes, sondern als den Beginn einer künftigen Höherentwickelung durch Vererbung betrachten wollten, ungeachtet aller widersprechenden Erfahrung.

Nietzsches Ausspruch: „Der Mensch ist ein Ende" bezeugt, daß er nicht an die Möglichkeit einer neuen Art in darwinistischem Sinn glaubte, sondern den Schöpfungprozeß als vollendet betrachtete. Man wird deshalb, trotz den Versuchen Tilles und Anderer, bei Nietzsche keine wesentliche Uebereinstimmung mit Darwin finden können, während man wohl nachzuweisen vermag, daß Nietzsche, wie er das Wort Uebermensch Goethe verdankt, auch in dessen Geist weiterschuf, als er die psychologische Empfänglichkeit für die Voraussetzung einer Höherzüchtung des menschlichen Typus ansah. Heißt es doch schon bei Goethe:

Und umzuschaffen das Geschaffne,
Damit sichs nicht zum Starren waffne,
Wirkt ewiges lebendiges Thun.
Es soll sich regen, schaffend handeln,
Erst sich gestalten, dann verwandeln;
Nur scheinbar stehts Momente still.

Mannheim. Karl Heckel.

Selbstmörder.

Die Seelen der Selbstmörder sind, wie Ihr wißt, für lange Zeit an die Steine und den Sand unseres Planeten gefesselt. Genau so viel Zeit muß verstreichen, wie ihnen zu leben vorgeschrieben war, um die Gesetze der irdischen Schwerkraft von sich werfen zu können. Die Selbstmörder hemmen die Bewegung des „großen Kreises“ und halten, allerdings nur für kurze Zeit, die Prädestination seines Laufes auf. Bevor nicht die Berechtigung des freien Willens in den Plan aufgenommen ist, können diese Seelen nicht in den Weltraum entweichen. Sie werden auf einem einsamen, von Wenigen gekannten Fleckchen Erde untergebracht; dort verharren sie bis zu ihrer Erlösung.

Dieses Land liegt in Südamerika, nordwestlich vom schwülen Patagonien. Hier beginnen die Kordilleren, die beim Aequator zu höchsten Höhen streben, abzufallen. Als fehle ihnen die Kraft, sich aufrecht zu erhalten; erschlafft ohne die Gluth des Aequators, fließen sie nach allen Richtungen aus, gehen in die Breite. So entstand die Hochebene von Ara-Meheb, die auf der Karte noch nicht vermerkt ist. Sie erhebt sich in einer Höhe von $2^1/_2$ Werst mit fast senkrechten Wänden. Von Norden nach Süden ist sie längs den Kordilleren 900 Werst lang, in der Parallele 300.

*

Oben wachsen alte Hornbäume und amerikanische Eschen; am Rande trifft man Gleditschien, Robinien, Weißdorn.

Die Rinde an den Bäumen ist schwarz, unfreundlich; in den Hungerdörfern der Juden sieht man solche Bäume. Sie sind verkrüppelt, die Aeste mit Aussatz ähnlichen kleinen Flechten überzogen, die Stämme schwarz, dürr; sie bergen vielleicht eine innere Krankheit; das Laub ist dunkel, unfroh, die Kronen sind bei fast allen flach, was den Eindruck besonderer Schwere macht. Die Bäume bilden keine Haine, vermeiden jede Annäherung an einander, halten sich abseits, wie Taubstumme. Ihre Schatten sieht man deutlich auf dem kümmerlichen Gras.

Merkwürdig: hier, auf der Höhe, die senkrecht von der Erde aufsteigt, giebt es keinen Staub. Der Wind weht stumm, hat alles Leben eingebüßt. Losgerissen vom Prozeß der Zerstörung, von Saat, von irdischer Phantasie.

Da es keinen Staub giebt, ballt sich auch kein Dunst zusammen; die Umrisse der Dinge sind scharf, bestimmt. Das Abendroth erlischt schnell und die Nacht rückt heran, wie eine düster schwarze Flüssigkeit, die sich vom Himmel niedersenkt.

Thiere sind nicht zu finden. Die letzte Schlange verschwand vor dreihundert Jahren. Sie wurde von einer giftigen Fliege getötet, die ihr ins Auge stach. Fliegen mit langen, schmalen Leibern, an denen graue und weiße Querstreifen abwechseln. Zwei Flügel, rund und undurchsichtig; das ganze Insekt viermal größer als unsere gemeine Fliege. Ihre Larven, lange weiße Würmer, sehen aus wie Drahtstücke. Sie leben in Haufen faulender Blätter und verpuppen sich vor dem Sonnenaufgang.

Die Nächte sind meist kalt. Die flachen Kronen neigen sich, schweigen, reden

von verlorener, für immer verlorener Hoffnung. Der Mond verkriecht sich nicht hinter die Bäume: ist völlig sichtbar, nackt, ohne Träumerei, ganz hell. Wunderlich wird Einem beim Anblick dieses Planetenleichnams, der im ganzen Universum kein Grab für sich finden kann. Die Sterne sind matt, ohne Glanz, weil ihnen kein Blick aus menschlichem Auge entgegeneilt. Die giftigen Fliegen schlafen nicht. Ihre runden Flügel, so groß wie ein Zehnkopekenstück, und der lange Leib zeichnen sich von der Mondscheibe ab und sehen aus wie ein unbekanntes Luftschiff, das zum Himmel emporstrebt.

*

Weißen Schatten, Nebelstreifen gleich, wandeln auf der Hochebene von Ara-Meheb die Gestalten der Selbstmörder einher. Auf den ersten Blick glaubt man, in weiße Decken gehüllte Menschen zu sehen. Wenn man aber genauer hinschaut, erkennt man, erschreckend, etwas Anderes. Unirdisches. Die Decken sind aus grober Leinwand und in manchen Mondnächten kann man deutlich das Geflecht und die Quadrate der Fäden unterscheiden. Der Kopf bis hinab zu den Augen, die Brust, der Rücken und die Füße bis zu den Sohlen: Alles ist verdeckt; nur einen Theil des Gesichtes (wenn es überhaupt ein Gesicht ist), vom Auge bis zum Mund, kann man erkennen. Der Gang dieser Geschöpfe erinnert an den Hahnentritt. Nirgends abgerundete, gleitende Bewegungen; die Gesten sind kurz, abgehackt, wie eine vielfach gebrochene Linie.

Die Selbstmörder nähern sich einander nicht mehr als die Bäume im spärlichen Wald; und wie bei den Bäumen, so ist auch zwischen ihnen der Raum nie größer, als der volle Schatten unbedingt nöthig hat. Darin liegt offenbar ein Gesetz: der Schatten muß sich ganz auf dem Gras lagern können.

Viele sind ihrer; dieser Ueberbleibsel irdischer Seelen, die das herbe Entsetzen des Selbstmordes geschmeckt haben. Langsam streifen sie auf der Hochebene von Ara-Meheb umher; am Abend nähern sie sich dem äußersten Rand und schauen gesenkten Hauptes hinab. Dann wird es grausig. Stunden lang stehen die weißen Gestalten, ohne sich zu regen. Das grelle, unvermittelte Abendroth erlischt, der Mond erscheint am Himmel, ohne Träumerei, ohne Strahlenfärbung, die ihm von unten aus das Menschenauge verleiht. Das Gewebe der Fäden tritt auf den langen Decken deutlich hervor.

Die Morgenröthe erscheint. Die flache Krone des Hornbaumes neigt sich unter den Stößen eines leblosen Windes. Die Gestalten verstecken sich, ziehen sich ins Innere des Landes zurück und in ihrem langsamen feierlichen Schreiten spürt man eine unendliche lichtlose Verzweiflung, die Thränen und das Entsetzen, die hunderttausend Werst von hier die Häuser und Thüren der Hinterbliebenen umschweben.

*

Wenn im Lande Ara-Meheb neue Ansiedler eintreffen, packt Alle eine seltsame Erregung. Das geschieht besonders oft in regnerischen Herbstnächten. Ein weißes Gespenst nach dem anderen erscheint. Sie beeilen sich sichtlich, aber irgendetwas hält sie am Boden fest und sie können sich, trotz aller Anstrengung, nur langsam vorwärtsbewegen. Schmerzlich und komisch ist es, ihre grotesken Bewegungen, eckigen Geberden, ihren Hahnentritt, die unnütze, fruchtlose Aufregung zu beobachten. Einzelne fallen, weil sie die Tragweite ihrer Bewegungen nicht übersehen konnten. Niemand hilft Ihnen aufstehen. Endlich kommen sie zusammen,

stellen sich im Kreis auf, bilden aber keine Gruppen, sondern stehen vereinzelt. Sehen sie einen Ankömmling?

Warum eilen sie ihm entgegen? Vielleicht erwarten sie Nachrichten aus ferner, ferner Heimath, wo an der Pforte der Telegraphenpfosten dunkelt, ein Hund bellt und der niedrige, verfallene, jetzt so innig geliebte Zaun den bestaubten Syringenstrauch umschließt? Oder wollen sie selbst sprechen, klagen, stöhnen, den Kömmling vorbereiten?

Doch stumm ist ihr Mund; sie vermögen nichts zu sagen. Nichts hören sie, nichts erfahren sie von den Hinterbliebenen bis zu der Zeit, wo der vorgeschriebene Augenblick des Todes herannaht und sie erlöst.

Lange stehen sie. Dann neigen sie leise das Haupt. Keine andere Geberde hat ihre trostlose Qual. Mit kleinen, komischen Schrittchen bewegen sie sich fort und verbergen sich wieder.

*

Alle sind verschwunden. Der Angekommene bleibt allein. Er orientirt sich nach irdischer Gewohnheit mit gleitenden, zusammenhängenden Bewegungen; es fällt ihm aber schwer. Er versucht, sich zu akklimatisiren, und bald hat er sich die neuen Geberden angeeignet, die Geste der vielfach gebrochenen geraden Linie.

Er schaut um sich. Einzelne Bäume mit flachen Kronen stehen da, als hätte sie der flache Himmel beschnitten. Leblose Windstöße wehen. Dunkles, hartes Gras. Und eine Fliege mit runden Flügeln, so groß wie ein Zehnkopekenstück, und gestreiftem Hinterleib kommt geflogen. Das weiße Gespenst beugt das Haupt und geht ins Gehölz, geht von Baum zu Baum, sucht Schatten, Behaglichkeit, ein Dach, um sich zu vergraben, zu verkriechen.

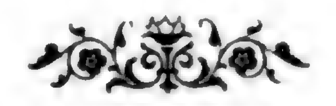
Warum hatte man es so eilig mit dem Sterben? Hätte man doch bis zum Morgengrauen gewartet, unter Dach und Fach diese regnerische, unendlich schwere Nacht verbracht! Nur diese eine Nacht noch!

Schlimm ist es für Den, der im Winter herkommt. Ein scharfer Wind weht über die Hochebene, stürzt in den Abgrund und klettert stolpernd wieder hinauf. Die Blätter sind abgefallen, die schwarzen Silhouetten der Bäume schneiden in den weißen Himmel. Wie kalt!

Wenn man sich umsieht, kann man an die Stämme der Bäume gedrückte weiße Gespenster erkennen. So verbringen sie den ganzen Winter in Erstarrung. Von Weitem gleichen sie den Puppen eines Riesenschmetterlings. Und in Haufen faulender Blätter überwintern die Puppen der giftigen Fliege. Trübe, schwere Tropfen lösen sich vom Gezweig und fallen auf die Decken, die Schultern der Selbstmörder. Mitunter legt sich ein fallendes Blatt auf ihre Köpfe. Sie regen sich nicht ... Es ist still, ganz still. Die Luft verdichtet sich, die Dämmerung kommt geschlichen. Welch drückender Himmel!

Tropfen fallen auf die Gespenster, die den Lauf des großen Kreises hemmen, fallen gleich bitteren, schweren Thränen.

Sankt Petersburg. Ossip Dymow.



Anzeigen.

Fritz Reuter-Kalender auf das Jahr 1909. Dieterichsche Buchhandlung in Leipzig (Theodor Weicher).

Wer nicht nur die mecklenburgisch-pommersche, sondern überhaupt die niederdeutsche Eigenart in Sprache und Denkweise recht verstehen und lieben lernen will, Der greift am Besten zu den Werken Reuters, die, längst schon in vielen hunderttausend Exemplaren verbreitet, seit Ablauf der Schutzfrist wohl fast in Jedermanns Händen sind. Den großen Humoristen und Herzenskündiger uns menschlich nah zu bringen, in traulichsten und vertrautesten Verkehr mit ihm zu treten: diese dankbare und schöne Aufgabe hat sich ein literarisches Jahrbuch gestellt: der „Fritz Reuter-Kalender". Drei Jahrgänge, auf 1907, 1908 und jetzt 1909, sind erschienen, reich an hübschen Geschichten und Gedichten aus dem Nachlaß des Dichters, aus denen überall Frohsinn spricht; man wird sie mit Vergnügen und Behagen lesen. Ungedruckte Briefe von ihm und seiner Frau Luise sind herrliche Dokumente der Harmonie des Ehepaares, das nach Leid und Noth die Fülle des Glückes und Erfolges genießen durfte. Wir lernen Beider Charaktere eigentlich erst durch diese köstliche Korrespondenz kennen. Dazu kommen neue Mittheilungen über Reuter. Seine Jugend, seine Zugehörigkeit zur jenenser Burschenschaft, seine Festungzeit, dann seine ungeahnte Entwickelung vom schalkhaften Reimschmied der „Läuschen un Rimels" zum unübertrefflichen Verfasser der „Ollen Kamellen", sein ganzer Werdegang bis zu den letzten Erdentagen zieht an uns vorüber, erläutert durch unzählige größere und kleinere, ernste und heitere Erinnerungen und Einzelheiten. Und der „Reuter-Kalender" ist sehr billig; er kostet nur eine Mark. Wenn man die Portraits betrachtet (manche von Reuter selbst gezeichnete), den Buchschmuck an Abbildungen, Skizzen, Silhouetten, Faksimiles, die ganze künstlerische Ausstattung, so muß man staunen, daß dieser niedrige Preis zu erreichen war.

Greifswald. Professor Dr. Karl Theodor Gaedertz.

❦

Annette Freiin von Droste-Hülshoff. Gedichte, herausgegeben und eingeleitet von Julia Virginia. Hermann Seemann Nachfolger.

Droste-Ausgaben giebt es in Menge. Wenn ich mich trotzdem unterfangen habe, unsere Literatur um eine weitere zu vermehren, so leitete mich dabei der Wunsch, durch diese elegant ausgestattete, mit künstlerischem Buchschmuck versehene und doch preiswerthe Elzevierausgabe auch für mein Theil Etwas zur Verbreitung der Werke unserer größten deutschen Dichterin beizutragen. Denn daß sie, selbst in Kreisen, die sich zu den literarisch gebildeten zählen, noch lange nicht gewürdigt, ja, auch nur bekannt ist: diese traurige Thatsache dürfen wir uns nicht verhehlen. Ich habe mich bestrebt, aus der köstlichen Hinterlassenschaft der großen Westfalin solche Gedichte auszuwählen, die das eigenste Wesen der Dichterin, ihr tief gütiges, echt weibliches Herz am Schönsten wiederzugeben vermögen. Ihre Lieder religiösen Inhalts sind ausgeschaltet. Eine noch unbekannte größere Dichtung, „Des Arztes Tod" (vermuthlich an den Vater Annettens gerichtet) konnte ich dem Werkchen beifügen; meines Wissens ist sie noch in keiner Droste-Ausgabe enthalten. Möge denn dies Büchlein dazu beitragen, neue Freunde zu den alten zu werben, auf daß

die prophetischen Worte unserer Dichterin mehr und mehr in Erfüllung gehen: „Meine Lieder werden leben, wenn ich längst entschwand: Mancher wird vor ihnen beben, der gleich mir empfand.“

Frankfurt a. M. Julia Virginia.

Goethe-Kalender auf das Jahr 1909. Zu Weihnachten 1908 herausgegeben von Otto Julius Bierbaum, mit Schmuck von E. R. Weiß und zwölf Netzätzungen nach lebensgroßen Steinzeichnungen von Karl Bauer im Dieterichschen Verlag (gegründet zu Göttingen 1760) bei Theodor Weicher in Leipzig.

Für den vierten Jahrgang des Goethe-Kalenders hatte sich der Herausgeber die Aufgabe gestellt, aus der großen Anzahl überlieferter Gesprächsäußerungen Goethes und aus den dabei mit überkommenen Schilderungen seines Wesens eine Art Umrißbild von Goethe in der Unterhaltung zu gestalten. Er hat (um Das sofort zu bekennen) bald eingesehen, daß Dies im engen Rahmen des Goethe-Kalenders nur sehr unvollkommen möglich ist. Aber auch das unvollkommene Bild wird in dem Sinn wirken, der bei Begründung und Leitung des Goethe-Kalenders maßgebend war und ist: Goethes Persönlichkeit in ihrem Reichthum an Lebenswerthen und außerhalb seiner Kunst anzudeuten und den Drang zu immer näherer Beschäftigung mit ihr zu wecken oder zu steigern. Der dargebotene Abriß will vor Allem dazu einzuladen, das volle Bild von Goethe im Gespräch zu genießen, das uns die große Sammlung vermittelt, die Woldemar Freiherr von Biedermann unter dem Titel „Goethes Gespräche“ als Anhang an Goethes Werke herausgegeben hat. Die leider noch allzu Wenigen, die sie bereits kennen, werden es dem Herausgeber am Besten nachzufühlen im Stande sein, wie er auf den Plan verfallen ist, Auszüge daraus mitzutheilen, und sie werden am Ende, wie Vieles sie auch vermissen mögen, gern in engerer Benachbarung begrüßen, was bei Biedermann oft weit auseinander liegt. Man kann freilich gegen das Exzerpirwesen Mancherlei einwenden und der Herausgeber wundert sich eigentlich, daß ihm der Vorwurf des Zerpflückens noch nicht gemacht worden ist. Das pars pro toto widerspricht der deutschen Gründlichkeit entschieden. Aber der radikale Grundsatz „Alles oder nichts“ hat doch wohl auch sein Bedenkliches. Auf Goethe angewendet, würde er die ungeheure Mehrheit der Deutschen zum Nichts verdammen; und der Aspekt Derer, die sich mit dem goethischen All beschäftigen, ist nicht einmal durchweg erfreulich zu nennen. Wohl Jeder, der der Welt Goethes einmal nah gekommen ist, wird wünschen, sie ganz kennen zu lernen; aber man muß schon sehr unbescheiden sein, wenn man dabei nicht zu der Erkenntniß gelangt, daß dieses Unterfangen ein ganzes Leben beansprucht und auch dann nicht volle Aussicht auf Erfolg hat. Wir dürfen mit gutem Fug nach den Versen seines Wanderliedes handeln: „Daß wir uns in ihr zerstreuen, darum ist die Welt so groß.“ Zum Allumfassen sind nur Wenige geschickt. Freuen wir uns, wenn recht viel Einzelnes volle Empfänglichkeit bei uns findet und uns zuweilen die Gnade beschieden wird, aus dem Einzelnen das Ganze zu ahnen. Das, was man Studium nennt, scheint solcherlei Ahnung nur selten zu vermitteln. Wer sich in Goethes Welt zerstreut, bald seine Schritte dahin, bald dorthin lenkend, wie er selbst einmal that: „Ich ging im Walde so für mich

hin und nichts zu suchen, Das war mein Sinn", Der wird am Meisten Ueberraschungen, Beglückungen erleben.

Es muß Goethe-Forscher geben. In je höherem Sinn sie Naturforscher sind, um so höher werden wir sie zu schätzen haben. Aber auch die wissenschaftlichen Goethe-Kleinkrämer thun kein schlechthin unnützes Werk. An Goethe ist nichts uninteressant, — auch Das nicht, was bei jedem Anderen uninteressant wäre. Wir sind für Alles dankbar, was in dieser Welt entdeckt wird. Indem wir uns nur als Goethe-Dilettanten (zu deutsch: Goethe-Liebhaber) bekennen, glauben wir aber keineswegs, weniger zu sein als die Goethe-Gelehrten; denn nicht das Studium, das ihn erklärt, ist es, was diesen Großen lebendig erhält, sondern die Liebe, die ihn hegt und pflegt. Goethe ist ein Schatz, mit dem wir zu wuchern haben. Die Gelehrten theilen ihn ab, stellen ihn fest, konserviren ihn und suchen etwa noch Verborgenes ans Tageslicht zu bringen. Wir erfreuen uns blos daran, aber diese Freude ist produktiv: in jedem Einzelnen vervielfältigt sie seinen Werth, indem sie ihn in persönlichen Lebenswerth umsetzt und damit weiter ausgiebt. Dieser Dilettantismus sollte die Grundliebhaberei eines jeden gebildeten Deutschen sein. Selbst seine übrigen Dilettantismen würden dadurch an Gewicht gewinnen. Der Goethe-Kalender möchte dazu beitragen und will, wenn ihm Dies gelingt, jeden wissenschaftlichen Vorwurf gern auf sich nehmen. So: daß er nichts Neues bringt; daß er es an Erklärungen, Stellenverweisen fehlen läßt; daß er nicht ordentlich gruppirt und überhaupt unsystematisch ist. Diese Mängel würden schwer wiegen, wenn der Herausgeber den Goethe-Kalender für Goethe-Gelehrte zusammenstellte. Dazu fehlen ihm alle Voraussetzungen. Er giebt den Kalender aber auch nicht für das genus inirritabile der deutschen Philister heraus, die Goethe für sich beanspruchen und auch ihn gewissermaßen schematisch kleinkriegen möchten. Sie besitzen „ihren" Goethe bereits, den sie etwa so verstehen wie Famulus Wagner „seinen" Faust. Ein wirklich sehr inirritables Geschlecht. Kaum, daß bei den Donnern und Blitzen des Genies die Milch seiner frommen Denkart etwas zusammenläuft. Alle großen Männer gehören zu seinen Nothhelfern, sobald sie vom Ruhm so hoch über das gemüthliche Volk erhoben sind, daß ihre schrecklichen Eigenschaften ihm nicht mehr sichtbar werden. Diesen Leuten erscheint ein menschlicher Genius immer dann erst als göttlich, wenn die Schleifmühle der Zeit (von der Masse der Philister gedreht) ein konventionelles Allerweltideal aus ihm gemacht hat. Das ist das Schicksal der Großen; und es liegt gewiß ein Theil ihrer Bestimmung darin, als Sterne am Philisterhimmel zu leuchten. Auch so wirken sie noch. Auch der Philister-Goethe ist noch ein echtes Stück vom Ganzen. Nur dürfen wir es uns nicht gefallen lassen, daß das Stück, das dem Philister behagt, uns als das Ganze aufgeschwatzt wird; dürfen es nicht dahin kommen lassen, daß eine Nation, an deren Entphilisterung Goethe immer gearbeitet hat und deren Befreiung vom Philister mit keinen besseren Mitteln als denen besorgt werden kann, die wir bei ihm finden, sich schlechthin am Goethe der Philister genügen läßt. Es hat lange Zeit geschienen, als ob es so kommen sollte. Jetzt sind Zeichen der Besserung vorhanden. Ihr Vorschub zu leisten, ist das Hauptziel des Goethe-Kalenders. Er wird es am Besten erreichen, wenn er immer mehr in die Hände der Jugend gelangt.

Goethe als Erzieher: die deutsche Generation, die dieses Wort einmal an sich wahr macht, wird die sein, die der deutschen Gesammtbildung die größten

Dienste leisten wird. Einstweilen sollte sich wenigstens ein Goethebund der Jugend bilden: ein Elitecorps oder eine Burschenschaft des Geistes. Er brauchte (und sollte) keineswegs Goethesimpelei zu treiben. In ihm müßte nur die Ueberzeugung thatkräftig sein, daß es zu den kulturellen Ehrenpunkten eines gebildeten Deutschen gehört, das goethische Erbe zu pflegen. Haben die früheren Generationen deutscher Studenten das Ideal lebendig gehalten und ins Volk getragen, das seine politische Erfüllung im Deutschen Reich gefunden hat, so liegt bei den neuen Generationen die Pflicht, dieses Reich zum Reich des goethischen Geistes, zu einem deutschen Kultur-Imperium zu machen. Für sie ziemt sich nicht Goethe-Liebhaberthum, sondern Goethe-Jüngerschaft. Der „Klassiker Goethe" muß für sie zum Lebensmeister werden. Vor Allem haben sie sich vor der Fabel zu hüten, die uns genarrt hat, als wir jung waren: es sei ein Bruch zwischen dem jungen und dem alten Goethe, der junge sei für die Jungen, der alte nur für die Alten. Nein: der ganze Goethe soll es sein! Er irrte sich immer vorwärts; und so irrte er immer, wie zu seinem, so zu unserem Heile, — wenn wir nur zu der großen produktiven Toleranz wenigstens ahnend gelangen, die er lebend, schaffend bewährt hat in dem Sinn: „Wer immer strebend sich bemüht." Wer Goethe hat, braucht keine „neuen Tafeln". Goethe hat die fröhliche Wissenschaft jenseits von Gut und Böse gelebt, so weit sie wirkliche Lebenswerthe enthält. Nietzsche ist nur ein Umweg zu ihm; wenn auch ein sehr schöner.

Sifian. Otto Julius Bierbaum.

Der Reinfall von Schaaffhausen.

Die Dresdener Bank und der Schaaffhausensche Bankverein haben ihr auf einem Scheineheyertrag vom zehnten Dezember 1903 beruhendes unnatürliches Verhältniß aufgelöst. Man nannte die Vereinigung der beiden Institute „Interessengemeinschaft" und sagte, diese Form sei, statt der Fusion, aus Erwägungen der Sparsamkeit gewählt worden. Die Provisionen, die den verschiedenen Schadchen zu zahlen waren, zwangen zu einer gewissen Knauserei. Manche sagen, es sei keine Ehe, sondern nur ein Verlöbniß gewesen. Das stimmt aber nicht. Man verlobt sich im Allgemeinen doch nicht auf dreißig Jahre. Nicht ganz fünf hats gedauert. Hemmungen kennt der Konsul und Geheime Kommerzienrath Eugen Gutmann nicht. Davon können die Herren von der Verwaltung des Schaaffhausenschen Bankvereins wohl ein Lied singen. Einem dieser Herren, der früher in der staatlichen Hierarchie eine ansehnliche Stellung einnahm, ist das Singen sogar vergangen. Er konnte die Verkehrssitten des neben der Katholischen Kirche residirenden Papstes nicht mehr ertragen und trat eine längere Erholungreise an. Eugen Gutmann ist eben eine Nummer für sich; und man konnte sich von vorn herein denken, daß er Keinen neben oder gar über sich dulden werde. Säßen dem Schaaffhausenschen Bankverein starke Persönlichkeiten vor, so wäre die Interessengemeinschaft entweder gar nicht zu Stande gekommen oder schon im ersten Jahr durchlöchert worden. Die sehr tüchtigen Beamten des Bankvereins haben sich der „einnehmenden" Person des Herrn Konsuls fünf Jahre lang untergeordnet; nun hat er selbst Schluß gemacht. Die Mitgift

war aufgezehrt; wozu noch länger zusammenbleiben? Ein tertius gaudens kleidete im Gespräch mit einem der leidtragenden Bankvereinsdirektoren seinen „Trost“ in eine Scherzform, die sich leider für die öffentliche Weiterverbreitung nicht eignet. Ins Salonfähige übersetzt, würde das Trostsprüchlein ungefähr lauten: „Die Dresdener Bank ließ sich von Euch bis zur äußersten Grenze karessiren, hat Euch aber das Letzte nicht gewährt, sondern Euch schließlich auf die Hand gespuckt.“ Das Letzte ist hier und auch sonst im Leben die Fusion. Alles Andere hält nicht lange.

Das Verhältniß war unnatürlich; nicht nur wegen der verschiedenen Wesensart der beiden Banken, sondern auch wegen der Unhaltbarkeit eines gegenseitigen Kontrolrechtes. Man läßt Fremde nicht gern in seine Bücher sehen; und fremd mußten die beiden Banken einander bleiben, so lange nicht eine völlige Verschmelzung beschlossen war. Die Dresdener Bank ist, wenn ihre Wiege auch im gemüthlichen Sachsen stand, eine Großstadtpflanze reinster Zucht. Der Schaaffhausensche Bankverein ist die Blüthe des kölnischen Patriziates. Die Parvenue und der Mann aus guter Familie: fertig ist die Mesalliance. Im Rheinland rümpfte man denn auch die Nase, als mit lautem Fanfarengeschmetter der „Bund für ein halbes Menschenalter“ in die Welt hinausposaunt wurde. „Die Dresdener Bank mögen wir nicht. Laßt man die Finger davon; sonst suchen wir uns eine andere Bankverbindung.“ Das haben die „Köllschen“ gethan: und so wurde die Rheinisch-Westfälische Diskontogesellschaft groß; die einzige deutsche Provinzbank, die ganz auf eigenen Füßen steht und keinerlei intime Beziehungen zu den berliner Größen hat. Mancher Depositenkunde des Schaaffhausenschen Bankvereins mag sich der Rheinisch-Westfälischen zugewandt haben. Die Dresdener Bank wollte in Rheinland-Westfalen Geschäfte machen und den Bankverein, der ihr dazu verhelfen sollte, von ihren östlichen Verbindungen profitiren lassen. Do ut des. Der Bankverein gab sich redliche Mühe, der Dresdenerin am Rhein Bekanntschaften zu vermitteln; ob er aber im Osten Wesentliches erreicht hat? Die Dresdener Bank hatte das bessere Theil erwählt. Sie hat die Interna Schaaffhausens eifrig studirt und escomptirt. Ein Vergleich der Debitoren- und Depositenkonten beider Institute (per Saldo und im Detail) könnte interessante Aufschlüsse geben. Und auch beim Ausgleich der Gewinne war die Dresdener Bank der empfangende, der Bankverein der gebende Theil. In Summa hat die Dresdenerin rund 400 000 Mark von dem Lagergenossen als Preis für die Duldung einiger Zärtlichkeiten erhalten. Fünf Jahre lang durfte sie sich der fetten Gewinne der Internationalen Bohrgesellschaft in Erkelenz mitfreuen, über deren Aktienkapital zum größten Theil der Schaaffhausensche Bankverein gebietet. In dieser Zeit wurden zweimal Dividenden von je 500 Prozent vertheilt. Dem Bankverein wäre wohler gewesen, wenn er den Gesammtbetrag für sich behalten hätte; denn es ist zweifelhaft, ob die Rente der Internationalen sich auf annähernd gleicher Höhe halten wird. Der dickste Rahm ist jedenfalls abgeschöpft und mit der Dresdener Bank getheilt worden. Die war mit ihrem Antheil aber nicht einmal zufrieden, sondern wollte mehr haben. Da gabs denn Streit. Auch sonst mags in den Bilanzsitzungen nicht immer friedlich zugegangen sein. Schaaffhausen hat manches schlechte Geschäft gemacht. Die Affaire Hesselle (Aachener Lederfabrik) fiel in die Zeit der Interessengemeinschaft; auch die kostspielige Verbindung mit dem ehemaligen Generaldirektor Raky von Erkelenz stammt aus den Tagen der jungen Liebe. Solche Transaktionen gingen Eugen dem Katholischen natürlich gegen den

Strich; Fama behauptet, er sei manchmal recht grob geworden. Zuletzt kam noch die Geschichte mit der Solinger Bank und der drohende Regreßprozeß gegen den Bankverein. Das hat dem Faß vielleicht den Boden ausgeschlagen.

An die Hibernia-Niederlage, in die der Bankverein mit hineingezogen wurde, denkt der Konsul heute wohl kaum noch. Tempi passati. Damals aber hieß es: „Mitgefangen, mitgehangen"; und der Bankverein, der im Gefolge der Dresdenerin den Feldzug pro fisco contra Hibernia mitmachen mußte, wurde im Rheinland mit Verachtung gestraft. Damals schon glaubte man, die Trennung von Tisch und Bett stehe nah bevor; noch aber scheuten die Genossen die Blamage. Sollten sie zugestehen, daß die Interessengemeinschaft, deren Vortheile so laut gerühmt worden waren, schon bei der ersten Belastungprobe versagt habe? In der Denkschrift über die „neue Gemeinschaft" hieß es: „Die Verständigung der Institute ist aus der Erwägung hervorgegangen, daß die Geschäftbereiche der beiden Banken sich in besonders zweckmäßiger Weise ergänzen und daß es zu gleichmäßigem Vortheil dienen wird, wenn in Zukunft die Geschäfte gemeinschaftlich geführt, die Konkurrenz unter einander vermieden und die vereinten Kräfte nach einheitlichen Gesichtspunkten in den Dienst des deutschen Handels und der deutschen Industrie gestellt werden." Viribus unitis. Schöne Worte; dahinter (neben der Katholischen Kirche) das Bewußtsein eines guten Geschäftes und (in der Französischen Straße) blinden Vertrauens in die Fähigkeiten des Kontrahenten. Das war im Dezember 1903. Am siebenzehnten September 1908 wurde in fünfzehn Zeilen der ganze Prunkbau zertrümmert. „Die bisherige Form der Interessengemeinschaft hat mannichfache Unzuträglichkeiten mit sich gebracht": damit war die einst hoch Gepriesene erledigt. Denn was sonst noch von der „Fortdauer der intimen geschäftlichen Beziehungen" gesagt wird, genügt höchstens für das Ergötzen unreifer Jugend. Der Bruch ist nicht zu verbergen. Die dreihundert Millionen Mark Kapital der Deutschen Bank hatten Herrn Gutmann geärgert. Deshalb entstand der Pool mit dem Bankverein. Die Welt sollte wissen: Wir haben 400 Millionen. Anfangs hatte das Gesammtkapital 284 Millionen betragen (gegen 230 Millionen der Deutschen Bank). Doch Frosch bleibt Frosch, mag er sich noch so sehr aufblähen. Und die Deutsche Bank konnte sich, im ruhigen Gefühl ihrer Dauerbarkeit, an dem großthuerischen Gebahren der eitlen Rivalin ergötzen. Nun ist der Frosch wieder dünn geworden und kann probiren, ob die Kräfte noch ausreichen, um auf der Leiter emporzuklettern. Dresden und Schaaffhausen haben über ihre Semestralabschlüsse Günstiges mitgetheilt. Die Dresdenerin sprach von „wesentlich höheren Gewinnziffern" und der Bankverein konstatirte eine „nennenswerthe Vermehrung der Gewinnergebnisse". Diese Resultate sind noch viribus unitis erreicht worden. Vom ersten Januar 1909 ab werden die Erträgnisse wieder getrennt ausgewiesen. Man kann sich vorstellen, mit welchen Gefühlen die Leiter beider Banken in den letzten Monaten dieses Jahres zusammen arbeiten werden. Die Abwickelung neuer guter Geschäfte wird vielleicht, wenns irgend möglich ist, bis in die Zeit der getrennten Wirthschaft vertagt. Dann heißts wieder: Dresdener Bank 231, Schaaffhausenscher Bankverein 179 Millionen (Aktienkpital und Reserven). Der Schaaffhausensche Bankverein war Ende 1907 die illiquideste aller Großbanken; beträchtliche Zunahme der Acceptverbindlichkeiten und erhebliche Verringerung der am Leichtesten greifbaren Mittel. Dazu kam die starke Steigerung der eigenen Engagements in Effekten und Konsortialeinzahlungen, neben der die Erhöhung der

Debitoren keinen guten Eindruck machen konnte. Der begreifliche Wunsch, sich von der Dresdenerin nicht völlig unterkriegen zu lassen, hat den Bankverein eben zu äußerster Anspannung seiner Kreditkräfte angespornt. Dieses Streben erklärt auch Engagements wie das mit Raly gewagte. Der Bankverein muß also an eine Vermehrung seines (145 Millionen Mark betragenden) Aktienkapitals denken oder sich so trainiren, daß zwischen Grundkapital, eigenen Engagements, Außenständen und Verbindlichkeiten wieder ein gesundes Verhältniß möglich wird. Solche „Selbstheilung" ist freilich mühevoller als eine Kapitalserhöhung; für die aber die Stunde jetzt allerdings auch nicht sehr günstig wäre. Denn daß der Bankverein in dem Poolrennen eine Schlappe erlitten hat, ist nicht zu leugnen; da wären Junge Aktien nicht leicht unterzubringen. Die Dresdenerin ist schön heraus. Was bei der Verbindung zu lukriren war, hat sie eingesackt; und mit einer Kapitalserhöhung ists nicht so eilig, weil der Status Ende 1907 besser war als der des Bankvereins und der Drang nach dem ersten Platz seit der Ausdehnung der Deutschen Bank einstweilen wohl schwächer geworden ist. Fazit: die Dresdener Bank ist geblieben, was sie war, und kann allein weiter wirthschaften; der Bankverein hat einen Theil seiner Bodenständigkeit verloren und seine Bilanz verschlechtert, muß also versuchen, das im Westen verlorene Terrain zurückzuerobern, und auf den Osten fürs Erste verzichten.

Der tertius gaudens ist (neben der Deutschen Bank) die Berliner Handels-Gesellschaft. Deren Ehrgeiz ging nie ins Schrankenlose. Mögen die Anderen ihre Kapitalpyramiden bis in den Himmel bauen: wir bleiben unten und begnügen uns mit dem Schutz unseres schönen Besitzes, den stille Klugheit erweitert. Die Neue Freie Presse veröffentlichte neulich „Kritische Aeußerungen eines hervorragenden Mitgliedes der berliner Hochfinanz" (Herrn Fürstenberg ist dieses Mitglied gewiß nicht unbekannt) über das Ende der Interessengemeinschaft. Da war die Richtlinie des fürstenbergischen Verwaltungprogrammes erkennbar. Schärfste Centralisirung. Keinen unnöthigen Ballast von Interessengemeinschaften (die überall zu Ende gehen werden), Filialen und Depositenkassen, die der Geschäftsleitung die Kontrole erschweren. „Ueberwachen kann nur Der, der ein Geschäft in seinen Fundamenten kennt." Der Satz sollte in jeder Bank über dem Eingang ins Chefkabinet stehen. Das System Fürstenberg hat der Handelsgesellschaft ermöglicht, ihr Grundkapital „zusammenzuhalten" und die Gefahr der Verwässerung zu meiden. Die Erhöhung ihres Kapitals um 10 Millionen (auf 110) war nöthig, weil sich seit 1903, wo sie das Kapital vermehrte, ihr Geschäftskreis noch wesentlich erweitert hat. Die Engagements haben sich vergrößert und sind in ein Mißverhältniß zum eigenen Kapital gerathen. Die Effekten- und Konsortialengagements nahmen Ende 1907 mit 78 Millionen mehr als drei Viertel des Grundkapitals in Anspruch und bei Debitoren standen rund 180 Millionen aus. Da der Status sich „von selbst" nicht rasch genug erleichtert, ist die Zuführung neuer Mittel zur Kräftigung der Bilanz nöthig. Die 14 Millionen, die der Handelsgesellschaft die neuen Antheile bringen, werden ihren Zweck erfüllen. Daß die gesammte Haute Banque dem für die Unterbringung geschaffenen Konsortium angehört, ist ein schönes Zeichen für die égalité und fraternité, die, wenns gerade so paßt, im Reich der Großfinanz herrscht. Solche Konsortialgeschäfte sind und bleiben ja die einträglichsten Interessengemeinschaften. Ladon.

Drei Briefe.

Ein Bankdirektor schrieb mir aus der Provinz:

Sehr geehrter Herr Harden, alljährlich, wenn das Buch herauskommt, in dem die Mitglieder von Aufsichträthen der deutschen Aktiengesellschaften zusammengestellt sind, pflegt auch in irgendeinem Blatt ein Artikel zu erscheinen, in dem über das „Unwesen", das in der Häufung von Aufsichtrathstellen in einer Hand bestehen soll, hergezogen wird. Diesmal stand der Artikel im Berliner Tageblatt vom dreißigsten August. Wie gewöhnlich sind die Ausführungen möglichst dürftig und oberflächlich. Dem Verfasser erscheint als „einer der größten Mängel" des Aktienrechts, daß es keine Bestimmung enthält, durch die eine so starke Anhäufung verantwortlicher Posten in einer Hand, wie er sie anführt, verhindert wird, und er ruft nach dem Gesetzgeber. Worin besteht nun dieser enorme Mangel? Darin, daß von den insgesammt etwa 12000 Mitgliedern deutscher Aufsichträthe ganze zweihundert Personen zehn und mehr Mandate haben. Da soll der Gesetzgeber eingreifen. Und weshalb? Das sagt der Verfasser nicht. Doch; er giebt ja auch „Gründe" an. Also erstens soll, wie er sagt, Niemand sich als bloße „Staffage" in einen Aufsichtrath wählen lassen. Sehr richtig. Aber leider schlägt der Verfasser sich selbst dadurch, daß er die Namen der fünfzig Männer anführt, die mehr als fünfzehn Mandate in ihren Händen vereinen.

Kommerzienrath Georg Arnstedt, Dresden	16
Geh. Kommerzienrath Fritz von Friedländer-Fuld, Berlin	16
Friedrich Jay, Leipzig	16
Kommerzienrath Heinrich Lehmann, Halle a. S.	16
Geheimrath Alfred Lent, Berlin	16
Dr. Ernst Magnus, Berlin	16
Hermann Rosenberg, Berlin	16
Geh. Kommerzienrath Julius Schaller-Straßburg	16
Dr. Karl Sulzbach, Frankfurt a. M.	16
Max Trinkaus, Düsseldorf	16
Rechtsanwalt Emil Berwe, Breslau	17
Dr. Richard Brosien, Mannheim	17
Kommerzienrath Karl Funcke, Essen	17
Dr. Max Korpulus, Breslau	17
Paul vom Rath, Köln	17
Geheimer Justizrath Max Winterfeldt, Berlin	17
Kommerzienrath Dr. Richard Schnitzler, Köln	17
Dr. Paul von Schwabach, Berlin	17
Max Frank, Dresden	18
Geheimer Justizrath Maximilian Kempner, Berlin	18
Geh. Kommerzienrath Alexander von Pflaum, Stuttgart	19
Ludwig Born, Berlin	19
Eisenbahndirektor a. D. Karl Schrader, Berlin	19
Geheimer Bergrath Dr. Victor Weidmann, Aachen	19
Albert Blaschke, Berlin	20
Peter Kauffmann, Düsseldorf	20
Kommerzienrath Georg Arnhold, Dresden	21

Arthur Gwinner, Berlin 21
Geheimer Seehandlungrath A. Schoeller, Berlin 21
Ministerialdirektor J. Hoeter, Charlottenburg 22
Dr. Walter Langen, Köln 22
Kommerzienrath Peter Klöckner, Duisburg 23
Kommerzienrath Alexander Lucas, Berlin 23
Geheimrath Maximilian von Klitzing, Berlin 24
Geheimer Kommerzienrath Isidor Loewe, Berlin 24
Regirungrath Siegfried Samuel, Berlin 24
Generalkonsul Max Beer, Frankfurt a. M. 25
Generalkonsul Eugen Landau, Berlin 25
Geheimrath Emil Rathenau, Berlin 25
Hugo Stinnes, Essen 25
Geheimer Regirungrath Richard Witting, Berlin 25
Justizrath Robert Esser, Köln 26
Geheimrath Waldemar Müller, Berlin 28
Oberregirungrath a. D. H. Schröder, Köln 28
Julius Stern, Berlin 28
Kommerzienrath Albert Heimann, Köln 29
Geheimer Kommerzienrath Dr. Gustav Strupp, Meiningen . 29
Eduard Freiherr von Oppenheim, Köln 30
Dr. Max Schoeller, Berlin 30
Geheimer Kommerzienrath Eugen Gutmann, Berlin 35
Kommerzienrath Louis Hagen, Köln 42
Karl Fürstenberg, Berlin 44

Daraus ersieht Jeder, der die Verhältnisse auch nur einigermaßen kennt, daß diese Männer sicherlich nicht lediglich „Staffage“ in den Aufsichträthen sind. . Ferner sollen die Aufsichtrathsstellen nicht als „reine Geldquelle“ benutzt werden. Darüber läßt sich streiten; denn warum soll nicht auch die Nutzbarmachung von Kenntnissen und Erfahrungen in Aufsichträthen als Erwerbsquelle nutzbar zu machen sein? Niemand kann verlangen, daß die Verantwortung und Arbeit umsonst sein sollen. Darauf kommt es im Grunde nicht an; denn gerade bei der Mehrzahl der Männer, die der Verfasser anführt, spielt die Einnahme aus Aufsichtrathmandaten keine wesentliche Rolle. So weit es sich um Bankdirektoren handelt, fließen die Einnahmen vielfach überhaupt nicht ihnen, sondern ihrer Bank zu (so bei der Berliner Handels-Gesellschaft); die Meisten aber könnten ihre Arbeitkraft einträglicher ausnutzen und würden, wenn es möglich wäre, gern auf das zweifelhafte Vergnügen, in Aufsichträthen zu sitzen, verzichten. Der Verfasser des citirten Artikels hat aber auch noch andere „Gründe“. Er sagt, die Aufsichtrathsstelle dürfe nicht als Mittel dienen, „interne Kenntnisse zu Kursgewinnen auszunützen“. Das ist ein so niedriger Angriff und eine so dreiste Verdächtigung der angesehensten Vertreter von Industrie und Handel, daß darauf nicht weiter eingegangen zu werden braucht, weil sie sich von selbst richtet. Bleibt also nur noch der letzte und gewichtigste Grund, den der Verfasser allerdings erst bei den Posten der Aufsichtrathsvorsitzenden anführt; er sagt, es sei „kaum denkbar“, daß ein Mensch eine Vielheit von Vorsitzenden neben anderen Mandaten wirksam ausüben könne. Also weil Das dem Verfasser, der wohl seine eigene Arbeitkraft als Maßstab nimmt, kaum denkbar ist, soll der Gesetzgeber eingreifen. Eine schöne

Motivirung. Anderen Leuten, die den Verhältnissen näher stehen, ist die Sache durchaus nicht undenkbar; sie sind vielmehr überzeugt, daß die in Frage kommenden Personen ihren Pflichten in vollem Umfang nachkommen, zum Besten der Gesellschaften, denen sie angehören. Allerdings ist die Leistung groß. Solche Arbeitleistungen findet man aber auch auf anderen Gebieten. Man betrachte, zum Beispiel, das Lebenswerk eines Virchow. Auf einer großen Anzahl verschiedener, zum Theil fern von einander liegender Gebiete war dieser Mann thätig. Er verfaßte viele wissenschaftliche Werke, war außerdem Lehrer und Examinator. Daneben aber gehörte er zu den Führern einer politischen Partei, trat als Redner auf und betheiligte sich lebhaft an der Erörterung aller politischen Tagesfragen. Weshalb wurde in einem solchen Fall nicht nach dem Gesetzgeber gerufen? Ist es nicht auch „kaum denkbar“, daß ein Abgeordneter bei solchem Arbeitpensum im Hauptberuf seinen Wählern gegenüber seine Pflicht thun konnte? Die Antwort ist einfach genug: weil es eben ging; weil die geistige Kapazität des Mannes groß genug war, um diesen mannichfachen Aufgaben gerecht zu werden. Und das Selbe trifft für den hier besprochenen Fall zu. Denn wie alle anderen Berufe, so verfügen, Gott sei Dank, auch Handel und Industrie über geniale und überragend begabte Männer, die sehr wohl in der Lage sind, fünfzehn und mehr Aufsichtrathsmandate auszufüllen; und die Mehrzahl der in dem Artikel angeführten Namen gehört dazu. Der Verfasser hätte, um seine Behauptungen zu begründen, nachweisen müssen, daß gerade in den Gesellschaften, denen die fünfzig angeführten Männer angehören, sich grobe Mißstände ergeben haben, und ferner, daß diese Mißstände entstanden sind, weil die Mitglieder des Aufsichtraths in Folge von Ueberlastung ihre Pflicht nicht erfüllt haben. Der Verfasser hat diesen Beweis gar nicht versucht und er wäre ihm auch mißlungen. Im Allgemeinen sind unsere Aktiengesellschaften durchaus solid aufgebaut und organisirt, und wenn bei den 5700 bestehenden Aktiengesellschaften sich hier und da und Mißstände ergeben, so ist Das nicht zu vermeiden und der Prozentsatz der Unfälle muß als niedrig bezeichnet werden. Gerade die Gesellschaften aber, in denen die, so zu sagen, an den Tageblattpranger gestellten Großindustriellen und Bankdirektoren als Aufsichtrathsmitglieder fungiren, gehören der Mehrzahl nach zu den besten Unternehmungen, auf die wir stolz sein dürfen. Dem Kundigen ist auch durchaus verständlich, weshalb die Aufsichtrathsstellen kumulirt werden müssen und wie die Aufgabe sich bewältigen läßt. Ich sehe davon ab, daß gerade die namhaft gemachten Persönlichkeiten meist viele Hilfskräfte besitzen, die ihnen das Material vorarbeiten und alles Mechanische abnehmen. Wesentlicher ist, daß diese Herren durch die große Zahl der Stellen geradezu Spezialisten auf diesen Gebieten werden und deshalb mit einem Blick mehr sehen als der ferner Stehende nach langem Studium und daß sie deshalb überaus schnell arbeiten. Gewöhnlich haben die Herren ferner das Geschäft, das zur Gründung der Gesellschaft führte, ab ovo bearbeitet, sämmtliche Verhandlungen mitgemacht, die Gründungsgeschäfte geleitet, den Prospekt entworfen und so weiter. Deshalb sind sie stets so „im Bilde“, daß meist schon die bei gut geleiteten Gesellschaften regelmäßig hergestellten Monatsbilanzen ihnen die Möglichkeit geben, au fait zu bleiben. Sobald eine Ziffer nach der bisherigen Entwickelung des Geschäftes und im Vergleich zu anderen Bilanzen nicht recht stimmen kann, fällt es ihnen auf. Sofort werden dann Ermittelungen angestellt und man geht der Sache auf den Grund. Daneben werden viertel- oder halbjährlich von eigenen Revisoren Prüfungen vorgenommen und Berichte gemacht, die den Aufsichtrath auf dem Laufenden erhalten und die in den Sitzungen neben den mündlichen Berichten als Grundlage dienen. Das Alles erfordert natürlich Arbeit; aber ein Fürstenberg, Gutmann, Klönne, Gwinner, Kempner und Männer ihres Schlages sind dieser Arbeit gewachsen. Freilich

ist der Beruf des Bankdirektors nicht so einfach, wie er in den modernen Romanen erscheint, wo der Herr Chef vormittags ein paar Stündchen im Bureau verweilt, „seine internen Kenntnisse zu Kursgewinnen ausnützt", nach der Börse gut frühstückt, dann seine Maitresse besucht, abends auf einem Diner Austern und Sekt schlemmt und riesige Importen raucht. Der Bankdirektor von heute kennt keine achtstündige Arbeitzeit. Er ist von halb Neun morgens (nach einer Frühstückspause) bis sieben Uhr abends angestrengt thätig; und auch dann kann er sich nicht täglich der Familie oder der Geselligkeit widmen. Ich weiß wenigstens von vielen der vorhin genannten Herren, daß sie alljährlich mehr als hundert Nächte im Schlafwagen und in Hotels verbringen. Die Männer, die solche Anstrengungen ertragen, können natürlich auch ein entsprechendes Aequivalent beanspruchen; denn auch hier regelt sich die Bezahlung nach Angebot und Nachfrage. Manche Großbanken würden gern große Summen hergeben, um leitende Direktoren zu erhalten. Aber die Zahl der geeigneten Männer ist sehr gering. Deshalb sind schließlich immer die Selben bei den wirklich großen Finanztransaktionen betheiligt. Wenn der Gesetzgeber die so oft verlangte Einschränkung verfügte, wären die Großbanken genöthigt, Strohmänner in die Aufsichtrathe zu setzen; und dieser Zustand würde mit der Zeit unhaltbar werden. In jedem Aufsichtrath pflegen verschiedene Interessengruppen vertreten zu sein; die Vorbesitzer, die Bankgruppen oder sonst betheiligte Personen und Gesellschaften. Schickt eine Bank eine untergeordnete Persönlichkeit in den Aufsichtrath, während die anderen Gruppen durch starke Köpfe vertreten sind, dann leiden ihre Interessen. Der Strohmann, der schon intellektuell und dialektisch meist seinen Gegnern nicht gewachsen sein wird, hat eine gebundene Marschroute. In den Sitzungen wird die Diskussion sich aber sehr oft nicht streng an die Tagesordnung halten: und dann kann der Strohmann keine Erklärungen abgeben. Die Sitzungen müssen also vertagt werden, Mißverständnisse entstehen und die Zustände werden nach und nach unerträglich. Dieses Moment aber wird bewirken, daß die Großbanken von manchem Geschäft lieber absehen werden. Durch die geforderte Maßregel würden also der Industrie das Kapital und die Mitwirkung der bedeutendsten Autoritäten entzogen. Das ergäbe keine Förderung, sondern eine Schädigung des Aktienwesens. Wo will der Tageblattmann denn die Grenze ziehen? Der Eine ist nicht im Stande, zwei Aufsichtrathstellen auszufüllen; der Andere kanns auf dreißig verschiedenen Posten. Da müßte also ganz willkürlich verfahren werden. Natürlich bin ich mir nicht im Unklaren darüber, daß die Forderung populär ist. Die Menge beneidet eben die Aufsichtrathsmitglieder um ihre Tantiemen; dieses Gefühl hat ja auch die Tantiemensteuer ermöglicht, die sinnloseste und ungerechteste aller bestehenden Steuern. Was würden wohl die Berliner sagen, wenn die Stadt Berlin, sobald sie in Finanznöthen wäre, beschließen könnte und wollte, daß die Bewohner einer beliebigen Straße, meinetwegen einer solchen, wo nur Wohlhabende wohnen, von ihrem Einkommen 8 Prozent als Extrasteuer zahlen? Etwas Anderes ist die Tantiemesteuer auch nicht. Die große Menge weiß eben nicht, daß die Tantiemen nicht immer mühelos erworben werden. Natürlich giebt es auch Aufsichtrathsmitglieder, die nicht an der Arbeit mitwirken. Auch sie sind meist aber nöthig. Es ist wie in den Parlamenten. Auch da leisten Einzelne die Arbeit, während die Anderen das Machtverhältniß der Parteien lediglich durch Abstimmung zum Ausdruck bringen. So ists vielfach auch im Aufsichtrath. Wenn die Familie des Vorbesitzers eines in eine Aktienform umgestalteten Unternehmens sich, nach dem Umfang ihres Aktienbesitzes, von fünf Stellen drei vorbehält, so nimmt sie, faute de mieux, auch einen der Sache fernstehenden, aber zuverlässigen Freund oder Verwandten mit hinein; um so lieber, wenn er einen schönen Titel oder eine hohe Stellung hat. Gerade die erwähnten fünfzig Herren

aber verdienen ihre Tantiemen gewiß nicht mühelos, und wenn die Arbeitzeit, die sie oft der einzelnen Sache widmen, auch nicht sehr lang ist, so nützen sie oft durch einen Rath, durch eine Direktive mehr als der sorgsame Revisor, der Monate lang die Bücher prüft.

Deshalb soll man endlich mit dem Geschrei über die Häufung der Aufsichtrathsmandate in einzelnen Händen aufhören. Wenn unser Aktienrecht einer Reform bedarf, so giebt es dafür wichtigere Fragen. Im Allgemeinen kann man aber wohl behaupten, daß selten ein Gesetz sich so bewährt hat wie das Aktiengesetz. Es hat wesentlich zur Wirthschaftgröße Deutschlands beigetragen und wir können nur wünschen, daß es seinen segensreichen Einfluß weiter geltend macht, ohne von den Feinden des Kapitals und der Intelligenz in unkluger, das Wesentliche verkennender Weise „verbessert“ zu werden.

* * *

Ein Brief aus Kroatien, der sich gegen den von dem ungarischen Abgeordneten Julian Weiß neulich hier über die Nationalitätenfrage veröffentlichten Artikel wendet:

Sie werden mir in Ihrer bekannten Freisinnigkeit, hochgeschätzter Herr Harden, hoffe ich, gestatten, einige Momente aus dem Verhältniß Ungarns zu Kroatien zu erwähnen, damit die jetzigen Streitigkeiten, die schon über hundert Jahre lang dauern, vielleicht Manchen zu der Erkenntniß bringen, daß Alles, was von ungarischer Seite behauptet wird, doch nicht auf festen Erzsteinen ruht. In neuster Zeit sind öfters Stimmen zu hören, die uns einreden wollen, daß nur Bösewichte gegen das zahme, die Freiheit liebende Ungarn wüthen. Ists wirklich so? Nein. Im Magyarenstaat ist Vieles faul und die ungarischen Machthaber sind nicht die Lämmlein, für die sie sich ausgeben. Warum sträubt man sich im „Lande der Freiheit“ gegen ein wirklich allgemeines und gleiches Wahlrecht? Bei uns in Kroatien sind alle Parteien darüber einig, daß das gleiche, allgemeine, geheime Wahlrecht eine Erlösung wäre; wir haben den ganzen Landtag, ohne eine dissentirende Stimme, für dieses Verlangen der Nation. Die ungarische Regirung, die durch den von ihr ernannten Banus den größten Einfluß in Kroatien ausübt, läßt aber schon anderthalb Jahre nicht zu, daß unser Parlament tage und freisinnige und die Verfassung stärkende Gesetze beschließt. Diese Freunde der Freiheit dulden auch nicht, daß ein vom Landtage angenommenes, vom König mit der Vorsanktion versehenes Gesetz über die Selbständigkeit der Richter in Kroatien in Kraft tritt. Die Vorlage wurde im März 1907 angenommen; warum haben die Minister der die Freiheit so heiß liebenden Nation bis heute die Sanktionirung der Vorlage verhindert? Weiter. Nach den Gesetzen ist jede Regirung verpflichtet, sich ein Budget für das kommende Jahr votiren zu lassen. In Kroatien regirt man unter der Firma der Verfassung, die thatsächlich aber seit einem Jahr nicht mehr gilt: denn die ungarische Regirung läßt das Volk nicht mehr zum Wort kommen. In Ungarn giebt es viele mächtige Herren, denen der Hinweis auf das Bestehen der Gesetze genügt; ob die Gesetze im modernen Sinn oder nach ihrem Buchstaben ausgeführt oder ungerecht angewendet werden: darum kümmert sich Niemand. Schon wird uns Kroaten ja offen gedroht: wenn wir fortführen, die Wahrheit frei zu sagen (was die Magyaren „Aufhetzen“ nennen) müsse „im höheren Staatsinteresse“ die Autonomie Kroatiens für eine Weile aufgehoben werden. So lieben diese Ungarn die Freiheit. Kroatien kämpft um Menschenrechte, kämpft, um leben zu können; die Ungarn sagen dagegen: Das höhere Staatsinteresse erheischt, daß das arme Land noch mehr ausgesogen werde. Die Krönungdiplome und alle Gesetze gelten ihnen nur als Papierfetzen. Wenn man einem Volk, das sich in seinen Grenzen entwickeln möchte, ohne Anderen zu schaden, eine fremde Sprache aufdrängen will, sträubt es sich natürlich gegen solche Gewaltthat. Dann sagen die Ungarn: Ihr seid Rebellen, wollt den Staat vernichten und müßt mit härtester Hand ins Joch gezwungen werden. Wir dürfen aber ver-

langen, daß unsere alten, verbrieften Rechte geachtet werden. Geschieht Das nicht, dann dürfen die Ungarn sich nicht mit ihrer Freiheitliebe brüsten und sich nicht wundern, wenn die Nationalitäten, denen Rechtsgarantien, wie wir Kroaten sie haben, fehlen, über den ungarischen Staat und dessen Verhalten gegen Minoritäten laut klagen.

Dr. Giuro Surmin,
Mitglied des Kroatischen Landtages und
des gemeinsamen Ungarischen Reichstages.

* * *

Der Brief eines Lehrers:

Ueber die Schulfeindlichkeit der Jugend unserer Tage sind schon Ströme von Tinte verschrieben worden. „Mehr Freude an der Schule“: Das ist der allgemeine Wunsch; mit Recht strebt man nach einer freundlichen Gestaltung des Unterrichtstones, einem freundlichen Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler. Doch darf man nicht vergessen, daß noch so humane Erziehungsgrundsätze die in der menschlichen Natur liegende Abneigung gegen jeden Zwang in dem heranwachsenden Geschlecht nicht beseitigen können. Mit diesem Widerstand, diesem Auflehnungdrang wird immer zu rechnen sein. Jetzt ist man oft gegen die Schule ungerecht Sie bedarf der Verbesserung, ist aber nicht an allen Unvollkommenheiten unseres Lebens schuld. Schließlich bleibts ja immer an den Lehrern hängen. Das Publikum kennt keinen anderen Schuldigen und die Schulverwaltung erläßt oder erneuert ihre gedruckten „einschlägigen“ Verfügungen an die „nachgeordneten“ Organe und spricht salbungvoll: „Salvavi animam meam“. Damit ist der Sache aber nicht gedient. Das Kapitel der schriftlichen Arbeiten ist wichtig. Wie ein Alb lasten sie auf der Jugend, dem Elternhaus und den Lehrern; besonders lästig ist die bureaukratische Form, wie sie von der Schulbehörde angeordnet wird. Eine 5 unter dem Extemporale setzt eine ganze Familie in Schrecken. Und der Lehrer? Wer Woche vor Woche, ein Menschenleben lang, hundertfünfzig Hefte durchzusehen und zu korrigiren hat, kennt beinahe schon die Gräuel der dantischen Hölle. Die Zahl der schriftlichen Arbeiten könnte verringert werden. Und was leistet auf diesem Gebiete der bureaukratische Geist! Da siehts anders aus als in den Artikeln und Reden optimistischer Schulaufsichtbeamten. Nicht etwa, wenn ein besonderes Kapitel durchgenommen und innerlich verarbeitet ist, soll der unterrichtende Lehrer eine schriftliche Arbeit anfertigen lassen, nein: alle acht (in einzelnen Fächern alle vierzehn) Tage. Zu Beginn jedes Schulsemesters werden in allen Klassen Terminkalender angelegt, die der Direktor, oft auch noch der Schulrath revidirt und die im Voraus bestimmen, an welchem Tag des Semesters die schriftlichen Arbeiten zu liefern sind. Morgen der Aufsatz Nr. 5, in drei Monaten die lateinische Arbeit Nr. 18. Stellt der revidirende Schulrath dann einmal fest, daß eine Klasse schon bei Nr. 28, die andere erst bei 27 angelangt ist, so monirt er mit rauher Rüge das unverzeihliche Vergehen. Und da reden Ministerialverfügungen von Bewegungsfreiheit! Obs die giebt, mag der Kundige beurtheilen. Sogar in den Korrekturzeichen wird volle Gleichheit bis ins Einzelne verlangt. Ein ganzes System sinnreicher Zeichen wird dem Lehrer zur Pflicht gemacht. Eben so ists bei der Revision der Hefte. Die bureaukratischen Vorschriften gehen hier bis „zur leichtlöslichen Schnur“ (ipsissima verba), mit denen der Lehrer seinen Pack Hefte zusammengebunden abzuliefern hat. In dem selben Geist ist dann die eigentliche Revision gehalten. Sie hält vor, daß Arbeit Nr. 5 in sechs, Arbeit Nr. 17 nur in drei von dreißig Fällen mit 5 censirt worden, bei Arbeit Nr. 22 eine Schriftrüge vergessen ist; und der Oberlehrer N. hat bei der Verbesserung von Arbeit Nr. 13 gar einen Fehler übersehen! In diesem Sinn wird vielfach (nicht überall) Kritik geübt. Muß dieser

bureaukratische Betrieb nicht nach und nach auf den Lehrer abfärben? Und büßen muß es zuletzt der Schüler. Man verringere die Zahl der schriftlichen Arbeiten und überlasse dem Verantwortlichkeitgefühl des Lehrers, frei zu entscheiden, wann und wie oft er solche Arbeiten für nöthig hält. Vielleicht wird dann einmal aus der Schule für Lehrer und Schüler „das Reich, wo Jeder stolz gehorcht, wo Jeder sich nur selbst zu dienen glaubt, weil ihm das Rechte nur befohlen wird."

Ob auch im Schulbetrieb der Bureaukratismus Unheil wirkt, ist von außen schwer zu beurtheilen; scheint aber glaublich. Daß von den häuslichen Arbeiten eins der schlimmsten Schulkapitel handelt, sieht Jeder, dem des Blickes Schärfe nicht von ermüdender Gewohnheit gestumpft ward. Alle leiden darunter: Schüler, Eltern, Lehrer, Aufsichtbeamte. Dem Kind wird der ganze Tag verdüstert; der Spieltrieb getrübt, dessen frohes Walten im Licht der Gesundheit Erwachsender doch unentbehrlich ist. Die Schönschreibarbeit ist noch nicht gemacht, der Aufsatz noch nicht ins Reine geschrieben; und die Vokabeln, die Daten aus Geographie und Geschichte! Unmöglich, mit unbewölktem Hirn sich zu tummeln. Ewige Sorge im Elternhaus. „Habt Ihr auch Alles fertig? Seid Ihr fürs Französische so präparirt, daß der strenge Herr Ordinarius nicht wieder Grund zum Tadel findet?" Wenn Vater oder Mutter diesen Angstfragen nicht einen beträchtlichen Theil ihrer Zeit widmet, giebts immer wieder Anstoß. Und der Lehrer, dem nichts so nöthig ist wie innere Fröhlichkeit, wird durch die stete Korrekturform verärgert; lernt den Beruf allmählich hassen, der ohne geduldige Liebe nicht zu tragen noch gar nützlich zu üben ist. Muß es immer so bleiben? Nein Acht, zehn, zwölf Jahre sitzen wir in der Schule. Und was lernen wir in dieser langen Zeit? Schaut zurück: und beantwortet selbst Euch dann die Frage, ob die im Schulhaus verbrachte Zeit nicht ausreichen mußte, um die Hirne mit diesem Lernstoff zu füttern. Wenn man die Erholungpausen richtig bemißt und vertheilt, mag ohne Schädigung des Schülers, die Unterrichtsdauer noch länger gedehnt werden. Dann aber müssen Lehrer und Schüler mit dem Pflichtwerk für diesen Tag fertig sein; was sie danach für ihres Geistes Bildung noch thun wollen, muß ihre Privatsache bleiben. Und den Eltern darf keine Arbeitkontrolpflicht aufgebürdet werden. Zu wünschen ist auch, daß keinem Kind je zugemuthet werde, an einem Tag zweimal in die Schule zu gehen. Warum sollen, wenns einem Schulzweck förderlich scheint, Lehrer und Schüler nicht an manchem Tage gemeinsam eine kleine Mahlzeit nehmen? Sie würden einander besser kennen, menschlicher sehen lernen: in den Heranwachsenden würde das Sozialgefühl gestärkt und die Entwöhnung von den kleinen Sitten (und Unsitten) des Hauses früher und schmerzloser bewirkt, als des Lebens Rauheit sie zu erzwingen pflegt. Die Hauptsache aber ist: keine häuslichen Arbeiten. Was die Schule erreichen will, muß (und kann) sie in ihrem Bezirk erreichen. Denkt Euch Lehrer, die nach Unterrichtsschluß ihrem Behagen leben, lesen, wandern, an Sport und Geselligkeit sich laben können und nie einen Pack korrigirter Hefte ins Schulhaus zu schleppen brauchen Eltern, die sich ohne Sorge der heimkehrenden Kinder freuen dürfen und sie nicht gleich nach der Mahlzeit an die Arbeit treiben müssen. Schüler, die wissen, daß vom Ende der letzten Unterrichtsstunde an der Tag ihnen gehört, von keinem Schatten verdunkelt wird. Würde nicht Alles besser gehen? Freudigkeit in die Gemüther einziehen? Die Tagesleistung mit frischeren Sinnen begonnen werden? Ueber Schulreformen ward nie so viel geredet und geschrieben wie jetzt; Kluges und Unkluges. Hier ist ein ausführbarer Vorschlag, der Besserung verspricht. Vielleicht sagen uns Schülerpraktiker, wie sie über d e Möglichkeit und die Wirksamkeit dieses Reformversuches denken.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Ihre Reklame kostet Sie nur die Hälfte

Ihres bisherigen Etats, wenn Sie sich anschaffen das: »Reklame-Lexikon«. Neue Ideen für moderne Reklame. Vorschläge, Ratschläge, Anregungen und Tricks zur unmittelbaren praktischen Verwertung, unterstützt durch Beispiele und Muster. Keine theoretische Schrift, sondern verwertbare Praxis. Ein wirklicher Mitarbeiter für die gesamte [illegible] und die Inserenten aller Grade, insbesondere für Fabrikanten, Grossisten, Reklamechefs, Handelsangestellte und Reklamebeflissene. Preis gebunden, 270 Seiten stark, illustriert, Mark 27,00 unter Nachnahme. Dieser geringe Betrag wird hundertfältig wieder eingebracht. Bestellen Sie bei Phönixverlag, Breslau, Herrenstr. 12

Bestellungen auf die Einbanddecke

zum 64. Bande der „Zukunft"
(Nr. 40—52. IV. Quartal des XVI. Jahrgangs),
elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Pressung etc. zum Preise von Mark 1.50 werden von jeder Buchhandlung od. direkt vom Verlag der Zukunft, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a entgegengenommen.

Töchterpensionat Biebrich a. Rh.

[illegible] Ausbildung und Haushalt [illegible] Pension 100 M monatlich. Prospekte durch die Vorsteherin.

Nervenschwäche der Männer

Ausführliche Prospekte mit gerichtl. Urteil u. ärztl. Gutachten gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70.

Stottern

heilt d. schwierigst. Fälle C. Buchholz. Hannover 2. Lavestr. 54. 2. Anst. H.-Kirchrode.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW 7

Apostata

von **Maximilian Harden.**

7 [illegible] 2 Bände à Mark 2.—.

Inhalt [illegible] I. Band: [illegible] Die [illegible] Kollege Bismarck. [illegible] Schmalfeld [illegible] Klausner. Die beiden [illegible] Rock. Das goldene [illegible] Trüffelpurée. Verein [illegible] schätze ich mich ein?

Inhalt [illegible] II. Band: Bei Bismarck [illegible] Apostata. [illegible] Schule. Menuet. She-[illegible] Eroica. [illegible] Strindberg. Der [illegible]

Jeder Band 8°. 14 Bogen elegant broschiert.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Im herrlichen Zackental!

Wohnung, Verpflegung, Bad u. Arzt pr. Tag von M. 10.— ab.

„Sanatorium Zackental"

(Camphausen)

Bahnlinie Warmbrunn-Schreiberhau. Tel. 27.

Petersdorf im Riesengebirge

(Bahnstation)

für chronische innere Erkrankungen, neurasthenische u. Rekonvaleszenten-Zustände. Diätetische, Brunnen- u. Entziehungskuren. Für [illegible]. Wintersport. Nach allen Errungenschaften der Neuzeit eingerichtet. Windgeschützte, nebelfreie, [illegible] Seehöhe [illegible] m. Ganzes Jahr besucht. Näheres [illegible] Bartsch, [illegible] Arzt daselbst oder Administration in Berlin S.W., Möckernstrasse 118.

Für Inserate verantwortlich: Rob. Bönig. Druck von G. Bernstein in Berlin

XVII. Jahrg. Berlin, den 10. Oktober 1908. Nr. 2.

HARVARD COLLEGE LIBRARY
OCT 21 1908
CAMBRIDGE, MASS.

Die Zukunft.

Herausgeber:

Maximilian Harden.

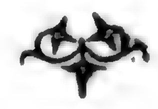
Inhalt:

	Seite
Die Erben von Byzanz	43
Kuriosa. Von Otto Julius Bierbaum	51
Philosophenkongreß in Heidelberg. Von Wilhelm Jerusalem	55
Die Juden in Posen. Von Karl Kassel	62
Motorluftschiffahrt. Von Rudolf Martin	70
Anzeigen. Von Ziegler, Levy, Stössinger, Kalbel	74
Elterngewalt. Ein Brief von Otto Groß	78
Tawson & Co. Von Ladon	81

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.
Verlag der Zukunft.
Wilhelmstraße 3a.
1908.

Inseraten-Annahme für „Die Zukunft" durch den Verlag der Zukunft Berlin, Wilhelmstrasse 3a
sowie durch sämmtliche Annoncen-Expeditionen.

Die Hypotheken-Abteilung des
Bankhauses Carl Neuburger,
Kommanditgesellschaft auf Aktien
Kapital: 5 Millionen Mark.
Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,
hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beleihung zu zeitgemässem Zinsfusse nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei.

9—4 Uhr.

Hamburg. Hotel Esplanade.

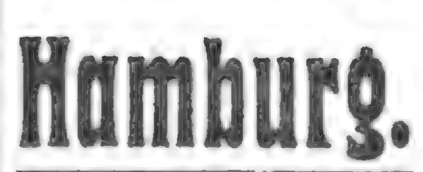
Appartements und Zimmer mit Bad.

Carlton-Ritz Restaurant.

Neues Schauspielhaus
Nollendorfplatz

Grand Hotel Excelsior
Anhalter Bahnhof

Erstklassige Wein- u. Bierrestaurants



Gänzlich renoviert

HAMBURGER HOF

Weltbekanntes Haus. Herrliche Lage a. d. Alster
Zimmer mit Bad, W. C. u. laufend. Wasser.
Feine Französische Küche
Neue Direktion.

Sämtliche existierende, bezüglich exakter Arbeit und vorzüglicher Schussleistung unübertroffene **Schusswaffen** als Jagd- u. Scheibengewehre, automatisch. Repetier-Büchsen u. Pistolen, Luftwaffen, Teschins, Revolver sowie sämtliche Jagdgerätschaften liefert die
Deutsche Waffenfabrik Georg Knaak
Berlin SW. 48, Friedrichstrasse 240-241.

BÜRO-AUSSTELLUNG

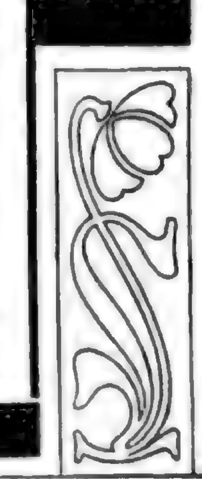
AUSSTELLUNGSHALLEN AM ZOO BERLIN

24. Oktober bis 3. November 1908

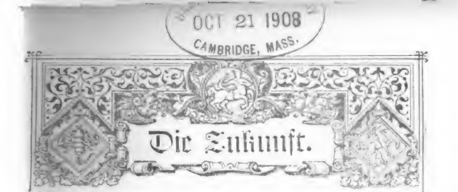
PROTEKTOR: EXCELLENZ DELBRÜCK
Kgl. Preuss. Minister für Handel u. Gewerbe

Geöffnet täglich von 10 bis 10 Uhr.

Auskünfte und Kataloge durch die Geschäftsstelle
Berlin W. 50 Joachimstalerstrasse 45. * VI. 8164.



OCT 21 1908
CAMBRIDGE, MASS.



Berlin, den 10. Oktober 1908.

Die Erben von Byzanz.

Vor achthundertneunzig Jahren ritt Basileios der Zweite, der Sohn des Romanos und der schönen Schankwirthstochter Theophano, durch das Goldene Thor in die Hauptstadt des Oströmerreiches. Ein funkelnder, glitzernder Greis. Die Füße in Goldsandalen, goldene Binden um den Leib, das Kreuzszepter in der zügelnden Hand, in der linken die purpurne Akakia und auf dem grauen Haupt die von Prunkfedern überwehte Krone. Vor dem Roß des Triumphators schritten Gefangene: die Töchter des Bulgarenzaren Samuel, die Zarin Maria und viele Edle, die Ostroms Schwert entwaffnet und in Ketten gezwungen hatte. Basileios kam vom Parthenon; hatte vor der Rückkehr in seine Residenz der Mutter Gottes Dank und Weihgaben dargebracht und durfte selbst von den ihm Unterthanen nun Dank heischen. Der ward ihm in überreichlicher Fülle. Nie hat das Volk von Byzanz lauter gejauchzt; nie auch war zum Jubel mehr Grund als beim Einzug des Basileios Bulgaroktonos. Der hatte nicht nur die Bulgaren gemetzelt: hatte den Bulgarenstaat getötet, aus der Reihe selbständiger Gemeinwesen getilgt und das Reich damit von der nächsten Gefahr befreit. „Heil dem Bulgarentöter!“ Dieser Dank war verdient. Fast vierhundert Jahre lang hatte der ural-altaische Schrecken Hof und Volk von Byzanz geängstet. Schon unter Herakleios (dem Basileus der exaltatio sanctae crucis, dessen Andenken die Kirchen der Römer und der Griechen an jedem vierzehnten Septembertag feiern); als diesen großen Feldherrn und Organisator außer Persern, Avaren und Slaven auch die von der Wolga an die Unterdonau gewanderten Finen hunnischer Herkunft bedrohten, vor deren Ansturm Belisars starkes Schwert fünfundsiebenzig Jahre vorher die Stadt Konstantins geschützt hatte, schloß er mit ihrem Häuptling,

Digitized by Google

dem Bulgarenkhan Kuwrat, einen Vertrag, der den Oströmern aus einem Feind einen Bundesgenossen zum Kampf gegen die Avaren wandeln sollte. Kuwrat blieb treu und wurde von dem dankbaren Kaiser in den byzantinischen Patriziat aufgenommen. Doch sein Sohn Isperich wollte sich nicht in die lästige Fessel solchen Vertrages bequemen und wandte sich mit rasch zusammengeballter Macht gegen den vierten Konstantin (Pogonatos), der als Erster den ganzen Umfang der neuen Gefahr erkennen lernte. Auf Ostroms Boden eine ugro-finische Horde, die aus der Tiefebene Sarmatiens westwärts gewandert und aus dem Winkel zwischen Donau, Dnjestr und Schwarzem Meer in die Haemusprovinz Moesien vorgedrungen war. Der Kaiser, der eben erst arabische, slavische, avarische Angriffe abgewehrt hat, eilt mit allen für den Krieg zu Land und zu Wasser freien Truppen herbei, vermag wider den Feind an der unteren Donau aber nichts auszurichten. Ums Jahr 680 gründet Isperich sein Balkanreich; den ersten Bulgarenstaat und zugleich das erste große Gemeinwesen slavischer Zunge. Denn die Hordensprossen unterjochen die Slavenstämme der Nachbarschaft schnell, verschmelzen sich den Besiegten, nehmen deren Sprache an und lassen die Herren von Byzanz ahnen, daß nicht nur von Asiens Tiefe her die Vernichtung dräut. Slavenstammsplitter konnte der Reichsleib mühelos ausstoßen; hier aber hatte die für das politische Geschäft ungemein begabte Herrenkaste der Finen eine Staatseinheit geschaffen, auf die auch der Tapfere nicht ohne Bangniß blicken durfte. Schlimme Erfahrung hats die Erben des Herakleios und die syrischen Kaiser Ostroms empfinden gelehrt. Justinian der Zweite (dessen Psychose sich früh in verstiegenem Herrscherwahn, in der schroffen Entlassung bewährter Minister, in krankhafter Betriebsamkeit und geschmackloser Bauwuth offenbarte und der, während er Alles allein zu machen glaubte, von unsauberen Hofmächlern am Schnürchen gelenkt wurde) ist, nach kurzem Waffenglück, von den Bulgaren geschlagen, dann aus dem Exil, in das der Volkszorn den von der schimpflichen Strafe des Nasenverlustes Entehrten geschickt hatte, von Isperichs Nachfolger Tervel mit einem fino-slavischen Heer auf den Thron zurückgeführt worden. Das that Tervel gewiß nicht des Lohnes und des Titels wegen, den der Kaiser ihm spendete; thats, um das Reich zu schwächen, das unter dem Szepter eines Irren nicht gedeihen konnte. Kaum war Justinian getötet und Philippikos gekrönt: da drangen die Bulgaren wieder mit Feuer und Schwert bis ans Thor von Byzanz. Der fünfte Konstantin (Kopronymos) mußte achtmal gegen sie ins Feld ziehen und hat sie schließlich nur für wenige Jahre geschwächt. Nikephoros verwendet zweimal zwölf Monate an die Rüstung zum Vernichtungskrieg; wird in der

Hauptschlacht aber von dem Bulgarenkhan Krum besiegt, der seine Macht nun über Thrakien und Makedonien hin dehnt, Adrianopel erobert und Byzanz belagert. Sein Tod rettet Ostrom aus Lebensgefahr. Sein Erbe Omortag wird bei Mesembria von Leon dem Fünften geschlagen und muß einen Frieden schließen, der das leicht erhitzte Hunnenblut für dreißig Jahre zu gehorsamer Ruhe verpflichtet. Die Kaiser syrischer Abkunft haben von ihm nicht mehr zu leiden. Erleben nur noch, daß Klemens, ein Schüler des Slavenapostels Methodios, den Khan Boris (der seitdem Michael heißt) tauft und in dem christianisirten Bulgarenreich der erste Bischof wird. Erst die Armenierdynastie muß sich wieder zum Kampf gegen den Feind im Norden bereiten. Symeon, Michaels Sohn, will nicht länger dulden, daß sein Reich von einem Häuflein byzantinischer Großhändler ausgebeutet werde. Friedliche Verhandlung erwirkt nichts und das bedrängte Byzanz verbündet sich den Magyaren, die in Bulgarien einbrechen, alles Erreichbare rauben, auf dem Rückweg aber von Symeon gezüchtigt werden. Einem starken Regenten, der die schwerste Kunst gelernt hat: warten zu können. Bei Bulgarophygos schlägt er die Griechen aufs Haupt; überfällt in Bessarabien die Wohnstätten der Magyaren; drängt im Westen bis an die Adria vor; und nennt sich fortan den Zaren der Bulgaren und Selbstherrscher der Romäer. Ein stolzer Titel; doch dahinter steht auch eine beträchtliche Macht. Thrakien, Makedonien, Thessalien, Epirus, Albanien, diesseits und jenseits von der Donau ansehnliche Gebiete: dies Alles war dem Zaren Symeon unterthan. Von den Serben empfing er Tribut, von dem schwachen Oströmerkaiser Konstantin Porphyrogennetos Beiträge zu den Staatskosten. Und der Metropolit der Residenzstadt Preslav wurde in den Rang des Patriarchen erhoben, dem Griechenpapst in Konstantinopel also koordinirt. Die staatliche und die kirchliche Selbständigkeit war gesichert; für das fino-slavische Erobererreich der Tag hellsten Glanzes gekommen. Ein Tag, der verdämmern mußte. Die Bonapartes vergessen, im Wahn ihrer Gottähnlichkeit, stets, daß auch ihrer Lenden Frucht ein Schwächling sein kann; drum währt ihrer Reiche Herrlichkeit niemals lange. Symeons Sohn Peter muß froh sein, als Byzanz, das Serben und Kroaten gegen ihn gehetzt hat, nach makedonischen Schlappen ihm einen glimpflichen Frieden und die Hand der Kaiserenkelin Maria gewährt. Der Patriarchat wird anerkannt (damit Bulgarien sich nicht etwa der Römerkirche des Westens zuwende); und für politische Folgsamkeit sorgt die Byzantinerin auf dem Zarenthron. Nikephoros Phokas will dem Reich Symeons den Todesstoß geben, verbündet sich drum dem Moskowiterkhan Swjatoslaw, wird von

dessen allzu raschem Erfolg aber so geschreckt, daß er hastig eine Verständigung mit den Bulgaren erwirkt und die Patzinaken zu einem Einfall anstiftet, der die Russen nach Kiew zurückscheucht. Doch Swjatoslaw kehrt wieder, schlägt die Bulgaren, macht den Zaren zum Gefangenen und will im Sturmschritt nach Philippopel. Eine neue Gefahr für Byzanz; eine noch größere. Der Armenier Zimiskes, der auf Theophanos Wink im Ehegemach den alternden Nikephoros getötet und von ihm, als Neffe und bester General des Reiches, die Krone geerbt hat, fühlt, daß es ums Leben geht, und überschreitet, da in Güte von dem wilden Russen nichts zu erlangen ist, mit seinem Heer in Geschwindmärschen die Hämuspässe. Swjatoslaw muß, nach zäher Gegenwehr, vor der römischen Kriegskunst kapituliren, der Zar wird aus der Gefangenschaft befreit und Bulgarien jauchzt dem Basileus-Retter zu. Mit dem ersten Athemzug des aus schwerer Noth Erlösten. Schnell folgt die Enttäuschung. Zimiskes macht Ostbulgarien und Nordthrakien zu Provinzen des Oströmerreiches, das die Donau als Grenze braucht, erzwingt das Ende der kirchlichen Autonomie und gestattet dem entkrönten, aus der Purpurhülle geschälten Zaren Boris dem Zweiten nur, als ein ohnmächtiger Magistros weiterzuleben. Einen fino-slavischen Selbstherrscher der Romäer gab es nicht mehr; und die Kraft des in Makedonien und Albanien noch erhaltenen westbulgarischen Zarthums schien nicht ernstlich zu fürchten. Schien. Als Zimiskes gestorben war und General Bardas Skleros zur Rebellion gerufen hatte, wagte Westbulgarien den Aufstand. Zar Samuel zieht von seiner Hauptstadt Ochrida nach Thessalonike; holt aus Larissa die Gebeine des Bekenners Achilleus; setzt in Thrakien, in Hellas selbst seine Herrschaft durch; und scheint auserwählt, das Reich Symeons zu erneuen. Schon ist bei Sofia das Byzantinerheer zersprengt, Dyrrachion und der Küstenstrich an der Adria dem Zarthum einverleibt und den Serben das Joch aufgezwungen. Doch Basileios ist entschlossen, an diesen Kampf Alles zu setzen. Dreimal muß er weichen; und kehrt immer mit neuem Muth wieder. Er schlägt die bulgarische Armee in Splitter, läßt fünfzehntausend Gefangenen die Augen ausstechen, die nicht mit der Waffe in der Hand gefundenen Bewohner des Landes bis nach Armenien schleppen und sänftigt den Grimm erst, als, nach dem Tode der Zaren Samuel, Radomir und Wladislaw, die stärkste Bulgarenpartei, der Grundadel, demüthig um Gnade fleht. In Ochrida findet er hundert Centner Goldes, Haufen kostbarer Gewänder und die mit Perlen gezierte Krone Samuels. Seitdem heißt er Basileios Bulgaroktonos und ist der Held der Nation. Er hat den Bulgarenstaat ins Herz getroffen und Ostrom von dem fast vier Jahrhunderte lang fortwirkenden Schrecken befreit.

Unter dem zweiten Basileios, sagt der philhellenische Historiker George Finlay, hat Byzanz den Machtgipfel erreicht. „Auf langer Siegerbahn ließ er seine Adler hin und her schweben; von der Donau bis an den Euphrat, vom armenischen Bergland bis an Italiens Küste. Sein unschreckbarer Muth, seine unerbittlich grausame Wesenshärte, Aberglaube sogar und amusischer Sinn: Alles vereinte sich, um aus ihm den Typus seiner Zeit und seines Reiches zu machen. Sein Ziel war: die völlige Einheit des Byzantinerreiches in Europa. Die war nur möglich, wenn Bulgaren und Slaven niedergeworfen waren. Sprachenverwandtschaft hatte diese beiden Feinde Ostroms zu einer Nation verschmolzen; und so lange man sie frei athmen ließ, mußte gemeinsamer Haß sie zum Vorstoß gegen die kaiserliche Regirung zusammenkitten." Wenn dieser Kitt aus den Fugen gerissen, der Block wieder zerbröckelt war, durfte der Sieger sich mild zeigen. Mußte; um vor dem Erdreisten Verzweifelnder sicher zu sein. Der harte Basileios hats erkannt; und danach gehandelt. Die politische und die kirchliche Verfassung des Landes nicht angetastet; Wehr- und Steuerpflicht nicht geändert; die Privilegien des Hochadels bestätigt; und die Machtsphäre der selbständigen Kirche von Ochrida erweitert, statt sie zu verengen. Warum nicht? Die Zarensprossen mochten sichs in Konstantinopel wohl sein lassen, die besten Bulgarenfamilien mit ihrem Kriegerblut den byzantinischen Reichsadel auffrischen. Das konnte dem römischen Osten und der Armenierdynastie nur nützen. Sie nicht mehr gefährden. Denn Byzanz war, an Umfang und Prestige, wieder, was es in der Zeit Justinians des Ersten gewesen war, und brauchte vom Haemus her nichts zu fürchten.

Fast zweihundert Jahre später, im Herbst Ostroms, kam es noch einmal zu offenem Konflikt. Isaak Angelos, ein gewissenloser Feigling, hat den Komnenenthron geerbt und haust, weil er für seinen täglichen Festprunk ungeheure Summen braucht, wie ein Hamster im Reich. Auf der Balkanhalbinsel lastet der härteste Druck. Nun wird auch noch eine Hochzeitsteuer eingetrieben. Denn Isaak hat mit den Ungarn, die dem Andronikos das hellenische Dalmatien genommen haben, Frieden geschlossen und sich der (zehnjährigen) Tochter ihres Königs vermählt. Wenn der Basileus ein Jüngferchen aufs Lager zieht, mag das Volk bluten. Dem aber wird die Last zu schwer. Die Bulgaren waffnen sich. Peter und Joannes Asen, zwei Adelige, die sich der Abstammung von den alten Zaren rühmen, treten in Konstantinopel für die Volkswünsche ein; werden aber mit kaltem Hohn abgewiesen. Propheten schleichen durch das von Krämpfen geschüttelte Hämusland und künden, der Heilige Demetrios habe das von den Normannen geschändete Grab verlassen und bereite den Bulgaren die Er-

lösung aus Knechtschaft und Fron. In Tirnowo, in der diesem Heiligen geweihten Kirche, schwört das Volk den Führern Treue und ruft Joannes Asen zum Zaren der Bulgaren und Griechen aus. Isaaks Heer ist stärker; doch der neue Zar verbündet sich den Kumanen, schlägt Ostroms sorglos übermüthigen Feldherrn und stellt, mit Feuer und Schwert, zwischen dem Balkan und der Donau das unabhängige Bulgarenreich wieder her. Das dritte Zarthum der Hunnenerben lebt auf; das letzte in der alten Welt. Zweimal, bei Berroea und, nach dem Sieg über die Serben, bei Arkadiopolis, wird Isaak von den vereinigten Bulgaren, Wlachen und Kumanen besiegt. Den Zaren mordet im Palast ein vertrauter Höfling, den die Schwester der Zarin mit ihrem Leibe belohnt. Auf Kalopetros, der nicht lange regirt, folgt Kalojoannes, der aus dem päpstlichen Rom sich eine Königskrone verschafft (gegen das leichtfertige Versprechen dauernder Union mit Westrom krönt ihn der von Innozenz dem Dritten entsandte Kardinal), wider die Griechen wüthet und ihnen einen demüthigenden Frieden aufzwingt, den makedonischen Aufstand der Landsleute offen unterstützt und den Kaiser Balduin in die Gefangenschaft schleppt. Er wollte vergelten, was Basileios an den Bulgaren gethan hatte, überbot den Bulgaroktonos noch an Grausamkeit und gab sich den Beinamen des Romäoktonos. Bald nach dem Sieg bei Adrianopel ist er, vor Thessalonike, gestorben. Die Lanze des Heiligen Demetrios, sprachen aufathmend die Griechen, hat ihn getötet. Doch Joannes Asen, der ihm folgte, wurde zu nicht kleinerer Gefahr. Ein ernster, edler Fürst, der entschlossen war, des Rechtes Hüter zu sein, und sich mit Fug den in Christo dem Himmelskönig getreuen Selbstherrscher der Bulgaren nennen durfte. Die in Byzanz herrschenden Lateiner wollen, im Bewußtsein ihrer Schwachheit, den Orthodoxen zum Vormund Balduins des Zweiten machen. Zar Joannes ist bereit und erbietet sich, den Lateinern Thrakien zurückzuerobern. Ein in anderem Glauben Erwachsener als Verweser des von französischen und venezianischen Priestern überschwemmten Reiches? Der Klerus bäumt sich gegen den Plan. Theodoros Dukas, der Kaiser von Thessalonike, kündigt dem Zaren den Freundschaftvertrag und bricht mit Franken und Griechen in Thrakien ein. Bei Klokotnika wird sein Heer vernichtet, er selbst gefangen und der Hauptheil des Reiches der Angeli fällt den Bulgaren zu. „Ich, Joannnes Asen, habe von Adrianopel bis nach Dyrrachion alle Länder erobert: der Griechen, der Albanesen, der Serben. Nur die kaiserliche Residenz und die Städte ringsum blieben den Franken. Doch auch sie unterwarfen sich meinem Arm, kannten neben mir keinen anderen Zaren und fristeten nach meinem Willen ihre Tage, wie Gott befohlen hatte. Denn ohne ihn ist weder ein

Werk noch auch nur ein Wort. Ihm sei in Ewigkeit Ehre. Amen." Diese Sätze ließ Joannes in den Stein der Kathedrale von Tirnowo graben. Er hat sich dann gegen die byzantinischen Lateiner den Griechen verbündet; die Koalition ist aber geschlagen und nach kurzem Bestand aufgelöst worden. Sein Nachfolger verlor Nordmakedonien und in Bulgarien selbst wichtige Plätze an den klugen und tapferen Vatazes. 1246. Fünfzehn Jahre danach zog Michael der Achte (Palaeologos) in die Stadt Konstantins ein. Das lateinische Kaiserthum des Ostens war gewesen. Den Bulgaren, die in Makedonien heimlich wieder das Feuer geschürt hatten, nahm der neue Herr Stenimachos, Philippopel und die Seestädte Anchialos und Mesembria; sie konnten ihre Wuth nur an den armen Thrakern auslassen, deren Felder bald einer Wüste glichen. Die Osmanenzeit naht. Der seit dem Sieg des Serbenkönigs Stephan Uros um Kraft und Selbstvertrauen gekommene Bulgarenstaat kann keinen wirksamen Widerstand leisten. Iwan Sisman, der Dritte des Namens und der letzte Zar von Tirnowo, muß sich dem Sultan Murad unterwerfen. Der zerstört auf dem Amselfeld mit einem Streich die großserbische Staatsmacht. Sein Sohn Bajezid macht aus dem Zarthum ein türkisches Paschalik. In Tirnowo gebietet der Sultan. Konstantinopel ist sein nächstes Ziel. Nach langwierigen, blutigen Kämpfen erst erreicht es ein Enkel Osmans. Im Frühlicht des dreißigsten Maimorgens dringen 1453 die Janitscharen Mohammeds des Zweiten in die Stadt, in der gestern noch ein Konstantin befahl. Ueber der Sophienkirche erglänzt der Halbmond. Der Traum von Bulgariens Freiheit ist ausgeträumt.

Am fünften Oktober 1908 hat ein Westeuropäer mit fester Hand nach der Zarenkrone gegriffen, die 1393 dem letzten Sisman vom Haupt gerissen ward. Ein Koburger; ein Enkel des Bürgerkönigs Louis Philippe. Der weiß, was er wollen darf, und wählt zum Handeln schlau seine Stunde. Stambulow hat ihn dem Hohn Europens empfohlen; von ihm erzählt, der eitle Herr, der als Sechsundzwanzigjähriger den Rock des österreichischen Lieutenants auszog, beschäftige sich im Fürstenpalast nur damit, eine neue Königskrone zu zeichnen und vor dem Spiegel sich im würdigen Tragen des Purpurmantels zu üben. Europa hats lange geglaubt; und erlebt, daß der für einen Gecken und Hohlkopf Ausgegebene ein neues Bulgarien schuf, an den wichtigsten Höfen Freundschaft warb und die letzten Zeichen türkischer Oberhoheit wie Binsen brach. Basileios, Symeon, Samuel leben als Schatten im Buch der Geschichte. Ferdinand hat sie an den Erben von Byzanz, an dem Islam, gerächt; Sieger und Besiegte. Noch reicht sein Zarthum nicht von der Donau bis ans südliche Meer. Wer weiß, wie lange Makedonien der Anziehungskraft des

jungen, selbständigen, verwandten Christenstaates widerstehen kann? Bulgarien ist ein Bauernland, in dem nur noch spärliche Reste des Großgrundbesitzes aus der Paschalikzeit zu finden sind. Eine Agrardemokratie, deren Willensrichtung von der Masse der kleinen Besitzer (fünf bis acht Hektar) bestimmt wird und die keinen Kampf deshalb mit so emsigem Eifer aufgenommen hat wie den gegen die Landplage des Wuchers. Bauernland, Kriegerland. Das Finenblut ist nicht träg geworden. In zwei Kriegen hat der Bulgare während der letzten dreißig Jahre gezeigt, was er zu leisten vermag. Zweihunderttausend, mit Reserve und Landwehr dreihunderttausend Mann; tapfere, in strenger Zucht gehaltene, gut bewaffnete Truppen. Damit darf man Etwas wagen; braucht man nicht zu warten, bis der Schlaraffenbraten aus der Pfanne dampft. Der Koburger hats längst eingesehen. Bulgarien war, ehe Osman den Griechen Karadschahissar nahm und von Kleinasien her das Palaeologenreich bedrohte. Bulgarien soll und will noch sein, wenn der Halbmond endlich geschrumpft ist. Der Khalif ist freilich auch zwischen Sofia und Varna eine Großmacht; ists besonders in Rumelien. Doch ein Khalif, der als Herrscher ins Haremsdunkel schlüpfen, Rebellen die Regentengewalt ausliefern muß und heute anbetet, was er gestern verfluchte? Die Schicksalsstunde hat geschlagen. Der endgiltige Sieg der Jungtürken vertagt die Erfüllung des Bulgarenwunsches in Nebelferne; und fegt eine stürmische Reaktion die dreiste Jugend weg, so stählt sie dem Sultan den Muth zu neuer Tyrannenthat. Jetzt also oder in naher Zeit nie. Manche alte Legitimität sichts gewiß nicht ungern, wenn den Verbesserern der islamischen Welt unzweideutig bewiesen wird, daß ihr hastiger Knabeneifer die Türkei schlechter schirmt, als die List des Armeniers im Yildiz vermochte. Bosnien und die Herzegowina sind für Franz Joseph ein stattliches Jubilargeschenk. An heimlich Verbündeten wirds nicht fehlen; mag auch nicht Jeder gern sehen, daß die Osmanenliquidation in den Tagen russischer Schwachheit beginnt. Und der Berliner Vertrag? Dessen Vater hat selbst gesagt, daß Verträge nur mit der Klausel ‚rebus sic stantibus‘ gelten.

Dem strotzenden, dem welkenden Leib des Oströmerreiches nahte mit Fieberschauern stets eine Krisis, wenn die Bulgaren sich unruhig regten, der Slavenkeil sich breiter und weiter vorwärts schob. Wird die Erfahrung sich den Erben des Byzantinersitzes erneuen? Schon ist überall geschäftige Bewegung, wird überall listig gelogen; schon spricht man von einem neuen Kongreß (vor dem uns der Himmel gnädig bewahre). Wurden die Großmächtigen wirklich jäh überrascht? Ist, was sichtbar ward, nicht am Ende nur der Theil eines Umgehungmanövers? Nach dem ersten Lärm wirds zu prüfen sein.

❧

Kuriosa.

Wir bewegen uns in einem rasenden Tempo der wunderbaren modern-ästhetischen Kulturepoche entgegen, die uns den großen Stil gebären soll. Es ist eine Lust, zu leben. Denn die Geburtwehen des großen Stils sind nicht etwa schmerzhaft schrecklich, sondern sehr lustig

Seit drei Jahren sammle ich Dokumente aus der erlauchten Wochenstube: und ich habe schon ein ganzes Kuriositätenkabinet beisammen. Ein Extrakästerchen darin ist überschrieben „W. Z. und V. K." Es enthält ausschließlich Elaborate deutscher Verlagsbuchhändler, wie sie in den Verlags-Katalogen zu Tage treten. Niemand, dem ich Einblick in diese von Buchverlegern errichtete Ruhmeshalle gewährte, ist ohne die lieblichste und gewisseste Zuversicht in die Zukunft der deutschen Dichtung und Kultur von mir gegangen. Denn: „gewaltig rauscht der Lorbeerbaum, die goldenen Kränze blinken". Die grauen Zeiten, da Verlagsbuchhändler schnöd nüchterne Geschäftsleute waren voll erbärmlicher Angst und Bedenklichkeit, sind vorüber. Das Angesicht bemalt mit dem Safte rothen Traubenmostes, in der Rechten einen Thyrsosstab und in der Linken ein Korybantenrasselblech, tanzen sie, des süßen Weines lallender Begeisterung mehr als voll, den von ihnen entdeckten jungen Göttern voran und erfüllen die Lüfte mit orgiastischem Jubelgetöse. Als Bakchos geboren worden war, hat es keine solchen Räusche der Verzückung gegeben wie jetzt, wenn ein Bändchen Gedichte von einem neuen Poeten erscheint, der einen federgewandten Verleger gefunden hat. Möglich, daß die Verzückung sich so kolossalisch entlädt, weil viele der neuen Poeten in der angenehmen Lage sind, das schöne Büttenpapier und den guten Druck selber bezahlen zu können; aber Das ist schließlich früher auch manchmal vorgekommen und der Verleger gerieth dennoch nicht gleich aus dem Häuschen. Nein: es ist der große Stil, der sich hier ankündet; der neue ästhetische Kulturgeist ist es, der so selig tremolirt; die Zeit, schwanger von Schönheit und Genie, macht aus den endlich einmal beneidenswerthen Verlagsbuchhändlern Propheten. Seit etwa anderthalb Jahren ist das Evoë aber etwas aus der Mode gekommen. Sei es, daß es doch nicht recht gewirkt hat, sei es, daß höhere Stileinsichten die Schuld daran tragen: die Propheten haben das Tanzen, Thyrsosschwingen und Blechknattern aufgegeben und eine mehr priesterliche Würde und Feierlichkeit angenommen. Ihr Stil wird taziteisch knapp und monumental Eine kleine Weile noch: und sie werden ihre Dichterkrönungen nicht mehr auf Papier (wenn auch dickem, geschöpftem), sondern auf kleinen Marmor- und Bronzeplättchen versenden. Dann, es ist kein Zweifel erlaubt, wird der große Stil aber auch endgiltig da sein. Die hier folgende Proklamation (das jüngste Stück meiner Sammlung) kündet ihn deutlich an:

„Als unser erstes Verlagswerk erscheint das erste Buch eines jungen Dichters. Wir sehen in den Gedichten Friedrich Stieves eine Bereicherung der deutschen Lyrik. Wir versprechen uns von diesem Dichter, daß er einer der ganz Großen werden wird. Wir verkennen nicht, daß er manche Rauheit noch zu glätten hat. Wir finden neben den Gedichten der Eingebung ein paar der Absicht. Aber sie werden überreich aufgewogen durch seine reifen Sachen, Gedichte in einer Sprache, die wie Musik ist, aus farbenprächtiger Phantasie und einer Gestaltungskraft heraus, die seine herrlichen Bilder in uns zu Anschauung und Leben erweckt.

Nebenstehend bringen wir ein Gedicht aus der Sammlung zum Abdruck. Nicht, daß es die Art seines Schaffens zeige. Es findet sich in der ganzen Sammlung keins, daß Dies vermöchte. Jedes hat seinen besonderen Gehalt und seinen eigenthümlichen Ausdruck. Es soll darum nur einen Schluß auf die anderen zulassen, den Schluß auf ihre Schönheit. Haupt & Hammon, Leipzig, Ostern 1908."

Und nun folgt (ein Beweis dafür, daß Haupt & Hammon ehrliche Propheten sind) wirklich ein Gedicht. Da man aus ihm ersehen kann, von welcher Art die ganz Großen der Zukunft sein werden, möge es hier stehen:

Nächte sah ich, demantenklar,
Da meine Seele, der Erde entronnen,
Klingend hinschwebte zu fernen Sonnen,
Königlich frei und wunderbar.

Leis nur, wenn sie Sterne betrat,
Wo sich duftende Zaubergärten
Sanft in mattgrünem Lichte verklärten,
Rührte ihr Fuß die Liliensaat.

Brunnen klangen versonnen im Traum
Fern und nah wie rauschendes Schweigen,
Fremder Bäume staunendes Neigen
Wogte lautlos am Himmelssaum.

Dämmernde Weiten schlossen sich auf,
Sterne wie Feuerkugeln rollten
Durch die Lüfte schweigsam und golden,
Flammend strahlten Kometen herauf.

Und die Seele floß klingend fort,
Bebte im träumenden Lied der Lüfte
Und zerfloß wie athmende Düfte
In der Ewigkeit süßem Akkord.

Ich werde mich hüten, den Schluß zu verrathen, den ich von diesem Gedichte auf die anderen mache; denn da ich mich selber zuweilen lyrisch versuche, könnte ich in den Verdacht kommen, daß ich den Aufstieg des jungen Dichters mit den Augen des neidischen Nörglers verfolge. Dies ist aber gerade das Laster, von dem ich mich rein fühle. Ich wünsche vielmehr allen jungen Poeten

von Herzen, daß sie in die Höhe kommen, und es ist mir keineswegs fatal, wenn ihnen Das leichter gemacht wird, als es uns geschah, denen nicht gleich Ehrenpforten auf Vorschuß errichtet worden sind. Nur (und Dies auszusprechen ist der Zweck dieser Zeilen) fürchte ich: diese allzu freigiebig ertheilten Lorberkränze erschweren den Aufstieg, statt ihn zu erleichtern. Wären es blos die Verlagsbureaux, die sie verabfolgen, so wäre die Sache nicht gar so bedenklich; aber man begegnet jetzt ähnlicher Voreiligkeit im Zuerkennen der höchsten Ehren auch bei manchen Kritikern. Meine Sammlung enthält wahrhaft erschütternde Beispiele dafür. Man „sinkt in die Kniee", man „hat die Empfindung eines Frühlings, der ewig sein muß", man „vergißt, was das Leben außerdem noch hat" .. Kinder, ich glaube: es kommt kein neuer Stil, sondern eine neue frauenzimmerliche Empfindsamkeit. Und, verlaßt Euch darauf: die Reaktion ist ein neuer Ekel am Lyrischen.

Aber auch abgesehen von dieser blümeranten Nuance: Hütet Euch überhaupt etwas mehr vor den großen Worten! Wenn jede Heidelbeere als Orange proklamirt wird: was wollt Ihr thun, wenn mal wirklich Orangen auf den Markt kommen? Ich fürchte sehr, daß die dann Heidelbeeren genannt werden.

Das gilt auch von den Herrlichkeiten der künftigen deutschen Schönheitepoche selber. Wo wollt Ihr den Athem hernehmen, sie gebührend bei ihrem endlichen Erscheinen zu begrüßen, wenn Ihr Eure Lunge jetzt schon so unmäßig strapazirt? Und: fürchtet Ihr nicht, auch das Herrlichste werde einmal enttäuschen, wenn Ihr die Erwartungen Eures Publikums gar so hoch spannt? Ich weiß schon: Ihr wollt die Seelen vorbereiten, wollt die Sehnsucht wecken, wollt diese Hochspannung der Gefühle erzeugen. Seid eben Propheten. Nun ja. Propheten haben sich wohl immer Etwas übertrieben geberdet; und ich möchte nicht gern zu den kaltschnäuzigen Witzlern gerechnet werden, die an heiliger Inbrunst nur die manchmal etwas komische Pose sehen. Aber ich kann mir nicht helfen: wenn sich ein Spatz vor mir aufplustert, gewahre ich noch keinen Adler. Ich kann seine Anstrengung schätzen und gestehe mir gern, daß es für einen Spatzen eine Leistung ist, wenn er das Doppelte seines Volumens vortäuscht. Will auch gern annehmen, daß dieses Flügelrappeln das Symptom einer inneren Erschütterung ist. Bleibt aber doch immer die Erschütterung eines Spatzen. Der Ueberschwang wahrhaftiger Propheten sieht anders aus. Auch wir haben ihn erlebt. Verschiedentlich. Walt Whitmann war einer; und ein anderer, größerer leuchtet aus den Blättern des Zarathustra auf. Es ist ein großes Glück und ein Ruhm unserer Zeit, daß sie mit Ehrfurcht zu lauschen versteht, wenn die Zukunft aus dem feurigen Busch des Genies tönt. Um so schauderhafter aber muthet das Gebahren der geschäftigen Kleinen an, die ein bengalisches Streichholz entzünden und sich den Anschein geben, als seien sie von seherischen Verzückungen umwabert. „Sachte! Es klemmt sich!" habe

ich auf die Mappe geschrieben, in der ich solche Aeußerungen aus der bengalisch beleuchteten Gartenlaube wild gewordener Philister aufbewahre.

Auch aus ihr sei das letzte Stück mitgetheilt. Es findet sich am Schluß einer Schrift, in der der münchener Kunstkritiker Georg Fuchs vom Tanz handelt. Hier ist es: „Und so können wir nicht schwanken: wenn wir eine Erziehung unserer Rasse zur Kultur anstreben, dann müssen wir den Tanz vor allen anderen Sports, Leibesübungen und Künsten zur Grundlage aller erzieherischen und gesellig-festlichen Einrichtungen wählen.

Und dieser Erziehungpraxis Vorbilder zu schaffen: Das ist die Aufgabe der Schaubühne, zu deren Errichtung wir uns vereinigen wollen. Auf ihr erscheinen uns die schönsten Männer und Frauen, schön durch die vollkommene Harmonie alles Dessen, was unsere Rasse auszeichnet, und sind uns völlig die Götter und Heroen, als die sie der Dichter herniederflehte durch die Inbrunst seines Gebetes und als die er sie zuerst geschaut in der entrückten Gnade seiner Gesichte. Sie sind ganz Das, was wir Alle sein wollten, ach, vergebens schmachtend und ringend im niederen Kreis des Irdischen; und alle ihre Geberden und alle ihre Wirke und alle ihre Worte und alle ihre Tänze sind jubelentfachte Offenbarungen des vollendeten Lebens und der göttlichen Würde, der triumphirenden Schönheit der Seele.

Wir kleiden sie in köstliche Gewänder, wir setzen Kronen auf ihre Häupter und streuen Edelgestein und Perlen durch ihr Haar; wir schlingen Ketten um das Elfenbein ihrer Hälse und heften erschreckende Kleinodien an ihre Brüste: die blutigen Achathäupter der Medusen und die grünen Jaspisleiber der Schlangen. Wir schnüren ihre silbernen Füße in die Schuhe aus Purpur und lassen sie über weiße Felle wandeln. So geschmückt sollen sie ganz in der Glorie sich regen als Das, wozu wir Alle uns im Innersten geboren fühlen, dem völlig zuzuwachsen aber keinem Sterblichen gewährt wird. Dort aber, im höheren Reich der ungehemmten Rhythmen, ist es worden! Dort ist das Mysterium offenbar. Auf den hundertarmigen Kandelabern leuchten die Kerzen aus süßhauchendem Wachs, Teppiche umschließen das Halbrund der Bühne, darauf seht Ihr Sonne, Mond und Sterne, die großen Wundervögel mit Augen von Opalen in scharlachrothen Wipfeln, die fließenden Brunnen und die weinfärbigen Wellen des Meeres. An den Seiten werden dichtgeschaarte Chöre singen und aus der Kuppel wird der Tag herniederrieseln in den honiggoldenen Glanz der Kerzen und wird sich mit ihm vermengen zu einem Licht aus Klarheit und aus Gluth. Solch ein Fest ist Euch bereitet: Kommt und feiert es mit uns!"

Ich liebe dieses Stück mit der ganzen Liebe des Sammlers, aber über der Freude daran schattet die Melancholie, die jeder Sammler kennt: Wann wird Dir wieder so was Köstliches in den Weg laufen?

Sißan. Otto Julius Bierbaum.

Philosophenkongreß in Heidelberg.

Ungefähr zweihundertfünfzig Philosophen waren in der ersten Septemberhälfte eine Woche lang in Heidelberg beisammen. Was da an Forschungsergebnissen, an neuen Gedanken, an Anregungen dargeboten wurde, wird sich erst übersehen lassen, wenn der gedruckte Kongreßbericht vorliegt. Ich möchte aber doch schon jetzt die persönlichen Eindrücke wiedergeben, die charakteristischen Züge der ganzen Tagung herausheben und dabei Manches anbringen, was ich in den mitunter sehr lebhaften Diskussionen nicht sagen konnte, weil die Zeit zu kurz bemessen war oder weil es mir erst später einfiel.

In der Reihe der Internationalen Kongresse für Philosophie war der Heidelberger der dritte. Im Jahre 1900 war Paris, 1904 Genf der Versammlungort. Der dritte Kongreß sollte auf deutschem Boden tagen und es war zu erwarten, daß die deutsche Philosophie dem Kongreß ihren Stempel aufdrücken, ihm das Gepräge geben werde. Das war nun durchaus nicht der Fall. Die angesehensten Vertreter der Philosophie an den Universitäten waren fern geblieben. Wundt, Heinze und Volkelt aus Leipzig waren eben so wenig zu sehen wie Dilthey, Riehl, Stumpf und Simmel aus Berlin. Die marburger Schule der Neukantianer war weder durch einen ihrer Meister (Cohen und Natorp) noch auch durch einen ihrer begabten Schüler vertreten. Auch Rehmke und Schuppe, die Immanenz-Philosophen, waren nicht da. Eucken aus Jena erschien auf wenige Stunden, an die ich mich allerdings mit großer Freude erinnere. Wilhelm Windelband, der Präsident des Kongresses, war so ziemlich der Einzige, der als namhafter, Schule machender Vertreter der deutschen Philosophie gelten konnte. Von den deutsch-österreichischen Universitäten war, wenn ich nicht irre, nur ein einziger Privatdozent erschienen. Der war ich selbst. Dagegen hatten die czechischen, die ungarischen und die polnischen Hochschulen mehrere Vertreter entsendet. So waren es nicht die Deutschen, sondern die Ausländer, die den Ton angaben. Von den Anglo-Amerikanern, den Franzosen und Italienern gingen diesmal die Anregungen aus. Das bedeutendste Wort aber, das ich auf dem Kongreß gehört habe, hat doch ein Deutscher gesprochen. Das war Ernst Troeltsch, der seine Begrüßungrede mit den Worten schloß: „Das Leben ist größer als das Denken.“ Troeltsch hat damit, ohne es zu wissen, die Parole für den Kongreß ausgegeben. Denn der Kampf zwischen Leben und Denken bildete den wesentlichen Inhalt des Streites um die unter dem Namen Pragmatismus aus Amerika herübergekommene neue philosophische Methode. Diese manchmal sehr lebhaften Diskussionen über den Pragmatismus bilden den philosophischen Kern des Kongresses. Hier platzten die Geister aufeinander, hier war Leben und Bewegung.

Der Pragmatismus ist lebendige aktivistische, vorwärtsblickende Philo-

sophie. Er will nicht länger ruhig zusehen, wie erlesene Geister ihre Zeit und ihre Denkkraft auf Probleme verschwenden, deren Lösung für unsere ganze Lebensführung bedeutunglos ist. Der Pragmatismus ist in seinem Grundgedanken uralt; als philosophische Methode aber ist er in den letzten Jahrzehnten in Amerika erfunden worden. Das ist kein Zufall. In Amerika sind die streng wissenschaftlichen Bestrebungen und das praktische Leben einander näher geblieben als bei uns. Die amerikanischen Philosophen haben von ihren Studenten viel öfter und viel deutlicher zu hören bekommen, daß die Welt im philosophischen Hörsaal und die Welt auf der Straße zwei ganz verschiedene Welten seien, zwischen denen gar kein Zusammenhang bestehe. Der Amerikaner aber, der sich die Zeit nimmt, Philosophie zu studiren, thut es nicht, um einige für das Examen erforderliche Kenntnisse einzusammeln. Er verlangt vielmehr von der Philosophie Richtunglinien für seine Lebensführung, er will Beruhigung für seine inneren Kämpfe, er sucht Klarheit und Ordnung für seine Gedankenwelt. Diesem durchaus idealen und dabei doch im besten Sinn praktischen Bedürfnisse suchten nun einige amerikanische Denker entgegenzukommen. Sie stellten sich die grundlegende und, wie die Folgen zeigten, zugleich grundstürzende Frage, was denn der wahre Sinn unserer Vorstellungen, unserer Urtheile, unseres theoretischen Denkens sei.

Die entscheidende Antwort darauf hat vor etwa dreißig Jahren der amerikanische Logiker und Mathematiker Charles Peirce gegeben. Unsere Urtheile und Ueberzeugungen, so lehrt er, sind nichts Anderes als Regeln für unsere Handlungweise. Wenn wir also den wahren Sinn und Inhalt eines Gedankens uns selbst zu voller Klarheit bringen wollen, so müssen wir versuchen, die Wirkungen dieses Gedankens auf menschliche Handlungen zu zeigen. Es giebt keine Gedankendistinktionen, und wären sie noch so subtil, die nicht irgendwelche praktische Unterschiede bedingen. Wo wir keine solchen praktischen Konsequenzen nachweisen können, da ist der Gedanke inhaltlos und besteht nur in Wortverbindungen. Die Erfassung der praktischen Konsequenzen eines Gedankens ist die Erfassung seines vollständigen und einzigen Inhaltes und Sinnes. Dieses Prinzip von Peirce, diese Methode der praktischen Erprobung blieb zwanzig Jahre lang unbeachtet. Erst als William James, der berühmte amerikanische Psychologe, das Prinzip, für das der Name Pragmatismus gewählt wurde, sich aneignete und energisch dafür eintrat, kam die Sache in Schwung. John Dewey in Amerika und F. C. S. Schiller in England wurden begeisterte Anhänger der neuen Methode und vertheidigten sie im Verein mit James gegen die heftige Polemik, die das neue Prinzip hervorrief. Auch in Frankreich und Italien fand der Pragmatismus mehrfach Anklang; dagegen blieb er in Deutschland so gut wie unbeachtet.

Da traf es sich nun, daß ich durch englische und amerikanische Beurthei-

lungen meines Buches „Der kritische Idealismus und die reine Logik" (Wien, 1905) darauf aufmerksam gemacht wurde, daß meine Anschauungen dem Pragmatismus sehr nah stehen. Das liebenswürdige Entgegenkommen der amerikanischen Gelehrten machte mir möglich, die Schriften der Pragmatisten rasch kennen zu lernen; und als im März 1907 William James eine zusammenfassende Darstellung des Pragmatismus veröffentlichte, beschloß ich, durch Uebertragung dieses Buches die neue Methode in Deutschland bekannt zu machen. Die Uebersetzung ist unter dem Titel: „Der Pragmatismus, ein neuer Name für alte Denkmethoden" bei Werner Klinkhardt in Leipzig erschienen: und damit wurde es Fachmännern und gebildeten Laien möglich, das Wesen und die Bedeutung der neuen Philosophie kennen zu lernen. Der heidelberger Kongreß hat gezeigt, daß nun auch die deutsche Philosophie vom Pragmatismus Kenntniß genommen hat, bisher allerdings meist nur, um ihn zu bekämpfen.

Der Pragmatismus will also zunächst eine Art philosophischer Selektion sein. Er will eine Auslese unter den philosophischen Problemen vornehmen und die Fragen ausschalten, bei denen weder das „Ja" noch das „Nein" unsere Lebensführung beeinflußt. Damit hängt die andere, mehr positive Seite der neuen Methode zusammen. Wir sagen mit Troeltsch: „Das Leben ist größer als das Denken"; und machen Ernst damit, das Denken als einen Theil und als einen Faktor des Lebens zu betrachten. Alles theoretische Erkennen ist deshalb für uns, wie es Professor Schiller in seinem Vortrage formulirte, nur Mittel und Vermittelung. Der Erkenntnißtrieb ist aus dem Selbsterhaltungtrieb hervorgegangen und die Wissenschaft ist die schärfste und die wirksamste Waffe, die sich der Mensch im Kampf ums Dasein geschmiedet hat. Die Welt des theoretischen Denkens ist also nicht, wie die Rationalisten wollen, eine für sich bestehende, mit dem reinen Verstand zu erfassende Welt, die mit unserem Fühlen und Wollen nichts zu thun hat. Die Wahrheit, die der Forscher sucht, ist nichts Absolutes, vom Leben Unabhängiges. Die Wahrheit unserer Gedanken besteht vielmehr in ihrer lebendigen Wirksamkeit, in ihrem Leben fördernden Einfluß auf das menschliche Handeln. Diese neue, verlebendigende Auffassung des Wahrheitbegriffes bildet den Kern der pragmatischen Lehre; und vielfach hört man den Pragmatismus einfach als eine neue Wahrheittheorie bezeichnen. Leicht begreiflich ist nun, daß diese Wahrheittheorie den Logikern und Mathematikern gegen den Strich geht. Sind es doch alte, fest und lieb gewordene Denkgewohnheiten, die dadurch erschüttert werden. Die Logiker und Mathematiker sind überzeugt, daß ihre Sätze eine absolute, von jeder Erfahrung ganz unabhängige Wahrheit besitzen, und wehren sich deshalb gegen die pragmatischen Zumuthungen. So richtete sich denn auch in Heidelberg der Kampf gegen die neue Wahrheittheorie des Pragmatismus.

Gleich in der Eröffnungsitzung begann das Gefecht. Professor Josiah

Royce von der Harvard-Universität, einer der ernstesten Denker Amerikas, hielt einen Vortrag über das Wesen der Wahrheit im Licht der neuen Forschung. Royce stellte eine eigene, tiefgründig angelegte Theorie auf, die man am Besten als voluntaristische Erkenntnißtheorie bezeichnen könnte. Im ersten Theil seines Vortrages gab er jedoch eine Kritik des pragmatischen Wahrheitbegriffes und an diesen knüpfte die allerdings nur kurze Diskussion an, in der sich schon zeigte, daß die Mehrheit der Anwesenden aus Gegnern des Pragmatismus bestand. Der eigentliche Sturm brach erst los, als Professor Schiller aus Oxford in einer Sektion seinen Vortrag über den rationalistischen Wahrheitbegriff hielt. Schiller wies auf die logischen Widersprüche hin, in die sich der Rationalismus verwickele, und gebrauchte dabei einige kräftige Ausdrücke. Die formalen Logiker blieben die Antwort nicht schuldig; und so wurde die Debatte immer lebhafter und immer gröber. Aehnliches wiederholte sich am nächsten Tag, als ich selbst in meinem Vortrag über Apriorismus und Evolutionismus zu zeigen suchte, daß die empirisch-evolutionistische Methode zu neuen Thatsachen und zu neuen Problemen hinführe, während der Apriorismus Probleme ablehnt, Probleme verdeckt und dadurch bahnsperrend wirkt. Unter den Vertheidigern der alten formalen Logik that sich besonders Herr Itelson aus Berlin hervor, der durch seine temperamentvoll vorgetragene scharfe Dialektik, durch seine reiche Belesenheit und nicht zum Mindesten durch seine witzige Grobheit starke rednerische Erfolge erzielte. Trotz der lebhaften Opposition erregte aber der Pragmatismus doch in sehr hohem Grade das allgemeine Interesse. Die in den vom Programm vorgesehenen Sitzungen für die Diskussion zur Verfügung stehende Zeit erwies sich als zu kurz und so wurde auf vielfachen Wunsch eine nicht im Programm vorgesehene Erörterung des Pragmatismus veranstaltet, zu der sich über hundert Theilnehmer einfanden. Schiller versuchte wieder, die alte Logik mit ihren eigenen Waffen zu bekämpfen, und fand wiederum dialektisch gut geschulte Gegner. Ich hielt diese Methode nicht für die richtige und bemühte mich deshalb, auf das Neue, das Positive, das Aktivistische des Pragmatismus hinzuweisen. Dabei habe ich nun nachträglich das Gefühl, daß ich in der Bekämpfung der Gegner zu wenig gethan habe. Den Vertretern der alten formalen Logik mußte gezeigt werden, daß ihre Konstruktionen tot, weltfremd und unfruchtbar seien und daß der Pragmatismus darauf ausgehe, eine neue, lebendige und Leben fördernde Logik zu schaffen. In diesem Sinn möchte ich hier Einiges nachtragen.

Aristoteles hat die Logik als Kanon und als Organon des wirklichen Denkens geschaffen. Die Beziehung zu den wirklichen Denkakten, wie sie die Wissenschaft und das alltägliche Leben vollzieht, ist bei ihm immer lebendig geblieben. „Wenn wir", so sagt er ausdrücklich, „die Entstehung der Schlüsse durchschauen und die Fähigkeit erlangen, Schlüsse zu finden, wenn wir ferner die wirklich vollzogenen Schlüsse auf die eben angeführten Formen zurück-

führen, dann haben wir das Ziel, das sich unsere Untersuchung gesteckt hat, erreicht." Eine wirklich empirische Logik, wie ich sie plane, wird vielfach auf den echten, von der Scholastik noch unberührten Aristoteles zurückgehen können. Die Scholastik des Mittelalters hat das logische Verfahren sehr verfeinert und dieses Denkmittel auch dazu benutzt, die Dogmen der christlichen Religion zu beweisen. Dadurch erhielt die formale Logik eine Art von Weihe. Die Neuscholastiker der Gegenwart, deren Zahl größer ist, als man meint, spinnen nun aus dieser in gewissem Sinn geheiligten Logik sehr zahlreiche und sehr feine Fäden und verschlingen sie zu einem kunstvollen Gewebe, das einen selbständigen Werth für sich in Anspruch nimmt. Von der anderen Seite helfen die modernen überempirischen Mathematiker, die mit N-dimensionalen Mannichfaltigkeiten operiren, den formalen Logikern dazu, ein Drittes Reich zu errichten, das zwischen Erfahrung und Metaphysik in der Mitte liegt. Dieses Reich ist eingebettet in die Regionen, wo die reinen Formen wohnen. Hier bewegen sich die Logiker mit großer Sicherheit zwischen den ewigen zeitlosen Beziehungen. Kein Atom Wirklichkeitstoff stört sie in ihrem Gedankenflug, ihre Sätze haben unbedingte Giltigkeit und sind ganz unabhäng davon, ob ihnen in der Erfahrung irgendetwas entspricht. In Graz wurde vor einigen Jahren eine neue Disziplin erfunden, die Gegenstandstheorie, deren Vertreter sich geradezu rühmen, eine „daseinfreie" Wissenschaft geschaffen zu haben.

Wenn nun die Begründer und Bewohner dieses Dritten Reiches ihre Denkgebilde nur in die Welt setzten, um sich an deren harmonischer Symmetrie zu erfreuen, so brauchte man sie in ihrem ästhetischen Vergnügen und in ihrem harmlosen Denksport nicht weiter zu stören. Die Herren Logiker wären dann mit den Göttern Epikurs zu vergleichen, die in den Intermundien wohnen, sich ungetrübt der Heiterkeit erfreuen, ohne sich weiter um die Welt zu kümmern, aber auch ohne zu verlangen, daß die Welt sich um sie kümmert. So bescheiden und anspruchlos sind aber unsere reinen Logiker nicht. Sie glauben vielmehr, aus ihren ganz inhaltleeren Sätzen eine Wissenschaftlehre ausbauen und die Voraussetzungen und Normen alles wissenschaftlichen Erkennens unabhängig von der Erfahrung feststellen zu können. Die Kühnen unter ihnen meinen sogar, daß die Formen unseres Denkens der Natur die Gesetze vorschreiben, und die Allerkühnsten wollen die Natur selbst als ein Erzeugniß des unanschaulichen Denkens auffassen. Gegenüber solchen unberechtigten Ansprüchen der Logik und dem noch weniger berechtigten Hochmuth der Logiker können wir Empiriker und Pragmatisten uns nicht darauf beschränken, wie wir am Liebsten möchten, durch positive Arbeit den Werth unserer Methode zu beweisen. Wir müssen auch die Zeit und die Kraft dazu aufbringen, die wahnwitzigen Anmaßungen der reinen Logiker zu bekämpfen, besonders deshalb, weil sowohl in ihrem Wahnwitz als auch in ihrer Anmaßung Methode liegt. Diesen Kampf dürfen wir aber nicht mit den Waffen

der alten Logik führen. Das hieße, die unbedingte Giltigkeit der logischen Formeln stillschweigend anerkennen. Wir müssen vielmehr mit aller Energie und Entschiedenheit betonen, daß in den Sätzen der alten Logik genau so viel Wahrheit zu finden ist, wie darin allgemeine und bewährte Erfahrung angetroffen wird. Die Logik muß sich nach der Erfahrung und nach der Geschichte der Wissenschaften richten, nicht diese nach jener. Die strengen Formulirungen der Logik, die nur absolut sichere Schlüsse gelten läßt, sind von der lebendigen Forschung immer durchbrochen worden. So verbietet die formale Logik den Schluß von der Setzung der Folge auf die Setzung des Grundes. Daß dieser Schluß nicht sicher ist, sieht jedes Kind ein. Trotzdem sind aber durch diese Art des Schließens die größten Entdeckungen gemacht worden. Leverrier schloß aus den Störungen in der Bahn des Uranus auf deren Grund und führte die Entdeckung des Planeten Neptun herbei. Die Physiologen schließen immer so, wenn sie die Funktion eines Organes durch dessen Elimination bestimmen. (Wundt, dessen Logik das thatsächliche Denken der Wissenschaft immer berücksichtigt, hat auf die Bedeutung dieser Schlußform aufmerksam gemacht.) Die Geschichte der Wissenschaft zeigt uns also, daß die Denkphantasie und der Denkinstinkt der großen Pfadfinder gar oft auf Wegen gewandelt sind, die die formale Logik als Irrwege bezeichnet. Man muß den Muth haben, unlogisch zu denken, wenn man etwas Neues finden will. Die neuste Logik aber wird immer formaler und immer abstrakter. In ihrer isolirten Selbstsicherheit verliert sie immer mehr den Zusammenhang mit dem Leben und mit der Wissenschaft. Die neuen Logiker gleichen immer mehr dem kleinen Staatsbeamten, von dem unser Nestroy gesagt hat: „Der Beamte hat nichts, aber Das hat er sicher." Der Logiker braucht niemals in die Lage zu kommen, etwas Falsches zu behaupten; aber so lange er sich in dieser Sphäre der Sicherheit bewegt, sind seine Sätze vollkommen inhaltleer und bedeutunglos. Deshalb wollen wir die Logik aus der Sphäre der toten Gewißheit in das Reich der lebendigen Wahrscheinlichkeiten hinüberführen, wo sie dem Leben und der Wissenschaft wirkliche Dienste leisten kann. Diese neue Logik wird sich begnügen, Mittel zum Zweck zu sein, und sich entschließen müssen, auf die geträumte Selbstherrlichkeit zu verzichten. Mit einer solchen instrumentalen Logik haben amerikanische Denker wie Dewey und Mark Baldwin bereits begonnen und es ist hohe Zeit, daß hier weiter gearbeitet werde.

Der Pragmatismus ist in Heidelberg lebhaft bekämpft worden; wir dürfen aber doch mit dem Erfolg zufrieden sein. Die Argumente der Gegner waren so schwach, daß wir sagen können: Die Gegner des Pragmatismus waren seine wirksamsten Vertheidiger. Schließlich muß gesagt werden, daß der Pragmatismus noch im Werden ist. Der Wahrheitbegriff wird durch umfassende historische Untersuchungen erst geklärt und die neue Methode auf die Ethik und auf die Soziologie angewendet werden müssen. Jedenfalls ist eine Fülle fruchtbringender Arbeit in Aussicht, und während den formalen Lo-

gikern, die fertig sind, nichts recht zu machen ist, werden wir Pragmatist:n als Werdende für jeden positiven Beitrag dankbar sein.

Wenn auch der Pragmatismus-Streit das bedeutendste philosophische Ereigniß des Kongresses war, so gab es doch daneben einige kulturell wichtige Thatsachen zu beobachten. Erfreulich und interessant war in dieser Beziehung namentlich die relativ große Zahl der Franzosen, die an dem Kongreß theilnahmen. Henri Bergson, heute wohl der originellste unter den Philosophen Frankreichs, dessen angekündigtem Vortrag man mit Spannung entgegensah, war leider durch Krankheit verhindert, zu kommen. Doch der liebenswürdige und feinsinnige Emile Boutroux, der gründliche Xavier Leon, der Mathematiker und Logiker Louis Couturat, ferner Delbos, Brunschwigg, Abel Rey, Blondel und viele Andere waren da. Der Einfluß deutscher Denker und Dichter auf das heutige Frankreich war bei den meisten deutlich zu bemerken. Boutroux citirte in seiner deutsch gehaltenen Begrüßungrede Scheffels bekanntes Lied „Alt Heidelberg, Du feine" und zwei Stellen aus der Zueignung zu Faust. Die goethischen Verse klangen sehr eindrucksvoll in dem französischen Accent. Auch in dem Vortrag über die französische Philosophie der letzten zwanzig Jahre zeigte Boutroux seine Kenntniß und Werthschätzung deutscher Geistesart. Xavier Leon, der Herausgeber der „Revue de Méthaphysique et de Morale", forderte in einer kurzen Charakteristik Fichtes zur Subskription für das in Berlin zu errichtende Fichtedenkmal auf und machte in einem längeren Vortrag interessante Mittheilungen über Fichtes Beziehungen zur Freimaurerloge. Auch der amerikanische Philosoph Josiah Royce zeigt sich ganz durchtränkt mit Kants und mit Hegels Gedankenarbeit. Und so sprach in Heidelberg die deutsche Philosophie, deren angesehenste Vertreter dem Kongreß in so auffallender Weise ferngeblieben waren, oft aus dem Munde der Ausländer zu uns.

Schließlich muß ich noch einer Darbietung gedenken, die keine Diskussion hervorrief, sondern mit einmüthiger Bewunderung und Dankbarkeit aufgenommen wurde: der Beleuchtung des heidelberger Schlosses, die am Abend des dritten September den Gästen zu Ehre von der Stadtgemeinde veranstaltet wurde. Auf breiten Neckarschiffen kamen wir von Ziegelhausen dahergefahren: und plötzlich erstrahlte das großartige Bauwerk vor uns in rothem Licht und glänzte weit über die Lande. Alles war entzückt und bewegt und freute sich dankbar, dies unvergleichliche Schauspiel eine geraume Weile genießen zu dürfen. Das ehrwürdige Erbstück deutscher Vergangenheit, durch die Mittel moderner Technik in glänzende Beleuchtung gerückt, machte den Zusammenhang von Alterthum und Gegenwart zu einem einheitlichen, gewaltigen und unvergeßlichen Erlebniß. Ernst Troeltsch hat vollkommen Recht: das Leben ist größer und stärker als das Denken.

Wien. Professor Dr. Wilhelm Jerusalem.

Die Juden in Posen.

Im Jahr 1833 wohnten in der Provinz Posen 70 000 Juden. Die Volkszählung am ersten Dezember 1905 zeigte, daß ihre Zahl bis auf 30 433 zurückgegangen ist. Und wer sich Mühe giebt, die Stimmung der Juden von heute kennen zu lernen, hört überall: „Nur heraus aus dem Osten! Unseren Kindern können wir es nicht mehr zumuthen, hier zu bleiben". Aus dem bewundernswerthen Optimismus der posener Juden, der mir ein Stück Abfärbung von der einstigen polnischen Leichtlebigkeit bedeutet, klingt es grell pessimistisch heraus: „Für uns giebt es hier nur eine böse Zukunft." Zahlen reden für sich. Die Provinzialhauptstadt hatte im Jahr 1871 unter 10 000 Einwohner 1279 Juden. Diese gingen bis 1905 auf 424 zurück. Es giebt (mit einer einzigen Ausnahme) keinen Ort in der Provinz, in dem dieser Rückgang der jüdischen Seelenzahl nicht zu konstatiren ist. Dabei bleibt aber bemerkenswerth, daß auch der Prozentsatz der protestantischen Bevölkerung gerade in den Orten, in denen das Verschwinden der Juden besonders auffällt, zurückgegangen ist.

Das Bild, das uns die Entwickelung der Provinz Posen zeigt, ist interessant, weil es uns beweist, daß der bisher nicht glückliche Kampf des Deutschthumes gegen das Polenthum doch nicht nach den rein mechanischen Gesetzen der politischen Macht entschieden werden konnte und niemals auf diesem Weg zu Gunsten des Deutschthumes zum Austrag gebracht werden wird. Wir sehen ferner, daß Polen und Juden gerade aus der Vernachlässigung des wichtigsten Momentes in der Behandlung von Völkerfragen, nämlich der seelischen Seite, einen Beiden gemeinsamen Nutzen gezogen haben: die Polen, an die Scholle ihrer Heimath gebunden, sind auf dieser selbst erstarkt; die Juden, die ja nichts an ungastliches Land fesselt, sind eben ausgewandert; zu ihrem eigenen Besten zwar, aber leider sehr zum Nachtheil der deutschen Entwickelung der Ostmark.

Zunächst einige Bemerkungen über die geschichtliche Entwickelung. Der erste Organisator des Polenthumes war der Arzt Marcinkowski. Er und alle seine Nachfolger, wie sehr auch ihre Wege auseinandergingen, sahen ein einziges praktisches Ziel vor sich. Sie strebten danach, die historische Kluft zwischen dem Adel und dem Proletariat auszufüllen und alle Elemente schließlich zu Dem zusammenzufassen, was wir heute als fast fertiges Werk vor uns haben: zu der großen polnischen Republik in Preußen, wenige Stunden vor den Thoren der Reichshauptstadt.

Einst wurde die Lücke von den Juden ausgefüllt. Sie waren Handwerker, Kaufleute, spielten auch die Rolle des Vermittlers aller Ein- und Verkäufe an den Höfen des polnischen Adels und waren die Berather in den intimsten Familienangelegenheiten. Bei dem den Polen früher eigenen Mangel an kaufmännischen Kenntnissen und bei dem Fehlen jeglichen Interesses für die Umsatzfragen hatten diese Juden ein recht gewinnreiches Geschäft in Händen. Die Polen dämmerten hin und gingen dabei wirthschaftlich immer mehr zurück, bis die preußische Regirung sie aus ihrem traumhaften Zustand weckte. In den dreißiger Jahren begannen die Repressalien der Behörden. Aber hiermit erwachte zugleich in einigen tüchtigen

polnischen Köpfen der Plan, Polens Kampf nicht mehr im Ausland zu führen, sondern zu einem Kampf um die eigene Scholle und auf ihr selbst zu organisiren. Drei Namen repräsentiren nun Anfang und Höhepunkt der Entwickelung von Polens Wiedergeburt: Marcinkowski, dem das Bildungprinzip der Polen besonders am Herzen lag, Jackowski und der Probst Wawrzyniak, die das Genossenschaftwesen organisirten. Diese Drei schufen einen Bürgerstand, der durch Fleiß, Intelligenz und Solidität eine wirksame Waffe in den Händen der polnischen Regirung wurde. Vortrefflich verstanden sie es auch, Gelder deutscher Banken für ihre Genossenschaften flüssig zu machen und durch große Verschlagenheit die Maßnahmen der Regirung zu vereiteln. Der Adel stand allerdings noch Jahrzehnte lang schmollend abseits. Er und die demokratischen Volksmassen befehdeten einander. Aber wie später durch richtige Arbeitstheilung eine Aussöhnung zwischen Demokratie und Klerus gelang, so sind heute auch schon die ersten Pfeiler zu der Brücke zwischen Adel und Volk gebaut. Der Adel thut jetzt mit. Er hat sich den Genossenschaften angeschlossen, um den polnischen Boden gegen den Verkauf an Deutsche zu vertheidigen. Ein Verein der vornehmsten Polen beschäftigt sich auch damit, ungesunde Verhältnisse in ihren Kreisen zu saniren. Außerordentlich rührig ist man bei der Arbeit, gegen die früheren Laster der Nation, Spiel und Trunk, vorzugehen, und die Erfolge sollen sehr groß sein. Wir dürfen schon heute sagen, daß das polnische Volk in Preußen, trotz allen Differenzen in seinen Reihen, bis auf den letzten Mann fest organisirt ist. Genossenschaften für Ein- und Verkauf und zur Ordnung des Kreditwesens unter weisester Benutzung gerade deutscher Geldquellen, Schutz gegen Verlust polnischen Bodens an Deutsche, weitestgehende Einwirkung auf die Erziehung der Jugend: dieses Bild zeigt heute das preußische Polen.

Durch den polnischen Zusammenschluß ist allmählich ein Theil der jüdischen Gewerbetreibenden überflüssig geworden. Der polnische Boykott griff besonders empfindlich den Kleinhandel der kleinen Orte, also die große Masse der Kaufleute an, machte sich dann aber auch dem höher organisirten Getreide-, Dünger- und Maschinenhandel fühlbar. Aber alle polnische Organisation, auch der Boykott nicht, hätte unter den Juden nicht so aufzuräumen vermocht, wenn nicht noch andere Momente den Polen geholfen hätten. Denn der freie Handel bleibt immer noch leistungfähig in den Händen geschulter, umsichtiger, auch einmal etwas wagender freier Kaufleute, zumal trotz aller Feindschaft der Polen gegen die Juden in großen Kreisen gerade des Mittelstandes ein gewisses Vertrauensverhältniß zwischen beiden Völkern von alter Zeit her besteht: „Ich gehe zum Zyd so und so“, sagt der Pole; und es klingt, als wolle er sagen: Zu einer höheren Instanz. Für die Erhaltung der Reste jüdischen Handels wirkt ferner noch das unausrodbare Mißtrauen jedes Polen gegen den wirthschaftlich bessergestellten Volksgenossen und die eben so unausrodbare Herrenspielerei gegenüber den niederen. Schließlich kommt in dem höher organisirten Handel noch die Kreditbeziehung zwischen Juden und Polen in Betracht. Sie besonders hindert den völligen Abbruch der geschäftlichen Verbindungen. Sehr viele Juden hatten hier im Osten Geld verdient und sehnten sich nun nach der großen Stadt. Eisenbahnen und verbesserter Nachrichtenverkehr ermöglichten ihnen, die Handelsgeschäfte nach und mit der Ostmark eben so bequem von Handelscentralen aus zu besorgen. Die große Zahl an studirenden jüdischen Söhnen bedingte vielfach zunächst den Fortzug der Kinder, die sich in größeren Orten niederlassen wollten.

Ihnen folgte nicht selten die ganze Familie. Die Provinz Posen ist die Wiege ungezählter „ureingeborener“ Berliner, Hamburger, Frankfurter geworden. Dazu kommt, daß der jüdische Handwerker, der im Osten Stadt und Dorf bevölkerte, an seinem Leib zuerst die Konkurrenz der Fabrik fühlte und bei seiner Intelligenz rasch die richtigen Wege zu neuen Existenzbedingungen fand. Der Westen und die Neue Welt boten sie ihm. Auch an der Spitze von Handel und Industrie und in akademischen Berufsarten finden wir viele aus Posen gebürtige Männer, deren Geschichte auf Packosch, Kosten, Znin, Moschin und so weiter zurückgeht. Sie kamen aus guter Schale und leisten auch in ihrem neuen Wirkungskreis Tüchtiges. Schließlich trug die Sperrung der russischen Grenze dazu bei, ganze Handelskreise der Provinz überflüssig und Industrien existenzunfähig zu machen.

„Die starke Abwanderung der Juden muß man sich nicht nur dann vor Augen halten, wenn man das Deutschthum in den Städten der Provinz Posen überhaupt, sondern auch, wenn man die einzelnen gewerblichen Berufe beurtheilen will. So lange die Juden einen großen Theil der städtischen Bevölkerung ausmachten, waren sie nicht nur in den Zweigen des Handels, sondern auch in denen des Handwerks zu finden und ließen kein starkes polnisches Handwerk aufkommen.“ (Dr. Leo Wegener: „Der wirthschaftliche Kampf der Deutschen mit den Polen um die Provinz Posen.“) Aber auch dieser Gesichtspunkt kann noch nicht das Sinken der jüdischen Bevölkerungziffer von 70 000 auf 30 433 in siebenzig Jahren bei wachsendem Wohlstand der Provinz erklären; und noch weniger die fast zur Kalamität gewordene Unmöglichkeit für jüdische Eltern, ihre Kinder, besonders in den kleinen Orten, an den Osten und an das väterliche Erbe zu fesseln. Wir müssen also noch nach anderen Gründen suchen. Industrie fehlt, wegen der Armuth des Bodens an Naturprodukten, dem Osten fast völlig. Sein Lebensnerv ist die Landwirthschaft. Ihr Werth ist in den letzten Jahrzehnten aus den verschiedensten Gründen gestiegen. Der Kampf um den Boden schuf erhöhte Konkurrenzpreise, die Intelligenz und der Fleiß der östlichen Landwirthe trug zu intensiver Bewirthschaftung bei, die Schutzzölle thaten das Ihre. Der Osten blüht also wieder auf. Und trotzdem die übermäßige, weder durch den polnischen Zusammenschluß noch durch allgemeine wirthschaftliche Entwickelung zu erklärende Abwanderung der Juden!

Während die Polen jetzt ihr Monroewerk gleichsam krönen, indem sie durch Judenhetzen den Juden die Reste der polnischen Erwerbsquellen zu entreißen trachten, gingen die protestantischen Deutschen einen anderen Weg. Sie fingen mit Judenhetzen an; und heute bemühen sich kluge Leute, zurückzustoppen, weil sie (freilich zu spät) die Bedeutung der Juden für die Erhaltung des Deutschthumes im Osten einzusehen beginnen. Bis zu dem Augenblick nämlich, wo die preußische Regirung ihr Ansiedelungwerk begann (1886), konnte sie der polnischen Bewegung nichts Anderes wirksam entgegensetzen als ihren vorzüglich funktionirenden Beamtenapparat. Daß alle gegen die Polen direkt gerichteten Maßnahmen dem Slaventhum nicht das Mindeste anthaten, daß die Politik der Nadelstiche und der Bedrückungen die Polen nur zu mancherlei Opfern persönlicher Art antrieben und sie noch enger zusammenschmiedeten, ist heute allgemein anerkannt. Der Werdeprozeß Neupolens in Preußen wurde beschleunigt; aber neben diesem Fehler der künstlichen Beschleunigung kommt als untilgbar auf das Konto der Beamtenpolitik die Schwächung des Deutschthumes durch die Verdrängung der Juden.

In der Judenfrage rechnete man nämlich einfach so: Wenn wir den Juden als Konkurrenten ausschalten und wenn wir an seine Stelle einen protestantischen Deutschen setzen, dann haben wir gewonnenes Spiel. Dieses Spiel hatte aber drei ganz wesentliche Fehler. Den Juden auszuschalten, konnte zwar nicht schwer sein. Dem Polen ist es gelungen; uns wird es auch gelingen. Aber erstens gab es keinen dem Juden gleichwerthigen Ersatz dem Polen gegenüber, zweitens hielten sich Polen und die übrigbleibenden Juden von dem Neukolonisator beruflich nach Möglichkeit fern; drittens verlor der deutschprotestantische Gewerbetreibende durch den Fortzug der Juden gerade seine zahlungsfähigsten Kunden. Denn die Juden bildeten den nationalen und wirthschaftlichen Kern des Deutschthumes. Sie waren aus dem übrigen Deutschland hier eingewandert. Neben ihnen lebten nur wenige christliche deutsche Familien in der Ostmark. So weit sie in Massen eingewandert waren (Bamberger), gingen sie im Polenthum auf. Auch deutsche Einzelfamilien machten die selbe Wandlung mit. Von den Juden dagegen ist nicht eine einzige Familie untergetaucht. Alle sind treue Deutsche geblieben. Ihre Umgangssprache war und ist die deutsche. Freilich waren sie so weise, neben der deutschen auch die polnische Sprache zu lernen, konnten also nicht nur die Händlerrolle innerhalb der Ostmark spielen, sondern auch die natürlichen Vermittler des östlichen Handels, auch des russischen, mit dem Westen werden. Nur wer das Aufblühen des polnischen Gewerbes jetzt hier beobachtet und weiß, daß diese Blüthe erst nach der Beseitigung der Juden möglich wurde, kann ermessen, welchen Werth die Juden für den Osten hatten. Wenn wir ferner den Posener als Menschenschlag eigener Art beurtheilen wollen, als Erziehungprodukt der ganz einzigartigen gesellschaftlichen, wirthschaftlichen und politischen Verhältnisse, dann dürfen wir uns nicht durch einzelne unangenehm in die Augen fallenden Typen beirren lassen. Volkswirthschaftlich bedeutet der Jude des Ostens einen strebsamen, fleißigen, reellen Deutschen. Denn nur durch diese Eigenschaften kann er sich überhaupt konkurrenzfähig erhalten. Der Jude zeigt eine große Neigung, über die Grenzen seines Berufes hinaus zu wollen und zu können. Hier blühen wissenschaftliche Cirkel und Vereine. Bei allen wissenschaftlichen und künstlerischen Darbietungen sieht man Juden auffallend reichlich als Gäste. Die posener Akademie hatte im Winterhalbjahr 1906/07 568 evangelische, 176 katholische und 169 jüdische Hörer; im Winterhalbjahr 1907/08 301 evangelische, 121 katholische und 56 jüdische Hörer. Ein die jüdische Intelligenz ehrendes Verhältniß. Unübertroffen im ganzen Reich sind die Juden der Ostmark auf dem Gebiet des Wohlthuns und der Wohlfahrtpflege. Daraus ist wohl zu erklären, daß im neusten statistischen Bericht jüdische Fürsorgezöglinge ganz fehlen.

Einsichtige Verwaltungbeamte haben es längst aufgegeben, die Juden hier als eine quantité négligeable zu betrachten. Man hat erkannt, daß man die Judenfrage im Osten anders beantworten muß als im übrigen Reich. Daß wir eine solche Ausnahmestellung dankend ablehnen, bedarf kaum der Erwähnung. Aber wir merken auch von solchem Versuch absolut nichts; vielmehr sehen wir täglich, wie durch systematische Agitation untergeordneter Organe versucht wird, den Juden in allen Erwerbszweigen aus der Konkurrenz auszuschalten. Diese wirthschaftliche Seite ist die wichtigste; denn der offizielle Kampf für das Deutschthum gegen die Polen spielt sich zum größten Theil ja auf dem wirthschaftlichen Gebiet ab. Die Grundfrage bleibt: Werden den deutschen Juden von den deutschen Protestanten

Schwierigkeiten im Kampf ums Dasein gemacht und werden ohne Rücksicht auf Leistung christliche den jüdischen Gewerbetreibenden vorgezogen? Diese Frage kann Niemand verneinen. Unsere Gegner sollten aber bedenken, ob die von ihnen unterstützten Krückenexistenzen den freiringenden Juden gleichwerthig ersetzen können.

Zwei große Organisationen sind für die Juden in der Ostmark von größter Bedeutung geworden: die Gründung der Ansiedelungskommission im Jahr 1886 und der im Jahr 1894 gegründete „Verein zur Förderung des Deutschthumes in den Ostmarken", nach den Anfangsbuchstaben der Gründer Hansemann, Kennemann und Thiedemann auch H. K. T.-Verein genannt. Das Programm des Hakatismus verdient Anerkennung. Er will durch Stipendien die Ausbildung aller deutschen Gewerbetreibenden fördern. Auch bemüht er sich, Handwerkern, Kaufleuten, Aerzten und Rechtsanwälten geeignete Orte zur Niederlassung nachzuweisen. Die alle Deutschen ohne Unterschied der Konfession zusammenfassende Tendenz ist jedoch völlig verloren gegangen. Die in großer Anzahl aus rein deutschen Gegenden nach dem Osten versetzten Beamten brachten für das Prinzip der deutschen Zusammenfassung und für die wirthschaftliche Bedeutung der Juden kein Verständniß mit und pflegten in dem Verein, dem fast jeder Beamte angehört, den Antisemitismus. Sie thun es jetzt zwar kaum mehr offen; in seinem Ressort aber schaltet jeder Beamte, wenn es irgend geht, die Juden bei Lieferungen und Vergebung von Arbeiten aus. Ihnen schlossen sich natürlich alle Gewerbetreibenden an, denen diese Begünstigung reichlich Vortheil bringt und die deshalb Antisemiten von Konkurrenz wegen sind. Der H. K. T.-Verein ist also die Verkörperung des praktischen Judenboykotts geworden.

Von hier aus wurde auch die Anklage gegen die Juden wegen nationaler Unzuverlässigkeit verbreitet. Sie stützte sich in den letzten Jahrzehnten besonders fest darauf, daß gerade in den politischen Kreisen, denen die meisten Juden angehören, eine deutlich ausgesprochene Skepsis gegenüber den Maßnahmen der Regirung laut wurde. Das Recht zu solcher Skepsis scheinen die Urdeutschen heute für sich allein in Anspruch zu nehmen.

Ein Wort zur historischen Entwickelung dieses Mißtrauens. Nach dem Beginn der antipolnischen Aera in den dreißiger Jahren wurden die Juden zunächst der Spielball zwischen den einander bekämpfenden Parteien, den Deutschen und den Polen; sie merkten nicht oder wollten vielleicht nicht merken, daß man sie als eine eigene Partei betrachtete. Unter dem polnischen Druck auf der einen, dem deutschen Antisemitismus auf der anderen Seite schwankten die Juden hin und her. Rein äußerlich zeigt sich dieses Schwanken in den Vorgängen bei der Festsetzung der Familiennamen. Unter Brüdern nannten sich solche, die mehr polnische Beziehungen hatten, mit polnischen Eigennamen, die anderen mit deutschen; zum Beispiel: Samter-Szamatulski, Schwersenz-Schwersenzki, Smoschewer-Smoschewski, Warschauer-Warschawski, Plonsk-Plonski. Bald kam die Zeit, wo sich die Polen von allen Nichtpolnischen lossagten. Von der Regirung wurden dann die Juden heute verwöhnt, morgen abgestoßen. Dieser Fehler hat sich an den Juden und an der Regirung in gleicher Weise gerächt. Die Regirung hätte durch Zusammenfassung die politisch unerfahrenen Juden an sich fesseln müssen. Bei dem Hin- und Herstoßen wurden die Juden jedoch wirr und planlos, was sich durch den Mangel an jeder zusammenfassenden Organisation unter ihnen schließlich bis in die heutige Zeit hinein fühlbar machte. Hierzu kam, daß die Juden den christlichen deutschen Kulturträgern

eine billige Gelegenheit boten, den Aerger über das Mißglücken aller antipolnischen Maßregeln an einem geduldigen Prügelknaben auszulassen.

Welchen Einfluß hatte nun die Thätigkeit der Ansiedelungskommission auf die Lage der Jude? Sie arbeitet jetzt seit zwanzig Jahren. Sie ist eine königlich-preußische Behörde. Das bedeutet zunächst, daß sie gegenüber dem leichter arbeitenden polnischen Apparat schon durch ihre schwerfällige Organisation gehemmt ist. Ihr fehlt völlig der gesunde, praktische, die gute Gelegenheit schnell erfassende Kaufmannsgeist. Dieser Grundfehler hat sich bitter gerächt; die Kinderjahre waren sehr kostspielig. Die Juden aber wurden dadurch die Leidtragenden in der Geschichte der Ansiedlung, daß diese, dem Zug der Zeit folgend, all ihre Gründungen genossenschaftlich aufbaute und dadurch viele Zwischenhändler ausschaltete. Bei der Wichtigkeit dieses Theiles der Darstellung sei es gestattet, einige Zeilen der lehrreichen Jubiläumsschrift der Kommission selbst wiederzugeben: „Die Ansiedler in ihrer isolirten Stellung vor Ausbeutung zu schützen, gab es nur ein Mittel: die organisirte Selbsthilfe, wie sie sich in Genossenschaften findet. Von der Einführung des Genossenschaftwesens in die Ansiedlungen und der nachhaltigen Pflege des genossenschaftlichen Geistes ließ sich außerdem zugleich eine günstige Wirkung auf das Gemeindeleben erwarten. Das Erste, was in dieser Richtung geschah, war die Gründung deutscher Spar- und Darlehnskassen in den neuen Gemeinden ... Wie sich aber allgemein im Genossenschaftwesen die Erkenntniß Bahn brach, daß es mit den Spar- und Darlehnskassen allein nicht gethan sei, so auch im Ansiedlungsgebiet. Um den genossenschaftlichen Zweck zu erreichen, auch, um Betriebe auf Ansiedlungsgütern zum Nutzen der Ansiedlung fortzuführen, war es nöthig, Betriebsgenossenschaften (Molkerei-, Brennerei-Genossenschaften, Ein- und Verkaufsvereine und so weiter) einzurichten. Ein Theil der Landwirthe suchte sich dadurch zu helfen, daß er den Kaufleuten und Handwerkern Waare und Lohn über die Ernte hinaus schuldig blieb, wodurch Diese gezwungen waren, von ihrem Großhändler und ihrem Fabrikantenten über Gebühr langen und theuren Kredit in Anspruch zu nehmen, und manches gewerbliche Unternehmen konnte nur deshalb nicht gedeihen. Hauptsächlich aber machte der Landwirth seine Geschäfte mit dem Getreidehändler. Er verkaufte ihm sein Getreide, bezog dafür von ihm Futter und Düngmittel, verhandelte ihm sein Vieh, übertrug ihm die Versicherungen, kurz, er bediente sich seiner zugleich als Abnehmers, Lieferanten und Bankiers in laufender Rechnung. Das vertheuerte die Wirthschaft und machte sie unübersichtlich; und die Folge war nicht selten der finanzielle Zusammenbruch. Der Staat glaubte, in der Ansiedlung deutscher Bauern das Mittel gefunden zu haben, der Ausbreitung des Polenthumes zu steuern. Daher hatte er die Pflicht, mit allen ihm zu Gebot stehenden Mitteln die neu hergezogenen Deutschen zu sichern. Das sich ihm hierfür im Genossenschaftwesen das einzige Mittel bot, liegt im Wesen unserer ganzen augenblicklichen wirthschaftlichen Anschauungen, denen sich zuallerletzt die Regirung verschließen kann. („Zwanzig Jahre deutscher Kulturarbeit.“)

Die Ansiedlungskommission hat der Judenabwanderung ihre Aufmerksamkeit zugewandt und festgestellt, daß sie zwar unaufhaltsam vorwärts schreitet, aber in den Städten des Ansiedlungsgebietes langsamer als in den anderen Städten. Die Kommission sucht den Grund dafür in der reichlicheren Erwerbsgelegenheit, die ihr Gebiet gewährt. In Mogilno trat im letzten Jahrfünft sogar eine Vermehrung des

jüdischen Bevölkerunganthеils (um 10 Prozent) ein. Diese Verhältnisse werden durch folgende Tabelle klar: Nach Jahrfünften verlief die prozentische Abwanderung der Juden wie folgt:

	1885—90	90—95	95—00	00—05	1885—05
Ansiedlungstädte . .	— 11,81	— 9,45	— 10,35	— 15,62	— 39,59
Andere Städte	— 15,22	— 15,27	— 18,71	— 21,64	— 54,25

Die leitende Behörde macht in ihren Bezirken keinen Unterschied zwischen Juden und Christen. Hierfür spricht das von ihr heraus gegebene Verzeichniß der deutschen Handwerker und Gewerbetreibenden, das jedem Ansiedler als Wegweiser für seine Ein- und Verkäufe in die Hand gegeben wird, und außerdem der amtliche Anzeiger der Königlichen Ansiedlungskommission „Neues Bauern-Land". In dem Verzeichniß sind sämmtliche jüdischen Firmen, Aerzte und Anwälte neben den nicht jüdischen Deutschen genannt. Das Verzeichniß mancher Ortschaften macht fast den Eindruck einer jüdischen Geschäftsliste. Der amtliche Anzeiger wird von sehr vielen Juden als Annoncenorgan benützt. Daß hier und da Verwalter ihrem antisemitischen Herzen durch Ausschaltung der Juden Luft zu machen suchen, ist nicht zu verhindern. Aber es ist uns authentisch bekannt, daß judenfreie Verzeichnisse, die von antisemitischen Herren eingereicht waren, von der Centralbehörde beanstandet wurden.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der genossenschaftliche Handel für die ersten Jahre des Ansiedlerlebens in der Ostmark der rationellste Betrieb ist. Die hier noch fremden Bauern bedürfen der staatlichen Stütze; nur fragt sich, ob diese eine dauernde sein soll oder muß. Denn bei der Berechnung des Ansiedlung- und Genossenschaftgeschäftes haben wir zunächst jetzt mit einem Minus zu rechnen, nämlich dem Verlust selbständiger deutscher Existenzen zu Gunsten bedürftiger, an Zahl allerdings überlegener deutscher Bauern und Gewerbetreibender. Wenn die Ansiedlungpolitik im Lauf der Jahre sich als gute Verzinsung der vielen Millionen erweisen wird und wenn die Ansiedler völlige Selbständigkeit erreicht haben werden, dann wird die Abwanderung nicht zu bedauern gewesen sein, so schwer die geschäftlich Geschädigten sie heute auch empfinden mögen.

Mit den Genossenschaften, die noch eine breite Existenzfläche für den freien Verkehr übrig lassen, arbeiten Juden recht reichlich. Trotzdem bleibt vom volkswirthschaftlichen Standpunkt aus zu bedauern, daß im Gange einer vielleicht nothwendigen, sicher aber nicht stets und überall glücklich und geschickt durchgeführten Politik eine im wirthschaftlichen Kampf bewährte Anzahl von Juden verdrängt werden mußte, um einer großen, für viele Jahre hinaus ohne Stütze nicht existenzfähigen Masse Platz zu machen. Wer nun noch die Reste der Juden verdrängen will, Der bedenke vorher, daß die Ostmarkenfrage eine rein wirthschaftliche geworden und daß der Jude in der Ostmark historich fester verwurzelt ist als die vielen dem hiesigen harten Boden fremden neuen Kulturträger. Auch vergesse man nicht, daß das Genossenschaftwesen, wie Alles im volkswirthschaftlichen Leben, nur ein vorübergehender Zustand ist, der entweder zum höheren und größeren, über die engen Grenzen einer Provinz hinaus reichenden, also an nationalen Kämpfen nicht mehr interessirten Geschäftverband führt oder sich auflöst und wieder der freien Konkurrenz weicht. Beide Möglichkeiten bieten dem Deutschthum nicht gerade die

günstigsten Chancen. Dabei bleibt die Judenfrage also immer ein wichtiger Theil der deutschen Ostmarkenfrage.

Die ökonomische Entwickelung der polnischen Banken beleuchtet der von der Bank Przemislowcow (Polnische Handwerkerbank) herausgegebene Bericht über das Jahr 1907. Trotz der allgemeinen ungünstigen Geschäftslage hatte die Bank eine erhebliche Steigerung des Geschäftsverkehrs zu verzeichnen. Verluste hatte sie nicht, so daß der Reingewinn 483 275,65 Mark beträgt und die Vertheilung einer Dividende von 7 Prozent vorgeschlagen werden konnte. Die Geschäftsantheile betragen 3 173 913 Mark; zur Vertheilung der Dividende sind also 333 987,90 Mark erforderlich; dem Reservefonds sollen 87 655 Mark zugeschrieben werden, so daß er nun um 600 000 Mark die gesetzlich vorgeschriebene Höhe übersteigen wird. Die Entwickelung der Bank zeigen ein paar Ziffern. Zahl der Mitglieder im Jahre 1900: 2916; 1906: 5075; 1907: 5314. Höhe der Geschäftsantheile im Jahre 1900: 1 465 278 Mark; 1906: 4 520 408 Mark; 1907: 5 173 913 Mark. Höhe der Depositen im Jahr 1900: 3 812 218; 1906: 15 060 586; 1907: 15 300 939 Mark. Wechselverkehr 1900: 4 680 493; 1906: 18 258 432; 1907: 20 116 782 Mark.

Jeder einzelne Pole, der Arbeiter wie der Edelmann, ist längst auch auf dem Wirthschaftgebiet ein Kämpfer für die gemeinsame nationale Sache geworden. Wie anders ists bei den Deutschen! Hier überwog bis in die jüngste Zeit die Begeisterung des Wortes, die sich zum engherzig konfessionell trennenden Chauvinismus auswuchs, während die wirthschaftliche Seite wenig beachtet wurde. Das ist von um so größerer Bedeutung, als das Polenthum vor dem Deutschthum des Ostens schon einen natürlichen Vorsprung hat. Denn jenes besteht fast ausschließlich aus Leuten, die für den freien Wirtschaftmarkt Werthe schaffen und deren Arbeit dem gesammten Polenthum zu Gute kommt, während im Centrum des Deutschthums ein großes Beamtenheer steht. Auch haben viele eingewanderte Deutsche die Neigung, ihre Kaufbedürfnisse in der Heimath oder sonstwo im Westen zu decken; besonders gern thun Das die Beamten. Hierdurch wird der deutsche Handel in der Ostmark geschädigt. Und wo es geht, wird nicht beim Juden gekauft. Die Polen konsumiren mehr, beziehen Alles aus polnischen Geschäften und vielfach ist schon das Eindringen der polnischen Konkurrenz in den deutschen Konsumentenkreis zu merken. Im Leben der Völker beweisen Erfolge die Richtigkeit des Handelns. Die selbständigen Juden werden verdrängt; sie sollen Kolonisatoren, die der Stütze bedürfen, Platz machen. Das sollte den Leitern der Geschicke unserer Grenzmarck zu denken geben.

Wir Aerzte kommen manchmal in die Lage, am Krankenbett uns sagen zu müssen: „Was wir thun, ist falsch.“ Das ist für uns die fürchterlichste Situation. In dieser Lage ist seit Jahrzehnten die preußische Regirung. Aber die ärztliche Kunst ist Jahrtausende alt. Sie gab uns alte Erfahrungen: Sammlung der Kräfte und Ruhe! Beides wäre auch dem Deutschthum der Ostmark dringend zu wünschen. Jeder Ostmärker hat seine eigene Antwort auf die Ostmarkenfrage. Es ist stets ein schlimmes Zeichen für die Heibarkeit einer Krankheit, wenn sie allwöchentlich den Ruhm neuer Heilmittel verkünden hilft.

Posen. Dr. med. Karl Kassel.

Motorluftschiffahrt.

Das Jahr 1908 ist das bedeutsamste in der Geschichte der Motorluftschiffahrt. Wright und Zeppelin sind die beiden Namen, die vornehmlich diesem Jahr zu solchem Glanz verhelfen. Zeppelin hat schon 1907 und 1906 glänzende Erfolge errungen. Aber erst die einundzwanzigstündige Dauerfahrt über eine Entfernung von 650 Kilometer (am vierten August) hat ihn zu einem der berühmtesten Männer der Welt und zu einem der populärsten Männer der deutschen Nation gemacht. Die ersten großen Erfolge der Gebrüder Wright liegen noch weiter zurück. Wie Zeppelin die Leistungfähigkeit seines Aluminiumluftschiffes durch die je vierstündigen Dauerfahrten am neunten und zehnten Oktober 1906 dem sachverständigen Auge bewiesen hatte, so hatten sich die Gebrüder Wright schon am siebenzehnten Dezember 1903 durch vier erfolgreiche Flugversuche auf ihrem soeben mit einem Motor ausgestatteten Drachenflieger von der Lösung des ältesten und schwierigsten technischen Problemes der Menschheit überzeugt.

Seit diesen entscheidenden Tagen hatten die Gebrüder Wright und Graf Zeppelin zu ihrer Erfindung unbedingtes Vertrauen. Aber die Welt theilte dieses Vertrauen nicht. Hätten die Verbündeten Regirungen sich damals schon von der Leistungfähigkeit des Aluminiumluftschiffes überzeugt, so hätten sie vom Reichstag einen jährlichen Kredit von 20 Millionen Mark verlangen müssen. Dann würde heute Deutschland eine so mächtige Aluminiumluftflotte besitzen, daß die maritime Ueberlegenheit Großbritaniens ernstlich in Frage gestellt und die militärische Ueberlegenheit Deutschlands über Frankreich beträchtlich vergrößert wäre. Graf Zeppelin hielt nichts geheim; der breitesten Oeffentlichkeit gestattete er Einblick in seine Erfolge.

Anders handelten die jungen geschäftskundigen, unternehmunglustigen Fahrradfabrikanten zu Dayton in Ohio. Mit ihren Fahrrädern hatten die Gebrüder Wright schon als Jünglinge die schönsten geschäftlichen Erfolge gehabt. Am Abend des siebenzehnten Dezember 1903 beschlossen sie, sich ihre Flugmaschine patentiren zu lassen, um durch Verkauf ihres Patentes an eine oder mehrere der europäischen und amerikanischen Regirungen schnell Millionen zu verdienen. Aber sie hatten die Rechnung ohne die Schwerfälligkeit der Kriegsminister und Finanzminister gemacht. Noch Ende September hatte keine Regirung auch nur ein Exemplar dieses wunderbarsten Fahrzeuges erworben, das je auf Erden existirt hat.

In den Jahren 1904 und 1905 setzten die Gebrüder Wright ihre Flugversuche nur im Geheimen fort. Einzelne ausgewählte Zeugen wurden mitunter von ihnen geladen. Als Gleitflieger ohne Motor waren sie in den Jahren 1900 bis 1903 in der aeronautischen Welt rühmlichst bekannt ge-

worden. Jetzt entstand ein Kranz von Sagen um ihre Person. Was die Welt direkt oder indirekt von ihnen hörte, klang wie ein Märchen aus Tausendundeine Nacht. Dem Durchschnittsmenschen war es leichter, an irgendein Wunder zu glauben als daran, daß man ohne Gasballon willkürlich durch die Luft zu fliegen vermag. In den Zeitschriften der Aeronautik las man, daß am fünfzehnten September 1904 den fliegenden Brüdern geglückt sei, zum ersten Mal im Fluge umzudrehen. Am zwanzigsten September 1904 kehrten sie nach Beschreibung eines vollkommenen Kreises zum ersten Mal an ihren Ausgangspunkt zurück. Am ersten November 1904 hatte ein Wright (sie fuhren damals noch einzeln) einen Ballast von fünfunddreißig Stahlstangen an Bord.

Die wissenschaftlichen Häupter der Aviatik mißbilligten öffentlich die Geheimnißkrämerei der amerikanischen Geschäftsleute. Selbst Kapitän Ferber in Frankreich schien an ihrer Solidität irr zu werden. Nur der chicogoer Ingenieur Chanute, der ihre Bestrebungen seit dem Jahr 1896 auf Grund seiner persönlichen Bekanntschaft mit dem damals verunglückten Otto Lilienthal in Berlin als Berather unterstützte, verlor niemals das Zutrauen zu der Wahrheit ihrer Berichte.

Im September 1905 sind die Wrights zum ersten Mal 15 Kilometer, dann in rascher Reihenfolge 16½, 18 und schließlich am fünften Oktober 1905 39 Kilometer geflogen. Wilbur Wright, der dann in Le Mans seine Flüge unternahm, war es, der an diesem Rekordtag in 38 Minuten und 3 Sekunden über einer Wiese mäßigen Umfanges so oft einen Kreis beschrieb, daß die zurückgelegte Entfernung 39 Kilometer betrug. Die Fahrt fand ihr Ende erst nach dem völligen Verbrauch des Brennmaterials. In der Umgegend von Dayton erregten diese Fahrten, die den Landleuten am frühen Morgen wie am Abend nicht verborgen blieben, großes Aufsehen. Die Gebrüder Wright beschlossen, ihre in einem einsamen Schuppen vor der Stadt untergebrachte Maschine auseinanderzunehmen, die Versuche einzustellen und Verkaufsverhandlungen mit den Regirungen zu beginnen.

Erst im Lauf des Jahres 1906 wurden die Ergebnisse dieser Fahrten in Deutschland und Frankreich bekannt. Jetzt war die Oeffentliche Meinung überzeugt, daß man es mit noch Schlimmerem als mit einem amerikanischen Bluff zu thun habe. In deutschen Zeitungen las man bis vor wenigen Monaten oft von den „lügenden" (statt „fliegenden") „Brüdern". Das stärkste Mißtrauen aber äußerten die Fachleute in der ganzen Welt.

Als ich im Herbst 1906 daran ging, die künftige Entwickelung Deutschlands unter dem Gesichtspunkt des Fortschreitens der Motorluftschiffahrt zu beschreiben (was in meinem Buch „Berlin-Bagdad, das Deutsche Reich im Zeitalter der Luftschiffahrt 1910 bis 1931" geschah), hielten die Sachverständigen den Grafen Zeppelin für einen Optimisten, von dessen System bald

Niemand mehr reden werde, und die Gebrüder Wright für Männer, von denen zu sprechen sich nicht lohne. Nach sorgfältiger Prüfung der wissenschaftlichen Literatur und aller mir bekannten Thatsachen kam ich zu dem Ergebniß, daß Graf Zeppelin in wenigen Jahren mindestens einen Tag in der Luft bleiben könne und daß alle Angaben der Gebrüder Wright über ihre Rekordfahrten vollkommen vertrauenswerth und richtig seien. Suwarow, der russische Napoleon meines Buches, wirft die russische Revolution als Freund der Gebrüder Wright und mit Zeppelins Aluminiumluftschiffen nieder. Kaiser Wilhelm hält am ersten Januar 1910 vor seinen Kommandirenden Generalen und Admiralen eine Rede, in der er die Forderung eines Kredites von einer Milliarde Mark für 30 000 Flugmaschinen und 400 Transport-Luftschiffzüge zeppelinischer Konstruktion ankündet, um im Nothfall eine halbe Million Mann in einer Nacht über den Kanal nach England werfen zu können.

Die Fahrt des Grafen Zeppelin (am vierten und fünften August 1908) beweist, daß sein Aluminiumluftschiff Nr. 4 mit einer durchschnittlichen Geschwindigkeit von 54 Kilometern in der Stunde ununterbrochen ohne Nachfüllung von Gas oder Benzin zehnmal von Calais nach Dover und wieder zurückfahren kann. Die kommenden Aluminiumluftschiffe des Grafen Zeppelin werden größer, tragfähiger und schneller sein. Seit den Rekordfahrten Orvilles Wright (über das Paradefeld bei Fort Meyer in der Nähe von Washington) wissen wir, daß eine Flugmaschine nicht nur die 35 Kilometer lange Strecke von Calais nach Dover, sondern auch in dem selben Flug wieder zurückfahren kann. Am einundzwanzigsten September 1908 ist Wilbur Wright bei Le Mans anderthalb Stunden in der Luft geblieben und hat rund 90 Kilometer durchflogen.

Schon jetzt tragen die Flugmaschinen der Gebrüder Wright, der Herren Farman und Delagrange auch zwei Personen. Schon im nächsten Jahr werden wir größere Drachenflieger haben, die drei oder vier Personen tragen. Eine der wichtigsten Fragen der militärischen und politischen Machtvertheilung in der ganzen Welt ist von jetzt ab die Frage, wie weit die Tragfähigkeit dieser nicht von Gas getragenen Flugmaschine gesteigert werden kann. Werden die Drachenflieger auch fünf oder zehn Personen über den Kanal tragen können? Ich zweifle nicht, daß es schon in zwei oder drei Jahren möglich sein wird.

England ist keine Insel mehr. England no longer Island! Diese Worte haben nach dem Erscheinen meines Buches „Das Zeitalter der Motorluftschiffahrt", aus dem Bruchstücke im London Magazine abgedruckt wurden, die Runde durch die englische Presse gemacht. Ich hatte ein Kapitel meines Buches mit dieser Ueberschrift versehen. Damals galt das Wort nur für die von Gas getragenen Motorluftschiffe und eigentlich fast nur für die Aluminiumluftschiffe. Heute ist England auch für Flugmaschinen ohne Gasballon keine Insel mehr. Schon deshalb wird das Jahr 1908 in der Weltgeschichte dauernd

als der Beginn einer neuen Epoche betrachtet werden. Was nützt den Briten ihre Seeherrschaft, wenn sie sich nicht gegen eine Landung durch die Luft herankommender feindlicher Truppen oder auch nur gegen eine erfolgreiche Beschießung ihrer Kriegshäfen, Kasernen, Werften, Docks und Kriegsschiffe im Kanal und in der Nordsee schützen können?

Je mehr man sich von der Wahrheit dieser Thatsache überzeugt, desto fester wird der Friede gesichert sein. Deutschland gönnt von Herzen den Engländern ihren Besitz und hat aus wirthschaftlichen Gründen, als Hauptkäufer der englischen Waaren und als Hauptverkäufer deutscher Waaren nach England, an einer friedlichen und gedeihlichen Entwickelung des englischen Weltreiches in all seinen Theilen ein außerordentliches Interesse. Aber je mehr England die Ergebnisse der Rekordfahrten der Gebrüder Wright und des Grafen Zeppelin beherzigt, um so mehr wird England bereit sein, das berechtigte Streben Deutschlands, seine wirthschaftliche und politische Macht nach dem Maße seiner Bevölkerung, seiner Industrie und seines Reichthumes auszudehnen, anzuerkennen und nicht zu hindern.

Der Bau einer deutschen Aluminiumluftflotte wird durch die Zerrüttung der Reichsfinanzen und das jährliche Riesendefizit des Reichs erschwert. Das Reich selbst wird sich wahrscheinlich nicht entschließen, selbst Luftschiffhäfen zu bauen und Verkehrsluftlinien einzurichten. Wenn die Heeresverwaltung im Krieg die Lokomotiven und Eisenbahnwagen nicht aus dem Verkehr entnehmen könnte, wäre es um den Truppentransport schlecht bestellt. Die Masse der für den Truppentransport nöthigen Aluminiumluftschiffe muß im Krieg aus dem Verkehr zu nehmen sein. Deshalb habe ich am dritten September den „Deutschen Verein für Motorluftschiffahrt“ gegründet, der sich zur Aufgabe machen soll, allmählich Verkehrsluftlinien einzurichten.

Viel schneller wird das Reich im Kriegsfall dazu gelangen, große Mengen von Drachenfliegern dem Verkehr zu entnehmen. Während ein großes Aluminiumluftschiff mit der Motorballonhalle eine Million Mark kostet, ist ein Drachenflieger schon jetzt für zwanzigtausend Mark zu haben. Durch die große industrielle Massenfabrikation wird der Preis der Drachenflieger wahrscheinlich auf zehntausend Mark ermäßigt werden. Viele Leute, die heute ein Automobil haben, werden einen Drachenflieger anschaffen. In wenigen Jahren wird es Zehntausende von Drachenfliegern in Deutschland, Oesterreich-Ungarn und der Schweiz geben. Für den Kriegsfall könnte das Reich um den Preis einer Milliarde sich hunderttausend Drachenflieger anschaffen, von denen jeder zwei Personen über den Kanal trägt.

Der von mir begründete „Deutsche Verein für Motorluftschiffahrt“ hat die Absicht, mit dem Bau eines Drachenfliegers zu beginnen und die Drachenflieger so bald wie möglich in Deutschland populär zu machen. Es war ein

Fehler der Regirung und der deutschen Kapitalisten, daß sie nicht spätestens im vorigen Jahr den Gebrüdern Wright ihren Aeroplan abkauften. Wir könnten schon jetzt Hunderte von Drachenfliegern mit ausgebildeten Chauffeurs haben.

Die Gebrüder Wright hatten 1907 bei ihrer Anwesenheit in Berlin dem Kriegsminister angeboten, auf ihrem Aeroplan eine volle Stunde mit 60 km Geschwindigkeit uud zwei Personen an Bord zu fahren. Die zweite Person sollte durch eine Puppe dargestellt werden. Erst nach dieser Glanzleistung hatte das Kriegsministerium für den Aeroplan und das Recht seiner Verwerthung in Deutschland achthunderttausend Mark zu zahlen. Die Gebrüder Wright haben am neunten und zehnten September 1908 diese Vorführung mit glänzendem Erfolg vor den Augen der amerikanischen Militärs und des amerikanischen Kriegsministers unternommen. Wenn das Reich seit dem Jahr 1898 den Grafen Zeppelin reichlich mit Geldmitteln unterstützt und wenn es 1907 den Gebrüdern Wright ihren Drachenflieger abgekauft hätte, so wären die Rekordtage vom vierten August und neunten September 1908 früher gekommen und Deutschland hätte den Vortheil davon gehabt.

Seit dem Jahr 1908 sind die Fortschritte der Motorluftschiffahrt militärisch und politisch von größter Bedeutung; und der Staatsmann ist zu bedauern, der nicht die Fähigkeit besitzt, aus den Veränderungen der Technik die nothwendigen Konsequenzen zu ziehen.

Reg.-Rath Rudolf Martin.

Anzeigen.

Konstitution und Komplementät der Elemente. A. Francke, Bern. 2 Mark.

Während man bisher nur rein äußerliche Kenntniß von den verschiedenen Elementen hatte und sich hierbei weder von ihnen selbst noch von ihren Unterschieden die geringste Vorstellung machen konnte, lehrt meine Schrift diese Elemente erst wirklich verstehen; sie sagt, was sie eigentlich sind und wie sie sich zu einander verhalten. Dabei widerlegt sie die heute noch allgemein giltige Lehre des Agnostizismus, wonach man die Grundbegriffe Materie und Energie für unbedingt unverständlich hält. Ich zeige, daß diese Ansicht ein gewaltiger Irrthum ist. Beide Wörter betreffen die selbe kollektive Einheit und diese ist, weil sie das einzige, ganz allgemeine wirkliche Wesen darstellt, nothwendiger Weise auch das leichtestverständliche. An die Stelle der völligen Unbegreiflichkeit des allgemeinen Grundprinzips tritt also seine Selbstverständlichkeit. Diese Umkehrung des Urtheils ist eine vollkommene wissenschaftliche Revolution. Die Wissenschaft bedarf fortan keiner willkürlichen Voraussetzungen mehr. Die Ableitbarkeit aus einem einzigen klaren und selbstverständlichen Grundbegriff nimmt ihr jede Unsicherheit und verleiht ihr einen ganz bestimmten Charakter. Die Wissenschaft wird hypothesenfrei. Die Materie besteht aus lauter gleichförmigen Atomen. Diese Erklärung stimmt noch mit der ge-

wöhnlichen Atomistik überein. Aber meine Atome besitzen ewig Lichtgeschwindigkeit. Das ist so neu wie die Bezeichnung der Materie als „ewiges Licht". Auch zeige ich, daß dessen ganz massive Atome, die Lichtkügelchen oder Lichtpunkte, der Schwerkraft nicht unterworfen sein können und daß sie wegen ihrer völligen Unveränderlichkeit nothwendig auch absolut unsichtbar sind. Dies zerstört den Wahn, daß die Uratome der Masse bisher nur wegen der zu geringen Vergrößerungskraft der Mikroskope unsichtbar geblieben seien, und offenbart einen schweren Irrthum der heutigen Wissenschaft, nämlich die häufige Verwechselung des Absoluten mit dem Relativen oder, anders ausgedrückt, der geistigen Masse mit einem besonderen Zustand von ihr. Ich versuche, zu zeigen, daß Absolutes und Relatives einander ausschließen. Jenes ist die Wirklichkeit, Dieses bildet den Begriff der Welt. Die Wirklichkeit geht nach ihm über alle weltlichen Dinge, die Erscheinungen, hinaus. Sie ist so für die reine Erfahrung transszendent, aber die nothwendige Voraussetzung für ihr Verständniß. Sie ist das Urelement, während ihre großen Vorgänge die großen Elemente der allgemeinen Weltordnung sind. Diese bilden, je nach dem Grad ihrer Allgemeinheit, verschiedene Kategorien. Das erste, allgemeinste und absolute Weltelement betrifft den ewig unveränderlichen Gesammtzustand aller Atome des ewigen Lichtes, mit anderen Worten: die im Ganzen ewig gleichartige, wenn auch unermeßlich mannichfache Durcheinanderstrahlung aller Lichtpunkte. Diese wird noch genauer als eine unermeßlich zusammengesetzte Doppelstrahlung definirt, worin alle Möglichkeiten, von der größten Einfachheit oder Auflösung an, dem einfachen Lichtstrahl, bis zur größten Zusammengesetztheit oder Verdichtung, dem dichtesten chemischen Element, in verschiedenster Weise räumlich vertheilt sind und durcheinanderwirken. Dieser bestimmte Allgemeinbegriff giebt die einfache Lösung des bisher noch ungelösten Räthsels der Elektrizität und des Elektromagnetismus. Die absolute Weltordnung ist elektromagnetisch. Damit ist der Zusammenhang meiner Auffassung mit den Schlüssen der induktiven Experimentalforschung hergestellt. Denn auch diese legt allen natürlichen Dingen eine elektromagnetische Konstitution zu Grunde, aber sie kannte bis jetzt den Begriff des Elektromagnetismus erst aus seinen Wirkungen, aber noch nicht seinem wahren Wesen nach. Dieses Element erster Ordnung, der allgemeine Elektromagnetismus, oder diese allgemeine Hauptordnung der Masse zerfällt nun weiter in zwei Elemente zweiter Ordnung, nämlich in eine undichte und in eine dichte Hälfte. Die erste umfaßt alle offenen und relativ bewegten, also auch noch geistigen Zustände des ewigen Geistes, die zweite alle geschlossenen und relativ unbewegten, also körperlichen Erscheinungen seiner unsichtbaren Masse. Und diese beiden Gebiete, das geistige und das körperliche, zerfallen dann wieder in die Elemente dritter Ordnung. Hier richtet sich die Eintheilung nach den drei Prinzipien der Raumvorstellung, den monodimensionalen Linien, den bidimensionalen ebenen und den tridimensionalen krummen Flächen. So entstehen drei geistige und drei körperliche Elemente. Die drei geistigen sind die Farben, Töne und Gase, die drei körperlichen die Dämpfe, Flüssigkeiten und das Feste. Mit diesen sechs sind die vier bisherigen Aggregatzustände ersetzt: der strahlende, gasförmige, flüssige und feste Zustand der Materie. Diese blieben auf Grund des Agnostizismus ganz unerklärlich; es handelte sich um oberflächliche Beobachtungen, zwischen denen keine bestimmte Abhängigkeit festgestellt werden konnte. Bei den sechs neuen Aggregatzuständen ists anders. Die entgegengesetzten

davon ergänzen einander zu einer Gesammterscheinung; sie sind komplementär wie die gegenüberliegenden Farben des Farbenkreises. Dieses allgemeine Ergänzungverhältniß nenne ich, im Hinblick auf die drei körperlichen Zustände, das große Strahlungsgesetz. Das Komplementätprinzip spielt auch bei der Ordnung der nächstfolgenden Kategorie von Elementen, den physikalischen, den einzelnen Farben und Tönen, und den eigentlichen chemischen Elementen, eine wichtige Rolle und erschließt deren Aufbau und Zusammenhang. An ihnen läßt sich die Veränderlichkeit des Komplementätbegriffes besonders leicht verfolgen. Dabei zeigt sich, daß die Komplementät um so vollkommener ist, je einfacher die Komplemente sind. Mit dem Grade ihrer Komplexität nimmt ihre Ergänzungsfähigkeit ab. Dies erklärt, weshalb die Berechnungen der höheren Atomgewichte mit den experimentellen Daten weniger vollkommen übereinstimmen als die der niedrigen. Diese neue Anwendung des Gesetzes von der Ergänzung der Gegensätze wirft auch auf das schwierige Problem der Valenz Licht. Vor Allem aber dürfte es große praktische Konsequenzen für die Synthese der chemischen Elemente haben. Theoretisch können sie nun alle aus Licht gemacht werden. Zuvor wird man aber natürlich die einfacheren davon aus den einfachsten chemischen darstellen oder diese durch Abbau aus jenen. Experimentell scheint die Richtigkeit meiner Konstitutionformeln für die chemischen Elemente bereits durch die letzten Versuche Sir William Ramsays, der Lithium aus Kupfer dargestellt haben will, bestätigt zu sein. Diese Konstitutionformeln bringen nämlich jene Elemente zu einander in genetischen Zusammenhang. Meine Arbeit löst, wie mir scheint, auch auf rein logischem Weg ein in den letzten Jahren von Landolt, Heydweiller und Anderen auf experimentellem Weg bearbeitetes Problem: ob die Summe chemischer Massen während ihrer Reaktion veränderlich sei oder nicht. Diese Frage wurde aufgeworfen, um die Lehre Lavoisiers von der Konstanz der Materie experimentell als richtig zu erweisen. Da es sich aber bei diesem Begriff nur um den wägbaren körperlichen Zustand der Materie handelt und nicht um diese selbst, also um eine Verwechselung des Relativen mit dem Absoluten, so wurde das Gegentheil der Absicht erreicht und damit eine allgemeine Konsternation unter den Chemikern hervorgerufen. Diese wird nun durch den Nachweis des Irrthums gehoben und bewiesen, daß die Wägungen auch schon deshalb ganz unnöthig waren, weil die Veränderlichkeit chemischer Massen bei chemischen Reaktionen schon allein durch das gleichzeitige Auftreten von Wärme und Kälte erwiesen wird. Denn auch diese unsichtbaren Wirkungen bestehen nach der neuen Auffassung aus Masse; nach der alten bestanden sie nur in hypothetischen Schwingungen der Körper.

Bern. Dr. J. H. Ziegler.

❧

Weltliche Lieder eines Geistlichen. Verlag Harmonie in Berlin.

Zur Erläuterung mögen folgende Sätze aus den Aphorismen, die ich dem Buch beigefügt habe, eine Stelle finden: „Sollte eine gegenwärtige oder spätere Zeit mein Wirken als Geistlicher für Heuchelei erklären, so bin ich mir wohl bewußt, die künstlerische Seite meines Wesens keineswegs auf Kosten meiner religiösen Natur entwickelt zu haben. Vielmehr bin ich stolz und glücklich, für meine Person Das zu besitzen, was Vielen ein vergebliches Erstreben bleibt: biblischen Gedankenernst mit hellenischer Sinnenfreudigkeit gepaart zu wissen.

Rabbiner Dr. Emil Levy.

❧

Ein Musenalmanach. München 1908, Bavaria-Verlag.

Eine Anthologie, die Herbert A. Hahn im Auftrage der Abtheilung für Literatur und Kunst der Münchener Freien Studentenschaft herausgegeben hat. Ein ungleichwerthiges Buch, das aber bei aller Diffusität der Talente mit feinem Sinn für die Aliquottöne eines Poems stets auf die gleiche Vibrationzahl gestimmt ist. Aus unendlichen Sehnsüchten steigen endliche Thaten wie schwache Fontainen. Dieses schöne Symbol, von Rainer Maria Rilke geprägt, scheint mit bescheidener Geberde schützend dem Buch kalte Kritik fernhalten zu wollen. Ein überraschend originelles oder stark entwickeltes Talent habe ich aber nicht erlauschen können. Doch mit Staunen gemerkt, wie geschmackvoll das jüngere Deutschland reimen, geschmeidig Metren fügen kann. Dabei sind die Motive nicht alltäglich und einander im Profil nicht ähnlich. Aber die Worte sind noch nicht aus zwingender Noth geboren, selbstsüchtige Erinnerungen an die Lyrik von Heine bis Hofmannsthal huschen an echt empfundenen Gedanken vorüber, auf die dann der Schatten des Phrasierthums fällt. Aber alles geschmacklos Rohe fehlt und die affektirte Verkommenheit und nach Schnaps stinkende Geschlechtsgier der Jugend von gestern hat einer milderen, stilleren Liebessehnsucht und vornehmeren Fühlart Platz gemacht. Daß es dieser Menschenwandlung achtbaren Ausdruck gefunden hat, leiht diesem angenehm weich pergamentirten Band eine über den Monat hinausreichende Bedeutung.

Felix Stoessinger.

Demetrius. Schillers Fragment für die deutsche Bühne bearbeitet und ergänzt von Franz Kaibel. E. Piersons Verlag, Dresden. 2 Mark.

Zum zehnjährigen Todestage Schillers (1815) wollte Goethe dem verstorbenen Freund ein Denkmal setzen: den Demetrius-Torso ergänzen. In den fünfziger Jahren (1858) trat Friedrich Hebbel, auf den Wunsch des Großherzogs von Weimar, diesem Gedanken nah. Beide ließen die Idee fallen; Goethe ganz, Hebbel zum Theil, denn er schrieb selbst einen „Demetrius", der auch Fragment geblieben ist, allerdings an Wucht und Größe der Auffassung den Schillers nicht erreicht. Goethe dachte es und Hebbel hat es ausgesprochen: Man kann eben so wenig da weiterdichten, wo ein Anderer aufgehört hat, wie man da im gleichen Fall weiterlieben kann. Das ist sicher richtig; und es war kein Wunder, daß noch Jeder scheiterte, der es unternahm „Schiller fertig zu dichten" (siehe Laube). Ob ich das nöthige dramatische Talent habe? Ich glaube es; sonst hätte ich nicht gewagt, mich an Schillers Demetrius zu machen. Und dann kam der Hauptgedanke dazu, daß man zur diesjährigen Säkularfeier den größten Dramatiker deutscher Zunge nicht besser ehren könne als durch den Versuch, einen seiner schönsten Pläne der Bühne seines Volkes zu gewinnen. Denn (Das sei den prinzipiellen Gegnern einer Ergänzung gesagt): das Fragment wird auf der Bühne nie heimisch werden; es bleibt immer Kuriosität. Also galt es für mich, Schillers Demetrius zu vervollständigen und ein Ganzes zu schaffen, ein Werk aus einem Zuge, kein Stückwerk, kein Flickwerk. Die Stoffsammlung war gegeben; ich benutzte sie, aber ich mußte frei schaffen können: und so schrieb ich den ersten Akt Schillers, nachdem ich ihn mir durch wiederholte Deklamation zu eigen gemacht, nieder, ergänzte die Lücken, strich die bühnenschädlichen Längen (brauche ich zu sagen, mit wie schwerem Herzen?), änderte die Szenenfolge

und ging vom Marfa-Monolog ab weiter, als wäre jener wunderbare Theil meinem Kopf entsprungen. Den Reichstag in Krakau nahm ich als Vorspiel, die Marfaszene (im Kloster) als erste Szene des ersten Aktes, den die Bauernauftritte beschließen. Der zweite Akt bringt den Gegenspieler Godunow; die letzten Akte schildern des Demetrius Siegeslauf und Untergang.

Karlsruhe in Baden. Franz Kaibel.

Elterngewalt.

Sehr geehrter Herr Harden, ich bitte Sie um die Erlaubniß zur Publikation eines Falles, der mir ein allgemein gefährliches Moment zu illustriren scheint.

Am achten September wurde die neunzehnjährige Elisabeth Lang von ihrem Vater, dem münchener Bildhauer Hermann Lang, nach der tübinger Psychiatrischen Klinik gebracht. Ich habe die Elisabeth Lang seit mehr als einem Jahr mehrfach in neurologischer Behandlung gehabt und kenne die Bedeutung ihrer Familie für ihren Zustand und ihr Schicksal. Sie ist absolut nicht geisteskrank und anstaltbedürftig; jetzt besteht aber die Gefahr einer psychischen Alteration durch den Choc der Freiheitberaubung an sich in einem besonders hohen Grade.

Das zwingende Motiv, mich an die Oeffentlichkeit zu wenden, ist für mich die Erkenntniß, daß die Entstehung und Bedeutung gerade solcher Fälle nur mit einer einzigen Untersuchungtechnik, mit der vom Professor Sigmund Freud neu eingeführten analytischen Methode, verstanden und kontrolirt werden können und daß diese den meisten Fachkollegen noch nicht zu Gebot steht. Die Untersuchung mit den sonstigen der Psychiatrie verfügbaren Methoden vermag den bei Elisabeth Lang entscheidenden Zusammenhang der psychischen Zustandsmöglichkeiten mit den erlittenen Bedrückungen nicht nachzuweisen, an denen sie in der Familie fortgesetzt zu leiden hatte und denen sie als Minderjährige so schutzlos ausgesetzt ist, daß jetzt ihr Widerstand mit ihrer Ueberführung in eine Irrenklinik beantwortet werden konnte.

Ich schalte hier ein, daß die Methode Freuds in einem Bewußtmachen unbewußtgewordener psychischer Faktoren besteht, durch deren Widereintritt in die Bewußtseinskontinuität die irgendwie gestörte Harmonie des psychischen Geschehens wieder hergestellt werden soll. Freuds Verfahren bewirkt die Lösung von ganz bestimmten Sperrungen der Assoziationen, die sich auf affektive Erlebnisse, besonders der Kindheit, zurückführen lassen, und zwar speziell auf die Art von affektiven Momenten, die den Charakter seelischer Konflikte tragen. Die aus dem Bewußtseinszusammenhang verdrängten und darum störenden Konfliktsmomente verlieren ihre Krankheit erregende Wirkung, sobald sie dem Bewußtsein des Patienten erschlossen worden sind und nur von dem Individuum selbst in Einklang mit der ganzen Persönlichkeit und ihren führenden Motiven gebracht werden können. Mit dem Bewußtwerden unerledigt abgebrochener Konfliktsmotive entsteht die Gelegenheit zur Selbstkorrektur. Der eigentliche Ursprung der krankhaft wirkenden verdrängten Konfliktsmomente ist der die Kindheit beherrschende Widerstreit der angeborenen individuellen Entwickelungrichtungen mit den von außen wirkenden Gestaltungtendenzen der Erziehung.

Erst die Erschließung des Unbewußten durch Freuds Technik ermöglicht einen Einblick in die Konfliktspsychologie des Kindesalters und in die ungeheure pathologische Bedeutung der Erziehungsuggestionen als Ursache der Verdrängungneurose. Gerade bei den geistig stärksten, von früher Kindheit an der suggestiven Wirkung gegenüber resistenten Individuen führt der ins Innere verlegte Kampf des Eigenen gegen das Fremde zur intensivsten Selbstzersetzung und äußert sich in ganz besonders starken Störungen der Harmonie und in Gleichgewichtserschütterungen. Gerade bei solchen Individuen liegt in der psychoanalytischen Therapie die einzige Möglichkeit der Gesundung. Denn jedes Aufdrängen fremden Wesens und Willens durch suggestiven Einfluß wirkt auf den pathogenen Grundkonflikt genau im selben Sinn wie vorher die Erziehung: wo sich das Individualitätmoment einmal das Kindesalter hindurch erhalten hat, da kann es weiterhin durch keine Kraft mehr ausgeschaltet werden und bleibt im unüberwindlichen Gegensatz zu allen Suggestionen, die überall in solchen Fällen entweder ohne jede Wirkung sind oder gerade nur die pathogene innere Spannung gefährlich steigern. Dem gegenüber bewirkt das induktive Verfahren der „Psychoanalyse“, das rein empirische Freilegen der bestehenden, im Unbewußten des Einzelnen festgelegten psychischen Materials die Wiederherstellung einer individuell harmonischen, in einer umfassenden psychischen Kontinuität sich selber ganz überschauenden Persönlichkeit und deren Selbstbefreiung von den Konflikte erregenden fremden Motiven. Das aber bedeutet eine Annullirung der Erziehungresultate zu Gunsten einer individuellen Selbstregulirung. Die Konsolidirung der individuellen Werthe bedeutet die Genesung. Ich füge hinzu, daß mir das eigentliche Kriterium der „Gesundheit“ als etwas Relatives gilt, das sich allein für jedes einzelne Individuum nach seiner individuellen präformirten Zweckmäßigkeit bestimmen läßt.

Es giebt einen Typus bestimmter Neurosenentwickelung gerade bei den Individuen von unverlierbarer Eigenart, die von der frühsten Kindheit an für Suggestionen unzugänglich sind und nie von irgendeinem äußeren Einfluß in ihrem innersten Wesen verändert werden. Die ganze psychische Entwickelung dieser Naturen ist typisch bestimmt; da ihre Individualität von der Erziehung niemals zum Verschwinden gebracht und durch die fremden Elemente ersetzt werden kann, so bleiben alle überhaupt von außen her eingedrungenen Motive in stetem Kontrast mit den eigenen und deshalb auch für immer mit dem Charakter von psychischen Fremdkörpern bestehen und wirken als Erreger unlösbarer Konflikte. Und da nun jeder neue Einfluß der Erziehung die Häufung solcher Konflikte, also die innere Zerrissenheit und Rathlosigkeit vermehrt, so kommt es unvermeidlich zum Dauerzustand des Effektes der Ablehnung, die sich nach der Verschiedenheit der Anlage verschieden zum Ausdruck bringt, in allen Fällen aber den schärfsten affektiven Widerstand des Kindes gegen seine Eltern fixirt. Der äußere Konflikt verstärkt dann wieder den inneren: und so vollzieht sich die Entwickelung dieser Kinder in einem Fehlerkreis, in dem sich unvermeidlich bestimmte, ganz besonders folgenschwere Bewußtseinsspaltungen bilden.

Elisabeth Lang ist eine ungewöhnlich hochbegabte Persönlichkeit von ganz besonders stark markirter Eigenart. Sie war einem ungewöhnlich schweren Kontrast des elterlichen Milieus zu ihrer Wesensrichtung ausgesetzt und von ihren Eltern mit der starren Konsequenz der Korrekturlosigkeit in ganz besonders tiefe Konflikte getrieben worden. Diese Konflikte allein sind Ursache ihrer nervösen Alteration und jeder weitere Einfluß des elterlichen Milieus ist eine weitere Untergrabung ihrer Gesundheit.

Elisabeth Lang ist Mitte vorigen Jahres mit den Symptomen einer intensiven

Konfliktsneurose zu mir gekommen. Ihr Zustand hat sich dann durch eine provisorische Analyse in einigen Tagen so gebessert, daß nun auf weiteres Fortschreiten der Selbstausheilung zu rechnen war, wenn nur die neuerliche Einwirkung der schädlichen Milieureize verhindert werden konnte. Die Analyse mußte abgebrochen werden, da sich Elisabeth Lang aus ihrer Familie fortbegab und München deshalb verlassen mußte. Die darauf folgenden Monate, in denen sie zum ersten Mal allein war, scheinen, trotz vielfach erschwerenden Verhältnissen, doch vollauf den Erwartungen entsprochen zu haben. Am Ende vorigen Jahres wurde Elisabeth Lang von der Familie mit Hilfe eines Verhaftungbefehles zurückgeholt. Ich habe sie am Tag nach ihrer Ankunft in einem relativ besonders guten Gesundheitzustand wiedergesehen. Zur selben Zeit bin ich mit ihrer Familie bekannt geworden und habe mich viele Tage lang vergeblich bemüht, für die besonderen Bedingungen und Erfordernisse gerade dieses Falles mit seinen ganz besonderen Gefahren auch nur das geringste Verständniß zu finden. Nun wurde Elisabeth von ihren Eltern in die Behandlung eines münchener Kollegen gebracht und ihr verboten, sich weiter von mir behandeln zu lassen. Da sich ihr Zustand seit dem neuerlichen Aufenthalt im alten Familienmilieu sofort wieder zu verschlimmern begann, so kam sie ohne Wissen ihrer Eltern von Zeit zu Zeit in meine Behandlung. Auch diesmal wurde die Analyse nach einiger Zeit wieder abgebrochen, weil Elisabeth von ihren Eltern aus München fortgebracht wurde. Im Sommer schrieb sie mir aus einem schweizer Sanatorium und gab mir noch mehrmals Gelegenheit, auf einige Stunden mit ihr zusammen zu sein und wenigstens das Allerdringendste von ihrer Analyse zum Abschluß zu bringen. Nach unserer letzten Zusammenkunft erhielt ich von ihr die Nachricht, daß sie dabei beobachtet worden war. Wenige Tage später wurde sie von ihrem Vater aus dem Sanatorium abgeholt und in die tübinger Psychiatrische Klinik gebracht. Elisabeth Lang selbst hat ihr ganzes Vertrauen von Anfang an auf die psychoanalytische Therapie gesetzt. Sie ist mit allem verfügbaren Zwang, so weit es nur irgend möglich war, verhindert worden, sich an den Arzt zu wenden, der ihr geholfen hatte und dem sie vertraut; sie ist genöthigt worden, die Kontinuität der Behandlung mehrfach zu unterbrechen und sich der ausgesprochen schädlichen Wirkung von unvollendet gelassenen Analysen auszusetzen; ich war genöthigt, ihr heimlich Hilfe zu bringen, um sie vor diesem Schaden zu bewahren. Man hat sie in der am Meisten gefährdeten Phase der durch die Analyse herbeigeführten seelischen Umwälzungen den schwersten Chocs der fortgesetzten Freiheitberaubung und jetzt der Internirung in einer Psychiatrischen Klinik ausgesetzt, obwohl, trotz all diesen schweren Schädigungen, die andauernd günstige Entwickelung ihres psychischen Zustandes seit dem Beginn der psychoanalytischen Behandlung ganz unverkennbar hervorgetreten ist. Und das Motiv für diesen unbegreiflichen Mißbrauch der elterlichen Macht (das mir aus meinen langen Unterredungen mit der Mutter genau bekannt ist) war nur die absolute Verständnißlosigkeit für das Bestehen und die Entwickelungnothwendigkeiten der individuellen Eigenart.

Die repräsentative Bedeutung des Falles, durch die er mir das höchste Interesse der Allgemeinheit zu verdienen scheint, liegt im Beweis der unbegreiflichen Möglichkeiten, die der mißbrauchten elterlichen Gewalt dem Minderjährigen gegenüber von der Gesellschaft noch eingeräumt sind.

Dr. Otto Groß,
Dozent der Psychopathologie an der Universität Graz.

Lawson & Co.

Von Zeit zu Zeit muß man sich daran erinnern, daß die „American drinks“ Alkohol enthalten. Der Yankee schlürft diese drinks zum Lunch und geht dann an die Börse. Auf die Widerstandsfähigkeit des Einzelnen und auf die Quantität der genossenen Getränke kommts an; erst danach ist die Wirkung des Alkohols auf die geschäftlichen Dispositionen des Börsenmannes festzustellen. Jüngst erschienen einige Gentlemen betrunken in Wallstreet, erregten an der Börse durch auffällige Transaktionen Aufsehen und verschwanden wieder. Die Kursbewegung war durch Alkohol hervorgerufen worden. Das wurde bekannt, nachdem die europäischen Börsen schon auf die betrunkene Tendenz reagirt hatten. Bei uns that man das Vorkommniß mit ein paar Zeilen ab. Aber im Ernst: Kann die Art des amerikanischen Frühstücks Einfluß auf die Börsentendenz haben? Die Lebensweise des Einzelnen färbt ohne Zweifel auf seine Geschäftsführung ab. Die Brutalität Rockefellers ist durch das Magenleiden erklärlich, das ihm den Genuß der besten irdischen Güter versagt. Für die ihm aufgezwungene Askese rächt er sich in seiner Art an der Menschheit. Man sagt, daß die Neurasthenie eine Krankheit der Yankees sei; eine Folge der Mißhandlung ihres Magens. Das Geschäft ist da also wirklich eine Magenfrage; und nun bedenke man, daß das Leitmotiv für die Stimmung der europäischen Börsen fast immer in New York komponirt wird. Alkohol und Neurasthenie aber sind schlechte Rathgeber. Der bostoner Bankier Thomas W. Lawson, von dem ich hier schon mehrmals sprach, zeigt in seinem Handeln die Wirkungen der beiden genannten Agentien. Er legt großen Werth darauf, die Welt an seinen Namen zu erinnern. Jetzt arbeitet er wieder einmal mit Reklame im Barnumstil. Er giebt sich für den wahren „Freund des Volkes“ aus und verspricht, Alle, die ihm folgen, reich zu machen. Durch Börsenspekulation natürlich. Und er ist dreist genug, dem Publikum eine „allgemeine Hausse“ zu garantiren, wenn es ihm hilft, ein bestimmtes Papier in die Höhe zu bringen. Solche Manöver hat der wackere Thomas mehr als einmal mit gutem Erfolg (für sich) veranstaltet. Arizona Consolidated-Aktien, zum Beispiel, ließ er bis auf 2 Dollars steigen; und am selben Tag stürzte das Papier auf 8 Cents. Das geschah im Verlauf von zwei Stunden. Spielmarken hat Lawson selbst einmal diese Aktiengattung genannt. Yukon Goldshares waren bis auf 9 Dollars aufgeblasen worden und notiren heute knapp 3. Die Amerikaner lachen oft über solche Derwischkunststücke. Aber ein großer Theil der Lacher fällt immer wieder darauf hinein. In diesen Tagen lancirte der Bostoner die Aktien einer unbekannten Gasgesellschaft, „Bay State Gas Company“, die angeblich einen Freibrief zum Betrieb von Grundstück-, Bank- und Industriegeschäften besitzt. Das Papier ist ungefähr 25 Cents werth. Lawson hat den Kurs auf 3 Dollars und höher getrieben und prophezeit eine Hausse bis zu 10 Dollars. Wie ein Marktschreier. Riesenhafte Zeitungannoncen, die einen Haufen Geld kosten, üben eine wirksame Suggestion auf das Publikum. Niemand glaubt an das Uebermaß von Unverschämtheit, das dazu gehört, ohne felsenfeste Ueberzeugung die Leute zu phantastischen Unternehmungen zu verführen. Der Bostoner kennt die Menschenpsyche. Er ist nicht umsonst ein Mann von „geistiger Kultur“, der in seinen Mußestunden Romane und Feuilletons schreibt. Keine Liebesgeschichten; oder höchstens, um die nackte Thatsache, daß auch diese „Literatur“ nur spekulativen Zwecken dient,

keusch zu verhüllen. Die großen Macher wollen von Thomas Lawson nichts wissen. Sie schütteln ihn ab; er aber hängt sich an sie mit parasitärer Dreistigkeit und verkündet seinen Zuhörern, daß der Oeltrust auf seiner Seite stehe. Die Standard Oil soll ihm als Folie dienen. Aber die Trustkönige blicken voll Verachtung auf den emsigen bostoner Spekulanten. Hat er sie doch als Räuber und Verbrecher an den Pranger gestellt und namentlich den Oeltrust als eine Lasterhöhle geschildert. Rockefeller und Genossen galten dem grimmen Bekämpfer „korrupter Börsenspekulanten“ als Aussauger des Volkes. Als Diebe, die in die Schatzkammer der Nation eingebrochen sind und ihr die angesammelten Reichthümer gestohlen haben. Und mit diesen Leuten will Lawson jetzt frère et cochon sein. Das ist eine Frechheit, die Bewunderung verdient. Der bostoner Münchhausen denkt: Als Freund bin ich dem Trust sicher lieber denn als Gegner; also verkünde ich diese Freundschaft als feststehende Thatsache. Broadway 26 hatte jedoch für die Größe eines solchen Geschenkes nicht die richtige Empfindung. In den Bureaux des Oeltrusts wurde die Parole ausgegeben: „Gegen Lawson!“ Und an der Börse wurde durch starke Verkäufe Lawsons Hausse gehemmt. Die den Ton angebenden Finanzleute wollen lieber ihren Interessen schaden als dem verhaßten Lawson zum Erfolg verhelfen. Nicht nur, weil die Person, sondern, weil das System ihnen widrig ist.

Wäre dieser Austausch „freundschaftlicher“ Gefühle unter Spekulanten ein Kammerspiel, bliebe er also auf die kleine Bühne in der newyorker Wallstraße beschränkt, so hätten wir keinen Grund, uns irgendwie darüber zu erregen. Aber zwischen Wallstraße drüben und Burgstraße hüben liegt ein dickes Kabel. Das stellt eine oft sehr unerwünschte Verbindung her; und wenn Harlekin Lawson seine Sprünge macht, tanzt die Spekulation auf dem Kontinent die tollen Pas mit. Ins Börsendeutsch übertragen: die newyorker Tendenz ist für die europäischen Börsen von höchster Bedeutung. Deshalb muß man den Leuten Wettermacher, wie Herrn Thomas Lawson, Right Honourable, in ihrer Thätigkeit vors Auge führen. Zumal, wenn sie so oft von sich reden machen wie der besagte Gentleman aus Boston. In den letzten Monaten des Jahres 1904 und Anfang 1905 brachte die newyorker Monatschrift „Everybodys Magazine“, von der damals eine Million Exemplare ausgegeben wurde, eine Serie von Aufsätzen, die sich gegen das „System“ der Börsenspekulanten richteten. Das amerikanische Nationalvermögen betrage 100 Milliarden Dollars (hieß es in einem der Artikel) und davon seien mindestens zehn Milliarden der „Aufblähung des Systems“ zuzuschreiben. Wenn das Publikum diesen Pseudobestandtheil des Nationalvermögens ausgemerzt habe, werde das „System“ gezwungen sein, die Kontrole der großen amerikanischen Industrie aufzugeben. Unter dem „System“ verstand Lawson die Fabrikation von Börsenpapieren und die Verführung des Publikums, sein Geld in diesen künstlich erzeugten Werthen anzulegen. Er rieth seinen Lesern also, sich nicht in Börsenspekulationen einzulassen. Der selbe Mann, dessen Geschäft darin besteht, die Dummen zum Spekuliren zu verleiten. Er ist eins der thätigsten Mitglieder des „Systems“, das er scheinheilig verdammt. Ein in seiner Unverfrorenheit famoser Kerl. Damals glaubten Manche an den Idealismus des Predigers aus Boston. Und die „Reinigung“ der amerikanischen Versicherungsgesellschaften, deren korrupte Wirthschaft er aufgedeckt hatte, wurde ihm gutgeschrieben. Andere sahen schon von Anfang an in dem Vorgehen Lawsons nicht mehr als ein Baissemanöver. Der Mann nutzte Kenntnisse, die Andere auch besaßen, aus, weil man ihn aus der

Verwaltung der großen Versicherunganstalten hinausgedrängt hatte. Innere Hemmungen kennt er nicht; und so scheut er niemals vor den Folgen seiner Thaten zurück. Als eine Börsenfirma (Munroe & Munroe) die Aktien der Muttergesellschaft des Kupfertrusts, der Boston & Montana Copper Co., künstlich zum Steigen bringen wollte (also das Selbe that, was Lawson nun mit den erwähnten Gas-Aktien vorhat), kam Sankt Thomas mit Enthüllungen, durchkreuzte die Manipulationen von Munroe und zwang das Haus, seine Zahlungen einzustellen. Die Insolvenz kompromittirte (im Januar 1905) mehrere angesehene Leute. Darunter war ein Vicepräsident der National City Bank. Heute „wäscht" Thomas Lawson fleißig minderwerthige Shares, um sie dann vorsichtig „abzuladen". Diese Methode, Aktien unterzubringen, ist in New York ja üblich. Man wird darauf zu achten haben. Und Lawson hat als Romancier dem Publikum in epischer Breite den Vorgang geschildert. Als sein bekannter Roman „Freitag, der Dreizehnte" erschienen war, bot der Verfasser dem besten Kritiker des Buches 20 000 Dollars. Ob diese Prämie je bezahlt wurde, weiß ich nicht. Jedenfalls wars eine gute Reklame; und die englische Presse beeilte sich, den Roman als eine Offenbarung zu preisen, deren Erfolg der Untergang der Börsenspekulation sein werde. Der Autor selbst hat dafür gesorgt, daß diese Wirkung ausblieb. Niedlich ist aber, zu sehen, wie der Prophet der Börsensittenreinheit seine Theorien in die Praxis umsetzt. Freilich hat er stets die Entschuldigung bereit, daß man das „System" nur vernichten könne, wenn man es benutzt. Similia Similibus. Lawson arbeitet aber nicht etwa mit homöopathischen Dosen. Kleine Mittel sind bei den Machern in Wallstreet nicht beliebt. Man zahlt ja 100 000 Dollars für seinen Platz in der Börse. Die rasche Werthsteigerung der festen Börsensitze (1000 Stammplätze giebts und trotz dem hohen Preis sind sie schwer zu haben) kann nur durch die Riesenumsätze erklärt werden, deren Schauplatz Wallstreet ist. Wer an der Quelle sitzen will, aus der die Millionen strömen, muß auch gehörig blechen. Die Orchesterloge ist eben theurer als die Galerie. Aber die beati possidentes wollen für die gebrachten Opfer auch Etwas haben. Auf diesen Zusammenhang der Dinge wird selten geachtet; man sollte seiner stets gedenken, wenn man von einem großen atlantischen Fischzug aus Wallstreet hört.

Jüngst hatte die Maklerfirma A. O. Brown & Co. in New York ein tolles „Ding gedreht", bei dem sie allerdings sämmtliche Haare lassen mußte. Die Firma war eine der angesehensten; sie hatte einen großen Kundenkreis, der hauptsächlich aus Spekulanten bestand. In letzter Zeit arbeitete sie stark in der Contremine. Ihre Kunden waren meist à la baisse engagirt und wurden weiter zu Blankoverkäufen ermuntert, da die Makler ihnen mit Bestimmtheit einen Kurssturz versprachen. (Trotz dem Heiligen Thomas und seinen Rieseninseraten, die eine allgemeine Hausse ankündeten. Wie leicht in New York Stimmung gemacht wird, zeigt die Thatsache, daß zwei Macher in entgegengesetzter Richtung arbeiten können und Beide Gefolgschaft finden.) Die Kurse wollten aber nicht, wie Brown & Co. wollten. Deren Verpflichtungen wuchsen vielmehr ins Gefährliche; da nicht genug Stücke zur Deckung aufgetrieben werden konnten, mußte irgend Etwas geschehen. Man bereitete also einen Coup vor. Ende August, an einem Sonnabend, sollte die Mine springen. Am Sonnabend ist die Börse gewöhnlich nicht sehr besucht, besonders im Sommer. Der offizielle Handel dauert nur zwei Stunden, während sonst fünf Stunden „gearbeitet" wird. Die Vorbedingungen für das Gelingen einer „Ueber-

raschung“ waren also gegeben. Brown & Co. hatten vor, die Kurse „herunterzuhämmern“, und sie rechneten auf Erfolg, weil nur wenige Käufer da sein würden. Durch lawinenartige Verkaufordres für die wichtigsten Spekulationpapiere sollte der Glaube bewirkt werden, ein paar einflußreiche Macher seien hinter den Coulissen thätig. Auf solche Weise war schon manche Panik gelungen. Und während des allgemeinen Kurssturzes wollten Brown & Co. sich in aller Gemüthsruhe eindecken. Dazu wurden vorher Scheinabschlüsse mit anderen Firmen verabredet, die dafür sorgen sollten, daß die Anstifter den Kopf rechtzeitig aus der Schlinge bekämen. Trotz dem sorgsam ausgearbeiteten Kriegsplan mißglückte der Angriff, weil die Börse sich nicht lange genug verblüffen ließ. Der Bluff wirkte nur für Minuten; die Kurse wurden bald wieder gestützt und ließen dann nicht mehr an sich rütteln. Die Spekulation hatte Lunte gerochen und war auf ihrer Hut. Nach dem Turnier zwischen Baissiers und Haussiers wurden die Ritter der Contremine tot vom Kampfplatz getragen. Die Firma Brown & Co. sah sich gezwungen, ihre Zahlungen einzustellen. Und die anständigen Elemente der Börse trugen eine schöne sittliche Entrüstung zur Schau und zerschnitten zwischen sich und den Verschworenen das Tischtuch. Der Börsenvorstand aber berief einen Untersuchungausschuß, der alle an dem Schwindel betheiligten Personen oder Firmen ermitteln soll. Herauskommen wird wohl nicht viel. Erstens ist es nicht rathsam, mächtige Leute zu kompromittiren; zweitens wäre die Bloßstellung sachlich unwirksam: denn was Brown & Co. thaten, ist etwas Alltägliches. Nur sind Andere in der Wahl des Zeitpunktes geschickter. Uebrigens ist die Bereitwilligkeit, mit der die Banken der Spekulation Bargeld und Effekten leihen, schuld daran, daß in New York das Fehlen des Termingeschäftes nicht hemmend auf die spekulative Thätigkeit einwirkt. Auch dieser Thatsache sollte man bei uns nachdenken. Wir amerikanisiren uns vielleicht rascher, als manches deutsche Kindergemüth heute noch träumt: und eines nicht fernen Tages könnten Schlauköpfe auf die Sprünge kommen, die in New York den Leuten so heiß machen. Notabene: so weit solche Sprünge nicht schon, offiziell oder heimlich, in unsere Sitten beim Tanz ums Goldene Kalb aufgenommen worden sind.

Lawsons Treiben und der Anschlag der Firma A. O. Brown sind Zeichen einer Erholung der newyorker Börse; wäre sie noch so schlaff wie im vorigen Jahr, dann wäre ein Feldzug dieser Sorte unmöglich. Man kann aus sehr übel duftenden Blumen Honig saugen und sich sogar an dem Treiben des freigiebigen Thomas von Aquino Boston freuen. Die newyorker Finanzmänner, die im Herbst und Winter 1907 die entwertheten Börsenpapiere gekauft haben, würden ihre Freude gewiß gern praktisch zum Ausdruck bringen, wenns nur nicht der bostoner Bankier wäre, dem sie dabei die Kastanien aus dem Feuer holen müßten. J. J. Hill, der alte Harrimangegner, hat sich früher einmal mit Lawson eingelassen und keine angenehmen Erinnerungen an das Sozietätverhältniß behalten. Ueble Erfahrungen solcher Art wirken nach und umgeben das Individuum, dem sie ihre Existenz verdanken, mit einem Dunstkreis, in den Keiner sich hineinwagt. Besonders dann nicht, wenn ein so gewiegter Spekulant wie James Jefferson Hill kostspielige Erfahrungen gemacht hat. Immerhin: wenn Lawson seine Stimme erhebt, hat man sich auf „Ereignisse“ gefaßt zu machen. In diesem Sinn ist er ein Prophet; nur fehlt ihm die Gabe, der Menschheit Segen zu bringen. Die aber hat den Blick nach Westen gerichtet und harrt voll Erwartung der Dinge, die da kommen werden. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

OPEL Rüsselsheim a. M.
Nähmaschinen
Fahrräder
Motorwagen
Man verlange Preisliste.

Haar-Ausfall **und Schuppen** beseitigt prompt und sicher der seit Jahrzehnten erprobte u. stets bewährte Haar-Nährstoff. 1/2 Fl. 2 M., 1/1 Fl. (500 gr) 4 M.
Glänzende Atteste aus allen Kreisen!
Georg Kühne Nachfl., Dresden A.-Z.
Chemisches Laboratorium. Gegründet 1881.

Stottern heilt d. schwierigst. Fälle
C. Buchholz.
Hannover 2. Lavestr. 54.
2. Anst. H.-Kirchrode.

Magnetische Heilpraxis.
Ausführliche Prospekte gratis und franko.
R. Richter,
Dresden A. 18. Bönischplatz 18.

Cabinet-Comet
Graeger-Sect
Gold
Silber
Zu beziehen durch die Weinhandlungen
Carl Graeger
Sect-Kellerei
Hochheim a. M.

Nervenschwäche der Männer
Ausführliche Prospekte
mit gerichtl. Urteil u. ärztl. Gutachten
gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert
Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70.

Elektrische Kuren
eine Reform-Naturheilkunde
Sommer- u. Winterkuren
Prospekte gratis und franko
J. G. Brockmann
Dresden A 3, Mosczinskystrasse 6.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW 7.

Apostata
von **Maximilian Harden.**
7. [illegible] 8. Tausend. **2 Bände à Mark 2.–.**
Inhalt vom I. Band: Phrasien. Die [illegible] Kollege Bismarck. Gips. Genosse Schmalfeld. Franco-[illegible] Der Fall Klausner. Die beiden [illegible] Der heilige Rock. Das goldene [illegible] Der korsische Parvenu. Der heilige O Shea. Nicäa und Erfurt [illegible] Die ungehaltene Rede. Eine [illegible] Trüffelpurée. Verein [illegible] Sommerfeld's Rächer. Su-[illegible] Wie schätze ich mich ein?
Inhalt vom II. Band: Bei Bismarck [illegible] Lessings Doublette. Maupassant. [illegible] Apostata. Gekrönte Worte. [illegible]sche Schule. Menuet. She-[illegible] M. d. R. Eroica. Der ewige [illegible] Sem Dynamystik. Der 2 1/2 = [illegible] Kirchenvater Strindberg. Der [illegible]
[illegible] 14 Bogen elegant broschiert.
[illegible] durch alle Buchhandlungen.

Herbst- u. Winterkuren
im herrlichen Zackental!
Wohnung, Verpflegung, Bad u. Arzt pr. Tag von M. 10.– ab.

„Sanatorium Zackental"
(Camphausen)
Bahnlinie Warmbrunn-Schreiberhau. Tel. 27.
Petersdorf im Riesengebirge
(Bahnstation)
für chronische innere Erkrankungen, neurasthenische u. Rekonvaleszenten-Zustände Diätetische, Brunnen- u. Entziehungskuren. Für Erholungsuchende. Wintersport.
Nach allen Errungenschaften der Neuzeit eingerichtet. **Windgeschützte, nebelfreie,** nadelholzreiche Höhenlage. Seehöhe 450 m. **Ganzes Jahr besucht.** Näheres die **Administration** in **Berlin SW., Möckernstrasse 118**

HENKELL TROCKEN

NACH EINEM ANTIKEN VASENBILD

DER HEIMKEHRENDE KRIEGER
STÄRKT SICH DURCH HENKELL TROCKEN

[illegible]. Jahrg. Berlin, den 17. Oktober 1908. Nr. 3.

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

[illegible] . . . .

[illegible] hards Lebenslauf. Von Felix Poppenberg . [illegible]

[illegible] Paul Moos . . . [illegible]

[illegible] Joseph August Lux . . [illegible]

[illegible] Friedrich Gundolf . . [illegible]

[illegible] Wladan Georgewitsch . . [illegible]

[illegible] Ladon . . . . [illegible]

Nachdruck verboten.

[illegible] vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.

Berlin.
Verlag der Zukunft.

Die Hypotheken-Abteilung des

Bankhauses Carl Neuburger,

Kommanditgesellschaft auf Aktien

Kapital: 5 Millionen Mark.

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

Ist eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beleihung zu zeitgemässem Zinsfusse nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei

9—4 Uhr.

Mampe Gold Edler deutscher Likör; Preis pro Flasche M. 3.–

Hamburg. Hotel Esplanade.

Appartements und Zimmer mit Bad.

Carlton-Ritz Restaurant.

Neues Schauspielhaus — Nollendorfplatz | **Grand Hotel Excelsior** — Anhalter Bahnhof

Erstklassige Wein- u. Bierrestaurants

Hamburg. HAMBURGER HOF

Weltbekanntes Haus. Herrliche Lage a. d. Alster

Zimmer mit Bad, W. C. u. laufend. Wasser.

Gänzlich renoviert

Feine Französische Küche

Neue Direktion.

Alle Waffen sind staatlich geprüft!

Katalog Z umsonst u. portofrei.

Sämtliche existierende, bezüglich **exakter Arbeit** und vorzüglicher Schussleistung unübertroffene **Schusswaffen** als Jagd- u. Scheibengewehre, automatisch. Repetier-Büchsen u. Pistolen, Luftwaffen, Teschins, Revolver sowie sämtliche Jagdgerätschaften liefert die

Deutsche Waffenfabrik Georg Knaak

Berlin SW 48, Friedrichstrasse 240-241.

Satrap-Papiere

Satralbin-Papier (7 Sorten)

zur Erzielung künstlerischer Bildwirkung

Gaslicht-Papier (12 Sorten)

Ideales Kopiermaterial für Amateure

Lassen Sie sich das Satrap-Handbuch kommen.

Bezug durch die Handlungen photographischer Artikel

Chemische Fabrik auf Actien (vorm. E. Schering) Photographische Abteilung Charlottenburg, Tegeler Weg 28/33.

Berlin, den 17. Oktober 1908.

Kongreß?

Peter Schuwalow: Vous avez le cauchemar des coalitions!
Bismarck: Nécessairement!

Kein Volk, sagt Fallmerayer, hat zur Klage über seine Herrscher mehr Grund als die Türken; weil das regirende Haus die Fundamente der alten Sitte, Zucht und Thatkraft verlor, schwand die Herrlichkeit des Reiches. Mit seinem letzten Athem hat der Albanersproß Köprülü, der Großwesir Mohammeds des Vierten war, diesen schwachen, trägen, wollüstigen Sultan gewarnt: „Schließe Dein Ohr dem Frauengeflüster; sorge, daß Deine Schatzkammer, mag auch das Volk über Ausbeutung seufzen, stets gefüllt, Dein Heer nie unthätig sei; ein rechter Sultan muß immer zu Pferd sitzen." Osmans Erben haben die Warnung nicht ernstlich genug beachtet. Abd ul Hamid ist nicht faul noch dumm. Seine skrupellose Grausamkeit ist nach den Normen der Europäermoral (die als Lehre auch bei uns nur selten das Leben bestimmt) zu verdammen; dünkt ihn selbst gewiß aber Khalifenpflicht. Der mit dem Schwert Mohammeds Gegürtete ist Herr über Leben und Tod, Herr über Sklaven verschiedenen Ranges und Titels und der politische Zweck des Khalifates heiligt ihm jedes Mittel. Heischt dieser Zweck, daß fünftausend Gläubige gedrosselt oder in dunkler Fluth ertränkt werden, fünfzigtausend Christensklaven über die Klinge springen: Allah will es; und den Nachfolger seines Propheten plagt kein Zweifel. Doch Abd ul Hamid hat weder für volle Kassen noch für die Bereitschaft des Heeres vorgesorgt. Das ward sein Verhängniß. Als seinem Arm auch Makedonien zu entgleiten schien, nahmen die der europäisch gefirnißten Intelligenz verbündeten Häupter der hungernden und lungernden Armee ihm das Wesen der Herrschergewalt. Mit dem Recht der

Kraft, das stärker ist als alle in Gesetzbüchern gespeicherte Sittenlehre. Mit dem selben Recht hat dann Bulgarien, Oesterreich, Kreta gethan, was die Gunst der Stunde zu thun erlaubte. Kann in Deutschland das Gegrein über die Gefährdung des Osmanenreiches nicht endlich verstummen? Dieser Jammer ist nicht von höherer Weisheit erwirkt als vor ein paar Monaten der Jubel über den Sieg der jungtürkischen Rebellen. Eine Nation muß wissen, was sie will, muß das Ziel kennen, das sie erreichen möchte: sonst taumelt sie aus einer Stimmung, einer Oeffentlichen Meinung thatlos in die andere und verliert die Stoßkraft stetigen Wollens. Wir hielten Abd ul Hamid für unseren Freund; für den Mann, der mit den besten Bissen von seinem Tisch die Deutschen zu füttern trachtet. Kinderwahn. Der Sultan hoffte von der stärksten Militärmacht des Festlandes Schutz vor unbequemen Zumuthungen der anderen Mächte und war bereit, dafür einen leidlichen Preis zu zahlen; in seinem Machtbereich Deutschlands Wirthschaft mit wirksamen Mitteln zu fördern. Hat unser Handeln diese Hoffnung als richtig erwiesen oder enttäuscht? Ein paar Daten drängen sich ins Gedächtniß. Nach des Kaisers Landung und Rede in Tanger sah der Islam mehr als je in dem Deutschen Reich seinen Schützer. Die ersten Rückzüge (die unsere Diplomatie vielleicht nicht weniger als die fremde überraschten) ließen den Zweifel entstehen, ob dieser Schutz auch an Sturmtagen ausreichen, dem Wort sicher die That folgen werde. Im Februar 1906 ermahnt, auf Ersuchen des Deutschen Botschafters, Abd ul Hamid den Sultan von Marokko, auf die Stimme Deutschlands („protectrice des Musulmans") zu hören; bald danach warnt er, wieder auf deutschen Wunsch, Italien vor französischer Mächlerei an den Grenzen von Tunis und Tripolis. Abd ul Aziz antwortet, er kümmere sich nicht um den Türkensultan; und Rom wird von Barrère und Visconti Venosta beruhigt. Der Khalif als williger Agent der berliner Politik: diese Thatsache bleibt dennoch wichtig. Als am fünfzehnten Februar 1906 ein Türkenbataillon die Oase Taba in Arabien besetzt, glaubt man in fast allen Kanzleien, dieser kühne Schritt sei von Deutschland empfohlen und die Hohe Pforte der deutschen Hilfe sicher. „Was wie ein anglo-türkischer Konflikt aussieht, ist im Grund ein angle-deutscher." Auch im Foreign Office glaubt mans; und läßt drum, nach kurzem Zaudern, gröberes Geschütz auffahren, als gegen die Mauern von Yildiz nöthig wäre. Am dritten Mai legt Sir Nicolas O'Conor der Pforte das Ultimatum vor, das sie auffordert, binnen zehn Tagen ihre Truppen aus der Sinaihalbinsel zurückzuziehen. Admiral Lord Charles Beresford fährt mit seiner Flotte von Malta nach dem Piräus; Prinz Ludwig von Battenberg erscheint mit einer Kreuzer-

division im Archipel; das atlantische Panzergeschwader steuert nach Gibraltar; und in Egypten wird die britische Besatzung hastig verstärkt. Am dreizehnten Maitag befiehlt der Sultan den Rückzug der Truppen. Er hat bei keiner Großmacht Hilfe gefunden. Frankreich war durch den achten Artikel der Déclaration vom achten April 1904 gebunden, der die Unterzeichner verpflichtet, „de se prêter l'appui de leur diplomatie pour l'exécution des clauses de la présente déclaration relatives à l'Égypte et au Maroc." Zum ersten Mal unterstützt auch Rußland wieder eine Orientforderung des Britenreiches, mit dem es um jede Fußbreite dieses Bodens so lange gehadert hatte, und läßt die Anstifter des mandschurischen Krieges ahnen, daß die von Eduard und anderen Feinden Deutschlands ersehnte anglo-russische Verständigung nicht mehr unerreichbar ist. Und das Deutsche Reich? Hat feierlich erklärt, daß es nicht daran denke, den Sultan zu ermuthigen oder gar mit Waffengewalt zu unterstützen. England siegt, in Taba wie in Koweit, auf der ganzen Linie; über Syrien, Kleinasien, die Euphratbezirke kann es nun die Macht dehnen und, wie den Suezkanal, die Landwege nach Indien sperren. Abd ul Hamid hats nicht vergessen. Und Alles, was er seit 1906 erlebte, mußte sein Mißtrauen mehren. Deutschland, „protectrice des Musulmans", hat dem Scherifenreich nicht die Vormundschaft der Westmächte zu ersparen, die Niederlage seines Schützlings Abd ul Aziz nicht zu hindern, die rasche Anerkennung des neuen Sultans nicht durchzusetzen vermocht. Weder gegen den revaler Plan noch gegen die jungtürkische Rebellion kam aus Berlin Hilfe. Und täglich wurde Abd ul Hamid gefragt, ob er noch länger seine Hoffnung auf die isolirte Macht setzen wolle, die keinem schwer Gefährdeten (Krüger, Abd ul Aziz) ihr Wort halte, ihn selbst in Arabien und am Persergolf im Stich gelassen habe und jetzt seine jungtürkischen Todfeinde umwerbe. Gegen theuer bezahlte Erfahrung kommen Trostsprüchlein und schöne Schreibereien nicht auf; nicht einmal die (allzu häufigen und allzu sentimentalen) Mahnreden des Türkendrillmeisters Goltz. Die Liebe der Musulmanen, die statt der Thaten immer nur Worte erhielten, hat sich in Haß gewandelt und im Reich des Padischah schwört beinahe Jeder darauf, daß die Oesterreicher, Bulgaren, Kreter den Oktoberfrevel nicht gewagt hätten, wenn sie der berliner Zustimmung nicht sicher gewesen wären.

Beide Osmanenlager sind uns verfeindet und aus beiden ruft die Wuth: „Deutschland steckt hinter dem Streich!" Darüber darf der Gerechte nicht staunen. Den Sultan und seine Leute haben wir enttäuscht und in die Arme Eduards getrieben, der sich in Paris, Algesiras, Koweit, Taba als den Stärkeren erwiesen hat und nun thut, als sei die Wahrung des türkischen Besitzstandes

ihm heiligste Herzenspflicht. Die Liberalen und Demokraten haben ihre Bildung und ihr Geld (ohne das Revolutionen eben so wenig wie Kriege zu gutem Ende zu führen sind) aus London und Paris bezogen, möchten ihr Vaterland den von Mehrheiten beherrschten Weststaaten anähneln, sehen in dem preußischen Deutschen Reich den letzten starken Hort des Absolutismus und sind überzeugt, daß in Wien und Sofia nur der berliner Rath befolgt ward, der den Türken ad oculos demonstriren sollte, daß die Verfassung und die Konventphrase sie schlechter schirme als ein unumschränkt schaltender Großherr. Kein Wunder, daß Herr von Marschall, dem der Ertrag zehnjährigen Mühens zeronnen ist, sich vom Bosporus an die Seine sehnt, wo er, am Liebsten wohl unter einem anderen Kanzler (der ja Trachenberg heißen könnte), den Versuch „moralischer Eroberung" in besserem Licht erneuen möchte. Auf die islamische Karte ist in absehbarer Zeit für uns nichts zu gewinnen. Damit muß man sich abfinden, wie mit manchem Verlust. Betheuerungen nützen nicht; bringen uns nur noch tiefer in den Verdacht muthloser Schwachheit. Wenn wir mit dem lautesten Eifer versichern, daß wir von dem bösen Trachten der Türkennachbarn nichts gewußt haben: Niemand glaubt uns. (Von dem Wahn, mit Worten auf das vom Interesse bestimmte Denken fremder Völker wirken zu können, müßte Fürst Bülow sich endlich befreien; dann würde er viel Zeit sparen und sich nicht wieder zu langwierigen Interviews hergeben, die der Brite mit kühlem Spötterblick in den Anekdotentheil der Zeitungen weist.) Ob das Verfassungspiel noch ein Weilchen dauert, die Reaktion früh oder spät kommt: aus dem Orient werden wir jetzt nichts holen. Und bald erkennen, wie unklug (das Wort ist noch viel zu höflich) der Entschluß war, vor Europens lachendem Auge von Oesterreich abzurücken. Legt die Erinnerung an den Traum vom antibritischen Weltbündniß mit dem Islam zu anderem Hirngespinnst; fragt die Söhne der Kämpfer von Wörth und Sedan, ob die Bagdadbahn zum Pivot deutscher Politik tauge; und gewöhnt Euch wieder, die osmanischen Möglichkeiten mit der nüchternen Gelassenheit Bismarcks zu sehen. „Wenn Rußland sich für ausreichend gerüstet halten wird, wozu eine angemessene Stärke der Flotte im Schwarzen Meer gehört, so wird, denke ich mir, das petersburger Kabinet, ähnlich wie es in dem Vertrag von Hunkiar-Iskelessi 1833 verfahren, dem Sultan anbieten, ihm seine Stellung in Konstantinopel und den ihm verbliebenen Provinzen zu garantiren, wenn er Rußland den Schlüssel zum russischen Hause (Das heißt: zum Schwarzen Meere) in der Gestalt eines russischen Verschlusses des Bosporus gewährt. Daß die Pforte auf ein russisches Protektorat in dieser Form eingeht, liegt nicht nur in der Möglichkeit, sondern, wenn die Sache ge-

schickt betrieben wird, auch in der Wahrscheinlichkeit. Der Sultan hat in früheren Jahrzehnten glauben können, daß die Eifersucht der europäischen Mächte ihm gegen Rußland Garantien gewähre. Für England und Oesterreich war es eine traditionelle Politik, die Türkei zu erhalten; aber die gladstonischen Kundgebungen haben dem Sultan diesen Rückhalt entzogen, nicht nur in London, sondern auch in Wien; denn man kann nicht annehmen, daß das wiener Kabinet die Traditionen der metternichschen Zeit (Ypsilanti, Feindschaft gegen die Befreiung Griechenlands) hätte in Reichstadt fallen lassen, wenn es der englischen Unterstützung sicher geblieben wäre. Das Oesterreich von 1856 würde ohne die zersetzende Wirkung ungeschickter englischer Politik selbst um den Preis Bosniens sich weder von England noch von der Pforte losgesagt haben. Ich glaube, daß es für Deutschland nützlich sein würde, wenn die Russen auf dem einen oder anderen Wege, physisch oder diplomatisch, sich in Konstantinopel festgesetzt und es zu vertheidigen hätten. Wir würden dann nicht mehr in der Lage sein, von England und gelegentlich auch von Oesterreich als Hetzhund gegen russische Bosporusgelüste ausgebeutet zu werden, sondern abwarten können, ob Oesterreich angegriffen wird und damit unser casus belli eintritt. Wenn man die Sondirung, ob Rußland, wenn es wegen seines Vorgreifens nach dem Bosporus von anderen Mächten angegriffen wird, auf unsere Neutralität rechnen könne, so lange Österreich nicht gefährdet werde, in Berlin verneinend oder gar bedrohlich beantwortet, so wird Rußland zunächst den selben Weg wie 1876 in Reichstadt einschlagen und wieder versuchen, Oesterreichs Genossenschaft zu gewinnen. Das Feld, auf dem Rußland Anerbietungen machen könnte, ist ein sehr weites; nicht nur im Orient auf Kosten der Pforte, sondern auch in Deutschland auf unsere Kosten. Die Zuverlässigkeit unseres Bündnisses mit Oesterreich-Ungarn gegenüber solchen Versuchungen wird nicht allein von dem Buchstaben der Verabredung, sondern auch einigermaßen von dem Charakter der Persönlichkeiten und von den politischen und konfessionellen Strömungen abhängen, die dann in Oesterreich leitend sein werden. Gelingt es der russischen Politik, Oesterreich zu gewinnen, so ist die Koalition des Siebenjährigen Krieges gegen uns fertig; denn Frankreich wird immer gegen uns zu haben sein, weil seine Interessen am Rhein gewichtiger sind als die im Orient und am Bosporus." Daß Rußland heute den Hausschlüssel nicht wider den Willen der Westmächte einstecken könnte, ändert nichts an dem ernsten Sinn dieser Sätze aus Bismarcks Buch. Eine austro-russisch italische Verständigung über die nächsten Orientfragen ist in dem mährischen Schloß Buchlau des Botschafters Grafen Berchtold Ereig-

niß geworden. Mit der Möglichkeit der Koalition des Siebenjährigen Krieges mindestens also zu rechnen. Und alles Handeln und Unterlassen der Großmächte durch den deutsch-britischen Gegensatz determinirt. Ich glaube nicht, daß Bismarck als Botschafter in solcher Lage den Auftrag ausgeführt hätte, Kaiser und Reich gegen den Verdacht intimen Einverständnisses mit Oesterreich zu verwahren. Als Kanzler hätte ers sicher nicht gethan. Das wäre die Türkenfreundschaft ihm nicht werth gewesen. Auch das Amt und die Dienstwohnung nicht. Herr von Marschall hat den Auftrag fast erfleht. Ein gewandter Parlamentarier und Effektfinder, der nie Diplomat noch gar Staatsmann wird.

„Ich bin von Seiner Majestät dem Deutschen Kaiser beauftragt, bei der Hohen Pforte entschieden gegen die Vermuthung zu protestiren, daß die neusten Balkanvorgänge auf einer Vereinbarung zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn oder einer anderen Macht beruhen, und weiter beauftragt, zu erklären, daß Deutschland, bevor diese Ereignisse eintraten, nicht nach seiner Meinung gefragt worden ist.“ So stands, als amtliche Mittheilung des Deutschen Botschafters, im türkischen Reichsanzeiger, der, nur um diesen Satz schnell zu verbreiten, in einer Extraausgabe erschien. Ob der Kanzler den kaiserlichen Auftrag im Innersten gebilligt oder nur, wie manchen anderen, als ein Unvermeidliches hingenommen und weitergegeben hat? Er muß empfunden haben, daß solche eifernde Verleugnung uns in der Türkei nicht nützen konnte, in Oesterreich-Ungarn schaden mußte. Wien weiß zu rechter Zeit zu schweigen; hat aber ein treues Gedächtniß. „Sie haben sich als brillanter Sekundant auf der Mensur erwiesen und können gleichen Dienstes im gleichen Fall auch von mir gewiß sein.“ Das las der Oesterreich und Ungarn gemeinsame Minister des Aeußeren am zwölften Apriltag des Jahres 1906. Nun ein schrilles Desaveu. Franz Ferdinand wird nicht leicht vergessen, was Deutschland ihn nach dem ersten Erfolg seiner von Aehrenthal klug und tapfer bedienten Energie erleben ließ. Die Anderen mochten, weil ihnen nur die Absicht, nicht die zur Ausführung gewählte Stunde angezeigt war, ihre Mitwissenschaft leugnen (Sollten: so wars verabredet und gehörte zum Schlachtplan.) Deutschland durfte nur sagen: „Wir respektiren und unterstützen jeden Schritt, den die uns in alter Freundschaft verbündete selbständige Großmacht thut und der unsere Interessen nicht schädigt, und haben, da von solcher Schädigung hier nicht die Rede sein kann, nur zu erklären, daß wir uns der friedlichen Stärkung der Nachbarmacht, die, nach Bismarcks Wort, erfunden werden müßte, wenn sie nicht existirte, aufrichtig freuen.“ Nichts weiter. Dann war in dem Augenblick, wo Briten, Russen, Franzosen Heuchelzähren in den Bart des Großtürken tropfen

ließen, die Festigkeit des Zweibundes gezeigt und ein Anspruch auf die Dankbarkeit Oesterreichs erworben, das sich zum ersten Mal wieder aus dem dumpfen Dickicht neidischer Stämme und Stämmchen zu kraftvollem Wirken ins Internationale aufgerafft hatte; nach langer Raunzerqual froh wieder des Dichters Wort nachsprach: „Der Oesterreicher hat ein Vaterland und liebts und hat auch Ursach, es zu lieben". Mußte an diesem hellen Tag just vom Nächsten die bitterste Kränkung kommen? Daß eine Großmacht Werth auf die Verkündung legt, ihr intimster Freund habe ihr die wichtigste Absicht verschwiegen und ihr Botschafter (Tschirschky, by Jove!) erfahre nur, was am Ballplatz für bekömmlich gelte, ist schon seltsam genug. Soll damit etwa die besondere Herzlichkeit des Verhältnisses bewiesen werden? Und glaubt man, daß die Staatshäupter und Diplomaten draußen nicht wissen, aus welchen psychologischen Gründen dem Deutschen Reich manche Mittheilung vorenthalten wird, die einem als diskret bis ans Ende Bewährten ohne Bedenken gemacht würde? N'appuyons pas ... Die Verleugnung war ein böser Fehler. Der Kaiser mag wünschen, seine persönliche Politik der Turkophilie vor völligem Scheitern zu bewahren (was nicht gelingen wird), und sich darüber geärgert haben, daß Franz Ferdinand, dem vor der Manöverreise Aehrenthal dreimal Vortrag gehalten hatte, ihm im Reichsland nicht das Staatsgeheimniß enthüllte. Das würde den Fehler erklären; die Schuld des Verantwortlichen aber nicht mindern. Der Kanzler mußte den Auftrag ablehnen; durfte „unsere Zukunft nicht kleinen und vorübergehenden Stimmungen der Gegenwart opfern". Davor warnt Bismarck; und fügt den Satz an: „Frühere Herrscher sahen mehr auf Befähigung als auf Gehorsam ihrer Rathgeber; wenn der Gehorsam allein das Kriterium ist, so wird ein Anspruch an die universelle Begabung des Monarchen gestellt, dem selbst Friedrich der Große nicht genügen würde, obschon die Politik in Krieg und Frieden zu seiner Zeit weniger schwierig war als heute." (Der Mann, der so schrieb, war wirklich höchst unbequem).

Die in Oesterreich und in Ungarn Lebenden dürfen, trotz dieser leidigen Episode, gewiß sein, daß ihrer Freude die stärksten Herzen im Deutschen Reich sich mitfreuen und daß kein mündiger Politiker einen Makel an ihrem Handeln findet. Das Preßgezeter über den Vertragsbruch ist ein dummer Rückfall in die Nachahmung des englischen cant. Noch einmal Bismarck: „Die internationale Politik ist ein flüssiges Element, das unter Umständen fest wird, aber bei Veränderungen der Atmosphäre in seinen ursprünglichen Aggregatzustand zurückfällt. Die clausula rebus sic stantibus wird bei Staatsverträgen, die Leistungen bedingen, stillschweigend angenommen." Mag Bri-

tanien, dessen Politik die Verträge immer und überall geachtet und stets nur die Verwirklichung sittlicher Ideale erstrebt hat, die schnöde Verletzung des Türkenrechtes bewinseln und sich selbst den ehrbarsten Wandel bescheinigen. Wir wollen uns lieber erinnern, daß im Menschenbereich der Masseninteressen der Streit herrscht und die Stärke, nach ihrem Sieg, die ihr nicht passenden Gesetzestafeln zerschlägt und neue prägt, die ihrem Bedürfniß genügen. Die Umstände, unter denen Oesterreich-Ungarn in Bosnien und der Herzegowina eine Pflicht übernahm, haben sich, ohne sein Zuthun, geändert: auf festem Grund wandelt es die nicht mehr erfüllbare Pflicht in ein nützliches Recht.

Die am achten Juli 1876 zwischen den Kaisern Alexander und Franz Joseph vereinbarte, am fünfzehnten Januar 1877 unterzeichnete Konvention von Reichstadt sicherte den Russen für ihren Krieg gegen die Türkei die Neutralität Oesterreichs und gab Franz Joseph das Recht, Bosnien und die Herzegowina zu besetzen. Ob ihm damals die Hoffnung vorschwebte, im Waldgebirgsland Ersatz für das an Italien Verlorene zu finden? Das aus dem Deutschen Bund geworfene Oesterreich mußte gen Südost blicken, wenn es dem nationalen Wollen, ohne dessen Einheit Deaks Werk nicht dauern konnte, ein Ziel suchte. In dem von Moustier über die wirksamste Behandlung des „kranken Mannes" befragten Aerztekonzil empfahl Beust, den christlichen Balkanvölkern Autonomie zu gewähren et l'établissement d'un self government limité par un lien de vassalité. Europa solle die Türkei erhalten, aber auch kontroliren, mit sanfter Gewalt zur Vernunft bringen und dem Zarenreich, dem dafür ja das Schwarze Meer geöffnet werden könne, das Vorrecht zum Slavenapostolat entreißen. Andrassy ging, nach den Aufständen der Serben und Bulgaren, weiter; er versuchte, jedem Balkanvolk das dem Bedürfniß seiner Individualität Genügende zu sichern, erlangte in Paris und Rom die Zustimmung zu dem in seiner Note vom dreißigsten Dezember 1875 und in dem berliner Memorandum vom dreizehnten Mai 1876 festgestellten Programm der drei Kaiserreiche und sah den Weg erst gesperrt, als die Britenflotte in die Besikabai eingelaufen war und eine Palastrevolution Abd ul Hamid auf den Thron gebracht hatte Rußland mußte noch einen Krieg gegen den alten Feind führen, brauchte dazu die Gewißheit österreichischer Neutralität und bezahlte sie mit dem Recht zur Okkupation zweier Türkenprovinzen. In Reichstadt schon traf das Dreikaiserbündniß der erste Stoß. Lord Derby fordert die Unabhängigkeit und Unantastbarkeit des Türkengebietes. Gortschakow antwortet, wichtiger sei die Wahrung der Menschlichkeit und der Ruhe Europas, das, statt des ohnmächtigen Osmanenreiches, nun für die auf türkischem Boden

schmachtenden Christen sorgen müsse. Noch einmal stellt, als der Krieg schon erklärt ist, Lord Derby seine Bedingungen: im Suezkanal, im Bosporus, in den Dardanellen muß Alles bleiben, wie es ist; Englands Interessensphäre darf weder am Nil noch am Persischen Golf berührt werden; und der Sultan muß Konstantinopel behalten. Gortschakow garnirt seine Zustimmung mit pomphaften Phrasen. Rußland siegt, hofft, in dem Großbulgarien des Friedens von San Stefano sich eine Satrapie in Südosteuropa zu schaffen, und wird, wie in Nikolais Zeit, wieder enttäuscht. Auf dem Berliner Kongreß zeigt sich, daß Rußlands und Oesterreichs Interessen im europäischen Orient noch immer nicht, wie Pauls robuster Sohn 1853 meinte, identisch sind.

Am achtundzwanzigsten Juni, vierzehn Tage nach der ersten Sitzung, wird über die österreichische Okkupation verhandelt. Andrassy erinnert den Kongreß an die lange Grenzgefährdung und Unruhe, die Oesterreich-Ungarn gezwungen habe, hundertfünfzigtausend bosnische Flüchtlinge aufzunehmen, die nicht ins Türkenjoch zurückkehren wollen. Daß die Türkei Noth und Aufruhr nicht hindern könne, sei erwiesen; und zu fürchten, daß der Brand bald alle Slavenstaaten auf der Balkanhalbinsel ergreife. Oesterreich-Ungarn denke nicht an eine Annexion, strebe nirgends nach Länderzuwachs und werde jedem praktische Durchführbarkeit und dauernde Wirkung verheißenden Beschluß zustimmen. Das ist das Stichwort für Salisbury. Mit nobler Wärme preist er die Selbstlosigkeit, die den Gedanken an eine Annexion weit von sich weise, und schlägt vor, Oesterreich den Auftrag zur Besetzung und Verwaltung Bosniens und der Herzegowina zu ertheilen. Europa müsse fordern, daß diese Provinzen unter den unmittelbaren Schutz eines mächtigen Staates gestellt werden, der den Brand zu löschen und für eine ruhige Entwickelung zu bürgen vermöge; und dieser Staat könne nur das benachbarte Reich der Habsburg-Lothringer sein. Waddington empfiehlt, als Vertreter der Französischen Republik, den Vorschlag; die Türkei sei nicht reich genug, um das für Bosnien und die Herzegowina Nöthige zu thun, und würde durch den Besitz der viel verlangenden und wenig einbringenden Provinzen nur geschwächt werden. Graf Corti, Italiens Bevollmächtigter, hat Bedenken, deutet aber an, daß er sich einem Beschluß beugen wird. Gortschakow (der schon in Reichstadt zugestimmt hat) ist natürlich einverstanden. Bismarck wartet. Jetzt steht Karatheodory auf und verliest einen Protest. Die Türkei kann ihre Provinzen selbst schützen, beruhigen und verwalten, ist nur durch den Vertrag von San Stefano gebunden und wird darüber hinausgehenden Machtminderungen um keinen Preis zustimmen. D'Israeli fragt, ob denn nicht Jeder wisse, daß noch vor dem Krieg, also in beque-

merer Lage, der Sultan den Aufstand in der Herzegowina nicht niederzwingen konnte. Europa braucht Ruhe. Die ist nicht zu erreichen, wenn die Provinzen, die besonderer Obhut und Fürsorge bedürfen, in einen Staatsverband gepfercht bleiben, den sie ihrer Wesensart nach zu sprengen versuchen müssen. Nun erst spricht Bismarck. Bittet die Türken, neue Instruktion einzuholen, die ihnen gestatten werde, sich dem einmüthigen Willen des Kongresses zu fügen, der den Territorialbesitz des Sultans schon reichlicher bemessen habe als der Friede von San Stefano. Abstimmung; von der Oesterreich sich, als Interessent, ausschließt. Mit allen Stimmen gegen eine (der Türkei) wird Englands Vorschlag angenommen. Andrassy erklärt, die Monarchie werde den Auftrag gewissenhaft ausführen. Und Artikel 25 des Berliner Vertrages erhält den folgenden Wortlaut: „Die Provinzen Bosnien und Herzegowina sollen von Oesterreich-Ungarn besetzt und verwaltet werden. Da die österreichisch-ungarische Regirung nicht wünscht, sich mit der Verwaltung des Sandschaks von Novibazar zu befassen, der sich zwischen Serbien und Montenegro nach Südosten bis über Mitrowitza hinaus erstreckt, wird die osmanische Regirung dort weiterfunktioniren. Um aber die Aufrechterhaltung des neuen politischen Zustandes und die ungefährdete Freiheit der Verkehrswege zu sichern, wahrt Oesterreich-Ungarn sich das Recht, im ganzen Umfang dieses Gebietes, das ein Theil des alten Wilajets Bosnien ist, Garnisonen zu halten und für Handel und Heer sich Straßen zu schaffen. Die Einzelheiten sollen mit der Türkei geregelt werden."

Der Vorschlag kam aus England. Wer hat geglaubt, daß Beaconsfield ein Provisorium empfahl? Mag Andrassy, wie von Paris aus den Times jetzt enthüllt worden ist, in einem geheimen Protokol sich gegen die unbegrenzte Dauer des Mandates verpflichtet haben: daß die Provinzen nach dreißigjähriger Kulturarbeit Oesterreichs je an Osmans Erben zurückfallen könnten, hat kein Wesir und kein General des Sultans für denkbar gehalten. In Habsburgs Lager war man, diesseits und jenseits von der Leitha, zunächst von der neuen Aufgabe durchaus nicht entzückt; konnte es auch nicht sein, denn Andrassy selbst hatte noch im März gesagt, die Okkupation gehöre nicht zu den Zielen österreichischer Politik und könne der Regirung nur durch die Ereignisse aufgedrängt werden. (Anderthalb Jahre nach Reichstadt; nehmt wenigstens heute nicht mehr Alles, was von glatter Diplomatenzunge kommt, flink für vollwichtige Münze.) Noch im Juli ist die Oeffentliche Meinung in beiden Reichshälften schroff gegen das europäische Mandat; nur die Kroaten sind dafür. Die Generale Philippovic, Jvanovic, Szapary haben in dem okkupirten Gebiet saure Arbeit und merken bald, daß sie die Widerstandskraft der „Seiner Ma-

jestät dem Sultan in Treue ergebenen Insurgenten" unterschätzt haben. Die Volksstimmung ist dem ganzen Unternehmen so feindlich, daß die Gemeinsame Regirung beschließt, den Vormarsch in den Sandschak einstweilen um sechs Monate zu verschieben. Am ersten Dezember muß Andrassy in der Oesterreichischen Delegation die Annahme des Mandates vertheidigen. Die Okkupation werde dauern, bis die Türkei den geleisteten Aufwand ersetzen und verbürgen könne, daß unter ihrer Herrschaft der Zustand der Provinzen sich nicht wieder verschlechtere. „Durch das Mandat haben die Mächte die Berechtigung unserer Orientinteressen anerkannt und ausgesprochen, daß ein großes, starkes Oesterreich eine Nothwendigkeit für Europa ist." Im Verkehr mit den murrenden Abgeordneten mußte er noch immer jedes Wort vorsichtig wägen; zu seinem Kaiser und König hatte der vom Berliner Kongreß Heimkehrende gesagt: „Ich bringe den Schlüssel, der uns das Orientthor öffnet."

Dreißig Jahre nach Andrassy sprach, über den selben Gegenstand, Freiherr Lexa von Aehrenthal zu der Oesterreichischen Delegation. Ruhig und klar; muthig und ernst. Mancher Kollege mag von diesem Minister lernen, der das Wort so hoch unmöglich schätzen kann und nur redet, wenn er von einem Handeln Rechenschaft geben muß. „In dreißigjähriger rastloser Arbeit hat unsere Verwaltung die ihr in den beiden Provinzen aufgebürdeten Pflichten erfüllt. Sie hat in diesem für den Frieden so gefährlichen Wetterwinkel Ruhe und Ordnung gesichert, das kulturelle und wirthschaftliche Niveau der Bevölkerung wesentlich gehoben und eine modern denkende Generation herangezogen. Nun ist es Zeit, aus diesen Ergebnissen unserer Verwaltungarbeit die Konsequenzen zu ziehen, den Bürgern beider Provinzen konstitutionelle Einrichtungen zu geben, die ihrem Bedürfniß entsprechen, und so den Bewohnern die Möglichkeit zur Mitwirkung an der administrativen Thätigkeit zu schaffen. Die über die staatsrechtlichen Verhältnisse bestehende und von außen geförderte Verwirrung der Köpfe mußte aber von der Einführung des neuen Regime bis zu der Stunde abmahnen, wo jeder Zweifel an der vollen Souverainetät über das besetzte Gebiet beseitigt war." Alle Rechte auf den Sandschak (Garnisonen, Handelswege, Militärstraßen) werden aufgegeben; die beiden Provinzen aber dem Reich einverleibt Im Sandschak mag die neue Osmanenregirung selbst für Ordnung sorgen. Oesterreich zieht seine Truppen zurück und behält sich nur den Bau der Bahnstrecke Uwac-Mitrowitza vor. Ein schwächerer, minder tapferer Minister hätte sich den Verzicht auf Novibazar als eine Konzession an die Türkei und an Europa aufgespart. Aehrenthal hat sich zu bismärckischer Offenheit entschlossen. Er will zahlen, was nöthig ist; doch nicht einen

Heller mehr. Auch den nicht Saturirten so viel gönnen, wie sein österreichisches Interesse irgend erlaubt. Rußland kanns im Meerkäfig nicht länger aushalten: Aehrenthal ist für die Oeffnung der Gitterthür. Italien langt nach einem Hafen auf der Balkanküste der Adria: Oesterreich wird sich der Aenderung des neunundzwanzigsten Artikels im Berliner Vertrag nicht widersetzen. Der gab Antivari und seinen Küstenstrich dem Fürstenthum Montenegro, sperrte den Hafen den Kriegsschiffen aller Nationen, verbot jede Art von Befestigung und übertrug die Polizeirechte den österreichischen Küstenwachtschiffen. Da ist die Möglichkeit eines für Italien ungemein wichtigen Gewinnes; eines, der, wenn Oesterreich den Nachbar ihn einstreichen läßt, beweist, daß die in Desio und Buchlau vereinten Excellenzen doch weiter gekommen sind, als man in Berlin wähnte; sonst würde von der Thür, die Albanien öffnet, sicher nicht ein Riegel weggeschoben. Clara pacta, boni amici. Oesterreich will auf der Haemushalbinsel Handel treiben und erklärt bündig, daß es Saloniki nicht für sich begehrt.

Und darum Räuber und Mordbrenner? Darum Weltgetöse, Börsenpanik, Kriegsgeschrei? Was ist denn geschehen? Nichts Fürchterliches. Bulgarien, dessen Fürst als Generalgouverneur von Ostrumelien dem Sultan untergeben, in seiner Hauptwürde de facto (freilich nicht de iure) souverain war, hat sich für unabhängig erklärt. Das war es durch die Macht der Thatsachen längst geworden; hatte Gesandtschaften gehalten, Verträge geschlossen, Krieg geführt, ohne je nach der Willensmeinung des Titularoberherrn zu fragen. Die alte Türkei hat am Tag von Tirnowo nur einen Schemen verloren; die neue vielleicht eine Hoffnung. Die gerade mußte den Koburger zum Entschluß drängen. Er durfte nicht warten, bis die Größensucht einer erstarkten Türkei wieder von Philippopel und Stara Zagora zu träumen begann. Auch Oesterreich mußte zulangen, ehe ihm der Löffel in tastender Hand zerbrach. Sollten die Bosniaken sich ins Türkenparlament sehnen, zwischen zwei Verfassungstaaten die dem rothen Peter Unterthanen beneiden oder, trotz der Oberhoheit des Sultans, ihre Vertrauensmänner nach Wien oder Pest abordnen? Irgendwie mußte endgiltige Ordnung gemacht, die Form der gewandelten Nothwendigkeit angepaßt werden. Der Sultan hat in Bosnien und der Herzegowina seit 1878 nichts mehr zu sagen; und schon zwei Jahre danach schrieb Bluntschli, der in den beiden Provinzen entstandene Widerspruch des Wesens gegen die Form der Staats- und Rechtsordnung müsse den Zerfall der macht- und sinnlosen Form erwirken. Bleibt noch Kreta; das im Diadem des Großherrn doch auch kein Edelstein von zuverlässiger Leuchtkraft mehr war. Die Inventur ergiebt, daß die Türkei nur verloren hat, was sie längst nicht besaß, und zurückgewonnen, was ihr verloren schien: den Sandschak. Wozu also der Lärm?

Um mit der facia feroce Schwankende einzuschüchtern und mit weithin hallendem Geheul die Ohren zu füllen, die sonst zu früh auf leiseres Geräusch lauschen könnten. Die unter Nikitas und Peters glorreichen Szeptern hausenden Hammeldiebe, Schweinemäster und Scherenschleifer mögen brüllen, mit Lunge und Speichel Krieg führen, dem entschwundenen großserbischen Schattenreich nachtrauern, den Erben Karageorgs oder den Fürsten der Schwarzen Berge fortjagen und alles gepumpte Geld aus Flintenläufen in die Luft knallen. Macht nichts; ein paar Deutschmeister oder Honveds brächten die Sippe zur Raison. Auch die Komoedie der Großmächte braucht die Nerven nicht zu erschrecken. Keiner hat Etwas geahnt noch gar gewußt. Jeder setzt die Moraltrompete ans Maul, zwischen dessen Zähnen noch die Fasern des gestern gestohlenen Bratens kleben. Keiner will den Nationalhelden der Türkenrenaissance verdächtig werden. Jeder legt die Hand auf die Brust und ruft, wie im Klassenzimmer, wenn ein übles Lüftlein herweht, die bestürzte Kleinmannschaft: „Ich wars nicht!" Zum Weinen? Zum Lachen. Ganz ernst zu nehmen ist in all dem Lärm nur die Propaganda der Westmächte für einen neuen Kongreß.

Was soll der? Bulgaren, Bosniaken, Kreter unter die Janitscharenherrschaft zurückzwingen? Daran ist nicht zu denken. Davon dürfte gar nicht die Rede sein. Das berühmte Gleichgewicht ist gestört (eigentlich nur im Balkanrevier, wo Bulgarien aus der russischen in die österreichische Machtsphäre gezogen, und im Reich des Dualismus, wo Wien für den Kampf gegen Budapest gestärkt worden ist) und Verträge, die längst in Fetzen hingen, sind noch an einer neuen Stelle durchlöchert worden. Ist da etwa der große Gegenstand zu suchen, um den Europa sich regen und seine Staatsköpfe anstrengen soll? Sicher nicht. Ob Rußland mit Britanien, Oesterreich, Italien über die den restirenden Orientfragen zu findende Antwort jetzt wirklich ganz einig ist: Das läßt sich leicht, ohne den Riesenapparat eines Kongresses, feststellen. Auch, ob England im Ernst eine starke Türkei wünscht (Petersburg und Wien können immer nur eine schwache wünschen) oder mit diesem Köder am Nil und bei Bender Abbas zu angeln hofft. Das nämlich ist im Grunde die einzige Frage, auf die es ankommt: Welche Großmächte wollen heute eine starke, welche eine schwache Türkei? Einem Kongreß aber würde vielleicht ganz Anderes zugemuthet. Nicht nur die Erörterung der egyptischen Kapitulationen und des Orientchristenschutzes (den Herr Clemenceau schließlich doch nicht so sicher besorgt wie der Heilige Ludwig). Ein von den Westmächten unter Eduards Führung erzwungener Kongreß kann nur den Zweck haben, die Ueberbleibsel lästiger Bündnisse zu lockern und Deutschland in unbequeme Lagen zu bringen. Doch das Deutsche Reich hat ein starkes Heer und ein gut verwahrtes und proviantirtes Haus und braucht nicht jeder Ladung in unsicheres Gelände zu folgen.

Magister Laukhards Lebenslauf *)

Das galante Zeitalter zeigt sich von seiner Kehrseite in dem tragikomisch grobianischen Rüpelspiel eines Menschenlebens aus den Niederungen, wie es die Selbstbiographie des Magisters Laukhard mit schrankenlosester Offenheit darstellt. Ein Fahrender Schüler, ein wüster Gesell, ein verbummelter Student der Gottesgelahrtheit, hat er auf Deutschlands Hohen Schulen gezecht, randalirt und gefochten; als ewiger Kandidat zog er in bunter, abenteuerlicher Gesellschaft herum, Jäger und Kellermeister war er auf adeligen Gütern; nach Hause „eingeheimst" und wieder flott gemacht, rafft er sich zum Magisterexamen auf und dozirt kurze Zeit in Halle. Haltlos versinkt er wieder in den Sumpf und von den Manichäern gehetzt, in dumpfer Zerrüttung, hoffnunglos, wird er Soldat.

Und auch diese neue Rolle wechselt in mannichfachen Spielarten. Er ist preußischer Musketier, französischer Ueberläufer, Sans-Culotte, Krankenwärter im Militärspital Jean Jacques zu Dijon, dann dient er bei den Emigranten und schließlich in der Reichsarmee bei den schwäbischen Kreistruppen. Und sein Lebensgang verliert sich, nach mißlungenen Versuchen, eine bürgerliche Existenz in Deutschland zu gewinnen, im Dunkeln und Unsteten.

Ein krauser Lebenslauf voll der Begebenheit und immer mitten im Wirbel der Zeit. Und sein Held ein Verlorener und Gescheiterter zwar und haltlos und willensschwach, niemals der Führung über sein Leben mächtig, aber dabei kein Gewöhnlicher. Ein Mensch der Beobachtung und der scharfen Blicke für Inneres und Aeußeres, durch Erfahrungen aller Wege wissend geworden und aus den Abgründen und Schlammtiefen des Lebens erkenntnißvoll in den Fegefeuern der Herzen. Einen Blick für die Relativität der Dinge erwirbt er, der ihn später die Französische Revolution überlegen und weitschauend beurtheilen läßt. Und zu sich selbst bewahrt er immer eine kritische Distanz: unbestochen sieht er seiner verfahrenen Existenz ins Gesicht und stellt sie sich und den Anderen dar, kalt, hart, als ein Experimentator; gleich weit entfernt vom Beschönigen wie von weichlicher Zerknirschung eines Büßenden und Beichtenden: kein tolstoischer Sünder, sondern eher ein Mensch von der Rétif-Rasse, der am eigenen Leibe mit unersättlicher Wißbegier ein coeur developpé humain belauscht. Doch konstatirt er dabei mehr, als daß er grübelnd den Zusammenhängen und Verknüpfungen nachforscht.

— —

*) Magister F. Ch. Laukhards Leben und Schicksale. Bearbeitet vom Dr. Victor Petersen. Verlag von Robert Lutz in Stuttgart.

Dies Lebensspiel und seine Bühnen mußten die Liebhaber menschlicher Kuriositäten anziehen; und Achim von Arnim empfahl seinem Freunde Brentano sehr dringend die Lecture. Laukhard sah alle Situationen und Schauplätze persönlich, frisch und neu an; seine regen Sinne erfaßten Dinge und Menschen immer gegenständlich, mit allem Beiwerk, mit dem Ton und der Farbe des Geschehens. Er packt die Szenen mit einem dramatischen Griff und gern sprengt er in die chronistische Schilderung dialogische Partien ein, worin er dann die Personen, pfälzische Bauern, österreichische Werber, aristokratische Fanfarons, rasselnde Renommisten und honorige Bierburschen, verschlagene Kuppler, Fahrende Leute des Jahrmarktes, ja, auch historische Persönlichkeiten, wie den Parteigänger der Revolution, den Repräsentanten Dentzel, den Ankläger von Straßburg Eulogius Schneider, den Prinzen Louis von Preußen leibhaftig charakteristisch agiren läßt und in Dialekt, Ausdruck und Manier anschaulich gegenwärtig macht.

Seine kulturelle Ausbeute giebt das Buch in zwiefacher Form: erstens als ein Studentenspiegel, zweitens als ein Soldatenspiegel vom Ende des großen Jahrhunderts. Was Zachariae in der Epopoe vom Renommisten beschreibt, die beiden feindlichen Universität-Heerlager, das des wüsten ziegenhainer Comment von Jena und Gießen und das der feinen und superfeinen Petit-Maitres von Göttingen und Leipzig: Das stellt sich hier in saftigen Wirklichkeitausschnitten zur Schau. Und Laukhard gehört natürlich zu den commenterlichen Burschen von Jena und Gießen in gelber Lederhose, hohen Stiefeln, grünem Flausch mit rothem Kragen, die den Hieber auf dem Straßenpflaster wetzen und, wenn der Kopf durch das Bier „heroisch" geworden, mit Randal die nächtlichen Straßen unsicher machen.

Pfeifenqualm und Schnapsdunst dumpfer Kneipen, der brüllende Lärm rüder Späße ist in diesen Schilderungen zu spüren, parodistisch wird in solcher Schänke ein Kompendium über die Zotologie gelesen und Laukhard feierlich zum Professor Zotologiae ernannt.

Auch auf der Straße wird kommersirt, auf der Straße werden die Mensuren ausgetragen, nachdem der Kontrahent dem Gegner seine Herausforderung: „Pereat N. N., der Hundsfott, der Schweinskerl" ins Fenster geschrien hat.

Die Verbindungform ist damals die der Orden und voran steht l'ordre de l'amitié, der Amizistenorden. In dieses Treiben bringt Laukhard ein neues Vergnügen, das Komoedienspielen, und wir sehen jetzt die wüsten Burschen von Gießen unter seiner Regie Lessings „Jungen Gelehrten", den „Bramarbas" von Holberg, den „Zerstreuten" aus dem komischen Theater der Franzosen mimen. Als Theater dient das Philosophische Auditorium, da der Dekan die Benutzung des Theologischen als eine Entheiligung verboten hatte.

Auch Jena mit dem Bummel auf die Dörfer, die das Kommersbuch

verherrlicht, Lichtenhain, Ziegenhain, die Oelmühle und die Rasenmühle, wo die Schläger klirren, steigt lebendig auf und Schelmuffski-Erinnerungen giebts, wenn wir dem Karressiren der Burschen mit ihren „Scharmanten“ und „Kellermenschern“ zuschauen.

Laukhard achtet aber nie einseitig nur auf die Rauhbeinigkeit und die Sumpferei, sondern er hat für alle Lebensäußerungen und Gewohnheiten ein Auge. So beschreibt er ausführlich den steifen und hochmüthigen Ton des wetzlarer Adels und in Zusammenhang damit die Prozession der Empfindsamen nach dem Grab Jerusalems (1776). Vorher lasen sie die Leiden des jungen Werther vom „Herrn von Goethe“. Dann gingen sie, Alle schwarz gekleidet, mit einem schwarzen Flor vor dem Gesicht und mit Wachslichtern, an das Grab, sangen und warfen Blümchen darauf.

Und dann kommt das Gegenstück zu den Bildern der Renommisten, die Ausschnitte aus dem Petit Maître-Leben der superfeinen Universitäten Göttingen und Leipzig, wo es um den Comment „schofel“ bestellt ist, „die Kerls Wein und Punsch saufen, sich alle Tage frisiren lassen, sich mit wohlriechender Pomade einschmieren und Eau de Lavende, seidene Strümpfe anziehen, ins Konzert gehen und den Menschern die Pfoten küssen.“

— —

Laukhards Leben und seine Spiegelung rückt in größeren weltgeschichtlichen Zusammenhang, als er sozial tiefer sinkt, als aus dem hallenser Magister und Dozenten, der er in einer schnell vorübergehenden Periode der Zusammenraffung geworden, ein gemeiner Soldat und Musketier wird.

Tief verschuldet, von allen Mitteln entblößt, in dumpfem Trotz gegen das Schicksal, entschließt er sich zu dem Verzweiflungschritt. Seine Beobachtungsgabe und seine Schilderungskunst bleibt ihm auch in dieser neuen Sphäre treu. Und wie er vordem Typen und Bilder aus der akademischen Welt lebhaft und farbig festgehalten, so zeichnet er jetzt in sein Skizzenbuch die sonderbarsten Exemplare aus seiner neuen Umgebung, so das Original von einem preußischen Unteroffizier, der eben so bibel- wie fluch- und trunkfest ist und der hier in seiner Lieblingposition fixirt wird: „am Ofen hockend mit dem Seitengewehr und den blauen Mantel um, eine schwarze Pudelmütze auf dem Kopf, die Brille auf der Nase, die Schnopspulle vor sich und an einem dicken wollenen Strumpf strickend.“

Weit über solch Genrehaftes hinaus geht dann aber der Inhalt der folgenden Lebensblätter. Laukhards Feder erhält nun große Motive und einen großen Stoff. Den großen König sieht er zum ersten Mal 1784 bei einer Revue und es wird ihm ein Erlebniß: „Sein Anblick erschütterte mich durch und durch; ich hatte nur Auge und Sinn blos für ihn. Auf ihn war ich

und Alles konzentrirt. Viele tausend Persönlichkeiten in eine einzige umgeschmolzen! Ein Heer, eine Handlung."

Und dann bekommt Laukhard, der immer das Abenteuerliche gesucht, Antheil an dem größten weltgeschichtlichen Abenteuer, an der Französischen Revolution, in doppelter Rolle als Soldat der Champagne-Armee und dann als Ueberläufer mitten im Herd der Ereignisse.

Die Gräuel des Krieges, der Seuchenherd verpesteter Lager, der Blut- und Wundenjammer verwahrloster, abgerissener Truppen findet in ihm einen Wirklichkeitmaler von unerschrockenem Naturalismus. Sein Schicksal verschlägt ihn dann hinüber nach Frankreich und aus nächster Nähe kann er nun den höllisch brodelnden Zersetzungprozeß der Revolution betrachten. Er sieht auf den Plätzen der Städte überall das Schauspiel der Guillotine, bereit steht die Mordmaschine, das Messer immer hoch. Und er selbst schlüpft mit genauer Noth darunter durch.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nach so mancherlei Verwandlung, nach der Tracht des gießener Renommisten, des preußischen Musketiers, erscheint jetzt das Kostüm der Sans-Culottes auf dem Plan mit der Mütze à la république von blauem Tuch mit rothem Rand und weißer Kante, dazu die Kokarde und die Inschrift: Mort aux rois.

Und auch in dieser Maske bleibt Laukhard inmitten tollen Wirbels als Chronist kritisch gerecht und unbefangen. Fein bemerkt er, zum Beispiel, wie den Franzosen der neue Ton rauher widerborstiger Tugend schwer falle, wie sie viel mehr Mühe hatten, ihre Artigkeiten und verbindlichen Komplimente abzulegen als ihre Religion: „Lieber hätten die Muscadins den lieben Gott gelästert als ein Frauenzimmer ohne Schmeichelei vorbeigelassen."

Für die gewaltigen sozialen Umwälzungen hat er, der in seiner Heimath den Zwang und die Vergewaltigung durch die kleinen Despoten so genau kennen gelernt, einsichtiges Verständniß. Und gleich weit von einem unreifen Enthusiasmus wie von einer weichlichen Angst vor dem Blutvergießen, sieht er hier nothwendig gesetzmäßige Prozesse auf dem Grunde des Chaos. Früh erkennt er auch mit kombinatorischem Ausblick, was dies Alles werden will und daß die Republik „in ihrer fürchterlichen Größe" doch nur auf einen Einzigen warte, der sie zum Eigenthum nähme und, als Führer, sie zu Weltsiegen fortreißen werde.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ein verkommenes Leben, das im Dunkeln verläuft; doch durch seine Nacht zuckten Blitze.

Felix Poppenberg.

Bayreuth.

Immer wieder übt das Bewußtsein, in Bayreuth zu weilen, den alten Zauber aus. Der erste Gang des Wagnerfreundes gilt dem Hause Wahnfried. Durch einen schattigen Laubgang gelangt man zu ihm; links und rechts breitet sich weicher, warmer Rasen aus, der dem Auge schmeichelt. Da liegt es wieder im hellen Morgensonnenschein, freundlich und vornehm, mit großen Wandflächen und sparsam vertheilten Fenstern, das in den herkömmlichen Formen eigenwillig ersonnene Heim Richards Wagner. König Ludwigs Büste, in einem Gartenrondell vorgelagert, bildet den Mittelpunkt des Bildes. Das Haus dient ihr als Folie, fast als ob nicht die Büste um des Hauses, sondern das Haus um der Büste willen da sei. Auf den Stufen, die zu Wahnfried emporführen, sind einige Hunde gelagert. Lang ausgestreckt liegen sie halb schlafend auf der Matte; offenbar alte, gutmüthige Thiere, deren Beruf mehr darin liegt, den Eintretenden willkommen zu heißen durch freundliches Schnuppern und Schwanzwedeln, als ihm zu wehren. Ein herrschaftlicher Diener in Frack und weißer Binde steht zu jeder gewünschten Auskunft willig bereit. Das so oft nothwendige „Nein" versüßt er den vielen Allzu-Wißbegierigen durch große Verbindlichkeit. Eine freundlich blickende junge Dame von zarter Gestalt, vielleicht ein Sproß der Familie, bewegt sich in und vor dem Haus wie dessen guter Genius. Sie trägt ein barrettartiges rothes Hütchen auf den blonden Haaren, ist elegant gekleidet, erscheint bald hier, bald dort, ein harmloser Schmetterling, an der Stätte ernster Kunst. Ein Mann in mittleren Jahren, glatt rasirt wie ein Amerikaner und angethan mit einem gelben, auffallenden Ueberrock, verläßt rasch Haus und Garten. Er sieht aus, als ob er auf vertrautem Boden stehe und am Ende gar leicht ungemüthlich werden könnte. Die Menschen kommen und gehen. Manchmal erscheint einer der Intimen des Hauses, geht sicheren Schrittes die Treppe hinauf und verschwindet im Dunkel des Flures, beneidet von den Anderen, denen es verwehrt bleibt, die inneren Räume des Heiligthumes zu betreten. Ernste Gesichter, die den Stempel der geistigen Arbeit tragen und denen man zutrauen möchte, daß ihnen die Beschäftigung mit Wagners Lebenswerk zur Herzenssache geworden ist, sind fast gar nicht zu sehen. Hier überwiegen die Typen des großen Reisepublikums, Leute, wie man sie in Interlaken, Luzern, vor Allem aber in Berlin W. findet. Sie verweilen einen Augenblick, schwatzen Dies und Jenes, besehen sich neugierig des Meisters mühsam gewonnenes Heim, wie sie sich acht Tage zuvor von Interlaken aus die Jungfrau besehen haben, und kehren dann befriedigt in ihr Hotel zurück. Es ist der internationale Reichthum, der sich vor dem Haus Wahnfried versammelt und den Manen Richards Wagner seine Huldigung darbringt.

Wie aber ist es im Inneren bestellt, in der künstlerischen Werkstatt, von der aus einst die deutsche Opernbühne reformirt wurde? Elf Jahre ist es her, daß mir vergönnt war, in Bayreuth zum ersten Mal den „Parsifal" hören zu dürfen. Ich kam damals von Berlin, war überfüttert und übersättigt mit Musik, fast lahm gelegt in allen rezeptiven Instinkten und empfing doch einen tiefen, unvergeßlichen Eindruck, zwar nicht vom ersten, aber doch vom zweiten Aufzug, besonders aber von den Kundry-Szenen des dritten. Wenn ich mich recht erinnere, war es die Brema, die damals den wagnerischen Geist in seiner ganzen Reinheit und Größe

verkörperte und dem Hörer eindringlich zum Bewußtsein brachte, daß er an einer Stätte der erhabensten Kunstübung weile.

Das war vor elf Jahren. Seitdem hat sich Manches im Hause Wahnfried geändert; leider nicht zum Guten. Frau Cosima, des Meisters ebenbürtige Gattin, die berufene Hüterin und Pflegerin der großen Tradition, ist, wie man hört, von der Leitung der Festspiele zurückgetreten. Damit hat nun endgiltig die Herrschaft der Epigonen begonnen. Derer, die wohl den Namen, aber nicht in der selben Stunde auch den Geist des Meisters geerbt haben.

Wenn man die diesjährige Parsifalaufführung (ich habe die letzte gehört) aus einiger zeitlichen Entfernung rückschauend überblickt, so schrumpft sie zum Erschrecken zusammen; der Erinnerung bietet sich keine feste Handhabe; der ganze Vorgang erscheint wie eine gleichförmige graue Fläche ohne ragende Gipfel, ohne labende Thäler. Es wäre leicht, zu spotten, Dies und Jenes ins Lächerliche zu ziehen, die Zwerge zu zeichnen, wie sie sich in der Werkstatt des Riesen vergebens mit seinem Handwerkszeug abmühen. Es ist aber gewiß besser, darauf zu verzichten. Die ganze Sache ist viel zu ernst; es handelt sich um ein heiliges Gut, das durch Spott und Witze nicht entweiht werden soll. Auch gegen die einzelnen Darsteller soll nichts gesagt werden. Clarence E. Whitehill lieh dem Amfortas eine ergreifende Maske, die Züge des leidenden Christus; Felix von Kraus sang den Gurnemanz vortrefflich; der Parsifal wurde von Alois Hadwiger schlicht und natürlich verkörpert. Nicht die Darsteller sind es, die für die Monotonie des Ganzen verantwortlich gemacht werden müssen, sondern die Leitung, die musikalische und szenische, die den Gesammtcharakter der Aufführung bestimmte.

Wer am Dirigentenpult saß, weiß ich nicht. Der Zettel gab darüber keine Auskunft; und auf das Gerede der Leute zu hören oder gar den Späher zu machen, ist der Kritiker nicht verpflichtet. Wir haben es in diesem Fall mit einer unbekannten, im Verborgenen waltenden Macht zu thun. Ganz gewiß war es aber ein vortrefflicher Musiker, einer der ersten seines Faches, ein Meister der Dirigententechnik und beruflich-exakten Arbeit. Wer Orchester-Einsätze von so packender Kraft zu geben versteht, wie es hier beim Beginn der Schwanen-Episode im ersten Akt geschah, wer die grandiose Instrumental-Einleitung zur Klingsor-Szene mit so viel Temperament, Wucht und verzehrender Gluth auszustatten weiß, Der hat sein bedeutendes Können erwiesen. Und doch: bei Alledem, bei aller tadellosen Beherrschung des technischen Apparates, bei aller Exaktheit und zu Zeiten hervorbrechenden Energie war der verborgene Kapellmeister kein Parsifal-Dirigent, jedenfalls keiner, der dem Geist und den Traditionen Bayreuths ganz zu entsprechen vermochte. In anders gearteten Aufgaben mag er Ausgezeichnetes leisten; hier mußte er versagen. Denn es gebrach ihm an der allerersten und wichtigsten geistigen Eigenschaft des Parsifal-Dirigenten großen Stiles: an der Fähigkeit, ein weit ausgedehntes Ganzes, das sich meist in getragenem, gehaltenem Ausdruck bewegt, übersichtlich zu gestalten und lebendig zu führen. Nicht mit Unrecht hat man vom Parsifal schon gesagt, daß er ein einziges großes Adagio sei. Die schwierigste Aufgabe aber, die dem reproduzirenden Musiker gestellt werden kann, ist eben die Belebung großer Flächen von getragenem Charakter. Das Allegro spielt sich, so zu sagen, von selbst. Und an dieser Klippe ist unser Dirigent gescheitert. Er verstrickte sich ins Detail, verlor die beherrschende Uebersicht über das Ganze, verstand es nicht, die eigentlichen Höhe-

punkte des wagnerischen Melos mit der ihnen entsprechenden Breite hervorzuheben, versagte deshalb an den bedeutendsten lyrischen Stellen, wirkte gerade hier mager und kleinlich; und so ergab sich unter seiner Hand ein eintöniges musikalisches Gespinnst, ein ohne Ende sich hinziehender, schablonenhaft gemusterter Teppich. Richard Wagners Drama zerfloß zur anscheinend formlosen, ungegliederten Masse. Sonderbar deutlich hob sich aus diesem Einerlei im ersten Aufzug ein belebendes Moment ab. Der Akapella-Einsatz der Knabenstimmen aus der Höhe der Kuppel („Der Glaube lebt, die Taube schwebt") geschah mit einer auffallenden Frische. Der Unterleiter, der diesen Einsatz gab, mochte fühlen, wie nothwendig dem Ganzen eine lebhaftere Farbe sei, und hatte nun den anerkennenswerthen Muth, der Vorschrift der Partitur gemäß gerade dieser, den weichen Gefühlserguß besonders nahelegenden Stelle eine hellere Nuance zu verleihen. Doch er drang mit seiner besseren Einsicht nicht durch; bald gewann wieder der einförmige Ton die Oberhand. Nicht wenig trug auch das äußere Gebahren der Gralsritter dazu bei, die Würde der Szene fast in ihr Gegentheil zu verkehren und den bekannten kleinen Schritt thun zu lassen, der vom Erhabenen zum Lächerlichen führt. Diese Gralsritter waren allzu gut diszplinirt, so gut, daß sich selbst ihr intimes Seelenleben in uniformer Weise äußerte. Die Bekümmerniß um Amfortas ließ sie alle wie Puppen in der gleichen Stellung, das Haupt auf die Hand gestützt, verharren; und auch die Lösung des Bannes erfolgte auf automatischem Wege. Als sich dann endlich der Vorhang nach der unsanften Entfernung Parsifals und dem Verklingen der Stimme von oben schloß, war es, als ob ein lastender Alb weiche; die musikalisch-szenische Vision war fast zur Qual geworden; statt der Erhebung hatte sie Bedrückung gebracht.

Der zweite Aufzug trägt mehr als der erste ein opernhaftes Gepräge. Die Beschwörung der Kundry durch Klingsor schließt schon in der Dichtung ein romantisch-typisches Element ein, das auch einer früheren Entwickelungstufe angehören könnte. Die diesmalige Darstellung schien an Größe der Auffassung hinter Dem zurückzubleiben, was vor elf Jahren geboten worden war. Damals wirkte das Erscheinen der mit dem Fluch beladenen Kundry unheimlich überzeugend. Die Gestalt stieß bei ihrem Emportauchen einen furchtbaren, markerschütternden Schrei aus, ihr Klagegeheul war das eines Dämons, der, gelöst von allen Banden und Rücksichten der Menschlichkeit, sein grenzenloses Weh in die Welt hinaustobt wie ein auf den Tod verwundetes Thier. Jetzt fand die Darstellerin der Kundry zu so ungesittetem Benehmen nicht die Kraft. Ihr Schrei war abgedämpft zu Dem, was auch an einem königlich preußischen Hoftheater noch als schicklich gelten darf, ihr Klagegeheul war kein Geheul mehr, sondern ein bürgerliches Wimmern. Und auf diesen, der elementaren Kraft beraubten Ton war die ganze große Verführungszene abgestimmt. Auch das Ensemble der Blumenmädchen, einst der höchste Stolz und die hervorragendste, bestrickendste Leistung Bayreuths, wirkte zwar wieder erfreulich und anziehend, besaß aber nicht mehr die hinreißende, schlechthin zwingende Kraft wie früher.

Noch mehr beeinträchtigt im Ganzen erschien vielleicht der dritte Aufzug. Hier erreichen Dichtung und Musik ihren Gipfel. Die künstlerische Eigenart des Werkes ist aber von der zartesten Beschaffenheit, erfordert das liebevollste Verständniß und die größte Behutsamkeit, wenn sie auf der Bühne zur sinnlichen Erscheinung kommen soll. Eine Linie, eines Haares Breite sind hier entscheidend. Wird in der Wiedergabe das Richtige getroffen, so wirkt dieser dritte Aufzug er-

greifend. Wenn sich der Krampf in Kundry löst, wenn sie tief das Haupt senkt und zu weinen beginnt, dann faßt der Menschheit ganzer Jammer des Hörers Herz; er selbst muß weinen, von Mitgefühl gepackt. Deutlich erinnere ich mich noch des unvergeßlichen Eindruckes, den gerade diese Szene vor elf Jahren machte. Das neue Bayreuth scheint so außerordentlicher Wirkungen nicht mehr fähig. Der ganze dritte Aufzug erstickte, so zu sagen, in sich selbst, in der Kraftlosigkeit, die zur Kontrastlosigkeit wird und nun das Individuell-Einzelne nicht zur Entfaltung kommen läßt. Selbst der unverwüstliche Charfreitagzauber sprach nicht wie sonst. Das Melos ließ sich nicht mehr greifen, Ohr und innerer Sinn waren durch all das Gleichmaß zu sehr ermüdet, es war zu viel der Sanftheit auf der Bühne und im Orchester. Auch der Parsifal (mag er seinem Gesammtcharakter nach noch so hoch über anderen Opernwerken stehen) gehört eben doch ins Gebiet der Kunst und bleibt damit dem allgemein giltigen künstlerischen Gesetz von der Nothwendigkeit des Kontrastes unterworfen. Auch Bilder des Fra Angelico können Den, der ihrer viele sieht, durch die Ueberfülle der Sanftmuth ermüden. Das mit großer Sorgfalt ausgedachte, in eine zauberhafte Beleuchtung gerückte abschließende Bild (die voll sehnsüchtiger Inbrunst und Hingebung zum endlich enthüllten Gral aufblickende Ritterschaft) faßte alle vorausgegangene Frömmigkeit noch einmal in sich zusammen und erhob sie zur Potenz, wirkte aber fast raffinirt, wie die effektvolle Schlußgruppe einer großen religiösen Oper.

So leid es mir thut und so ungern ich es ausspreche: im Interesse der Sache muß gesagt sein, daß diese ganze Parsifal-Aufführung unter dem Zeichen der Einförmigkeit stand. Dagegen besaß sie den einen großen Vorzug: sie wahrte in der Hauptsache den Adel und die Reinheit des Stiles. Dadurch stand sie in wohlthuendem Gegensatze zur Aufführung des „Lohengrin“, die sich noch weiter von Dem entfernte, was man sonst unter bayreuthen Geist zu verstehen pflegt. Im Lohengrin mußte schon die Besetzung einiger Rollen befremden. Es liegt mir fern, ehrliches Streben und achtenswerthes Können kränken zu wollen. Ich möchte dem Vertreter der Hauptrolle, den ich gehört habe, nicht wehthun. Er besitzt eine stattliche Reckengestalt, schöne stimmliche Mittel und ist mit Leib und Seele bei der Sache. Er giebt, was er nur geben kann, und darf von sich sagen, daß er in seiner Art vollständig in der Rolle aufgehe. Mutter Natur hat ihm jedoch den intim nachschaffenden Geist versagt, all sein Mühen und Ringen verhilft ihm nicht zur wahren Innerlichkeit, er bleibt in Gesang und Spiel allzu viel an der bloßen Pose haften und bietet so im Wesentlichen nur die Maske des Lohengrin, nicht aber dessen Seele. Eben so wenig entsprach der Vertreter des Telramund den großen Ansprüchen, die im Festspielhause zu Bayreuth berechtigt und nothwendig sind. Wesentlich höher standen die Vertreterinnen der Elsa und Ortrud: Frau Fleischer-Edel und Edith Walker. In diesen beiden Damen lebte noch Etwas von der alten Tradition. Ueber den Darsteller des Königs, Allan C. Hinckley, ein abschließendes Urtheil zu fällen, dürfte kaum statthaft sein, denn diesem Sänger war es gar nicht vergönnt, zu geben, was er vielleicht geben wollte. Er war nicht Herr und König der musikalischen Situation, sondern ein gehetztes Wild, ein Knecht, und zwar der Knecht des Kapellmeisters, der ihn erbarmunglos vor sich her jagte über Stock und Stein und ihm gar nicht die Möglichkeit ließ, das in seiner Aufgabe liegende Intime, Warme und Gemüthvolle zum Ausdruck zu bringen. Die gute Leitung einer Oper bedeutet ein Zusammenwirken aller Faktoren im konstitutionellen Sinn bei

voller Selbständigkeit jedes Einzelnen und gewahrtem höchsten Respekte vor dem Darsteller. Wo der Kapellmeister aber zum Tyrannen wird, wo er selbstherrlich den Darsteller an die Wand drückt, da erstickt alles individuelle Leben, der Sänger fühlt sich eingeengt und gedemüthigt: statt der leuchtende Stern zu sein, um den alles Andere sich dreht, wird er zu dem am Gängelbande geführten Kindlein.

Und damit kommen wir wieder zum Allerwichtigsten: zu dem musikalischen Leiter der Aufführung. Wie er hieß und wer er war, blieb offiziell unbekannt; der Zettel gab darüber wiederum keine Auskunft. Jedenfalls schien er eine wesentlich anders geartete musikalische Natur zu sein als der Leiter des Parsifal. Zeigte sich Dieser als einen ausgezeichneten Musiker von reifster Technik und reinem Gefühl, so muß vom Leiter des Lohengrin gesagt werden, daß seine Technik nicht ganz ausreichend war und sein musikalisches Fühlen zur theatralischen Aeußerlichkeit neigte, wobei noch das Eine zu bedenken bleibt, daß der Lohengrin den Dirigenten vor eine ungleich leichtere und lohnendere Aufgabe stellt als der Parsifal. Schon das Vorspiel konnte keine allzu großen Hoffnungen erwecken. Allerdings mochte hier der Umstand im ungünstigen Sinn mitwirken, daß das tiefgelegte, verdeckte Orchester für die Klangwirkungen des Lohengrin nicht förderlich ist. Es war gewiß nicht die Schuld des Dirigenten allein, daß dem Orchesterklang Frische, Kernhaftigkeit und Glanz fehlten, daß ihm bei allzu großer Glätte etwas Totes, Mattes anhaftete, wie wenn nicht jedes einzelne Instrument von einem lebendig fühlenden Menschen gespielt, sondern etwa die Pfeifen einer Orgel zum Tönen gebracht würden. Wenn also die Mattigkeit und Leblosigkeit des Klanges nicht dem Dirigenten allein zur Last gelegt werden soll, so trug er doch die Verantwortung für den ganzen Zuschnitt des Vortrages, für die oft übergroße, aufdringlich-kleinliche Deutlichkeit mancher Details und für die Neigung zur süßlichen Verschleppung. Ueberall fehlte die männliche, ihrer Kraft bewußte Führung. Der im wahren Sinn musikalische Hörer mußte sich alsbald unbefriedigt fühlen, das innere Gleichgewicht des musikalisch-dramatischen Erfassens war gestört, das poetisch-szenische Interesse überwog. Der Dirigent des Lohengrin schien ungeeignet für Aufgaben größten Stiles.

Besonders deutlich zeigte sich seine Eigenart in der Behandlung der Chöre. An sich waren sie vortrefflich studirt, viel besser, als es sonst auch an unseren ersten Bühnen zu geschehen pflegt. Durch den Stab eines feinfühlenden Dirigenten hätte dieser Chor zu glänzenden Thaten geführt werden können. Der bayreuther Kapellmeister benutzte aber leider die Fügsamkeit und Gelenkigkeit des ihm in die Hand gegebenen vielköpfigen menschlichen Instrumentes im unkünstlerischen Sinn, vergaß alle Vornehmheit und trug viel zu dick auf. An den lyrischen Stellen zwang er den Chor zur Rührsamkeit, und wie ja immer der nothwendige Gegenpol der Rührsamkeit das affektirte Pathos zu sein pflegt, so standen auch hier der Sentimentalität rasende Tempi und gewaltsame Eruptionen gegenüber. Dadurch entstand ein ermüdendes Gleichmaß höchster Exaltation. Die ganze Bühne war erfüllt mit heftig gestikulirenden, aufgeregten wilden Männern, die sich blähten in der selbstgefälligen Ueberzeugung ihrer Wichtigkeit und Unübertrefflichkeit, leider auch einmal an die Rampe vorstürzten und brüllten wie nur je zu des seligen Meyerbeer Zeiten. So schmerzlich es Vielen ins Ohr klingen mag: Der Lohengrin ist gerade in der Darstellung Bayreuths zur „Großen" Oper geworden, Bayreuth ist zu dem Punkt zurückgekehrt, an dem Wagners reformatorisches Wirken einsetzte, es pflegt nun selbst den Geist, den zu bekämpfen er sein ganzes Leben geopfert hat.

Das ging auch hervor aus der Art der szenischen Aufmachung und Regieführung. An glänzenden Szenerien war nichts gespart, nichts an prächtigen Kostümen und vielfach wechselnden, effektvoll ausgedachten Gruppenbildern. Auch hier aber fehlte der weise und zart abwägende Sinn; war an Ueppigkeit so viel gethan, daß ein ernster Sinn es seufzend als Zuviel erkannte. Man mußte sich gestehen, daß Bayreuth mit alten, verbrauchten Mitteln arbeite. Was Wagner vor fünfzig Jahren in heiligem Zorn über die Oper Meyerbeers geschrieben hat, Das läßt sich in vollem Maß nun wieder auf die Leistungen des alternden Bayreuth anwenden. Wagner stellt die Thatsache fest, daß in der „Großen" Oper die individuellen Persönlichkeiten wieder in buntscheckige, massenhafte Umgebung ohne Mittelpunkt verschwimmen: „Als diese Umgebung", fährt er fort, „gilt uns in der Oper der ganze ungeheure szenische Apparat, der durch Maschinen, gemalte Leinwand und bunte Kleider uns als Stimme des Chores zuschreit: ‚Ich bin Ich und keine Oper ist außer mir!'" Mit diesen Worten hat Wagner zugleich eine treffende Charakteristik und Kritik der Lohengrin-Aufführung geschrieben, wie sie Bayreuth jetzt bot.

Bezeichnend für den Geist des Dirigenten war, daß er sogar die den Tagesanbruch verkündenden Fanfaren im zweiten Aufzug mit Gefühl blasen ließ. Auch die uniformen Bewegungen der das Nahen Elsas verkündenden Edelknaben mögen hier noch erwähnt sein als ein Symptom dafür, bis zu welchem Grade die Stilisirung in Bayreuth zur Schablonisirung geworden ist. Die vier Edelknaben begnügten sich nicht damit, ihr Sprüchlein klar, deutlich und innig herzusagen, sondern fühlten sich verpflichtet, alle vier im gleichen Moment auf das Münster hinzuzeigen, damit auch der beschränkteste Hörer ganz gewiß verstehe, was sie zu verkünden haben. Man schätzt an leitender Stelle in Bayreuth die Besucher der Festspiele offenbar nicht sehr hoch ein, da man es für nothwendig hält, ihrem Verständniß durch so drastische Mittel zu Hilfe zu kommen. Gewiß fehlte es der Aufführung nicht an ergreifenden Momenten. So übte das Nahen und die Ankunft Lohengrins eine unwiderstehliche Wirkung aus. Das Ensemble war in allen Einzelheiten glänzend studirt, der Dirigent riß die ganze auf der Bühne fluthende Menge mit sich fort, das immer erneute Vordrängen der von dem Wunder Ueberwältigten versetzte den Hörer in athemlose Spannung. Solche Eindrücke kehrten auch im weiteren Verlauf der Aufführung noch wieder. So gern man bereit sein mag, diese einzelnen, vielleicht durch lange spezielle Uebung erworbenen virtuosen Momente anzuerkennen, so muß im Ganzen leider doch die zuvor geäußerte Meinung aufrecht erhalten bleiben. Wird dieser Geist in Bayreuth weiter gepflegt, dann werden die Vorstellungen im Festspielhaus bald als ein Muster dafür gelten, wie man Wagner nicht aufführen soll. Mancher, der sich heute Wagnerianer nennt, wird mir dieses Urtheil verübeln und ihm unsachliche Motive unterstellen. Mag ers thun; ich weiß, daß ich nur der Sache dienen will. Wenn Bayreuth auf der Höhe bleiben will, muß es sich in allererster Linie die thörichten Wagner-Fanatiker vom Leibe halten. Sonst wird es rasch mit ihm abwärts gehen. Das internationale Reisepublikum wird ihm zwar gewiß noch Jahre lang treu bleiben, denn es hält fest an Dem, was es einmal zur Mode erhoben hat, selbst wenn es sich für sein Geld langweilt. Aber der lebendige künstlerische Geist wird schwinden und so das Gegentheil von Dem entstehen, was Wagner selbst wollte und erstrebte.

Ulm. Paul Moos.

❦

Maschinenästhetik.

Die technisch stilistische Kraft der modernen Zeit wird mit der größten Eindringlichkeit an den heutigen Maschinen offenbar. Auch die früheren Kulturen besaßen Maschinen; schließlich ist jedes, auch noch so einfache Werkzeug eine Maschine. Aber was dieses moderne Maschinenzeitalter von den früheren Kulturen unterscheidet, ist der Umstand, daß die heutige Zeit ihre entscheidende künstlerische oder stilistische Marke nur durch die Maschinen empfängt. Das war früher anders. Früher empfing selbst die Maschine den Ornamentstil der dekorativen Kunst; sie war einem Hausgeräth ähnlich gehalten, das man mit Schmuckformen versah. Das Handwerkzeug, eine Kanone, ein Hausmöbel aus der Barockzeit, sie trugen alle die Ornamentik ihrer Zeit. Trotz den Maschinen war die Erzeugung der früheren Zeit Handwerkskunst. Heute ist auch das Handwerk Maschinenkunst. Nichts ist, wofür nicht die Maschine den Großtheil der Arbeit, und sei es auch nur der stofflichen Zubereitung, übernimmt uud von vorn herein den formalen Zuschnitt bestimmt. Wie immer, war auch der Uebergang vom Handwerksstil zum Maschinenstil, der sich in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts vollzog, dadurch charakterisirt, daß die technische Neuerung sich noch eine Weile der alten, erstarrenden Formensprache bediente, ehe sie den Muth und die Entschlossenheit fand, sich ihrer eigenen, spezifischen Ausdrucksmitel zu bedienen. Die Maschine bestimmt die Formen des guten Geschmackes, der sich an das Sachlichkeitprinzip hält. Sie zwingt den entwerfenden Künstler, von vorn herein an die metallenen Hände zu denken, die den zeichnerischen Gedanken in das Material übertragen. Die Technik hat den Vorrang über die Kunst gewonnen und diese auf neue Pfade gedrängt. Die neuen Schönheitbegriffe, eine neue Aesthetik muß bei der Technik einsetzen und die Begriffe der Sachlichkeit und der Zweckvollendung zu den obersten Grundsätzen erheben. In München ist ein Technisches Museum, das interessante Aufschlüsse über ein künstlerisch noch viel zu wenig gewürdigtes Gebiet eröffnet, über die technischen Erfindungen und Instrumente der vergangenen Zeit. Sie enthalten die Vorgeschichte des Maschinenzeitalters und beweisen, daß der neue ästhetische Gedanke im Keim immer dagewesen ist. Vom historischen Stilzwang befreit, zögern wir keinen Augenblick, in diesen Erscheinungen Kunstformen zu entdecken, die sich fast mit biologischer Nothwendigkeit enwickelt haben. Besonders sinnfällig wird der Sachlichkeitstil in den modernen Fahrzeugen, an denen sich eben so gut wie an den neuen Großkonstruktionen die neue Maschinenästhetik erweisen läßt.

Es ist die Frage, ob eine Sache noch schön ist, weil sie zweckmäßig ist. Ein edles Fahrzeug, leicht und doch solid gebaut, aus Mahagoni oder Nutzholz, sinnreich konstruirt und raffinirt bequem, im höchsten Grade zweckmäßig:

wer würde es nicht schön heißen? Es befriedigt unser ästhetisches Empfinden in so ausreichendem Maß, daß wir diesem Gebilde zu seiner Vollkommenheit weder Etwas hinzugeben noch hinwegnehmen möchten. Zwar hatten Galawagen früherer Jahrhunderte auch reichlichen ornamentalen Zubehör, der eigentlich nicht unbedingt zum Wesen der Sache gehörte. Die spanische Hofetiquette hat manche Spuren in den höfischen Galaerscheinungen, selbst bis in die heutige Zeit, hinterlassen. Aber seit wir selbst nicht mehr die Allongeperücke tragen, haben wir keinen Anspruch, diese ornamentalen Zuthaten als das Werthmaß der Schönheitbegriffe zu wählen. Denn wir dürfen nicht vergessen, daß auch diese Prunkwagen in ihrer wesentlichen Erscheinung von der Konstruktion bedingt waren, die im neunzehnten Jahrhundert unverhüllt in die Erscheinung getreten ist und in dieser Form erst der Schlichtheit und Sachlichkeit unseres Wesens, unserer Kleidung und dem Hausrath, wie ihn die bodenständige Tradition vorgebildet hat, angemessen ist. Aus dem selben Grunde verdient das Fahrrad, als schön bezeichnet zu werden. Schön ist auch das Automobil, eine gute Schnellzugslokomotive, ein trefflich eingerichteter Eisenbahnwagen, ein Dampfschiff, ein Rennbot. Was an einem Ruderbot ist? Nichts Auffälliges. Nehmen wir ein Achterbot: ein schmales, leichtes Gehäuse, mit Zedernholz geplankt, etwa fünfzehn Meter lang, mit breiten Auslegern für Riemen oder Ruder, mit Roll- oder Gleitsitzen, um die Armmuskel durch die Arbeit der Beinmuskel beim Rudern zu unterstützen, eine höchst sinnreiche organische Verbindung der Kräfte nach dem Prinzip des kleinsten Mittels, wodurch die Muskelleistung durch die Steigerung des Auftriebes und die Verminderung der Reibungwiderstände nicht nur weise geschont, sondern zugleich zur stärksten Kraftäußerung befähigt wird. Dieses sachliche Denken hat die Fahrzeuge zu Organen ausgebildet, die geradezu menschlich beseelt sind. Unsere Fahrzeuge verkörpern ein Stück unseres Nervenlebens. Es ist ein Irrglaube, daß Sachlichkeit zur Unpersönlichkeit führe. Im Gegentheil: die Sachlichkeit allein gewährt weitgehende persönliche Differenzirung. Von dem primitiven, ungelenken Einbaum bis zu dem nervös beweglichen Ruderbot liegt eine unheure Summe geistiger Arbeit, die den Dingen unsere menschliche Physiognomie nach dem Grad unserer Geistesfähigkeiten aufdrückt. Nicht in der Architektur, sondern in den Fahrzeugen, in der modernen Verkehrstechnik spiegelt sich unsere Kultur. Wenn wir nach dem Stil unserer Zeit fragen: hier haben wir ihn. Hier ist ein Stil entwickelt worden, der unsere Wesenheit unvermittelt ausdrückt. Im Wagenbau ist die Portraitgalerie von individuell ausgebildeten Typen kaum zu übersehen. Zwischen dem nordischen Karriol und der Stoolkjärre bis zu dem eleganten Char-à-bancs und den ländlich vornehmen Mailcoaches liegt eine ganze Welt künstlerischer Phantasie, die lediglich nach Nothwendigkeiten arbeitet und ausschließlich auf sachlichen Grundlagen persönliche Unterscheidungmerkmale

ausbildet. Hier ist gesundes organisches Wachsthum. Ganz ähnlich hat die Automobilindustrie zahlreiche Typen von Kraftfahrzeugen entwickelt, den verschiedenartigsten persönlichen Bedürfnissen Rechnung tragend. In groben Umrissen angedeutet, vereinigen sich im Automobil drei bekannte, selbständige Erscheinungformen zu einem neuen Gebilde: der Wagenbau mit seinem formalen Wesen, das Prinzip der Kettenradübersetzung des Fahrrades und die Dynamik des Motors als willkommener Ersatz animalischer Muskelarbeit. Die hochentwickelte Tradition des Wagenbaues nützt dem Automobil als ästhetisch wirkender Erscheinung. Auf dieser Grundlage war es möglich, daß das Automobil in wenigen Jahren seine Form ausbildete, die heute schon als einwandfrei gelten kann. Hier sehen wir wieder, wie die formalästhetische Ausbildung genau wie bei allen anderen Verkehrseinrichtungen sich aus sachlichen Nothwendigkeiten ergiebt. Die ersten Automobile machten noch den unbefriedigenden Eindruck von Wagen, denen die Pferde ausgespannt worden sind. Bald aber gewann das Kraftfahrzeug die Form, zu der es sich im Interesse der Schnelligkeit und zur Ueberwindung der Luftdruckwiderstände auswachsen mußte, indem sich der Motor in einen schmalen vorderen Bau hineinschob und das Ganze die Form der schnellen Bewegungskörper, wie des Vogels, des Fisches und der Schiffe, bekam. Auch die Luftschiffe müssen sich nach und nach zu ähnlichen Formen ausbauen, die, aus Nothwendigkeit entstanden, durchaus ästhetisch empfunden werden können. Das Problem des lenkbaren Luftschiffes ist formal der Lösung ziemlich nah; zur effektiven Durchführung fehlt nur, daß der Motor in der Luft leicht genug sei, um nicht zum Auftrieb in einem zu argen Mißverhältniß zu stehen. Die Analogie mit dem Vogelbau ist ganz leicht zu finden, wenn wir etwa die Möwen beobachten, die von der Nordsee der Wasserstraße entlang bis hierher an das dresdener Elbgelände streichen oder die auf einem anderen Weg die Wasserlandschaften der Donau beleben. In der heutigen Form erweckt das Automobil nicht mehr die störende Empfindung, daß eine Vorspannung fehle. Hinzu kommt noch der nicht zu unterschätzende Gewinn des in der ganzen Verkehrstechnik entwickelten Erfordernisses der Gediegenheit in Material und Arbeit. Der Châssis des Automobils, auf dem der Motor und das Gehäuse ruht, muß von ganz außerordentlicher Beschaffenheit sein; und die Anforderungen, die in dieser Beziehung an die Stahlindustrie gestellt werden, sind sehr groß. Das hat sein Gutes, wenn man die wirthschaftliche Tragweite bedenkt, die die qualifizirte Arbeit für die betheiligte Arbeiterschaft hat. Schundindustrie mit ihren demoralisirenden Folgen ist hier ausgeschlossen.

Der Bau der modernen Schnellzugslokomotive ist von den selben formalen Rücksichten bestimmt. In der nürnberger Ausstellung von 1906 stand eine Schnellzugslokomotive von Maffei, in die sich nicht nur Techniker, sondern auch die künstlerisch geschulten Aesthetiker verlieben mußten. Sie war für Geschwindig-

Zeiten bis zu hundertfünfzig Kilometer pro Stunde gebaut, weshalb der Führerstand, die Rauchkammerthür und die Verkleidungen vom Dom und von den außenliegenden Cylindern als Windschneiden ausgebildet waren. Ihr Profil glich am Vordertheil der Brust eines Vogels. Man konnte auch an den zum Flußstich eingerichteten Bau eines Schiffers oder eines Fischkopfes denken. Sie war augenscheinlich zum Fliegen (wenn auch auf ebener Fläche) bestimmt. Ihre Bestimmung war so sinnfällig, daß es zu ihrer Schönheit nichts Anderen bedurfte. Der Weg von der Empireform der ersten Lokomotive zur vollendeten Sachlichkeitform von heute bezeichnet eine Entwickelung, bei der wir nur gewonnen haben. Auf diese Art haben sich in unserer Zeit neue Schönheitbegriffe entwickelt, die wesentlich aus der Vorstellung harmonischer Sachlichkeit und Zweckmäßigkeit entspringen. Wir können einen noch so geschmückten Gegenstand nicht schön heißen, wenn er seine Zweckbestimmung unvollkommen ausdrückt. Dagegen wirkt der Ausdruck der Wahrhaftigkeit und der Gediegenheit immer wohlthuend; und je vollkommener und reiner dieser Ausdruck ist, desto befriedigender wird unser Schönheitempfinden sein. Dabei spricht vielfach ein ethischer Grundsatz mit, der die Lüge und Maskerade verabscheut und im letzten Grund auch in der Kunst und in der Kunstfreude mitwirkt.

Das mächtige Uebergewicht, das vor Allem die Ingenieurkunst und die Verkehrstechnik in dem öffentlichen Interesse erlangt hat, erklärt sich zum großen Theil daraus, daß auf diesen Gebieten ohne Ruhepause geistig gearbeitet und um den Fortschritt gerungen wurde. Die Stellmacher oder Wagenbauer, die Fahrradtechniker, die Botbauer, die Maschineningenieure, die Automobilfabrikanten, die Schiffskonstrukteure haben geistig gearbeitet; was sich in dem selben Umfang von der Architektur nicht sagen läßt. Es ist wesentlich bequemer, überlieferte stilistische Motive spielerisch anzuordnen, als das Leben in so intensiver Weise nach seinen unerschlossenen Bedürfnissen zu befragen, wie es durch die moderne Technik geschieht, die das menschliche Dasein thatsächlich durch eine große Zahl wundervoller Organismen reicher gemacht hat. Die Technik hat nicht nur unsere Erkenntnisse, sondern auch unsere Fähigkeiten, den ganzen menschlichen Machtbezirk erweitert und uns Kräfte gegeben, die noch vor fünfzig Jahren Märchenträume waren.

Hier also, auf dem technischen Gebiet, liegen die Keime einer neuen Architektur. In der Technik handelt sichs im letzten Grund um die Herstellung von Kontakten mit der Natur außerhalb uns, um die Erweiterung des Machtbezirkes unserer Organe und Nerven. Unsere Stimme und unser Arm wolle über den Ozean reichen, wir wollen Länder verbinden, räumliche und zeitliche Entfernungen verkürzen, durch das Kabel, den Schnelldampfer, die Kraftfahrzeuge, durch mannichfache Verkehrseinrichtungen, durch Schienen-, Brücken-, Tunnelbauten, durch Organismen aller Art, deren Form aus der

Nothwendigkeit und der sachlichen Bestimmung hervorwächst, durch keinerlei vorgefaßten Stilbegriff aus der Vergangenheit belastet. Hier also ist Leben. Ein neuer Begriff der Raum- und Formgebung entsteht, ein neuer Architekturbegriff, ein neuer Schönheitbegriff.

Blasewitz. Joseph August Lux.

Ein neuer Shakespeare.

Shakespeare in deutscher Sprache. Herausgegeben und zum Theil neu übersetzt von Friedrich Gundolf. Verlag von Georg Bondi in Berlin.

Als Probe ein Bruchstück der zweiten Szene aus dem dritten Akt des Coriolan.

Coriolanus:
O gute, doch ganz unbedachte Edeln.
Ihr würdigen, doch sorglosen Senatoren!
Was ließt Ihr Hydra einen Diener wählen,
Der mit dem unverschämten Soll, nur als
Des Unthiers Horn und Lärm, Muth hat, zu sagen,
Er woll' aus Eurem Strom ein Rinnsal machen,
Aus Eurer Durchfahrt seine! Wird er mächtig,
Dann duckt in Eurer Thorheit. Wird ers nicht,
Erwacht aus drohender Milde. Seid Ihr weise,
Thut nicht wie jeder Narr. Sonst laßt sie sitzen
Aufs Polster neben Euch. Ihr seid Plebejer,
Wenn sie Senat sind, und sie sind nichts Mindres,
Wann bei der Stimmen Mischung ihrer durchschlägt
Als Hauptgeschmack. Beamte wählen sie,
Und solche wie Den, der sein „Soll" hinstellt,
Sein massenmäßig „Soll", vor strengern Stuhl,
Als je den Griechen einer dräute. Zeus!
Es drückt die Konsuln tief, mir stöhnt die Seele,
Zu wissen: wenn zwei Herrschgewalten dastehn
Und keine oberste, wie bald Verwirrung
In beider Lücke dringen kann und eine
Vernichtet durch die andre.

Cominius:
Wohl, zum Markt!

Coriolanus:
Wer je den Rath gab, Korn aus Vorrathshäusern
Umsonst zu geben, wies gebräuchlich war
Manchmal in Griechenland —

Menenius:
Gut, gut, nichts davon!

Coriolanus:
Obwohl das Volk dort freiere Macht gehabt —

Ich sag', Der nährte Ungehorsam, atzte
Des Staats Verderb.

Brutus:

Nun, soll das Volk die Stimme
Dem geben, der so spricht?

Coriolanus:

Ich gebe Gründe,
Mehr werth als ihre Stimmen. Korn (sie wissens)
War nicht ein Lohn; weils ihnen sicher blieb,
So dienten sie nie drum. Zum Krieg gepreßt,
Selbst wenn des Staates Nabel angerührt ward,
Zog man sie kaum durchs Thor. Die Art von Dienst
Verdient nicht Korn umsonst. Im Kriege selbst
Sprach Meuterei und Abfall, wo sich meist
Ihr Muth gewiesen, nicht für sie. Aus Klagen,
Die sie oft wider den Senat erhoben,
Aus lauter ungebornen Gründen stammte
Nicht unsre freie Spende. Gut, was also?
Wie soll der hundertfältige Wanst verdaun
Die Gnaden des Senats! Laßt Thaten äußern,
Was ihren Worten gleichsieht: „Wir verlangtens,
Wir sind der größere Kopf, aus wahrer Furcht
Gab man uns, was wir wollten.“ Wir erniedern
Das Wesen unserer Stellung, daß das Pack
Furcht unsre Sorgen nennt; und bald erbricht es
Die Schlösser des Senats und drinnen hacken
Die Krähen auf die Adler.

Menenius:

Kommt, genug!

Brutus:

Genug im Uebermaß!

Coriolanus:

Nein, nehmt noch mehr.
Was man bei Göttern oder Menschen schwöre,
Besiegle meinen Schluß. Dies Doppel-Herrsein,
Wobei der Theil mit Grund verachtet, jener
Ganz sinnlos schmäht, wo Adel, Würde, Weisheit
Nur durch das Ja und Nein beschließen können
Des allgemeinen Unverstands — Dies muß
Die wahre Noth versäumen und verfällt
Haltloser Schwachheit. Sperrt man so die Ziele,
Wird nichts zum Ziel gethan. Drum bitt' ich Euch,
Ihr, die Ihr minder feig sein wollt als klug,
Die Ihr das Grundgefüg des Staats mehr liebt,
Als eine Aendrung daran scheut, das edle
Dem langen Leben vorzieht und den Körper

Gefährlicher Arznei aussetzen wollt,
Der ohne sie des Todes ist: reißt plötzlich
Die Massenzunge aus, daß sie die Süße,
Für sie ein Gift, nicht leckt. Der Schimpf an Euch
Zersetzt den rechten Geist und raubt dem Staat
Die Unantastbarkeit, die ihm gebührt:
Darf er doch nicht nach Wunsch das Gute thun,
Weil ihn das Schlimme hemmt.

Brutus:

Er sprach genug.

Sicinius:

Er sprach wie ein Verräther und soll büßen
Wie die Verräther.

Coriolanus:

Tropf Du! Trotz erdrück' Dich!
Was soll das Volk mit den Tribunenglatzen?
Weil es von ihnen abhängt, schwindet sein
Gehorsam vor dem höheren Stuhl. Im Aufruhr,
Als nicht ein Recht, sondern ein Zwang Gesetz ward,
Da hat man sie gewählt. Zur bessern Stunde
Sprecht aus, daß Das, was Recht ist, Recht sein muß:
Werft ihre Macht in Staub.

Und ein Fragment aus Antonius und Kleopatra.

(Antonius und Eros.)

Antonius:

Eros, Du siehst mich doch?

Eros:

Ja, edler Herr.

Antonius:

Oft schaun wir eine Wolke drachenhaft,
Oft Dampf wie einen Bären oder Löwen,
Wie thürmige Burg, wie überhängenden Fels,
Gablige Gipfel, blaues Vorgebirge
Mit Bäumen drauf, die nicken in die Welt,
Necken den Blick mit Luft. Du sahst die Zeichen;
Sie sind Gepräng des schwarzen Abends.

Eros:

Ja, Herr.

Antonius:

Was jetzt ein Pferd ist, noch indem Du denkst,
Verwischt der Zug und macht es unbestimmt,
Wie Wasser ist im Wasser.

Eros:

So ists, Herr.

Antonius:
Mein guter Knab Eros, jetzt ist Dein Feldherr
Grad solch ein Körper. Hier bin ich Antonius,
Doch darf die feste Form nicht halten, Knabe.
Krieg führt' ich für Egypten. Und die Königin —
Mir schien, mein war ihr Herz, denn ihr war meines,
Das, da es mein war, sich Millionen andre
Nachzog, verlorne jetzt — sie, Eros, kartete
Mit Caesar ab und spielte meinen Ruhm
Falsch, für des Feinds Triumph.
Nein, wein' nicht, lieber Eros; uns bleibt: enden
Uns durch uns selbst.
(Mardian tritt auf.)
O Deine schnöde Herrin
Hat mir mein Schwert geraubt.

Mardian:
Antonius, nein!
Die Herrin liebte Dich und mengt ihr Schicksal
Mit Deinem ganz.

Antonius:
Fort, frecher Hämling, schweig!
Sie hinterging mich und soll des Todes sterben.

Mardian:
Tod läßt von Einem sich nur einmal zahlen.
Sie hat beglichen. Was Du thuen wolltest
Geschah in Deine Hand. Ihr letztes Wort
War: Marc Anton. Edelster Marc Anton!
Dann brach ein trennend Schluchzen mitten durch
Antonius' Namen. In ihn theilte sich
Ihr Herz und Mund: sie gab das Leben auf,
So Deines Namens Grab.

Antonius:
Tot also?

Mardian:
Tot.

Antonius:
Eros, schnall' ab! Das lange Tagwerk ist
Gethan. Wir müssen schlafen. . . . (Zu Mardian.) Geh frei aus —
Das zahlt Dir reich die Müh. Geh. (Mardian ab.) Aus! Zieh aus.
Des Ajax siebenfacher Schild wehrt nicht
Den Sturm von meinem Herzen. Birst, mein Leib,
Herz, einmal sei zu stark für Dein Gefäß,
Zerschell Dein schwach Gehäus. Schnell, Eros, schnell.
Nichts mehr vom Kriegsmann! Schartige Stücke, geht,
Ihr wart edel getragen. Weg ein Weilchen! (Eros ab.)
Ich hol' Dich ein, Kleopatra, und weine,

Daß Du verzeihst. So muß es sein, denn nun
Ist alle Frist Qual. Seit die Fackel aus ist,
Lieg hin und schweif nicht weiter. Alle Müh nun
Tilgt, was sie schafft, ja, selbst die Kraft verstrickt
Sich in der Wucht. Siegle, 's ist Alles fertig.
Eros! . . . Ich komme, Königin. . . Eros! . . . Wart' noch.
Wo Seelen ruhn auf Blumen: Hand in Hand
Erstaune unser freudiger Gang die Geister,
Dido und ihr Aeneas stehn gefolglos
Und all die Schaar ist uns. . . Komm, Eros! Eros!
(Eros kommt zurück.)

Eros:
Was will mein Herr?

Antonius:
Seit Kleopatra starb,
Lebt' ich in solcher Unehr, daß die Götter
Der Schande ekelt. Mich, der mit dem Schwert
Die Welt bezirkt, auf Neptuns grünem Rücken
Mit Schiffen Städte schuf, verdamm' ich, daß mir
Muth einer Frau fehlt; minder edlen Sinns
Als sie, die Caesarn sagt durch ihren Tod:
Mein Sieger bin ich selbst. Eros, Du schworst,
Wenn das Bedürfniß käm', das wahrlich jetzt
Gekommen ist, und ich säh' hinter mir
Die unausweichliche Verfolgung von
Unbill und Grausen, daß auf mein Geheiß
Du dann mich tötest. Thus: die Zeit ist da.
Du triffst nicht mich. Caesar ists, den Du schlägst.
Verfärb die Wangen nicht.

Eros:
Ihr Götter, wahrt mich!
Ich thun, was all die Partherpfeile, trotz
Der Feindschaft, fehlten und nicht konnten?

Antonius:
Eros,
Willst Du im großen Rom vom Fenster zusehn,
Wie Dein Herr so den Arm verschränkt und fügsam
Den Nacken beugt, sein Angesicht vom Ausbruch
Der Scham geduckt, indeß der Räderthron
Vor ihm den Caesar glückhaft zieht und brandmarkt
Den Schmählichen, der folgt?

Eros:
Ich wills nicht sehn. . .

Der Uebersetzer: Friedrich Gundolf.

❦

Die Albaner.*)

Albanien, das 1660 Quadratmeilen große, zwischen Montenegro, Bosnien, Serbien, Altserbien, Makedonien, Griechenland und dem Adriatischen Meer liegende Küstenland mit 2 330 000 Einwohnern,**) von denen 1 750 000 echte Arnauten sein dürften, liegt wie ein Keil mitten zwischen den rivalisirenden Slaven und Griechen der Balkanhalbinsel, verdrängt allmählich die Serben aus Altserbien, verhindert die Verbindung zwischen den zwei serbischen Staaten (Serbien und Montenegro) und macht zugleich jede staatliche Organisation der Türken unmöglich.

Dieses Volk ist der letzte Rest eines Urvolkes, der sich in den Stürmen von zweitausend Jahren in seinen Felsen erhalten hat; von diesem Sitz hat er auch seinen Namen Skipetari: Leute von den Felsen, von den Bergen. Die Sprache der Skipetaren ist ein Urzweig des indogermanischen Sprachstammes (Hahn), aber sie ist jetzt mit so vielen fremden Elementen vermischt, daß man in 1000 Wörtern 100 griechische, 50 türkische, 160 lateinische, 20 serbische, 130 deutsche und 540 Wörter der Ursprache findet. Eine geschriebene Literatur hatten die Skipetaren bis in die letzten Dezennien des neunzehnten Jahrhunderts nicht. Der serbische Philosoph Dossitije Obradovic hat gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts vorgeschlagen, die albanische Sprache mit serbischen Buchstaben zu schreiben. Viel mehr Erfolg, besonders in Südalbanien, hatte die griechische Propaganda, die darauf hinzielte, für das Skipetarische griechische Buchstaben einzuführen; da aber die Skipetaren (besonders im Süden) alle Griechisch verstehen, auch das Griechische außerhalb der

---

*) „Die türkische Revolution und ihre Aussichten“: so heißt eine Schrift, die Dr. Wladan Georgewitsch, der (den Lesern der „Zukunft“ aus seinen Aufsätzen über das Ende der Obrenowitsch bekannte) Ministerpräsident Milans und Alexanders von Serbien, in den nächsten Tagen bei S. Hirzel in Leipzig erscheinen läßt. Genesis und Wirkung der Revolution sind darin von einem Balkankenner, der Serbien in Konstantinopel vertreten hat und auch aus der Zeit dieser Thätigkeit manches Interessante zu erzählen weiß, klar dargestellt. Hier wird, als Probe der Darstellungart, ein Abschnitt veröffentlicht, in dem Georgewitsch über das viel genannte, doch wenig gekannte Volk der Albaner spricht. Einen „vollen Erfolg“ der Revolution hält er nur für möglich, wenn fünf Bedingungen erfüllt werden. Erstens: ein Aufstand der Alttürken, der sich nur auf die verstockten Araber, Kurden oder Albaner stützen könnte, muß rasch und mit möglichst geringen Opfern an Menschenleben niedergeschlagen werden. Zweitens: die Regirung muß die Verfassung im liberalen Sinn ausgestalten, die zum Nationalbewußtsein gelangten Völker befriedigen und für die Gleichheit der Pflichten, Rechte, Freiheiten im ganzen Osmanenreich sorgen. Drittens: Modernisirung der ganzen Reichsverwaltung, insbesondere der Finanzen, der Polizei und des Gerichtswesens. Viertens: die jungtürkischen Führer haben sich für die Beruhigung und Befriedigung der Balkanstaaten einzusetzen. Fünftens: Die Großmächte halten ihr Versprechen, der Türkei für das schwere Reformwerk Zeit zu lassen und sie nicht mit eigennützigen Plänen zu stören. Da diese fünfte Bedingung nicht erfüllt worden ist, muß Herr Georgewitsch eigentlich heute schon annehmen, daß die Revolution nicht zu vollem Erfolg führen kann.

**) Derwisch Hima, der Redakteur der „Albanie“ in Bruxelles, behauptet, aß die Zahl der Skipetaren volle drei Millionen beträgt.

eigenen Familie als Verkehrssprache dient, so schreiben sie auch in griechischer Sprache. Im Norden und im Westen des Landes hat die italienische Propaganda viel für die Ausbreitung des Italienischen gethan. Noch mehr zerrissen wurde das Volk der Skipetaren durch die Verbreitung der verschiedenen Religionen unter ihnen, so daß heute die Albaner beinahe zu gleichen Theilen dem mohammedanischen, dem griechisch-orthodoxen und dem römisch-katholischen Glauben angehören.

Die Geschichte dieses zweitausend Jahre alten Volkes ist sehr kurz. In der Schlacht am Kossowofelde (zwischen Serben und Türken) am fünfzehnten Juni 1389, in der sowohl der serbische als auch der türkische Kaiser fielen, verblutete außer der ganzen serbischen „großen“ und „kleinen“ Aristokratie auch der Kern des albanischen Heeres. Die Glanzzeit der albanischen Geschichte knüpft sich an den Namen Skander Beys (Georg Kastriota), der 1443 bis 1467 heldenmüthig und glücklich gegen die ganze Macht der Türken kämpfte. Erst 1478 wurde ganz Albanien türkische Provinz und die Skipetaren fingen an, die mohammedanische Religion anzunehmen, um in türkische Militärdienste eintreten zu können. Sie gaben den Türken viele tüchtige Heerführer. Sinan Pascha, der bei der Eroberung Arabiens durch Selim den Ersten fiel, war ein Albaner; eben so der Schöpfer der neuen türkischen Literatur: Kemal Bey. In dem langen Befreiungskrieg der Griechen traten die mohammedanischen Skipetaren auf die Seite der Türken, während die christlichen Skipetaren zusammen mit den Griechen fochten (Sulioten). In diesem Kampfe fanden viele Skipetaren den Untergang, während die Griechen von den Großmächten gerettet wurden. Das trieb die Skipetaren zu offenem Aufruhr gegen die Türkei, die, nach dem Frieden von Adrianopel, ihre ganze Macht gegen Albanien kehren mußte, um den Arnautenaufstand zu bezwingen. Das gelang ihr endlich, nachdem der Großwesir vierhundert albanische Häuptlinge auf sein Ehrenwort zu einer Konferenz nach Monastir gelockt und dort hatte enthaupten lassen. Beim ersten Versuch der Pforte, auch aus Albanien Rekruten auszuheben, brach ein neuer Aufstand der Albaner aus (1843) und wiederum mußte die ganze türkische Macht, unter Omer Pascha, gegen Albanien geschickt werden. Schon 1847 kams zum dritten Aufstand der Skipetari, der nur mit Waffengewalt unterdrückt werden konnte. Noch heute ist die türkische Herrschaft über Albanien eine nur nominelle. Erst wenn die Eisenbahn von der serbischen Grenze bis San Giovani di Medua ausgebaut sein wird, ist eine faktische Herrschaft der Türkei über diese Provinz möglich. Aber gerade deshalb sind die Albaner gegen alle Eisenbahnprojekte, gegen das österreichische (Uwac-Mitrowitza) wie gegen das serbische (Donau-Adriatisches Meer).

Die erste Regung des Nationalbewußtseins bei den Skipetaren tritt 1878 auf, als der spätere Großwesir Ferid Pascha noch einfach Ferid Bey Vlona hieß und mit noch einigen albanischen Notabeln ohne Unterschied der Religion einen Verein gründete, um „nationale und kulturelle Zwecke“ der Skipetaren zu pflegen. Erst jetzt entstand das skipetarische Alphabet, wurde die erste skipetarische Zeitung „Drita“ (Licht) in Konstantinopel gegründet und zugleich wurden einige nationale Schulen in Albanien eröffnet. Der griechische Patriarchat in Konstantinopel hatte sofort begriffen, daß diese nationale Bewegung in Albanien das mühsame Werk der Hellenisirung der Skipetaren vernichten mußte, daß selbst die halbe Million der schon fabrizirten „Alvanophonen“ in Gefahr war, für das Griechenthum verloren zu gehen, und fand bald Mittel und Wege, um dem Sultan zu beweisen

daß die albanische Bewegung auf eine Lostrennung Albaniens von der Türkei abziele. Die Folge war die Auflösung der albanischen Schulen und des Nationalvereins in Konstantinopel. Die „Drita" mußte ihr Erscheinen in Konstantinopel einstellen; die Redaktion der skipetarischen Zeitung wurde nach Bukarest verlegt, wo sich ein neuer nationaler Verein bildete, um einige dreißig Bücher in albanischer Sprache drucken und heimlich in Albanien vertheilen zu lassen. Auch in Wien entstand ein albanischer Verein. Jetzt tauchten mehrere albanische Zeitungen im Ausland auf, denen allein in Italien Schwierigkeiten gemacht wurden.

Ueber die weitere Entwickelung dieser albanischen nationalen Bewegung berichtete Derwisch Hima, der Herausgeber der „Albanie" in Bruxelles: „In Albanien setzte sich die Bewegung, gefördert durch die von außen wirkenden Einflüsse, im Geheimen fort und bildeten sich sogar heimlich Lokalkomitees. Im Jahr 1905 gründete der ehemalige türkische Gymnasialprofessor Bajo Topulli im Wilajet Monastir das Komitee für die Freiheit Albaniens, das bald über ganz Albanien Verbreitung fand und die von außen kommenden Bücher und Schriften mit vielem Geschick und mit großem Erfolg, ohne daß es die türkische Regirung hindern konnte, verbreitete. Einer der eifrigsten Helfer Topullis war der albanische Dichter N. Grameno. Das Komitee für die Freiheit Albaniens sollte eine weitere Bedrückung der albanischen Nation durch serbische, bulgarische und griechische Banden und die türkische Verwaltung verhindern und das Volk aufklären. Mehrere vornehme Albaner, die diese Bewegung durch Geld unterstützt hatten und den türkischen Behörden ereichbar waren, wurden nach Kleinasien verbannt und kehren jetzt, nach der Generalamnestie, in ihre Heimath zurück. Die Erfolge, welche die Jungtürken erzielt haben und die in der Wiedereinführung der Verfassung gipfeln und zum größten Theil nur durch die wirksame Unterstützung der Albaner erreicht werden konnten, veranlassen nun die Albaner, die Verwirklichung der ihnen vor Ausbruch der Bewegung von den Jungtürken gemachten Versprechungen zu verlangen. Die Hauptforderungen der Jungtürken zielen neben der bereits bewilligten Verfassung auf eine Decentralisation der Verwaltung mit dem Programm: Die Türkei den Türken. Dem stellen die Albaner die Forderung gegenüber: Albanien den Albanern unter türkischer Oberhoheit!

Die Albaner haben eine Erklärung veröffentlicht, deren Hauptsätze lauten:

„Wir erstreben vor Allem die Anerkennung der albanischen Sprache und Nationalität durch die Regirung, gleiche Rechte für die Albaner der drei Bekenntnisse, innere Organisation Albaniens auf decentralistischer Grundlage und Autonomie der orthodoxen albanischen Kirche. Unsere adriatischen Küsten wollen wir dem wachsenden Einfluß Italiens entziehen. Wir werden darüber wachen, daß die jungtürkische Bewegung nicht in einen nationalistischen Chauvinismus ausarte. Diese Bewegung unterscheidet sich dadurch ganz deutlich von unserer nationalen, daß sie dahin strebt, die Suprematie des türkischen Elementes und des Islam im Reich zu sichern, während wir entschlossen sind, unsere Nationalität gegen die Uebergriffe anderer Nationalitäten und insbesondere gegen die slavischen und hellenischen Zettelungen zu vertheidigen. Wir wollen, daß es keinen Unterschied der Rechte zwischen mohammedanischen, katholischen und orthodoxen Albanern gebe. Wir wollen die Gewissensfreiheit und Gleichheit aller Bekenntnisse vor einer Regirung von unbedingtem Laiencharakter. Dies sind die wichtigsten Punkte unserer Forderungen. Das civilisirte Europa wird sie ohne Rückhalt billigen. Es soll wissen, daß

der albanischen Nation Rassenhaß und religöser Haß fernliegt, daß sie eine starke und friedliche Nation ist und nur die Schranken stürzen will, die eine ungerechte Regirung dem Fortschritte ihrer geistigen und wirthschaftlichen Entwickelung entgegengestellt hat. Weder Griechen noch Bulgaren, weder Serben noch Türken: wir sind albanische Nationalisten und wir wollen, daß die Albaner Herren ihres Landes und ihrer Geschicke seien."

Diese Erklärung findet darin ihre Begründung, daß die geistigen Führer der albanischen Nationalbewegung fürchten, der „chauvinistisch“ gesinnte Theil unter den Jungtürken werde die den Albanern gemachten Versprechungen nicht halten. Die Besorgniß wurde auch durch die Ansprache Enver Beys in Saloniki genährt, in der er alle unter türkischer Herrschaft stehende Nationen erwähnte, nur die Albaner nicht, obwohl sie etwa drei Millionen Seelen zählen und das wichtigste Element des türkischen Reiches in Europa ausmachen.

Die meisten Jungtürken sehen heute noch den Albaner islamitischer Religion als einen Türken an, der sich als Albaner fühlt; so kommt es auch, daß die Griechen die orthodoxen Albaner als Griechen reklamiren Die jungtürkische Bewegung begann in albanischen Ortschaften, wie Rezna, Ochrida, Struga, und die geistigen Führer im jungtürkischen Lager sind albanischer Abkunft und fühlen sich auch als Albaner. Das ist beim Urtheil über die Situation zu bedenken.

Die Albaner wollen nun in Albanien eine alle drei Konfessionen umfassende Nationalpartei schaffen, die die bisherige Thätigkeit der in- und ausländischen Komitees fortsetzen und das nationale Bewußtsein des Volkes heben und auf Anerkennung der nationalen Rechte dringen soll. Diese Nationalpartei ist schon im Entstehen und wirkt beim Volk aufklärend im Hinblick auf die bevorstehenden Wahlen. Die gewählten Abgeordneten der albanischen Nationalpartei werden beim Zusammentritt des Parlaments ihren nationalen und kulturellen Forderungen Ausdruck verleihen. Sollte ihnen nicht die gewünschte Anerkennung werden, so treten die albanischen Abgeordneten in die schärfste Opposition.

Die Behauptung, der von Oesterreich geplante Bau der Sandschakbahn werde von den Albanern als „Erfüllung eines langjährigen Wunsches“ freudig begrüßt werden, ist unhaltbar. Die Mächte, die sich für den Bau von Eisenbahnen durch Albanien interessiren, wissen, wie es mit diesem „langjährigen Wunsch“ der Skipetaren steht, und lassen sich durch solche Angaben nicht täuschen.

Ich habe die Desiderata der Skipetaren aufgezählt, um die Schwierigkeiten, die das neue Regime in der Türkei erwarten, von allen Seiten zu beleuchten und um den jungen Führern der neuen türkischen Bewegung zu zeigen, daß ein Versuch, die verschiedenen Völker in der Türkei zu entnationalisiren, nicht nur auf die schärfste Opposition der Slaven und Griechen, sondern auch der Skipetaren stoßen würde, also einer Nation, die von der Welt bis vor Kurzem für die beste Stütze des Türkenthumes in Europa gehalten, ja, von den Türken selbst als eigenes Fleisch und Blut betrachtet wurde.

Belgrad. Dr. Wladan Georgewitsch.

Balkansorgen.

Wenn sichs in dem südöstlichen Winkel Europas regt, muß man stets internationale Verwickelungen fürchten. Der Kuchen, den sich die Großmächte da unten reservirt haben, soll möglichst lange unangeschnitten bleiben, weil eine der anderen nicht das größere Stück gönnt. Nun hat der Sohn der klugen Klotilde sich zum Selbstherrscher aller Bulgaren ausgerufen und der greise Onkel in Wien Bosnien und die Herzegowina seinem Reich angegliedert. Beide Ereignisse können uns im Grunde höchst gleichgiltig sein. Ob Ferdinand Fürst oder Zar ist, ob im Bosnischen die Habsburger oder Osmans Nachkommen zur Erbfolge berechtigt sind: was gehts uns an? Am elften Januar 1886 sagte Bismarck im Reichstag: „Was ist uns denn Bulgarien? Es ist uns vollständig gleichgiltig, wer in Bulgarien regirt und was aus Bulgarien überhaupt wird." Sollte Das heute nicht mehr gelten? Die Börsen, besonders die pariser, schienen es zu glauben; in allen Fugen krachte es und die Stimmung war Stunden lang so, als sei der Befehl zur Mobilmachung schon gegeben. Die kluge Börse! Wenn Türken und Bulgaren nun wirklich auf einander losschlügen: fiele die türkische Staatsschuldenverwaltung darum in Trümmer? Am achtundzwanzigsten Muharrem 1299 (nach christlicher Rechnung am achten Dezember 1881) trat der berühmte Irade in Kraft, der die Gläubiger des Osmanischen Reiches in den sicheren Port einer internationalen Kommission führte. Und die Verwaltung der Dette Publique Ottomane hat seitdem den Gläubigern nie Grund zur Beschwerde gegeben. In diese Periode fielen die schlimmen Jahre 1895 bis 1897. Armenische Wirren; Run auf die Osmanenbank; allgemeine Finanzkrisis; griechisch-türkischer Krieg. Der Schuldendienst wurde trotz Alledem nicht gestört und die Amortisirung der Serientitres und Türkenlose ging ruhig weiter, wie im tiefsten Frieden. Auf die Türkei sind die Augen der ganzen Welt gerichtet. Bulgarien, Serbien, Bosnien und die Herzegowina: solcher Kleinkram kann das Kapital kaum ernstlich interessiren. Im Osmanenreich aber hat Europa starke Guthaben. Renten, Industrie und Eisenbahnen haben fremdes Geld in sich aufgesogen. Die Kurszettel geben Aufschluß über die Zahl und Art der türkischen Papiere, die an den großen europäischen Börsen notirt werden; und man mußte fürchten, daß diese Betheiligungen durch kriegerische Verwickelungen geschädigt würden. Frankreich empfindet in solchen Stunden die Thorheit des eifernden Wettbewerbes um die Gunst des Schuldenmachers am Goldenen Horn besonders schmerzlich. Zeigt sich am fernsten Horizont die Deutsche Bank oder die Deutsche Orientbank, so wird die pariser Finanz unruhig. Das schöne Recht, der Hohen Pforte Vorschüsse zu gewähren, läßt man sich nicht gern streitig machen. Neulich erst gabs Aerger, weil die Deutsche Orientbank in der Konkurrenz um die Gewährung eines Vorschusses von 200 000 Pfund an die höchst glorreiche Regirung des Khalifen gesiegt hatte. Osmanenbank, Banque de Paris, Crédit Lyonnais wollen das Monopol für türkische Finanzgeschäfte. Nur ungern duldet man die Deutsche Bank als Rivalin. Paris ist der Mittelpunkt des Handels in türkischen Papieren. Von der Unifizirten Anleihe des Jahres 1903 (Gesammtbetrag rund 32 Millionen Türkische Pfund) sind mindestens zwei Drittel in französischem Besitz. Nur die Türkenlose sind in Frankreich, England und Deutschland ziemlich gleichmäßig verbreitet. Da die Franzosen und Engländer als Türkenbesitzer die Priorität haben, so wechseln sie im Präsidium der Staatsschuldenver-

waltung ab. Deutschland, dessen Vertreter lange Geheimrath Dr. Rudolf Lindau war, hat keinen Antheil am Vorsitz. Könnten nun die der Dette Publique Ottomane verpfändeten Einkünfte durch einen Krieg so geschmälert werden, daß der Schuldendienst darunter leiden müßte? Das allein war zunächst die Frage.

Die stärkste Sicherung der türkischen Staatsgläubiger beruht in ihrer Internationalität und in der Thatsache, daß Frankreich zwei Milliarden in Turbanwerthen angelegt hat. Das ist die beste Rückversicherung für die Anderen. Dann kommt England mit seinem council of foreign bondholders, der nicht mit sich spaßen läßt. Die englischen Finanzleiter werden wohl dafür sorgen, daß die der türkischen Staatsschuldenverwaltung überwiesenen Einkünfte nicht angetastet und daß die rumelischen und bulgarischen Tribute endlich an die Türkei und deren Gläubiger gezahlt werden. Ostrumelien sollte drei Zehntel seiner jährlichen Einkünfte an die Türkei abliefern. Man hatte eine Jahressumme von 260 000 Türkischen Pfund festgesetzt, die der Dette Publique ausgezahlt werden sollte. In Wirklichkeit haben die Zahlungen aber niemals diesen Betrag erreicht, sondern sind im Jahresdurchschnitt nicht über 115 000 Pfund hinausgegangen. Hier sind neue Abmachungen nöthig, wenn das staatsrechtliche Verhältniß Bulgariens zur Türkei gelöst ist. Der Verwaltungrath der Dette muß hindern, daß die Gläubiger durch Bulgarien geschädigt werden. Diese Forderung gilt auch für den bulgarischen Tribut, der die Abhängigkeit Bulgariens von der Türkei zu finanziellem Ausdruck bringen sollte. Die Signatarmächte des Berliner Vertrages hatten die Aufgabe, diesen Tribut zu normiren; haben sich aber dreißig Jahre lang dieser Pflicht entzogen. Die türkischen Angelegenheiten galten eben nie als dringlich; die Orientalische Frage wurde als schleichende Krankheit betrachtet. Statt des Bulgarentributes wurden der Dette Publique die Einnahmen aus dem Tabakzehent (100 000 Pfund jährlich) überwiesen. Jetzt muß die Tributfrage beantwortet werden. So lange das Suzerainetätverhältniß bestand, konnte man mit einem gewissen Recht von der Türkei die Leistung provisorischer Zahlungen für die der Dette verpfändete bulgarische Abgabe verlangen. Heute kann sie sagen: Haltet Euch an Bulgarien! Das neue Königreich muß zunächst also neue Anleihen aufnehmen, um seinen Verpflichtungen gegen die Türkei und deren Gläubiger nachzukommen. Wo werden die Bulgaren Geld finden? Die bulgarische Staatsschuld betrug am ersten Januar 1908 rund 470 Millionen Francs. In Berlin wird eine sechsprozentige bulgarische Staatsanleihe, leider auch eine fünfprozentige Anleihe der Stadt Sofia notirt. (Leider; um einem „dringenden Bedürfniß“ abzuhelfen, wurde die Stadtanleihe im Frühjahr 1906 zum Kurs von 94 bei uns eingeführt und ist jetzt unverkäuflich.) Daß die bulgarischen Staatsanleihen hypothekarisch gesichert sind, ist ein schlechter Trost an dem Tag, wo das jüngste Zarenreich neue große Anleihen aufnehmen muß. Ob es das nöthige Geld bekommt? London ist an bulgarischen Papieren viel mehr interessirt als Berlin; und an der Themse gehen die Meinungen einstweilen recht weit auseinander. Manche sagen, Bulgariens Kredit sei besser als je; Andere, zu denen die mächtige Bankfirma Baring Brothers gehört, erklären: „Nicht einen Pfennig für den Usurpator.“ Werden später aber wohl mit sich reden lassen. An das Geld ist auch bei der Entscheidung über Krieg oder Frieden wohl zuerst gedacht worden. In die Balkankanalbetten ist aus allen Teilen Europas ja Geld geflossen. Die Hauptsache aber ist und bleibt die Türkei. Danach kommt Rumänien. Alles Andere, auch das bankerotte Griechenland, zählt daneben kaum.

Die deutschen Banken haben sich in den letzten Jahren eifrig um Orientgeschäfte bemüht. Deutsche Bank, Dresdener, Nationalbank für Deutschland, Handelsgesellschaft und Andere müssen natürlich wünschen, daß da unten kein gefährlicher Brand entsteht. Man hatte von dem konstitutionellen Regime am Goldenen Horn viel erhofft. Das Ende der Pumpwirthschaft ohne Budget schien nah. Und schon sah man vom Haus der Staatsschuldenverwaltung nach dem Finanzministerium (Malié) eine Brücke geschlagen, über die bald die Geister der Ordnung in das Haus der osmanischen Finanzen einziehen würden. Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe! Wenn eine Aktiengesellschaft sanirt wird, pflegt man das Aktienkapital zu verkürzen, zusammenzulegen und dann durch neues Geld wieder auf den status quo zu bringen. Der erste Theil einer Sanirung wäre also bei der Türkei durchgeführt: die Zusammenfassung des ursprünglichen Besitzstandes (Bosnien, Herzegowina, Kreta sind gestrichen worden); und die Wiederauffüllung des Stammkapitals? Wird die auch kommen? Die Abtretung des Sandschaks Novibazar wäre schon Etwas. Doch zur vollen Sanirung fehlt noch das Wichtigste. Cash, cash down! Vielleicht macht das Khalifenreich, wie Ali Baba mit den vierzig Räubern, schließlich kein schlechtes Geschäft. Warten wirs noch eine Weile ab. Vor einigen Wochen hieß es, die türkische Regirung wolle die im Jahr 1903 begonnene Unifizirung ihrer Anleihen fortsetzen und zu Ende führen. Die Finanzreform des Jahres 1903 erstreckte sich nur auf einen Theil der osmanischen Staatsschulden. Die vier Serien der vor 1878 aufgenommenen Anleihen wurden durch ein einheitliches Papier ersetzt. Eine allgemeine Unifizirung setzt natürlich eine gebesserte Finanz- und Wirthschaftlage voraus; und diese Voraussetzung schien gegeben, seit die Türkei sich anschickte, allmählich in die Bahnen eines modernen Wirthschaftstaates einzubiegen. Die großen deutschen Industriegesellschaften, besonders die elektrotechnischen, blicken schon lange gierig auf das Reich Osmans des Großen. Elektrisches Licht, elektrifizirte Straßenbahnen in der Türkei: da wäre eine Chance. Vor dieses Aussichtfenster haben die letzten Ereignisse eine Gardine gezogen; doch darf man nicht vergessen, daß es sich bisher nur um die Sanktionirung von Zuständen handelt, die als Thatsachen längst hingenommen waren. Der Lärm war arg. Nach einem Weilchen kann aber Alles wieder in Ordnung sein. Fürs Erste wenigstens

Im Orient hat europäisches Kapital die Hauptarbeit geleistet. Die Eisenbahnen sind mit fremdem Geld gebaut worden. Die anatolischen Bahnen und die Bagdadbahn sind die Domäne der Deutschen Bank. Ueber ihr thront als Schutzgeist die Verwaltung der Dette Publique; sie erhebt die als Bürgschaft der Streckeneinnahmen der Gesellschaft überwiesenen Zehente bestimmter Provinzen. Die Bagdadbahn ist ein Zankapfel; England und Frankreich möchten sie dem deutschen Kapital gern entreißen. Von den fruchtbaren Gefilden Mesopotamiens soll der deutsche Pionier ferngehalten werden. Das gehört mit zu dem Plan, der das Deutsche Reich auf seinen Besitz von heute beschränken will. Da mag es an Uebervölkerung zu Grunde gehen. England hat sich schmollend einst von der Betheiligung an der Bagdadbahn zurückgezogen. Nicht für immer; nur bis zu dem Tag, wo es den damned Germans einen Knüppel zwischen die Beine werfen könnte. In den Erörterungen über Ursache und Wirkung der neusten Balkanverschwörung ist die Bagdadbahn kaum erwähnt worden. Merkwürdig. Mindestens mußte man doch an die Beziehungen mancher londoner Größe zu der heiß umstrittenen Bahn denken. Die Rechte Deutschlands

sind da nicht stabilirt wie ein bronzener Fels. Die der Deutschen Bank vor zwanzig Jahren ertheilte Konzession zum Bau einer Bahn in Kleinasien beruhte auf der persönlichen Freundschaft zwischen Wilhelm und Abd ul Hamid. Doch Sympathien sind gebrechliche Sockel für Verträge; ihre ewige Dauer ist ja nicht verbürgt. England weiß ganz genau, warum es sich so beeilt hat, den Sultan seiner zärtlichen Theilnahme zu versichern. Deutschland soll, um der Bagdadbahn willen, im Yildizpalast kalt gestellt werden. Das scheint mir der Zweck der Uebung zu sein. Die Bagdadbahn ist viel wichtiger als die Orientbahnen. Die Betriebsgesellschaft der Orientalischen Eisenbahnen ist ein österreichisches Aktienunternehmen, an dem auch deutsches, französisches und schweizerisches Kapital (Bank für orientalische Eisenbahnen in Zürich) betheiligt ist. Die Gesellschaft hat die Konzession zum Betrieb der Haupteisenbahnstrecken in der europäischen Türkei. Eigenthümerin der Bahnen ist die Türkei, die im Jahr 1957 in alle Rechte der Gesellschaft eintreten soll. Die ist bis dahin nur Pächterin. Bulgarien hat nun auf die ostrumelische Strecke der Orientbahn Beschlag gelegt und die Beamten vertrieben. Ein Gewaltakt gegen die Türkei und die Aktionäre. Die haben natürlich protestirt und eine Entschädigung verlangt. 15 000 Francs täglich. Die Hohe Pforte hat die Mächte zum Einschreiten aufgefordert; mit Recht, weil nicht nur türkische, sondern auch deutsche, französische und schweizerische Interessen auf dem Spiel stehen. Das neue Zarenreich Bulgarien wird seine Unabhängigkeit dadurch beweisen, daß es die geraubte Bahnstrecke, über die übrigens auch der „Orient-Expreß“ fährt, nicht wieder herausgiebt. Die Gesellschaft wird eine angemessene Entschädigung für den gewaltsam verstaatlichten Theil ihrer Linien zu fordern haben. Hoffentlich erleben die betheiligten Kapitalisten dabei nicht eine zweite Auflage der Transvaalbahnaffaire. Hier können die Diplomaten ihre Talente zeigen. Bulgarien soll eine Abfindung von 150 Millionen Francs geboten haben. Die müßte natürlich das Ausland aufbringen. Im Ganzen käme der bulgarische Finanzbedarf nach dem Staatsstreich auf 250 bis 300 Millionen Francs. Das wären die Regiekosten, die das fremde Kapital zu bewilligen hätte. Ferdinands Königskrone ist nicht billig. Und diesmal ist kein Zar-Befreier zu finden, der dem Koburger die Kastanien aus dem Feuer holt. Die Dampfbahn, die der elektrische Funke schon am Leben bedroht, bleibt bis ans Ende ihrer Tage ein Teufelswerk. Sie führt die Völker zusammen, aber nicht immer zur Freundschaft. Und wo sie Pionierdienste geleistet hat, da hockt der Neid auf ihren Schwellen. Von der Bagdadbahn her droht stets ein casus belli und eines Tages wird über sie zu verhandeln sein, wie heute über die bulgarische Orientbahn. Fast könnte man schon behaupten, daß die Orientfrage heute eine Eisenbahnfrage geworden ist.

Privatinteressen haben sich, wie immer in solcher Zeit, ins Spiel gemengt. Auf die Frage, welche Thatsachen die Panik schufen, deren Schauplatz Paris und London am neunten Oktobertag waren, giebt die Politik keine zureichende Antwort. Die Furcht vor dem Krieg war schon schwächer geworden; und ein Kongreß könnte Unbehagen, aber nicht Panik erklären. Der brennende Wunsch, den Beginn der Goldminenhausse zu stören? Den eben wieder im Kaffernzirkus Aufathmenden ist die Freude rasch verdorben worden. Die Hauptschuld trägt wohl das Gewimmel der Kleinen, die an den Kursschwankungen verdienen wollen. Der Wahnsinn des modernen Aktienspiels hat Methode; an Tagen der Erregung lernt man, wenn mans vergessen hatte, immer wieder erkennen, daß es Wahnsinn ist.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Der Kaiserhof Berlin

am Wilhelms- und Ziethenplatz

HOCHVORNEHMES HOTEL

225 geraumige, luftige Zimmer

Modernster Komfort

Zimmer mit 1 Bett	von Mk. 5.—
do. m. Bad u. Toilette	„ „ 12.—
Zimmer mit 2 Betten	„ „ 10.—
do. m. Bad u. Toilette	„ „ 18.—
Salons	„ „ 15.—

an

Grand Restaurant Kaiserhof

Grillroom Kaiserhof

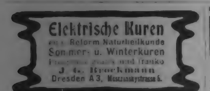
Grosse Halle, Kaiserhof
Five o'clock Konzert 4½–6½

Festsäle, Konferenzzimmer
Kaiserhof
Säle und Salons für Hochzeiten und Festlichkeiten

Weingrosshandlung

HOTEL ATLANTIC HAMBURG

Eröffnung Frühjahr 1909



Schriftsteller

Rühriger bekannter Verlag übernimmt Romane, Novellen, Dramen, Gedichte, trägt teils die Kosten, günstigste Bedingungen. Offerten unter **Z. G. 800.** an **Haasenstein & Vogler A.-G., Leipzig.**

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW 7

Apostata

von **Maximilian Harden.**

7 [illegible] **2 Bände à Mark 2.—.**

Inhalt vom I. Band: Phrasien. Die [illegible] Kollege Bismarck. [illegible] Franco-[illegible] Der Fall [illegible] Die beiden [illegible] Das goldene [illegible] Parvenu. Der [illegible] und Erfurt [illegible] ungehaltene Rede. Eine [illegible] Verein [illegible]'s Rächer. Su-[illegible] schätze ich mich ein?

Inhalt vom II. Band: Bei Bismarck [illegible] Maupassant. [illegible] Apostata. Gekrönte Worte. [illegible] Menuet. She-[illegible] Der ewige [illegible] Der $2\frac{1}{2}$= [illegible] Strindberg. Der [illegible]

[illegible] 14 Bogen elegant broschiert. [illegible] durch alle Buchhandlungen.

Herbst- u. Winterkuren
Im herrlichen Zackental!

Wohnung, Verpflegung, Bad u. Arzt pr. Tag von M. 10.— ab.

„Sanatorium Zackental"

(Camphausen)

Bahnlinie Warmbrunn-Schreiberhau Tel. 27.

Petersdorf im Riesengebirge

(Bahnstation)

für chronische innere Erkrankungen, neurasthenische u. Rekonvaleszenten-Zustände Diätetische, Brunnen- u. Entziehungskuren. Für Erholungsuchende. Wintersport. **Nach allen Errungenschaften der Neuzeit** eingerichtet. **Windgeschützte, nebelfreie,** nadelholzreiche Höhenlage. Seehöhe 450 m. **Ganzes Jahr besucht.** Näheres die **Administration** in **Berlin SW., Möckernstrasse 118**

Für Inserate verantwortlich: Rob. Bönig. Druck von G. Bernstein in Berlin.

Digitized by Google

XVII. Jahrg. Berlin, den 24. Oktober 1908. Nr. 4.

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

Seite

Die Meerengen 125

Europäische Expansion. Von Karl Lamprecht 141

Die Geschichte vom Brunnen und vom Wiesel. Von Ernst Altkirch 154

Selbstanzeigen. Von Kerker und Blei 159

Börsenherbst. Von Ladon 162

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.

Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1908.

Inseraten-Annahme für „Die Zukunft“ durch den Verlag der Zukunft Berlin, Wilhelmstrasse 8a sowie durch sämmtliche Annoncen-Expeditionen.

Die Hypotheken-Abteilung des
Bankhauses Carl Neuburger,
Kommanditgesellschaft auf Aktien
Kapital: 5 Millionen Mark.
Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,
hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beleihung zu zeitgemässem Zinsfusse nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei.
9—4 Uhr.

Hamburg. Hotel Esplanade.
Appartements und Zimmer mit Bad.
Carlton-Ritz Restaurant.

Neues Schauspielhaus
Nollendorfplatz

Grand Hotel Excelsior
Anhalter Bahnhof

Erstklassige Wein- u. Bierrestaurants

Hamburg.
Gänzlich renoviert

HAMBURGER HOF
Weltbekanntes Haus. Herrliche Lage a. d. Alster
Zimmer mit Bad, W. C. u. laufend. Wasser.
Feine Französische Küche
Neue Direktion.

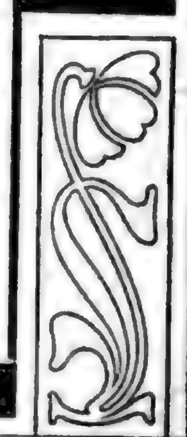
Sämtliche existierende, bezüglich exakter Arbeit und vorzüglicher Schussleistung unübertroffene **Schusswaffen** als Jagd- u. Scheibengewehre, automatisch. Repetier-Büchsen u. Pistolen, Luftwaffen, Teschins, Revolver sowie sämtliche Jagdgerätschaften liefert die
Deutsche Waffenfabrik Georg Knaak
Berlin SW 48, Friedrichstrasse 240-241.

BÜRO-AUSSTELLUNG
AUSSTELLUNGSHALLEN AM ZOO BERLIN
24. Oktober bis 3. November 1908

PROTEKTOR: EXCELLENZ DELBRÜCK
Kgl. Preuss. Minister für Handel u. Gewerbe

Geöffnet täglich von 10 bis 10 Uhr.

Auskünfte und Kataloge durch die Geschäftsstelle
Berlin W. 50 Joachimstalerstrasse 45. ☀ VI. 8164.



Berlin, den 24. Oktober 1908.

Die Meerengen.

Der Sultan, schrieb Boris Alexejewitsch Galizyn an Peter, seinen Zögling und Herrn, „betrachtet das Schwarze Meer als sein Haus, in dem Fremde nichts zu suchen haben, oder als eine im Harem allen Blicken verborgene Jungfrau; er würde eher seinen Truppen den Befehl zum Krieg als anderen Mächten die Erlaubniß zur Fahrt durch dieses türkische Binnenmeer geben." Das war der Pontos Euxeinos wirklich bis zum Ende des siebenzehnten Jahrhunderts. Wer Byzanz hatte, war Herr des Pontos; seit der Türkenkhan auf dem Stuhl des Basileus saß, durfte zwischen Balkan und Kaukasus nur die Halbmondflagge wehen; und so wichtig dünkte die Erben Mohammeds dieser Besitz, daß schon unter Mustafa dem Zweiten, um die Zeit des Friedens von Karlowitz, ein türkischer Staatsmann warnend rief: „Wenn fremde Schiffe je das Recht zu freier Fahrt auf dem Schwarzen Meer durchsetzen, schlägt dem Osmanenreich die Sterbestunde." Diese Weissagung darf man (wie die meisten) nicht wörtlich nehmen. Aus den Dampfkesseln der russischen Flotte zieht der Qualm über den Pontos hin: und noch immer sehen wir die Großmächte um die ungeschmälerte Lebensdauer der Türkei bemüht. Doch schon 1683, ehe Peter in Asow den Schlüssel zu einem Nebenthor des Schwarzen Meeres einsteckte, sprach der baumburger Chorherr Poysel von dem Sultan als von einem Kranken, dem zehn Aerzte (so viele sinds jetzt kaum) mit Diagnosen und Heilmitteln nahen; und ein Jahre danach verglich der Britenbotschafter Sir Thomas Roe das Reich Mustafas dem Leib eines siechen Greises, der sich und Andere über die Gefahr seines Zustandes täusche. (So alt ist das winzend wort vom Kranken Mann.) Asow, das der zweite Mohammed den Nachfahren Tamerlans abgenommen hatte, ist zwölf Jahre nach dem Frie-

den von Konstantinopel wieder türkisch geworden und erst Münnich hat, mit Annas Heer, den Flecken an der Donmündung, nach sechsmonatiger Belagerung, endgiltig dem Reussenreich erobert. Im Frieden von Belgrad mußte Mahmud ihn, 1739, den Moskowitern abtreten und konnte sie nur noch zur Schleifung der Festungwerke verpflichten. Vorher hatte Montesquieu geschrieben: J'ai vu avec étonnement la faiblesse de l'empire des Osmanlins. Ce corps malade ne se soutient pas par un régime doux et tempéré, mais par des remèdes violents qui l'épuisent et le minent sans cesse. Avant deux siècles cet empire sera le théâtre des triomphes de quelque conquérant. Nachher spöttelte Voltaire, er sei noch lange nicht so krank wie der Türke. Seit die im Harem geborgene Jungfrau von den Russen begehrt, der Pontos den Fremden nicht mehr axeinos, sondern euxeinos ward, dämmerte der Khalifenherrlichkeit der Abend; war die unantastbare Selbständigkeit des Türkenreiches dahin. Katharina hats schon im dritten Lustrum ihrer Regirung erreicht. Der Vertrag von Kutschuk-Kainardji gab 1774 ihrer Handelsflotte das Recht zu freier Schiffahrt im Schwarzen Meer, das, als neun Jahre später der Tatarenkhan geschlagen und die Krim erobert war, zwei Staaten an seinen Ufern herrschen sah, also nicht mehr ein türkisches Binnenmeer genannt werden konnte. Auch nicht ein mare clausum? Die Russen können hinein, doch nicht heraus. Der Sultan hält den Bosporusschlüssel fest in der Hand und sperrt noch immer den Weg, der über Asow und die Krim nach Byzanz führen sollte. Rußland darf im Schwarzen Meer thun, was ihm beliebt, und ist da unangreifbar; darf es aber nicht auf der ins Mittelmeer führenden Straße verlassen und empfindet, noch unter der großen Zerbsterin, die Schmach solcher Käfigfreiheit. Der Pontos muß Rußlands Binnenmeer werden: nach dem Frieden von Jassy wards in Moskau, in Peters Stadt das Feldgeschrei lärmender Patrioten.

Bonapartes Einfall in Egypten und die vor und nach der Gründung des napoleonischen Kaiserreiches bis an die Orientpforte drängende Jakobinergefahr verbündet nach langem Hader dem Sultan den Zaren. Katharinas Sohn Paul schickt Selim dem Dritten die mit viertausend Moskowitern bemannte Flotte nach Konstantinopel, um ihm bei der Abwehr französischer Angriffe zu helfen: und nun öffnen sich Dardanellen und Bosporus endlich russischen Kriegsschiffen. Endlich; einmal. Das Schutzbündniß währt nicht lange; bald liegen die Erben von Byzanz, der im Besitzrecht wohnende und der über den Pontos lugende, wieder in Streit. Bonaparte hetzt, nach Austerlitz, den Sultan in den dritten Krieg gegen Rußland und erlistet, in Tilsit, Alexanders schwärmerisch anbetende Freundschaft. Will den mit wachsendem Ungestüm geforder-

Digitized by Google

ten Preis aber nicht zahlen. Hardenberg läßt seinen alten Plan der Türkeitheilung durch Kalckreuth wieder vorbringen; Rußland soll Bulgarien, Rumelien, ein Stück der Donaufürstenthümer und die Meerengen bekommen, Oesterreich über Bosnien, Serbien, Dalmatien herrschen, Frankreich den Staat der Hellenen und die Inseln seinem Imperium einfügen. Doch was konnte Alexander, nach Jena, von Preußens Beistand noch hoffen? Zur Erfüllung seines brünstigen Phantastenwunsches vermag nur der allmächtige Korse ihm zu helfen. Der ist dem Sultan verbündet und, im Nimbus seiner Siege, am Goldenen Horn so stark, daß General Sebastiani, sein Gesandter, den Aufruhrversuch des englischen Kollegen mit einem Wort niederzwingt: die Britenflotte, die Arbuthnot, um den französischen Einfluß zu dämmen, ins Marmarameer gerufen hat, muß unter dem Feuer türkischer Batterien abdampfen. Englands politische Moral, die uns jetzt wieder schöne Reden preisen, wird von dieser Episode aus grell beleuchtet: die Sultane sollen in ihren Entschlüssen frei, die Meerengen allen Fremden geschlossen sein, so lange das englische Interesse nicht darunter leidet; nicht eine Stunde länger. Hofft man in London den winzigsten Vortheil davon, dann mag irgendein Admiral Duckworth sein Geschwader bis dicht an die Mauern von Yildiz steuern. Noch ist, im Frühling 1807, der dreiste Handstreich mißlungen. Aber Selim, den hastige Reformsucht den Altgläubigen verhaßt gemacht hat, kann sich nicht halten und wird am siebenundzwanzigsten Maitag entthront. Während einer Truppenschau, an der Alexanders „Paradomanie“ sich in Tilsit weidet, erhält Napoleon von Sebastiani die Meldung. Armee und Volk gegen den Sultan, der sich wider das Verhängniß nicht zu bäumen wagt, und vor Osmans Reich wieder die Gefahr sicheren Verfalls. „Die Vorsehung selbst sendet mir diese Botschaft, um mir zu zeigen, daß die Türkei nicht mehr lebensfähig ist!“ So ruft (nach Savarys Bericht) Bonaparte; und erklärt, Selims Sturz löse ihn, löse sein Gewissen von allen Banden und gestatte ihm, der nicht der Pforte, sondern nur diesem Sultan sich verpflichtet habe, der Orientfrage nach freiem Ermessen die Antwort zu suchen. Wie mag das Schwärmerauge Alexanders, der neben ihm hielt und Sebastianis Rapport lesen durfte, aufgeleuchtet haben! Für kurze Zeit freilich nur. Der Imperator (der, wie Champagny an Caulaincourt schrieb, die Türken nie geliebt, immer für schädliche Barbaren gehalten hat) wurde zwar sentimental und schien bereit, dem neuen Freund alles Ersehnte gern zu gewähren. Er hatte im Occident Grenzen und Throne verrückt und war berufen, auch im Orient nun nach seinem Belieben Ordnung zu schaffen. Rußland durfte zu dieser organisatorischen Arbeit mitwirken; doch

das Tempo wollte er selbst bestimmen. Hier begann Alexanders Enttäuschung. Die Türken, so dozirt Laetitias Sohn dem Enkel Katharinas, gehören nicht nach Europa, sind auf unserem hellen Erdtheil ein häßlicher Fleck und müssen nach Asien zurückgedrängt werden. Aber langsam; ganz langsam. Einstweilen darf man sie nur „komprimiren"; ihnen ein paar Provinzen nehmen, in denen sie noch belästigen, doch nicht mehr herrschen. Eine richtige Theilung wäre heute noch eine allzu gefährliche Operation, die zunächst den franko-russischen Bund lockern, die Freunde in einen Interessenstreit verwickeln könnte. Rußland mag sich des Besitzes der Moldau und der Walachei freuen, vielleicht auch vom Bulgarenland einen Fetzen für sich abreißen. Frankreich kann sich in Bosnien Dalmatien, Albanien, Griechenland sättigen. Vielleicht; ganz sicher ist er seiner Sache nicht (mon système sur la Turquie chancelle et est au moment de tomber, schreibt er an Talleyrand). Fühlt, zum ersten Mal, tief aber die Nothwendigkeit des Friedens, der ihm doch, sobald das Orientproblem Europa aufrüttelt, wieder entgleiten muß. Wenns unvermeidlich wird, wenn England mit anderen Mitteln nicht zu bändigen ist und er im Baltikum oder auf Asiens altem Boden die russische Macht gegen den Todfeind braucht, bleibt keine Wahl: muß er dem Zaren den Weg an das Ziel seiner Sehnsucht bahnen. Noch aber möchte er ihn mit einer Hoffnung füttern. Unaufschiebbare Pflicht ruft nach Paris. Alexander hat seinen Besuch zugesagt. Da kann man in aller Ruhe über den großen Gegenstand weiterreden. Pauls Sohn schlürft gierig den Zaubertrank, den der Korse kredenzt. Begehrte nicht schon Katharina den moldo-walachischen Zuwachs? Der Gossudar, der dem Reich diese Beute bringt, braucht selbst nach Niederlagen nicht zu zittern. Und Alexander Pawlowitsch glaubt sich des Freundes sicher; „ich erwarte keinen allzu starken Widerstand gegen meine Auffassung (schreibt er an Peter Tolstoi), denn sie entspricht dem Interesse und der Meinung des Kaisers". Frankreich wird zwischen der Pforte und Rußland zu vermitteln suchen. Ist ein anständiger Friede nicht zu erlangen, so muß man wieder an die Theilung denken; fürs Erste aber darf dieser Gedanke noch nicht ans Licht. Daß er in Tilsit erörtert wurde, bezeugt De Clercq (Recueil des traités de la France) durch die Anführung der Sätze, die aussprechen, daß die beiden Kaiser, wenn der gewünschte Friede nicht durchzusetzen ist, „sich verständigen werden, um alle europäischen Provinzen des Osmanenreiches, außer Rumelien und der Stadt Konstantinopel, dem drückenden Türkenjoch zu entreißen." Mit dem ernstesten Eifer muß zunächst aber, auch in London, Alles versucht werden, pour procurer à l'humanité le bienfait de la paix (wie es im vierten Artikel des tilsiter Geheimvertrages

vom siebenten Juli 1807 heißt). Am neunten Juli, vor der Abreise nach Königsberg, empfiehlt Napoleon der Türkei die Beschleunigung des Waffenstillstandes. Vier Monate danach diktirt er einen Zusatz zu der an Caulaincourt zu sendenden Instruktion und sagt darin, er wünsche, der Türkei ihren Besitzstand zu erhalten, im Nothfall sich aber mit Rußland allein, ohne Oesterreichs Dreinrede, über den Theilungplan zu verständigen. „Das Liebste wäre dem Kaiser, wenn die Türken in friedlichem Besitz der Walachei und der Moldau bleiben könnten; da er aber den Zaren so fest wie möglich an sich knüpfen möchte, würde er ihm die beiden Provinzen, gegen eine in Preußen zu suchende Kompensation, schließlich überlassen. Er steht dem Gedanken an eine Theilung des Türkenreiches sehr fern, hält ihn sogar für verhängnißvoll, will aber nicht, daß Sie ihn im Gespräch mit dem Zaren und mit dessen Minister rückhaltlos verdammen. Sie sollen nur nachdrücklich auf die Motive hinweisen, die für die Vertagung sprechen. Dieser uralte Plan des russischen Ehrgeizes kann Rußland an uns kitten: deshalb müssen Sie sich hüten, den Petersburgern Muth und Hoffnung ganz zu nehmen.“ Ehe diese Instruktion an die Newa gelangt, hat Alexander mit England gebrochen und in Paris, durch den Mund Savarys, des Herzogs von Rovigo, als Theilzahlung die Donaufürstenthümer verlangt. Schon fühlt auch Napoleon, daß er Etwas thun muß, um den Zaren fester an sich zu binden. Savary hat ihm berichtet: „Der Kaiser und sein Minister Graf Rumanzow sind unsere einzigen zuverlässigen Freunde in Rußland; es wäre gefährlich, diese Wahrheit zu verschweigen. Das Volk würde gern wieder nach den Waffen greifen und für einen Krieg gegen Frankreich neue Opfer bringen.“ Verstimmt man den impulsiven Selbstherrscher, so kann Rußland, das in seinem Verhältniß zu Frankreich zwischen Hitze und Frost, Intimität und Haß hin und her schwankt, morgen zum Feind übergehen. Das muß verhindert und dennoch die Theilung der Türkei aufgeschoben werden. Sonst wird die Beute des Adlers zu klein. Bosnien, Albanien, Griechenland, Epirus: für Frankreich wärens Kolonien, nicht Provinzen. Seit Bonaparte in Kairo war, sieht er Egypten als einen Theil des Franzosenreiches. Noch aber ist die Zeit zur Rückeroberung nicht gekommen. Läßt er den Kranken Mann jetzt sterben, dann langt der Britenleu, dessen Pranke bis nach Malta, Sizilien und in die Adria reicht, nach dem in der Todesstunde des Khalifates herrnlosen Gut. Bevor ein französisches Heer in Konstantinopel und Saloniki wäre, hätte England die Hand auf Egypten, Cypern, Kandia, vielleicht auf die Dardanellen und das ganze Küstenland der Osmanen gelegt. Diese Erwägung, schrieb Champagny, hat den Hauptgrund geliefert, den der Kaiser gegen die Theilung der Türkei an-

führt. Mag der Zar also in der Walachei und der Moldau bleiben: der Herr des Occidents wird sich den Landfetzen, der ihm zur Entschädigung gebührt, nicht aus dem Osmanenleib schneiden, sondern Schlesien nehmen. Das war beschlossen, als Caulaincourt in Petersburg Savary ablöste. In der ersten Instruktion, die er empfing, steht der Satz: „Preußen hätte dann nur noch zwei Millionen Einwohner; genügen die etwa nicht für das Glück des Königshauses und muß es sich nicht, in seinem eigensten Interesse, so schnell wie möglich in die äußerste Resignation und in die Rolle einer kleinen Macht gewöhnen, da alles Mühen, den verlorenen Rang zurückzugewinnen, den preußischen Stämmen nur nutzlose Sehnsucht und Qual bereiten könnte?" (So hat, einunzwanzig Jahre nach Fritzens Tod, ein Kondottiere über Preußen zu sprechen gewagt. Discite, moniti!) Schlesien? Das würde den von Warschau aus reorganisirten Polenstaat stärken. Niemals. Caulaincourt findet für diesen Plan weder beim Zaren noch bei Rumanzow Gehör und muß im Februar 1808 seinem Herrn melden, daß Alexander an der Donau bleiben, über Schlesien aber nicht einmal reden will. Daß er den Sanften nie so finster sah. „Wenn wir Berlin gefordert hätten, wäre die Wuth vielleicht kleiner gewesen."

Die Meldung fällt in eine der hellsten Stunden des Riesenhirns. Aus zornigem Auge blickt Bonaparte auf das Inselreich, das nicht zu überlisten, nicht ins Herz zu treffen ist. Wenn ers in Asien zu treffen, in Indien ihm die Aorta zu zerschneiden vermöchte! Dachte er daran schon, als er den Russen Konstantinopel weigerte, weil der Besitz dieser Stadt die Weltherrschaft sichere? Jetzt denkt er dran; ahnt die Wahrheit des Wortes, daß an den Mauern von Konstantinopel der Kampf um Indien beginnt; und träumt seinen größten Caesarentriumph. Rußland und Frankreich zu gewaltiger Anstrengung vereint, die Türkei zerstückt, Persien und Afghanistan unterworfen und von den Hochplateaux am Euphrat mit der ungeheuren franko-russischen Heermasse durch rasch bezwungenes Barbarenland bis an den Indus. Wer weiß, ob dieser endlos scheinende Weg nicht schneller ans Ziel führt als der kurze Pas de Calais? Der tolle Paul Petrowitsch hatte in seinen letzten Lebenstagen den Gedanken an einen franko-russischen Kriegszug durch Asien gehätschelt. Seitdem ist der Sultan der Freund Bonapartes geworden, hat der Perserschah von ihm Drillmeister für sein Heer erbeten, Hilfe gegen England angeboten und sich (in einem von dem persischen Sondergesandten in Warschau unterzeichneten Vertrag) verpflichtet, einem gegen Indien marschirenden Franzosenheer als guter und getreuer Bundesgenosse freien Durchzug zu gestatten. Das war keine Lagerposse: General Gardane wird nach Persien geschickt, um den Vertrag

ratifiziren zu lassen und die Möglichkeit solchen Heereszuges zu prüfen. Und nun ist auch der Weiße Zar Napoleons Freund geworden. Frankreich, Rußland, Persien: damit konnte man die Briten mindestens einschüchtern und zu Verhandlungen treiben, die ihr Hochmuth noch immer weigerte. Doch der Zar heischt Bezahlung. Ihm zu Liebe den Kranken Mann töten? Nein. Noch ists zu früh. Da Alexander von dem schlesischen Plan nichts hören will, muß man ihn hinhalten und inzwischen Oesterreich zu umgarnen suchen. Rußlands Herrschaft über die Donaufürstenthümer, hat Bonaparte einmal zu Klemens Metternich gesagt, bereitet die Basis, auf der Frankreich und Oesterreich sich eines Tages verständigen werden; wenn die Russen in Konstantinopel stehen, braucht Ihr uns gegen sie, brauchen wir Euch, um das nöthige Gegengewicht herzustellen. Kaiser Franz ist kein Mann kräftiger Initiative; muß sich aber sagen, daß er nicht müßig zusehen darf, wenn der Türke, in dem er einen schwachen und drum bequemen Nachbar ungern verlöre, erdrosselt und ausgeraubt wird. Für jeden Fall ist Wien durch Metternich nun vor dem russischen Anschlag gewarnt. Zur selben Zeit erhält Caulaincourt die Weisung, den Wünschen des Zaren noch weiter entgegenzukommen und keine unüberwindliche Abneigung von dem Plan der Türkeitheilung zu verrathen. Da, unter dem Eindruck der stolzen Thronrede, die das Britenparlament eröffnet, schäumt das Blut des Korsen heiß auf. Der alte Feind muß endlich vernichtet werden. Alexander heischt Bezahlung? Er soll sie haben. Selbst wenn er den höchsten Preis fordert. Am zweiten Februar schreibt ihm Napoleon: „Gegen Rußland spüre ich nicht die leiseste Regung der Eifersucht; ich wünsche ihm Ruhm, Glück und Gebietszuwachs. Mit allen Kräften will ich ihm bei jeder Vorschiebung seiner Grenzen nach der Schwedenseite helfen. Wenn wir fünfzigtausend Mann, Russen, Franzosen, vielleicht auch ein paar Oesterreicher, über Konstantinopel nach Asien schicken, zwingen wir England vor dem Kontinent auf die Knie. Wer ein so hohes Ziel erreichen will, muß alles Nothwendige vorher vereinbaren; dazu bin ich bereit. Am ersten Mai können unsere Truppen in Asien, kann auch ein russisches Herr in Stockholm sein Dann werden die aus der Levante verjagten, in Indien bedrohten Briten unter der Wucht der Ereignisse vernichtet, mit denen die Atmosphäre geladen sein wird.“. Das Bild ist nicht schön; aber der Rhythmus der Rede kann einen Alexander hinreißen. Und schon wird die dalmatische Armee verstärkt und befohlen, in Epirus die Landungmöglichkeiten, in Albanien die Heerstraßen genau zu studiren und im östlichen Winkel des Mittelmeeres Alles für den Kriegsfall vorzubreiten. In einem Brief an Decrès deutet der Kaiser den Entschluß an, durch die Türkei nach In=

dien zu ziehen. Und Tolstoi hört (nach einer Wuthszene, in der er geschworen hat, Preußen und Warschau an dem selben Tag zu räumen, wo Rußland seine Truppen aus der Walachei und Moldau zurückzieht) den Satz: „Bin ich erst am Euphrat, dann giebts auf dem Weg nach Indien kein Hemmniß mehr; daß dieses Unternehmen den Alexander und Tamerlan mißlungen ist, beweist gar nichts: man muß eben Besseres leisten als sie.“ Der Held von Marengo, Austerlitz, Jena, Friedland, Tilsit darf so sprechen; darf sich für ein Schlachtfeld rüsten, das von der Ostsee bis nach Kleinasien, vom Atlantischen bis an den Indischen Ozean sich dehnen soll. Einen tourbillon du monde sieht er voraus; dieser Weltwirbel wird Britanien entkräften, entmuthigen und zur Anerkennung der neuen Imperatorenmacht zwingen. Der auf Sankt-Helena Eingekerkerte hat bestritten, daß er je bereit gewesen sei, Konstantinopel („das durch seine Lage zum Centrum der Weltherrschaft bestimmt ist“) den Russen auszuliefern. Doch wir wissen von Tolstoi, Metternich und Narbonne, daß der Kaiser dazu bereit war. Wenn Alexander sich nur um diesen Preis zu dem von Caulaincourt geforderten Keulenschlag auf das Haupt Britanias entschloß, sollte er ihn haben. Frankreich würde, zu seiner Sicherheit, dann die Dardanellen besetzen oder von Oesterreich bewachen lassen. Der Pontos Euxeinos ein russischer, vom Dardanellenwächter im Nothfall zu schließender, das Mittelmeer ein französischer See: Das war das letzte Ziel des Korsen. Rußland konnte von ihm den Schimmer der Byzantinererbschaft haben, nie deren wesentliche Macht. Er wollte ihm die Donaumündungen ohne Serbien, Bulgarien ohne Rumelien, Konstantinopel ohne die Dardanellen geben. Zu Narbonne hat er gesagt: „Jai voulu refouler amicalement la Russie en Asie: je lui ai offert Constantinople.“ In Asien sollte es England das Leben schwer machen, in Südosteuropa sich an der vorgeschobenen Flanke Oesterreichs zerreiben. Dann war Frankreich im Mittelmeer ungefährdet und aus der europäischen Hegemonie fürs Erste nicht zu verdrängen.

Caulaincourt hat ausführlich erzählt, welche Wonneschauer den Zaren beim Lesen des Briefes vom zweiten Februar schüttelten. Alexander, der gestern noch mit den Donaufürstenthümern zufrieden war, sieht sich heute schon als Herrn von Byzanz, auf dem von Katharina vergebens begehrten Sitz, als den Heros, der den alten Traum der Ahnen in Wirklichkeit wandelt. „Voilà de grandes choses!“ „Voilà le grand homme!“ „Voilà le style de Tilsit!“ Noch abends, auf dem Hofball, die selbe Ekstase. Leis aber meldet sich bald das Mißtrauen. Was wird aus Schlesien? Ists am Ende nicht besser, aus Konstantinopel eine Freie Stadt zu machen? Dafür ist Rumanzow frei-

lich nicht zu haben: er verlangt Konstantins Stadt mit dem Doppelverschluß am Bosporus und in den Dardanellen; dann mag Oesterreich das ganze Serbien annektiren und Makedonien und Rumelien mit Frankreich theilen, dem außerdem Bosnien, Syrien, Egypten zufallen soll. Ohne die Meerengen ist die Verständigung aber nicht möglich. Auch nicht mit Alexander. Der hat seinen Vortheil erkannt. Seit hundert Jahren strebt Rußlands Ruhmsucht nach Konstantinopel, Rußlands Interesse nach den Meerengen. Beides hat die Eifersucht der europäischen Mächte ihm stets geweigert. Jetzt hats nur mit dem einen Mann zu rechnen, der Reiche zerstört und Reiche gründet: und dieser sonst Allmächtige ist im Kampf gegen England auf russische Hilfe angewiesen. Solche Gunst der Stunde kehrt nie vielleicht wieder. Nur ein Tropf gäbe da nach. Doch der Botschafter ist nicht minder zäh. Halbe Tage lang sitzt er dem Grafen Rumanzow, der die Ministerien des Auswärtigen und des Handels leitet, gegenüber; und die beiden Männer, die nach kurzer Debatte über die Vergebung ungeheurer Flächen einig sind, kommen von der „Katzenzunge" (so nennt der Russe die Halbinsel Gallipoli) nicht los. Noch einmal bestürmt Caulaincourt, im März, den Zaren selbst; erhält aber die Antwort: „Nehmt in Asien, was Ihr wollt; wenn ich die Meerengen nicht habe, ist Alles, was Ihr mir geben könnt, werthlos." Nun kann der Botschafter nicht länger zweifeln. Am sechzehnten März schreibt er an seinen Kaiser: „Eure Majestät mag Italien, vielleicht sogar Spanien Ihrem Reich eingliedern, neue Dynastien und Königreiche gründen, für die Eroberung Egyptens die Mitwirkung der zarischen Land- und Seemacht fordern, alle erdenklichen Bürgschaften verlangen, mit Oesterreich jedes beliebige Tauschgeschäft machen und einer Welt einen Platzwechsel aufzwingen: das Alles wird Rußland, nach meiner Ueberzeugung, ruhig mitansehen, wenn es Konstantinopel und die Dardanellen bekommt." Er hat, im Sommer, die Debatte wieder aufgenommen und aus Alexanders Mund noch einmal gehört: „Ich brauche den Schlüssel zu meinem Haus. Wenn Frankreich die Dardanellen hat, verliere ich mehr, als ich gewinne." In Erfurt ist von dem Theilungplan, der den Hauptgegenstand der Zwiesprache liefern sollte, dann gar nicht mehr geredet worden. Alexander und Rumanzow hatten erkannt, daß die selbständige Expansion ins Donauland größeren Nutzen verheiße als ein weitschichtiges System kombinirter Eroberungen, das dem Freund aus Westen schließlich doch den Löwentheil eintragen mußte.

Zwei Jahre nach der von Arbuthnot und Duckworth versuchten Ueberrumpelung hat (in dem Vertrag vom fünften Januar 1809) Sultan Mahmud der Zweite sich verpflichtet, allen Mächten, ohne Ausnahme, die Meer-

engen zu sperren. Nur unter der Bedingung, daß „diese alte Regel des Osmanenreiches“ nicht durchlöchert wird, will England den Eingang nicht wieder forciren. Seitdem gehören die Schlüssel nicht mehr dem Herrn der Pforte; strebt der in Europa gerade Uebermächtige nach der Herrschaft über den Bosporus und die Dardanellen. Als Mahmud die Russenflotte zum Schutz gegen Ibrahim Pascha ans Goldene Horn gerufen und hinter dem Wall der ausgeschifften Moskowiter den Rebellen abgewehrt hat, muß er, am zehnten Juli 1833, den von Orlow entworfenen Vertrag unterschreiben, der ihm auch für den Fall neuer Fährniß Rußlands Beistand sichert und als Entgelt nur fordert, daß kein fremdes Kriegsschiff unter irgendeinem Vorwand je in die Dardanellen einfahren darf. Dieses Verlangen war nöthig geworden, weil die Hohe Pforte im siebenten Artikel des Vertrages von Adrianopel versprochen hatte, die seit 1809 geltende Meerengensperre wieder aufzuheben und die Durchfahrt allen Schiffen zu gestatten, die aus russischen Häfen kommen oder nach russischen Häfen steuern. Also nicht nur denen, die Rußlands Flagge zeigen. Eine lästige Klausel; die der Zusatzartikel zum Vertrag von Hunkiar-Iskelessi denn auch beseitigt hat. Seit dem zehnten Juli 1833 war Rußland Herr der Meerengen; es hatte, nach Guizots Wort, aus dem Türken einen Klienten gemacht, der das in einen russischen See umgewandelte Schwarze Meer bewachen und jedem möglichen Feinde des Zaren das Thor sperren, ihm selbst aber ohne Murren öffnen mußte, wenn er Schiffe und Soldaten ins Mittelmeer senden wollte. Der britische Rival hat dieses Vorrecht nicht lange geduldet. Palmerston regirt. Hat den Schlüssel zum Rothen Meer schon in die Tasche gesteckt: Aden, das Gibraltar des Ostens, ist englisch geworden. In dem Streit zwischen Mahmud und Mehemed Ali hat er natürlich die Partei der Türken gegen den Egypter genommen. Doch Hafiz, der Türkenfeldherr, wird im Juni 1839 von Mehemeds Sohn Ibrahim geschlagen, weil er, wider den Rath des Hauptmanns Moltke, versäumt hat, das Egypterheer bei einem Umgehungversuch in der Flanke anzugreifen, und sich, abermals gegen den Rath Moltkes (der deshalb aus seinem Amt scheidet), weigert, die Truppen in die feste Stellung am Euphrat zurückzuführen. Noch ehe die Schreckenskunde ins Serail gelangt, stirbt Mahmud, ein schwächlicher Jüngling steigt auf den Thron und vor Alexandria verbrüdert die türkische sich der egyptischen Flotte. Was wird nun aus Osmans Reich? Den fünf Großmächten scheint es noch immer eine „europäische Nothwendigkeit“; drum ermahnen sie es feierlich (in einer Kollektivnote vom siebenundzwanzigsten Juli 1839), Europas Spruch abzuwarten, ehe es vor dem Rebellen die Waffen strecke. Metternich sieht sich schon einem Kongreß,

dessen Schauplatz ja nur Wien sein kann, präsidiren. Palmerston hofft, den allzu siegreichen Egypter, den Frankreich schonen möchte, zu demüthigen und zu schwächen, da er leider nicht mehr ganz zu vernichten ist. Preußen will unter allen Umständen neutral bleiben und sich auf moralische Unterstützung aller Versuche beschränken, das Orientproblem friedlich zu lösen. Und Rußland? Die Tage Bonapartes sind fast schon vergessen. Auf dem Thron Alexanders sitzt Nikolai; ein Mann ganz anderen Schlages. Der merkt, daß er allein im Orient nicht viel erreichen kann, und will sich mit England verständigen.

Ernstlich oder um listig einen nutzbaren Schein zu schaffen? Der Gossudar ist auf Europens Boden der letzte Tyrann. Denn Abd ul Medjid hat, auf den Rath Reschids, der als Gesandter in London die Macht der Presse schätzen lernte, die Unterthanen mit einer Magna Charta beglückt, in der Gleichheit vor dem Gesetz, Sicherheit der Person und ihrer Habe, geringere und gerechter zu vertheilende Kriegsdienst- und Steuerlast und andere schöne Dinge zugesagt waren. Wenn Du, erhabener Herr, diesen Hattischerif von Gülhane unter dem Donner der Geschütze beschworen und ans Licht gebracht hast, wird das ganze Abendland Dich rühmen und auf Druckpapier Dir bescheinigen, daß Du noch liberaler denkst als Dein Gegner Mehemed Ali; ob und in welchem Umfang das Versprechen eingelöst wird, können wir in gemächlicher Ruhe dann überlegen. So mag Reschid gesprochen haben. Ein Schlaukopf, den auch Abd ul Hamid wohl noch bewundert und dessen Kunststück bis in unsere Tage fortwirkt. Sobald die Türkei seitdem in enge Bedrängniß gerieth, hat der Sultan Reformen oder gar eine andere Verfassung eingeführt, die ihm aus allen Flachländern des Liberalismus den einem Gonfaloniere der Freiheit gebührenden Ruhm heimtrug und von der im Bereich des Halbmondes nicht mehr lange die Rede war. Für solche Mittel war Nikolai nicht flink und nicht feig genug; die ließ er getrost den Sklavenseelen der Westanbeter. Er wollte Selbstherrscher bleiben; doch auf seiner schwarzen Erde nicht länger die Vogelscheuche sein, von der in Europa alle frechen Spatzen ihr Spottlied sangen. Das war durch ein Bündniß mit England vielleicht zu erreichen; sonst nicht. Und wenn er die gelockerte entente cordiale der Westmächte völlig zerstörte, war das jakobinisch verseuchte Frankreich ohne Schwertstreich zu ducken. Er lehnt Metternichs Einladung zum Kongreß schroff ab und läßt Palmerston durch Brunnow sagen, er sei bereit, den Vertrag von Hunkiar-Iskelessi durch ein neues Abkommen zu ersetzen, das in Friedenszeit beide Meerengen schließt, nach Ausbruch eines Türkenkrieges jeder Großmacht gestattet, vier Schiffe ins Marmarameer zu schicken; nur Rußland soll, als der berufene Schutzherr der Pforte, das Recht haben acht

Schiffe nach Stambul zu senden. Palmerston runzelt die Stirn; findet den Vorschlag aber diskutabel und versammelt, im Februar 1840, die londoner Vertreter der großen Mächte zu europäischem Rath. Das Osmanenreich soll erhalten, der rebellische Pascha auf Egypten und einen syrischen Kreis beschränkt werden. Wuthausbruch in Paris. Das treulose Albion hat uns verrathen; mit einem Lande, das sich in den Dienst Rußlands erniedert, ist eine entente cordiale nicht mehr möglich. Am fünfzehnten Juli sind Britanien und Rußland, Oesterreich und Preußen einig. Mehemed Ali wird gezwungen, sich mit Egypten und dem Paschalik Akkon zu begnügen; die Meerengen bleiben im Frieden geschlossen und werden im Kriegsfall nach Vereinbarung geöffnet. Frankreich war von den Berathungen ausgeschlossen. Das Land Bonapartes! Der Volkszorn braust auf, Thiers fordert einen Kriegskredit, läßt Anleihen ausschreiuen und Truppen ausheben, Louis Philippe selbst, der bedächtige Krämer, zetert, so lange Frankreich isolirt sei, sitze Europa auf einem Pulverfaß, und Louis Napoleon wähnt die Stunde zu einem zweiten Kronenraubversuch gekommen. Palmerston ist an unhöflichen Widerspruch nicht gewöhnt. Noch einmal flackert der alte Feuerbrand auf. „Was die vier Mächte fordern, ist nicht vom Eigennutz, sondern nur von der Gerechtigkeit diktirt", schreit der skrupellose Lord über den Kanal; und erwirkt drei Wochen danach ein Zusatzprotokol, in dem die Vier feierlich erklären, daß sie im Orient nichts für sich erstreben. Vergebens. Schon hat an der syrischen Küste die Kooperation der Flotten Englands und Oesterreichs begonnen. Diese Vorstellung erträgt Thiers nicht. Lieber im Rhein als im Rinnstein sterben, ruft er; und schickt an Guizot nach London eine Instruktion, in der es heißt: „Fragt von Kadix bis an die Ufer der Oder und der Elbe die Völker: und sie werden Euch antworten, daß der Bund der Westmächte zehn Jahre lang den Frieden gewahrt, die Unabhängigkeit der Staaten gesichert und die Freiheit der Völker niemals gefährdet hat." Dieser Bund sei nun zerrissen und durch eine der Koalitionen ersetzt, die Europa allzu lange mit Blut besudelt haben. Mit der Warnung vor nationaler Schande, vor unabwaschbarer Beschmutzung der von der Revolution eroberten Reichskleinodien noch auf der Lippe fällt der Minister (den sein zager König heimlich gestoßen hat), Guizot bildet das neue Kabinet; und kann erleichtert aufathmen, als bald danach, in den ersten Novembertagen, die Meldung von den syrischen Siegen der Verbündeten kommt und ein paar Wochen später der tapfere Kommodore Napier die Unterwerfung Mehemeds erzwingt. Eine für den Galliecstolz schmerzliche Entscheidung; doch eine Entscheidung Jetzt kann Frankreich das Märzprotokol unterschreiben, das dem Pascha Egypten als vererbbaren Besitz und Akkon für

Lebenszeit zusagt. Kann es auch über die Hauptfrage der Orientpolitik sich mit den vier Mächten einigen. Der Londoner Vertrag (convention des détroits) vom dreizehnten Juli 1841 bestimmt, daß in Friedenszeit jedem nicht der Türkei gehörigen Kriegsschiff die Meerengen verriegelt sind. Rußlands Kriegsschiffe dürfen nach dieser neueren Völkerrechtssatzung nicht anders behandelt werden als die jedes christlichen Reiches. Ausnahmen darf die Hohe Pforte nur für die leichten Fahrzeuge der Gesandtschaften zulassen; jede Signatarmacht hat das Durchfahrtrecht für ein Schiff dieser Klasse. Sieg Rußlands? Nesselrode, Nikolais Kanzler, hats behauptet. „Nur zum Schein ist der von England und Frankreich so heftig bekämpfte Vertrag von Hunkiar-Iskelessi vernichtet worden. Der neue, von allen Mächten anerkannte Vertrag, der den Kriegsschiffen die Dardanellen schließt und uns gegen jeden Angriff von der Seeseite sichert, verewigt in anderer Form das Wesen des alten Abkommens." Das steht in der Denkschrift, die Nesselrode seinem Herrn am fünfundzwanzigsten Jahrestag selbstherrischer Regirung vorlegte; hat aber mehr die Tonfarbe des Jubiläums als der Wahrhaftigkeit. Zwar war der Pontos jetzt ein russisches Binnenmeer, wie er in Peters Zeit ein türkisches gewesen war; doch wieder, wie nach dem Vertrag von Kutschuk-Kainardji, ein Wasserkäfig ohne Ausgang ins Freie. Am Goldenen Horn leuchtet nun England die Sonne. Der Leu dringt siegreich in Asien und Afrika vor und der Khalif muß froh sein, wenn ihn die Tatze streichelt. Britanien hat Frankreich verloren (dessen Julikönigthum unter Guizots verhaßtem ministère de l'étranger hinkümmert), herrscht unangreifbar aber, ein Vierteljahrhundert nach Bonapartes Sturz, im Mittelmeer und am Indus; und als Brunnow in London eine Verständigung über die asiatischen Machtsphären Rußlands und Englands anregt, sieht er um Wellingtons und Palmerstons Mundwinkel ein frostiges Lächeln. Wer sich auf einem Großgut die Erste Hypothek gesichert hat, braucht die Verständigung mit den Darleihern kleiner Beträge nicht zu beeilen.

Der Meerengenvertrag sollte nicht eine Garantie, doch eine Anerkennung des ungeschmälerten Sultansrechtes sein: „une preuve manifeste du respect que les puissances portent à l'inviolabilité de ses droits souverains." Diese souverainen Rechte müßten dem Großherrn gestatten, nach seinem Belieben die Meerengen zu öffnen und zu schließen. Er darfs nicht; hat sich den Signatarmächten zu einer Regel verpflichtet: ist an der empfindlichsten Stelle seines Rechtsbezirkes also nicht mehr frei. Daran hat auch der Krimkrieg nichts geändert. Der dritte der „Vier Punkte", über die England, Frankreich, Oesterreich sich am achten August 1854 geeinigt hatten, forderte die Revision des Meerengenvertrages. Auch im Pontos Euxeinos sollte Rußland nicht

mehr allmächtig sein: sonst erzwang es eines Tages doch den Seeweg nach Konstantinopel. Deshalb wurde die numerische Begrenzung der im Schwarzen Meer heimischen Flotte verlangt. Nikolai lehnte die Zumuthung wüthend ab. Nach Rußlands Niederlage bei Inkerman legt der österreichische Generalstabschef Freiherr von Heß dem Kaiser Franz Joseph eine Denkschrift vor, in der er erklärt, auf dem Balkan sei jetzt, da Rußland die Donaumündung verloren habe, etwas für Oesterreich Nothwendiges oder auch nur Nützliches nicht mehr zu erlangen. Sechs Tage danach weiß man in der Hofburg, daß der Zar die Vier Punkte annimmt. Jetzt könnte Oesterreich sich von den Westmächten lösen, denen die Furcht vor einem russischen Angriff auf die Donaufürstenthümer es zu verbünden droht. Doch Graf Buol-Schauenstein will dieses Bündniß und bestimmt, nach dem Anerbieten seines Rücktrittes, Franz Joseph am zweiten Dezember zur Unterschrift. Louis Napoleon ist selig: auch Habsburg gehört nun, wie das englische Haus Hannover, zu seinem Concern. Friedrich Wilhelm möchte am Liebsten sein Heer gegen Oesterreich mobil machen und schreibt, noch als der erste Aerger verraucht ist, an den Herzog von Koburg: „Nach dem frechen Hintergehen durch Oesterreich unterhandle ich mit der Macht nicht mehr; die Lehre war zu stark." Nikolai läßt das Bild des Kaisers von Oesterreich aus seinem Arbeitzimmer entfernen und schenkt eine Statuette, die den jungen Franz Joseph darstellt, vor Zeugen seinem Kammerdiener. Sobieski und ich (so pfaucht er den Vertreter Habsburgs an) waren die dümmsten aller Polenkönige; sonst hätten wir Oesterreich nicht aus der Türkennoth gerettet. Was Franz Joseph zu Gortschakow und Edwin Manteuffel über seine friedlichen Absichten sagt, verhallt fast ungehört. Sein eigener Generalstabschef glaubt an einen nahen Offensivkrieg gegen Rußland. In einem Brief an Buol spricht Heß die Ueberzeugung aus, daß der Plan der Westmächte, Rußland zur Verminderung seiner Pontosflotte und zur Desarmirung der Binnenmeerküste zu nöthigen, auch nach einer völligen Niederwerfung des Zarenreiches mißlingen werde. Drei Monate danach, als in Wien der Kongreß der fünf Mächte tagt und dem Zaren die Gewalt übers Schwarze Meer nehmen will, erhebt Feldzeugmeister Heß noch einmal die warnende Stimme. „Jede Kraft papierener Traktate schwindet in Augenblicken der Krisis." (So hat später Bismarck gesprochen; und Alois von Aehrenthal hat nach dem Wort des muthigen Landsmannes gehandelt.) Rußland wird Schiffe und Küstenforts bauen, sobald es wieder die Kraft dazu hat; und ein kluger Staatsmann meidet nutzlose Eingriffe in das Souverainetätrecht einer Großmacht, die solche Schmach stets zu rächen suchen wird. Mag der Zar im Schwarzen Meer so viele Schiffe halten, wie ihm beliebt: er kann Europa nicht schaden, wenn die Großmächte an der bulgarischen

Küste oder am Bosporusausgang einen starken Kriegshafen anlegen. Heß empfiehlt ferner, von der Moldau an die ganze österreichische Grenze zu befestigen; solche Verschanzung wäre ein besserer Schutz als „alle Traktatsbedingnisse, die, theoretisch viel versprechend, dennoch lange vor dem ersten Kanonenschuß bereits gebrochen sind und somit zu nichts werden". Drouyn de l'Huys bemüht sich, Franz Joseph für die Ideen Napoleons zu gewinnen (der zuerst selbst nach Wien kommen wollte, „pour faire marcher mon jeune empereur d'Autriche"). Ohne rechten Erfolg. Der Gedanke, Rußland aus dem Pontos zu verjagen, mußte fallen und der französische Minister mit Buols Hilfe einen Vertrag entwerfen, der Rußland und der Türkei im Schwarzen Meer gleiche Rechte, den Signatarmächten die Befugniß gab, in diesem Meer je zwei Fregatten zu halten. Nur den Russen soll der Bosporusausgang, den die Anderen benutzen dürfen, gesperrt sein; nur ihnen ist bei Gefahr des Krieges jede Vergrößerung der Flotte verboten. Wird nun Friede? Nein. Nikolai ist tot, sein weichmüthiger Sohn Alexander hat gelobt, den Namen Gottorp nicht mit entehrenden Bedingungen zu beflecken, und seit dem Februar ist Palmerston, der zähe Siebenziger, Premierminister. Der möchte den Meerengenvertrag zerfetzen, die russische Kriegsflagge aus allen südosteuropäischen Gewässern verbannen, Sebastopol schleifen: und überredet rasch auch Louis Napoleon zur Fortsetzung des Krieges. Franz Joseph will nicht weitergehen. Heß fordert wieder die Befestigung des Hafens von Varna, eine Seefestung am Bosporus und eine starke Schanzenkette von Krakau bis Galatz. Doch Oesterreich hat nicht mehr mitzureden. Am zwölften Juni 1855 ergeht an das Oberkommando der Befehl, das Heer auf den Friedensstand zurückzuführen und sich dann aufzulösen. Am achten September fällt der Malokowthurm. Sebastopol, das Bollwerk des Schwarzen Meeres, ist in der Hand der verbündeten Russenfeinde. Jetzt fordert Oesterreich selbst die Neutralisirung des Pontos; weder russische noch türkische Kriegsschiffe dürfen da weilen; die Häfen nicht militärisch befestigt werden; alle vorhandenen Befestigungen sind zu schleifen. Wenn Frankreich nicht heimlich geholfen hätte, wäre es Nikolais Erben noch übler ergangen. Am dreißigsten März 1856 ist der Pariser Friede zur Unterschrift fertig. Der Sultan erklärt, „daß er des festen Willens ist, in Zukunft den als alte Regel seines Reiches unwandelbar festgestellten Grundsatz aufrecht zu erhalten, der den Kriegsschiffen aller Mächte streng untersagt, in die Meerengen einzulaufen; so lange die Pforte Frieden hat, wird Seine Majestät kein fremdes Kriegsschiff in die Meerengen lassen". Die übrigen Mächte verpflichten sich, „diese Willensbestimmung des Sultans zu achten und sich das verkündete Prinzip zur Richtschnur zu nehmen". Aus-

nahmen werden nur für je zwei leichte Kriegsschiffe jedes Signatarstaates gemacht, die bestimmt sind, an den Donaumündungen die Freiheit der Flußschiffahrt zu wahren. Rußland ist keine Donaumacht mehr; ist im Pontos und im Asow-Meer ohne Fahrzeug und Festung. Britanien triumphirt. Der Krimkrieg hat die Herrschaft des Union Jack besser gesichert, als Nelson und Napier vermocht hatten; und der Kranke Mann braucht im fest verschlossenen, doppelt verriegelten Haus fortan nicht vor dem grimmen Protektor zu zittern.

Drei Lustren lang hat dieser Zustand gewährt. Als Frankreich geschlagen war, schrieb Gortschakow an seinen Agenten nach Tours: „Der Krimkrieg und der Pariser Friede von 1856 waren die ersten Schritte auf dem Weg zu all dem Unheil, dessen verhängnißvolle Folgen wir jetzt in dem wankenden Erdtheil sehen. Welche Regirung morgen auch in Frankreich herrschen mag: jede muß an der Tilgung der Schuld mitwirken, die ein schädliches politisches System gehäuft hat.“ Beust hatte schon 1867 versucht, den Russen die Pontosfreiheit zurückzugeben, Moustiers Zustimmung aber nicht zu erreden vermocht. Am einunddreißigsten Oktober 1870 sagt Gortschakow in einer Cirkulardepesche an die europäischen Regirungen: „Seine Majestät der Kaiser aller Reussen kann sich nicht länger an die Bestimmungen des Pariser Vertrages gebunden erachten, die Rußlands Souverainetätrecht im Schwarzen Meer einschränken.“ An der Themse berathen die Mächte. Der Londoner Vertrag vom dreizehnten März 1871 bestätigt noch einmal die convention des détroits von 1841, giebt, im zweiten Artikel, aber dem Sultan das Recht (la faculté), „in Friedenszeit den Kriegsschiffen der befreundeten und verbündeten Mächte die Meerengen zu öffnen, wenn die Pforte es für nöthig hält, um die Ausführung des Pariser Vertrages zu sichern und ihre Integrität gegen Angriffe zu schützen.“ Wieder eine Ausnahme; wieder eine Klausel, die mißverstanden werden konnte und mißverstanden worden ist. Artikel 63 des Berliner Vertrages von 1878 schafft kein neues Meerengenrecht, sondern bestätigt das 1841, 1856 und 1871 Vereinbarte. Dreizehn Jahre später giebt (in einem turko-russischen Sondervertrag, also nicht mehr unter Kontrole und Garantie der Großmächte) die Pforte den unter der Handelsflagge fahrenden, meist zu Militärtransporten benutzten, aber nicht armirten Schiffen der „Freiwilligenflotte“ Rußlands die Meerengen frei. Der Irade vom zehnten Dezember 1895 gestattet den Signatarmächten des Pariser und des Berliner Vertrages, je ein zweites Gesandtschaftschiff leichter Sorte durch die Dardanellen laufen zu lassen; diese Schiffe dürfen da aber nicht Anker werfen. Den Anspruch anderer Mächte, Stationschiffe dicht an die Dardanellenschlösser heranzuschicken, hat der Sultan zurückgewiesen. Muß ers jetzt den Russen erlauben?

✱

Europäische Expansion.*)

Wie die Erdrinde, so weit wir sie kennen, aus einer Anzahl übereinandergelagerter Schichten besteht, in deren Entstehung sich die Geschichte der allmählichen Erkaltung und Verwitterung des Materials niedergeschlagen hat, aus dem sie gebildet ist, so haben sich auf diesem physikalisch-chemischen Bestand ihres Daseins wiederum Reste der menschlichen Geschichte in tausend Formen von verschiedenen Sedimenten niedergeschlagen; und nur Das unterscheidet sie auf den ersten Blick von den natürlichen Sedimenten, daß sie, wir glauben es, nicht eine niedergehende, sich auflösende, sondern eine aufwärts gerichtete, steigende Entwickelung erkennen lassen. Diese Sedimente lagern überall, auch auf dem Boden der Meere, wenn auch hier uns meist unzugänglich; und mit ganz besonderen Empfindungen fährt darum wohl der geschichtlich denkende Reisende über Stellen großer Seeschlachten oder über Stätten eines ehemals regen Handelsverkehrs zu Wasser, von denen keine Welle mehr redet und doch die Phantasie träumt, und ihm läutet es aus der Tiefe, gleich als ob, wo nur Menschen zur See sich einmal in Streit und Freude begegneten, die Glocken Vinetas erklängen. Das Festland aber ist überall ausgefüllt mit prähistorischen Resten. Wo immer der Forscher den Spaten ansetzt, da findet er sie; und aus den Gesammtausgrabungen hin über den Erdball wird dereinst eine ganze vorgeschichtliche Vergangenheit unseres Geschlechtes zu neuem Leben im Gedächtniß der Menschheit erstehen, von der uns heute nur erst Bruchstücke zugänglich sind.

Diese Sedimente sind aber sehr ungleich vertheilt. An manchen Stellen werden nur dünne und ärmliche Zeugnisse primitiver Kulturen gefunden; anderswo bedeutet vielleicht jeder Fund noch einen Fortschritt in der Erkenntniß großer und hoher menschlicher Entwickelung und somit im besonderen Sinn auch einen Erwerb noch für die Zukunft. Man könnte sagen: So ungleich wie das physische Niveau der Erdrinde mit seinen Gebirgen und Ebenen, seinen Hoch- und Tiefländern ist auch das Niveau der geschichtlichen Ueberlieferung.

Und noch ein engerer Zusammenhang besteht weithin zwischen Physischem und Geistigem. Wer über zahlreiche Völker hinblickt, Der wird erstaunt sein über die Abhängigkeit ihrer Schicksale und ihrer Beanlagung von den geo-

*) Ein Bruchstück aus dem dritten (die Geschichte der Zeit von 1815 bis 1908 behandelnden) Band von „Ullsteins Weltgeschichte“, der noch im Oktober bei Ullstein & Co. erscheinen soll. Die Thatsache, daß der heute berühmteste Historiker Deutschlands mitarbeitet, und die Art der geschichtphilosophischen Darstellung Lamprechts (von der deshalb eine etwas größere Probe gegeben werden mußte) beweist schon, daß es sich hier nicht um Buchmacherei handelt, sondern um ein Werk, das aus dem noch spärlich bebauten Boden deutscher Universalgeschichte in ansehnliche Höhe aufragt.

graphischen Bedingungen. Vor Allem die Rasseeigenschaften, die stärksten Konstanten der heutigen geistigen Welt, sind letzten Endes wohl von solchen Bedingungen abhängig; und so ist es nicht ohne tiefen Sinn gewesen, wenn Vorstellungen, die einer der geistreichsten Geographen des neunzehnten Jahrhunderts an diese Zusammenhänge knüpfte, Anlaß zu einer neuen Auffassung und Eintheilung der Weltgeschichte gegeben haben. Aber auch die großen uns bekannten Kulturkreise der menschlichen Geschichte ordnen sich nach Entstehungherd und primitivem Ausbreitungsgebiet nicht zum Geringsten geographischen Bedingungen ein.

In der Neuen Welt, die so lange einen für sich bestehenden Bereich menschheitlicher Entwickelung bildete, liegen alle Kulturkreise, der mexikanische, der peruanische, der der Chibchas, tropisch oder subtropisch und in beträchtlichen Höhen und nur wenig hat sich ihr Gebiet in die Tiefen erweitert; am Ehesten nach dem Meer zu, nach den Gebieten relativer Kühle und relativer Feuchtigkeit hin. Nicht anders sind die älteren Kulturkreise der alten Welt gelegen. Die der östlichen Hälfte des großen kontinentalen Zusammenhanges, den Asien, Europa und Afrika bilden, haben in den großen Flußthälern des Indus und Ganges wie des Hoangho ihre Heimath: an fruchtbaren Stellen üppigen oder wenigstens frischen Pflanzenlebens und einer ursprünglich reichen Thierwelt. Und ein Aehnliches mag auch für die westliche Hälfte der alten Welt gelten, mag es sich nun um die kleinasiatischen Gruppen von Urkulturen im Zwischenlande des Tigris und Euphrat oder um das Land des Nils oder um die zerrissenen europäischen Gestadeländer des Mittelmeeres oder selbst um jenen nordafrikanischen mediterranen Küstenrand handeln, den man, entsprechend dem Begriffe Kleinasien, passend Kleinafrika genannt hat. Ueberall kommen fruchtbare Gebiete schon recht südlicher Lage in Betracht und ergiebt sich vor Allem ein reichliches Dasein von Wasser; wie denn noch heute in jeglichem Siedlungsgebiete der Welt, an jedem noch so kleinen Orte zukünftiger menschlicher Besiedlung zunächst Wasser verlangt wird. Um die westlichen Kulturkreise der alten Welt aber lagern sich Wüsten und schwer zugängliche Randgebirge, die ins Innere der Kontinente führen, wie nicht minder um die Gebiete der Kulturkreise des Ostens.

Von diesen ursprünglichen Kulturkreisen her sind dann jüngere etwas anderen geographischen Wesens entwickelt worden, die man wohl, geographisch wie geschichtlich, sekundäre nennen könnte; so die der japanischen, der malaiischen, der central- und westeuropäischen, kurz, der heutigen europäischen Kultur. Dabei hat sich, ist es erlaubt, hier einige einstweilen nur provisorisch gemachte Beobachtungen zu äußern, bei der tropischen Entwickelung solcher sekundärer Kulturen eher ein Verfall, bei der Entwickelung in strengere Gebiete der gemäßigten Zone hin eher eine Steigerung menschlicher Kulturformen ergeben.

Wie Dem aber auch sei: in der heutigen geschichtlichen Welt handelt es sich vornehmlich um zwei Kulturkreise, den ostasiatisch-japanischen und den europäischen; man dürfte bei einiger Uebertreibung englischen Nationalstolzes auch sagen: den europäisch-englischen, oder bei einigem Betonen germanischen Rassestolzes: den europäisch-teutonischen, wobei unter Teutonisch nach einem englischen und vornehmlich nordamerikanischen Sprachgebrauche, den wir uns in Deutschland werden aneignen müssen, Nord- und Südgermanen (Skandinaven, Deutsche, Niederländer) Angelsachsen-Engländer und die kolonialen Teutonen vornehmlich Nordamerikas und Australiens zusammengefaßt werden. Von diesen beiden heute an erster Stelle aktiven Kulturkreisen aber ist es wiederum vornehmlich der europäische, der, auf Grund einer Kultur, die doch wohl, als Ganzes, jegliche Kultur früherer Zeiten und Völker qualitativ wie namentlich quantitativ überragt, entscheidend eingegriffen hat. Denn auch auf den ostasiatischen Kreis ist er nicht ohne Einfluß geblieben, wenn er auch nicht dazu gelangt ist, ihn politisch zu beherrschen, und wenn auch seit dem achtzehnten Jahrhundert vornehmlich, wie schon einmal in den Zeiten des Sinkens der antiken Welt, zahlreiche und steigend wichtigere Einwirkungen von diesem Kreis auf den europäischen ausgegangen sind.

So ist es innerlich begründet, wie es auch freilich unserem europäischen Rassensinn schmeichelt, eine Weltgeschichte von heute mit der Geschichte der Expansion dieses Kreises, namentlich in neueren und neuesten Zeiten, über die Welt abzuschließen. Und eben unter diesem Gesichtspunkt läßt sich noch ein besonderes Wort für den alten und so oft getadelten Begriff der „Weltgeschichte“ einlegen. Ist es nicht wirklich der Erdball (Das heißt: die Welt in menschlichem, geschichtlichem Sinn), der von der europäischen Expansion erfüllt wird? Handelt es sich nicht hier zum ersten Mal um eine Weltgeschichte im recht eigentlichen, greifbaren, anschaulichen Sinn? Findet hier nicht eine durchaus berechtigte Erweiterung des geographischen Begriffs „europäischer Kulturkreis“ (alle Kulturkreise sind naturgemäß nach dem Raum, den sie füllen, benannt, also geographischen Charakters) auf den geographischen Begriff „Welt“ statt? Wir Deutsche haben die doppelte Bezeichnung Universalgeschichte und Weltgeschichte und wir sollten uns unter den neuen Verhältnissen der jüngsten europäischen Expansion, die natürlich auch neue Begriffe fordert und damit neuer technischer Worte bedarf, daran gewöhnen, unter Weltgeschichte die Geschichte der europäischen Expansion und des westasiatischen-mittelmeerischen Kulturkreises, auf dem diese geschichtlich fußt, zu verstehen, ganz in Anlehnung an den bisher praktisch für das Wort herkömmlichen Umfang; die Geschichte der gesammten Menschheit aber sollten wir als Universalgeschichte bezeichnen.

Die ältere Entwickelung des heutigen europäischen Kulturkreises kann hier nur mit zwei Worten gestreift werden, unter Gesichtspunkten, deren Darlegung

für das eingehende Verständniß der jüngeren Perioden und Vorgänge nothwendig ist. Den Kern der Völkermasse des europäischen Kulturkeises haben von je her die Teutonen gebildet. Gewiß spielen daneben Kelten und Slaven, Jene den Germanen in der Eigenentwickelung wenigstens ihrer wirthschaftlichen Kultur um etwa zwanzig Generationen voraus, Diese um etwa eben so viel zurück, eine beträchtliche Rolle. Allein nicht sie haben jenen Bereich, den Garten gleichsam des vorderasiatisch-mittelmeerischen Kulturkreises, in dem sich Hellenismus und römisches Imperium trafen, definitiv durchbrochen und erstürmt, auf dessen Einnahme sich das Besondere der europäischen Kultur aufbaut, so weit es der Folge der weltgeschichtlichen Begebenheiten verdankt wird. Und nicht sie stehen darum auch in der Mitte der europäischen Kultur, insofern sie durch die von der Antike unterstützte Eigenentwickelung der in ihr aufgegangenen Völker an erster Stelle gebildet worden ist. Der Beweis aber, daß dieses Centrum von je her die Teutonen einnahmen, kann nicht nur aus politischen Ereignissen, wie der Uebernahme des Kaiserthums durch die Deutschen, geführt werden, denn hier läßt sich immer von der Einwirkung besonderer Umstände, von Dem, was man geschichtlichen Zufall nennen kann, sprechen; er erhellt sicher vielmehr aus der Thatsache, daß in den romanokeltischen Mischvölkern, so namentlich den Italienern und Franzosen, wie unter den stark gemischten Engländern die Kraft der Entwickelung immer in den Gegenden und Stämmen gelegen hat, die eine starke Mischung mit teutonischen Elementen erlebt haben, wie aus der langwährenden Beherrschung der heute größeren slavischen Kultur erst durch die Normannen, dann durch die Deutschen der baltischen Länder.

Die Völkerwanderungen, in deren Verlauf die Völkermischungen in Europa eintraten, deren Vollendung die Vorbedingung für die Entwickelung des europäischen Kulturkreises war, haben, so weit die Teutonen in Betracht kamen, etwa anderthalb Jahrtausende gedauert. Sie beginnen in jenen grauen Zeiten, da, vielleicht vier oder fünf Jahrhunderte vor Christus, germanische Füße zum ersten Mal den Boden zwischen Elbe und Weser betraten und germanische Rosse zum ersten Mal den Rhein durchschwammen. Sie endeten mit den letzten Ergüssen nordgermanischer Volkskraft in den äußersten Süden, mit dem Auftauchen der Normannen an den Küsten des Mittelmeeres, mit der Begründung des unteritalisch-sizilisch-epirotischen Normannenreiches und der Errichtung des lateinischen Kaiserthumes in Konstantinopel. Sie sind anfangs vornehmlich zu Lande verlaufen, sie haben zuerst die scharfe Grenzbildung des Imperiums nördlich der Alpen veranlaßt und haben dessen Grenze dann, von Osten her beginnend, in den Ereignissen jener Völkerwanderung, die die ältere historische Lehre meist allein kennt, bis zu dem Grade überschwemmt, daß sie durch alle europäischen Küstenländer des Mittelmeeres, ja, durch den westlichen

Nordrand Afrikas ihre Wellen getrieben haben. Sie fanden später zu Wasser statt, trafen nun vor Allem die atlantischen und mittelmeerischen Küsten Europas und Kleinasiens, führten aber auch die großen Ströme hinauf tief ins Binnenland des Kontinentes hinein, bis zu dem Grade, daß in ihrem Verlauf eine Durchquerung des Welttheiles fast da, wo er am Breitesten war, zwischen Ostsee und Schwarzem Meere, gelang. Die erste Phase des Verlaufes war dabei politisch durch Bildung von Tributärstaaten auf dem Boden des Kaiserreiches, und zwar der byzantinischen wie der westlichen Hälfte, gekennzeichnet: so sind die Gothenstaaten an der Donau und auf der Balkanhalbinsel, so die Gothen- und Langobardenstaaten in Italien, wiederum die Gothenstaaten in Südfrankreich und Spanien, der Frankenstaat im nördlichen Gallien, der Vandalenstaat im nördlichen Afrika entstanden.

Den Abschluß dieser Despotien, in denen urzeitlich-demokratisches Germanenthum und Verwaltungreste des römischen Absolutismus wunderlich und in oft doch vieldurchdachten Bildungen durcheinanderwogten, bildete das Reich der Karolinger, man darf sagen: Pippins und Karls des Großen. Es ist schon insofern eine historische Landmarke, als in dem Augenblick seiner Vollendung spätestens die Wanderungen der Teutonen zu Lande aufhörten und die Seewanderungen um so mehr begannen; schon in den späteren Zeiten Karls des Großen hat das neue Universalreich von den Angriffen der Normannen zu leiden gehabt. Es bildet aber namentlich auch insofern den Abschluß der früheren Periode, als in ihm eine staatliche Bildung auftritt, die zum ersten Mal durch längere Zeit hin antike und teutonische Kultur zu vermählen sucht und auch wirklich zum Theil vermählt und eben darin die erste dauernde Grundlage für die Expansion einer europäischen Kultur späterer Jahrhunderte schafft. Insofern ist es gleichsam von Vorbedeutung, wenn für die Zeit wenigstens Karls des Großen in der That von mittelalterlichem Imperialismus und auch von dem Erwachen einer christlich-antik-teutonischen Expansion nach Norden und Osten, ja, auch nach Südwesten, nach Spanien zu gesprochen werden kann. Noch mehr zu einem Wendepunkt von höchster weltgeschichtlicher Bedeutung wird die Zeit der Karolinger durch Ereignisse, die, vom Standpunkt des europäischen Betrachters aus gesehen, zunächst einen mehr negativen Charakter aufweisen. Auf dem Boden des römischen Imperiums war neben der neuen teutonischen Kultur noch eine andere, im Südosten, in polarer Lage also zu dem in Bildung begriffenen fränkischen Westen, aufgetaucht: die arabische. Und es war auf dem Wege der Entwickelung einer neuen Religion geschehen, dem fruchtbarsten und furchtbarsten weltgeschichtlichen Weg, den es giebt. Diese Kultur hatte in rapidem Siegeslauf die asiatische wie die afrikanische Gestadeseite der ihr benachbarten Mittelmeergegenden eingenommen und sich auch fast aller weit nach Süden ragenden Punkte des europäischen Nordgestades, Spaniens, zum

Theil Siziliens und Süditaliens und Moreas bemächtigt. Im Beginn des achten Jahrhunderts drangen ihre Pioniere, Piraten und Krieger, zu Lande bis an die Riviera, in Gallien die Rhone hinauf bis nach Lyon und Autun und nicht minder in Septimanien vor, während sie gleichzeitig die Herrschaft des byzantinischen Reiches bedrohten; im höchsten Grade agressiv erwies sich diese diagonale Gegenkultur gegenüber der in Bildung begriffenen europäischen und die Gefahr war nicht gering, daß diese und mit ihr Christenthum und Teutonismus dem Andrang erliegen könnte. Da hat eben das Frankenreich, Karl Martell und seine Reiterei, der Heilige Martin von Tours und christlicher Glaube in der Schlacht von Tours und Poitiers die Wagschale zu Ungunsten des Islam und des Araberthumes gesenkt. Beide blieben seitdem immer mehr auf die afrikanische und asiatische Seite des Mittelmeeres beschränkt. Allein hier setzten sie sich um so mehr fest; und indem sie im dauernden Gegensatz zum europäischen Kulturkreis blieben, bildete ihr Areal eine undurchdringliche Masse, die den Verkehr zwischen den Welten des europäischen und des indischen und ostasiatischen Kulturkreises, wie er seit Alexander dem Großen in den Tagen des Hellenismus und in den Zeiten des römischen Imperiums immer mehr erblüht war, auf lange hin aufhob: ein Vorgang von größter weltgeschichtlicher Tragweite.

Der europäische Kulturkreis, der damit auf sich begrenzt war, trat nun in die recht eigentlich mittelalterlichen Jahrhunderte seiner Geschichte. Der Urzeit mehr oder minder entwachsen, entwickelten seine Völker die charakteristischen Zeichen mittelalterlicher seelischer Gebundenheit: die Schwächen einer noch geringen äußeren Welterfahrung in dem Vorherrschen eines analogistischen Schließens und damit Autoritäts- und Wunderglaube in allen ihren (namentlich auch suggestiven) Formen und die Schwächen einer noch geringen inneren Welterfahrung in dem Mangel einer eigentlichen Erziehung, in den für uns grotesken Formen ritterlicher Abenteuerlust und ungebändigter Willensakte selbst auf dem Gebiet der Politik. Es war die seelische Disposition, deren eine Offenbarungreligion mit einer Wunderüberlieferung und einem sakramentskräftigen Klerus bedurfte; und so erscheint die seelische Gebundenheit der Zeit vor Allem als Unterordnung unter die Bevormundung der Kirche. Nichts ist hierfür bezeichnender als die Vermischung politischer und geistlicher Betrachtungweise zu Gunsten der Kirche und deren Ausprägung sogar in geistlichen Staaten, wie dem Patrimonium Petri und den Ordensstaaten verschiedener Länder; auch der stärkste Versuch, die Mauern des Islam zu erschüttern, wie er in den Kreuzzügen erfolgte und die Hauptaktion der Zeit und des Kulturkreises, diesen als Ganzes betrachtet, darstellt, wird etwa nicht der Einsicht von dessen Schädlichkeit, sondern dem Zufall verdankt, daß die Heiligen Stätten des Christenthumes im Machtbereich der islamitischen Welt gelegen waren.

Im Gebiet des Wirthschaftlebens, von dem aus am Ehesten durch Entwickelung neuer psychischer Reize eine Wandlung des bestehenden Seelenlebens der Gebundenheit zu erwarten war, war das Zeitalter zunächst durch naturwirthschaftliche Zustände gekennzeichnet. Die Ausbeutung des Bodens im Ackerbau bildete die durchaus regelmäßige Norm wirthschaftlicher Thätigkeit, Grundbesitz war die einzige durchgehende Form des Reichthumes und Handel und Verkehr wie Stoffveredlung bestanden zwar, bildeten aber nur einen Anhang der Volkswirthschaft und zu einem nicht geringen, wenn auch bei den einzelnen Völkern verschieden großen Theil ein Behältniß von Ueberlieferungen aus den einst viel höher entwickelten Lebensformen antiker Wirthschaft. Dabei versteht sich, wie ein solcher Zustand, indem er die thätigen Kräfte isolirte, eben jenes geringe Maß von Erfahrung aufrecht erhalten und immer von Neuem bedingen mußte, aus dem nicht zum Geringsten die gebundene seelische Haltung des Zeitalters hervorging. Aber gerade in diesem Zusammenhang war auch das wesentlichste Mittel zur Aenderung, zum Fortschritt gegeben. Indem die Naturalwirthschaft, nach demokratischer Sitte der Urzeit von den Teutonen wenigstens in gleichwerthigen Bauernwirthschaften getrieben, überall zu organisatorischen Formen höherer Art fortschritt, indem sich Zustände einer landreichen Ackerausbeutung in Grundherrschaft und Pachtherrschaft neben dem einfachen Bauerngut bildeten, war auch die Möglichkeit größerer Ersparnisse durch die Landreichen, den Adel, die Fürsten, vielfach wohl auch die heranwachsenden Städte gegeben und damit die Voraussetzung zu stärkerer Entwickelung der Industrie. Denn nun war es möglich, von den Ersparnissen, wie sie anfangs in Naturprodukten, später wohl auch in Geld vorlagen, Menschen zu ernähren, die ihre Kräfte vornehmlich oder ausschließlich der Stoffveredlung widmeten. Es war damit schließlich ein sehr einfaches Prinzip des Fortschrittes, das sich hier geltend machte. Aber nur sehr allmählich und langsam, wenn auch schließlich fundamental verändernd, trat es in Wirkung.

Leichter war es da schon, einmal gemachte Ersparnisse zum Erwerb irgendeines fremden Manufaktes aufzuwenden, das ein spärlicher, nach Hausirerart, doch in verhältnißmäßig kostbaren Waaren betriebener Handel von weiter Ferne herbrachte: eines Stückes Brokat sarazenischen Ursprunges, eines römischen Reihers zur Vogelbeize, eines Sklaven vielleicht gar, den zumal in den südlichen Gegenden das nahe Afrika oder Asien liefern konnte. Und so liegen die Anfänge des Handels allerdings entwickelungsgeschichtlich früher als die der Industrie. Aber man sieht wohl, daß der Handel organisch dem eigenen Wirthschaftleben des Kulturkreises doch erst dann ganz angehören konnte, wenn er sich vom Vertrieb der eigenen Produkte, sei es der Industrie, sei es auch des Ackerbaues oder der okkupatorischen Thätigkeiten, des Fischfanges, der Pelzthierjagd und so weiter nährte; mochte er auch in seiner zunächst halb exotischen Thätig-

keit durch leise Beziehungen zum indischen Orient, wie sie die Kreuzzüge immerhin wieder eröffnet hatten, schon vorher verstärkt sein.

Dieser Moment eigenständiger Entwickelung des Handels innerhalb des europäischen Kulturkreises selbst trat aber nun überall, früher oder später, vom dreizehnten zum fünfzehnten Jahrhundert ein; und er bezeichnete selbstverständlich den Durchbruch eines neuen Wirthschaftlebens und auch eine neue Möglichkeit der Expansion. Dabei kann hier freilich nicht erzählt werden, welche Fäden im Einzelnen nun aus der jetzt entstehenden Geldwirthschaft mit ihrem Städtewesen, mit ihrem bald sich vollziehenden Uebergang vom Handwerk zu höheren Formen industrieller Produktion, mit ihrem aufkommenden Geldhandel neben dem Waarenhandel in die geistige Entwickelung des europäischen Kulturkreises hinüberreichen. Es muß genügen, hier nur die Worte: Uebergang zum individualistischen Seelenleben oder zur geistigen Befreiung des Individuums, Renaissance, Humanismus und vor Allem Reformation zu nennen und mit diesen wenigen Worten den Eintritt eines völlig neuen seelischen Zeitalters anzudeuten; jenes Zeitalters, das die Entwickelung vom fünfzehnten bis zum achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert umfaßt hat und aus dem sich erst die letzten fünf bis acht Generationen zu wiederum noch höheren Formen psychischen Daseins emporzuringen begonnen haben.

... Die Frage, ob sich der europäische Kulturkreis bis zum vollen Uebergang zur Geldwirthschaft (also bis zur Vollendung der wichtigsten Stadien dieser Wirthschaft im Verlauf des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts) erweitert habe, wird von jedem Angehörigen dieses Kreises immer mit dem freudigsten Ja beantwortet werden. Denn ungeheuerlich geradezu war diese Erweiterung schon bis zum Schluß dieser Zeit, etwa bis zu Cooks Fahrten um die Welt, und die Welt ist eben durch sie erst ganz entschleiert worden. Welch eine Fülle geschichtlicher Gesichte schon von den ersten keltischen und germanischen Wanderungen der Vorzeit an über Kreuzzüge und Agrarkolonisation des hohen Mittelalters hinweg bis zu der Großthat des Kolumbus; vor Allem aber von da wieder über die Entwickelung der portugiesischen Kolonialherrschaft und der spanischen Weltgewalt zu den großen maritimen Ereignissen der niederländischen Geschichte und zu der Ausbildung der kolonialen Rivalität zwischen Frankreich und England mit dem fast endlosen Ringen der beiden Nationen gegen einander!... Das Motiv menschlicher Expansion, das am Frühesten aufgetreten sein mag, das jedenfalls den elementarsten Eindruck macht, ist das der Erweiterung des Nahrungspielraumes. Innerhalb des Bereiches der europäischen Expansion, insbesondere der Ausdehnung der Teutonen, besteht darüber kein Zweifel, daß es das früheste war. Unmittelbar, in direkten Quellen, ist von der ewigen Landnoth der Germanen vor und nach Beginn der christlichen Aera die Rede. Dabei war diese Landnoth im Ganzen noch die Noth einer nomadischen Kultur. Gewiß suchte man auch

neue Strecken zum Ackerbau; vor Allem aber handelte es sich um Weideplätze für das zahlreiche Vieh; und so weit man agrarische Ausdehnung suchte, waren die Vorstellungen von ihr auch noch durch nomadische Anschauungen mit bedingt und daher äußerst extensiv. Nicht nur Neuland, sondern weiteste Expansionstrecken, quam latissimos fines zu haben, war daher der Wunsch jeder germanischen Völkerschaft. Und diese weiten Strecken, wie sie allein besonders fruchtbaren Jahren der Viehzucht oder besonders günstigen Zeiten der Volksvermehrung genügen konnten, wurden nicht nur in der Nachbarschaft, im Anschluß an schon angeeignete Gebiete gesucht. Die Stämme hatten noch nicht im heutigen Sinn des Wortes eine Heimath; leicht hoben sie den Fuß von dem vielleicht vor Kurzem erst betretenen Boden; ihre Verfassung war noch nicht mit irgendeiner Gegend irgendwie verwachsen, sie war vielmehr eine rein personale, eine unter europäischen Lebensbedingungen überallhin transportable Verfassung. Und so verstanden sie ihre Expansion nicht als von irgendeinem festen Punkte aus centripetal, sondern als Expansion quand même, unter Uebergang auch des ganzen Stammes gegebenen Falls in andere Länder, Klimate, Breiten. Eben diese Eigenschaften und Anschauungen sind die fundamentalen Voraussetzungen der teutonischen Wanderungen gewesen und ihrem Bereich entwachsen die höchsten Ideale teutonischer Urzeit, die Ideale des fahrenden Kriegers, des Recken.

Es ist selbstverständlich, daß dieser seelische und wirthschaftlich-praktische Zustand nicht beibehalten werden konnte, sobald der Ackerbau als Volksbeschäftigung und Volkssitte überwog, sobald man völlig seßhaft geworden war. Jetzt wurden Siedlungskolonien weit weg von der Heimath auf fremder Erde, womöglich gar unter fremdem Volk eine Ausnahme; selten erhoben sich überhaupt auf einmal ganze Massen zum Wandern, wie etwa unter der Wirkung lokaler Hungersnöthe, denen man entfloh, statt sie durch noch unmögliche Zufuhr von Getreide zu dämpfen, oder auch unter der Wirkung großer religiöser Gedanken; durchaus das Gewöhnliche wurde, daß einzelne oder kleine Genossenschaften wanderten, und sie wanderten nicht so sehr aus wie ab. Das Centrum der Besiedelung, wie es einmal gebildet worden war, blieb also erhalten; und die Abwandernden suchten den ersten günstigen, agrarisch brauchbaren Platz in der Nachbarschaft. Es war das für das eigentliche Mittelalter charakteristische Stadium der bloßen Erweiterung des Nahrungspielraumes. Und man sieht wohl, daß diese Umstände unter allen europäischen Völkern wiederum den Teutonen und insbesondere den Deutschen zu Gute kommen mußten. Denn die Romanen, darunter auch die Franzosen und die Engländer (die Slaven zählen um diese Zeit erst bedingt zu den europäischen Kulturvölkern) waren in Ländern alter römischer Civilisation seßhaft, die schon lange und gründliche Zeiten inneren Ausbaues hinter sich hatten; und die Grenzen der Bereiche dieser Na-

tionen waren dicht von anderen Völkern besiedelt. Die Deutschen aber waren im Besitz eines erst sehr extensiv verheimathlichten Landes; und östlich von den Grenzen ihres Volksbereiches streckten sich, noch viel weniger umfassend besiedelt, langhin slavische Gebiete, die sich leicht dem höheren Wirthschaftleben deutscher Einwanderer erschlossen. Und so hat denn Deutschland, in dieser Zeit recht eigentlich die Hochburg des Teutonismus, vom neunten bis zum vierzehnten Jahrhundert ununterbrochen eine zunehmende Erweiterung des Nahrungspielraumes seiner Bewohner erlebt; zuerst im inneren Ausbau der Heimath, zwischen deren alte Siedlungen Neudorf um Neudorf geschoben wurde, dann in jener gewaltigen Besiedelung und Germanisirung des slavischen Ostens, des Landes zwischen Elbe, Oder und Weichsel und die Donau hinab, in der, im Verlaufe vornehmlich des zwölften bis vierzehnten Jahrhunderts, erst mehr als zwei Fünftel des heutigen deutschen Bodens gewonnen worden sind. Es sind Vorgänge und Thatsachen, die noch immer mächtig nachwirken, sie bedingen den heutigen Unterschied zwischen Dem, was man gewöhnlich Süd- und Norddeutsch nennt, was man besser Altmutterländisch-Deutsch und Kolonial-Deutsch nennen würde; ihnen erst wird jener heutige Volksreichthum der Deutschen verdankt, der ihnen eine nicht zu übersehende Stelle im Getriebe der Weltpolitik sichert; von ihnen aus erst wird die Bildung des heutigen Deutschen Reiches, dessen führender Staat Preußen ursprünglich rein kolonial war, in wichtigen Beziehungen verständlich.

Die geldwirthschaftlichen Zeiten des fünfzehnten bis achtzehnten Jahrhunderts haben die Erweiterung des Nahrungspielraumes nicht mehr an erster Stelle durch Besiedelung neuer Länder und Gegenden gesucht. Da sie den Verkehr und seine Mittel in der Durchbildung des Geldwesens, dem Ausbau der Straßen zu Wasser und zu Land und in der Vermehrung der Transportmittel, insbesondere auch der Vergrößerung der Schiffsgefäße schon bis zu einer gewissen Höhe entwickelten, so lag für sie eine Erweiterung des Nahrungspielraumes durch Transport von Nahrungmitteln und ihren Aequivalenten, vornehmlich solcher besonders werthvoller und wenig voluminöser Art, wie der Edelmetalle, in die Heimath näher. Zu Siedelungen in der Fremde wurde nur von Einzelnen geschritten, die sich in der Heimath bedrängt oder deklassirt fühlten, — wenn auch die weltgeschichtliche Wirkung solcher Siedelungen, die nicht selten aus idealen und daher besonders wirksamen Motiven hervorgingen, eine sehr beträchtliche gewesen ist. Das Zeitalter der Siedelungskolonien in zunächst nur wirthschaftlicher Kultur begann vielmehr erst wieder von dem Augenblick an, da die gesteigerten Verkehrsmittel den Transport größerer Menschenmassen gestatteten; ein Moment, der in der europäischen Expansion erst im Lauf des neunzehnten Jahrhunderts völlig eintrat.

Neben Noth ist Ehrgeiz, neben der Erweiterung des Nahrungspielraumes

Eroberungtrieb gewiß eines der elementarsten, ständig fortwirkenden Motive menschlicher Expansion. In der Urzeit des werdenden europäischen Kulturkreises, also vor Allem bei den Teutonen, finden sich für die Bethätigung dieses Motives schon völlig ausgeprägte feste Formen. Die älteste von diesen ist der einfache Raubzug; seine Organisation ist am Besten von Caesar geschildert worden. Gelegentlich einer der großen politischen Versammlungen einer Völkerschaft erhebt sich irgendein anerkannter Krieger, verkündet, er werde einen Raubzug zu bestimmter Zeit und in bestimmter Richtung unternehmen, und wirbt Theilnehmer. Der Zug erfolgt dann als Privatunternehmen gleichsam des Helden, doch unter offiziöser Billigung der Völkerschaft, der er angehört. Die Form ist von hohem Interesse, denn sie enthält Momente der Expansion, die im Bereich teutonischen Lebens bis in die Gegenwart beständig wiederkehren. Nach diesem Prinzip waren die niederländischen Handelscompagnien noch des siebenzehnten Jahrhunderts nicht minder als die großen Compagnien Englands seit dem siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert, insbesondere auch die Ostindische Compagnie begründet: private Initiative unter offiziöser Billigung (und Kontrole) der Oeffentlichkeit. Und lassen sich nicht noch die Prinzipien der deutschen Expansion in bismarckischen Zeiten auf diese Form zurückführen? Das aber ist für diese Form von Anbeginn bis zur Gegenwart bezeichnend, daß sie sich zunächst nur für Raub und Handel eignet: von Alters her und im Verkehr mit niedrigen Völkern auch heute noch vielfach synonyme oder wenigstens nahestehende Begriffe. Wo es darauf ankommt, Land dauernd zu besetzen und zu gewinnen, fällt diese Form hinweg; die öffentliche Gewalt, die hinter dem Unternehmen steht, muß direkt hervortreten.

Das Heerkönigthum, die zweite Form der erobernden Expansion teutonischer Urzeit, kann man vielleicht als aus der ersten abgeleitet ansehen. In diesem Fall würde der unternehmende Held nicht nur Genossen des eigenen Volkes, sondern auch Einzelne und Gruppen von Angehörigen anderer Völkerschaften an sich gezogen, diese zu einer beständigen Macht verschmolzen und mit ihnen bestimmte neue Gebiete, unter mehr oder minder starker Unterjochung ihrer Einwohner, erobert haben. Es ist ein Fall, dessen Verlauf, wenn auch nicht Entstehung, wir in der Geschichte Ariovists deutlich vor uns sehen. Aber eine etwas andere Entstehung des Heerkönigthums ist auch denkbar und kam thatsächlich vor, wie das nicht minder einleuchtende und sichere Schicksal Marobods erweist. Ein Stamm, hier die Markomannen, konnte sich in seiner gesammten Kraft erheben und unter der ständigen Führung eines Helden, dem man vertraute, neue Sitze erobern. Das Heerkönigthum mit den aus ihm abgeleiteten sehr mannichfachen Formen ist die eigentliche Expansionweise der teutonischen Völkerwanderungen zu Lande oder zur See gewesen. Und insofern ist es selbst und sind seine Folgen Erscheinungen von weltgeschichtlicher Bedeutung.

...Das Motiv der Expansion, das im Mittelalter zu den bisher besprochenen Motiven der Erweiterung des Nahrungspielraumes und der ehrgeizigen Eroberung hinzukommt, ist das religiöse; noch mehr als das Eroberungmotiv führt es von der gemeinen Nothdurft der Dinge ab in höhere, gleichsam menschlichere Sphären der Geschichte. Auch erfährt es allmählich, in seinen späteren Entwickelungformen, eine Läuterung, die es zu immer gewaltigeren und zugleich edleren Leistungen innerhalb der geschichtlichen Welt fähig macht, entsprechend der Entwickelung der Religion selbst zu stets lautereren Formen einer verinnerlichten Frömmigkeit.

Im eigentlichen Mittelalter ist das religiöse Motiv natürlich noch durchaus an die Kirche und das bestehende Christenthum gebunden; so wirkt es sich in stark äußeren Vorgängen, im Eintreten zunächst für die Ideale der kirchlichen Institutionen, aus, so weit diese in die Ferne weisen und dadurch expansiv wirken. Das Aeußerlichste wohl, was in diesem Zusammenhang auftreten konnte und zum Theil wenigstens im europäischen Mittelalter aufgetreten ist, ist der Drang nach dem Besitz von wunderthätigen Reliquien und nach der Eroberung der Heiligen Stätten, in denen sich die Offenbarung abspielte, sind Fahrten zum Raub von Heiligenbildern, wie sie das griechische Mittelalter sah, sind die Kreuzzüge. Davon, was diese für die europäische Expansion bedeuteten, ist schon andeutend gesprochen worden; doch blieb es nicht bei dem Kampfe gegen den Islam und dessen Schwächung und noch viel weniger bei der bloßen Besitznahme der Heiligen Stätten: weitaus wichtiger war die allgemeine Erweiterung des geistigen Horizontes; und eben in diesem Punkt machte sich der im Kerne geistige Charakter dieser Art der Expansion geltend.

Dabei blieben die großen Kreuzzüge nicht die einzige hierher gehörige Erscheinung; neben ihnen gab es in Deutschland Kreuzzüge gegen die Slaven, in Spanien Kreuzzüge gegen die Mauren. Man sieht aber zugleich, wie sich bei ihnen das ursprüngliche Kreuzzugsmotiv abwandelt. Nicht nach Heiligen Stätten trachtete man im Lande des Gegners; aber so sehr man dieses aus rein egoistischen Motiven der Eroberung begehren mochte, so verflocht sich doch hiermit eben der Gedanke einer primitiven Mission. In der That ist es dann der Missiongedanke gewesen, der im spätesten Mittelalter und noch mehr seit dem sechzehnten Jahrhundert, dem gelegentlich noch immer die Idee des Kreuzzuges nicht fern stand, den Kreuzzugsgedanken abgelöst hat; und es wäre eine schöne Aufgabe, darzustellen, was die europäische Expansion eben den jüngeren Absichten und Erfolgen der Missionen zu danken hat. Bezeichnend ist im Allgemeinen für ihren Verlauf, daß auch sie wiederum immer geistiger und dadurch reiner und edler wurden. Wie verband sich doch schon mit der portugiesischen und fast noch mehr mit der spanischen Expansion fast untrennbar, ja, vielfach beherrschend, der Gedanke der Mission! Die Verwaltung der spanischen Kolonien war fast

mehr geistlich als weltlich; wie denn die Kirche der nahezu einzige Kulturträger im Bereiche dieser Kolonien war. In Paraguay haben die Jesuiten einen eigenen Staat gebildet und an einzelnen Punkten des ostindischen Besitzes der Portugiesen fehlte nicht viel daran, daß sie es gleich weit gebracht hätten. Aber dies portugiesische und spanische Christenthum war rauh und roh, fast mehr Kern als Schale, und die Konzessionen, die es dem Fassungvermögen der Eingeborenen machte, bewegten sich auf einer häufig recht tiefen Linie seines mittelalterlichen Charakters. Schon das Missionchristenthum der Franzosen, obwohl auch katholisch, war viel freier; und wie mild sind erst die frühesten protestantischen Missionen, unter ihnen freilich vor Allem die besonders hochstehender Sekten, der Herrnhuter etwa oder der Mährischen Brüder, aufgetreten.

Wie aber auch der Gedanke der christlichen Mission gewendet werden mochte: selbst in seinen frühesten Formen haftet ihm doch das Wort „Gehet hin und lehret" und darin ein Moment der Intoleranz (freilich damit eben auch der Expansion) an. Und so versteht sich, wie in den Zeiten seiner hauptsächlichsten und weitesten Wirksamkeit, im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, im europäischen Mutterland noch keine volle kirchliche und konfessionelle Toleranz herrschen konnte; weder die Katholiken noch die Protestanten haben sie gekannt. Aber eben aus diesem Zusammenhang ergab sich wiederum ein neues religiöses Motiv der Expansion. Sekten, deren Glaube ihnen jedes Verbleiben in der Heimath verbot oder wenigstens verleidete, wurden hinausgetrieben in alle Weiten der Welt und trugen günstigen Falls nicht nur ein veredeltes Christenthum, sondern auch einen ganzen Ausschnitt gleichsam der europäischen Kultur mit sich; denn auf ihren Schiffen befanden sich nicht Abenteurer und Deklassirte oder Angehörige nur der agrarischen Schichten oder der Schichten okkupatorischer Thätigkeit, Bergleute, Jäger, Fischer, sondern sie bildeten in sich, in weiter sozialer Abstufung ihrer Mitglieder, einen Mikrokosmos ihres Volkes. So sind die Hugenotten schon des sechzehnten Jahrhunderts ausgewandert, sie freilich meist in zu dünnen Mengen und darum ohne Erfolg; so wanderten seit dem siebenzehnten Jahrhundert Angehörige englischer Sekten aus und an ihre Pfade und Siedlungen haben sich die mächtigsten Expansionen geknüpft, welche die Ausbreitung des europäischen Kulturkreises aufweist. Mit dem Zeitalter des Subjektivismus aber, mit der Möglichkeit, auf anderem Wege als dem allein der Annahme der christlichen Ueberlieferung, zu fester Weltanschauung und reiner Frömmigkeit zu gelangen, fanden sich auch andere, religiös-ethische oder auch nur noch ethische Motive der Expansion ein, so das der Sklavenemanzipation und das der ethischen und intellektuellen, auch hygienischen Vervollkommnung der niederen Rassen. Sie stehen im engen Zusammenhang mit dem ganzen neuen Seelenleben des Subjektivismus.

Leipzig. Professor Dr. Karl Lamprecht.

Die Geschichte vom Brunnen und vom Wiesel.

Vor Alters lebte eine Dirne, fein und wohlgestaltet an Leib und ihr Angesicht leuchtete von Schönheit. Sie war im Haus ihrer Verwandten aufgewachsen und wurde wie ein eigenes Kind gehalten. Ihre Mutter, die Gott mit großer Zahl von Jahren gesegnet hatte, lebte bei ihrem Sohn Ephron. Der war ein Purpurhändler in der Stadt Akka. Die Dirne aber hieß Mehetabel.

Und es geschah, daß Mehetabel sich sehnte und ihr Herz verlangte nach ihrer betagten Mutter. Da wusch und salbte sie ihren Leib und zog ihr Feierkleid an, aus feinstem Byssus gewebt, und schmückte sich mit Gold und Perlen, daß sie in das Haus ihres Bruders gehe und ihre Mutter sie segne. Die Stadt Akka aber war eine Tagereise von dem Flecken entfernt, in dem Mehetabel bei ihren Verwandten wohnte. Diese waren besorgt um die Dirne und wollten sie nicht ohne einen Knecht ziehen lassen, auf daß er sie geleite und Speise und Trank mit sich nehme. Mehetabel aber war von starkem Muthe und beschloß, allein zu gehen, und versah sich mit Wegzehrung. Sie brach bei der Morgenröthe auf und der Weg führte auf niedriger Felsenküste am ruhenden Meer entlang, das von der Farbe des Himmels widerglänzte. Und die Dirne trank den frischen Hauch des Meeres, ward guter Dinge und dankte ihrem Schöpfer mit einfältigem Herzen für den frühen Tag.

Aber der Mittag kam und die Sonne schien heiß auf die Dünen und über dem blauwogenden Meere brütete weißer Dunst. Da wurde Mehetabel der Weg schwer. Die Füße schmerzten von dem glühenden Sande; sie öffnete das Kleid über ihrer Brust, doch empfing sie keine Kühlung und ihre Zunge war verdorrt. Da sah sie in der Ferne einen Brunnen und neben ihm ein paar Feigenbäume.

Als sie den Brunnen erreicht hatte und der Schatten des Laubdaches sie umfing, fiel sie auf ihre Knie, ruhte eine Weile, erquickte sich an der mitgenommenen Speise und wollte ihren Durst aus dem Brunnen stillen. Doch siehe: der Brunnen war sehr alt, auf seinen Umfassungmauern war Moos und nur ein Seil hing herunter. Der Eimer aber, der zum Schöpfen diente, war von den Holzwürmern zerstört. Mehetabel neigte sich über den Rand des Brunnens und sah in der Tiefe das Wasser. Dicht über dem Wasser führte ringsum ein Weg von Stein, daß man sich hinabbeugen und schöpfen konnte.

Die Dirne nahm die goldenen Spangen von ihren Füßen, schürzte ihr Kleid bis an den Gürtel, also daß sie das Seil mit den Knien umklammern mochte, und ließ sich in den Brunnen hinab. Da sie aber aus ihren Händen getrunken hatte und an dem Seil wieder hinaufwollte, gebrach ihr die Kraft und ihres Herzens Angst ward groß. Ein Schrecken kam über sie. Sie sah sich gefangen und der Tod schien ihr gewiß. Und sie weinte und klagte sehr und ihre Stimme drang aus dem Brunnen als ein Geschrei des Jammers.

Es begab sich aber, daß des selbigen Weges ein Jüngling zog; und da er die Stimme des Klagens vernahm, hemmte er seine Schritte und trat an die Umfassung des Brunnens. Er beugte sich über das Gemäuer und rief: „Wer bist Du, dessen Stimme hier klagt? Bist Du ein Mensch oder ein Böser Geist?

Mehetabel richtete sich auf und sprach mit weinendem Munde: „Errette mich! Ich bin aus Menschenweibes Schoß. Ich ließ mich in den Brunnen hinab, meinen Durst zu löschen, und finde nun nicht Kraft, wieder hinaufzusteigen.“

Als der Jüngling die liebliche Rede eines Weibes hörte, erzitterte ihm das Herz und er sprach: „Ich will Dich erretten, so Du mir schwörst, daß Du eine Jungfrau bist. Bist Du aber eine Verstoßene oder eine Buhlerin, so will ich Dich nicht erretten."

Und Mehetabel antwortete ihm: „Niemand lag mir zur Seite noch hat mich je eines Mannes Hand berührt."

Des Jünglings Herz freute sich und er sprach von Neuem: „Schwöre mir, daß Du so lieblich bist wie die Stimme, die zu mir dringt."

Mehetabel aber entgegnete: „Wie kann ich Dir schwören, daß ich von lieblicher Gestalt bin? Der Keuschheit darf ich mich rühmen, aber die Schönheit des Leibes ist Gottes Geschenk. Ihn frage darum, o Fremdling!"

Da erkannte der Jüngling aus ihren Worten ihren Sinn und Herz und seine Begierde erwachte, ihren Liebreiz mit seinen Augen zu schauen. Er sprach: „Schwöre mir, daß Du mein Weib werden willst, so will ich Dich heraufziehen."

Mehetabel rief: „Ich schwöre es Dir, denn Du errettest mich vom Tode."

Und sie hielt sich am Seile und der Jüngling zog sie aus dem Brunnen. Sie hatte aber ihr Angesicht mit dem Schleier verhüllt und ihr Kleid war von dem Moder und den Flechten des Brunnens beschmutzt. Und ihre Hände waren roth und geschwollen von der Härte des Seiles. Darum sprach sie zu dem Jüngling: „Bevor ich Dein Weib werde und Du mein Angesicht schaust, laß mich meine Hände kühlen und mein Kleid reinigen."

Der Jüngling sagte: „Thu so. Ich will meine Augen abwenden, wie es sich geziemt." Und er schöpfte für sie in einer Schale Wasser aus dem Brunnen.

Darauf verbarg sich die Dirne hinter den Feigenblättern und legte ihr Unterkleid und den Mantel ab, damit sie sich reinige.

Die Augen des Jünglings aber wurden müde, auf das Meer zu schauen und auf dessen Blinken und der Drang, sich umzuwenden, ward mächtig in ihm. Und er staunte, da er zwischen den Feigenbäumen die Pracht ihres Leibes gewahrte, die reinem Silber glich, daß er zu sich selber sprach: „Wahrlich, dieses Mädchen hat mir Gott gesandt!" Und er schritt hinab an das Meer, bis daß die Brandung ihm die Füße netzte, und breitete seine Arme aus zu inbrünstigem Gebet. Und wie ihm noch sein Herz voll war der Güte seines Gottes, siehe: da legte sich sanft ein Arm auf seine Schulter und die liebliche Stimme der Dirne sprach demüthigen Sinnes: „Hier bin ich."

Der Jüngling wandte sich und streckte seine Hände aus nach ihr, zog ihr Haupt an sich und sprach: „Gott hat Dich mir zum Geschenke gemacht." Und sie nannte ihm Namen und Herkunft und schwor, ihres Versprechens eingedenk: „So, wie ich vor Dir stehe, will ich Dein Weib werden und kein Arges ist an mir. Sage aber auch Du mir, wer Du bist und woher Du stammst."

„Ich bin Eleazar, der Sohn Benhanans, und bin ein Priester Gottes aus der Stadt Jesat. Nichts hindert mich, Dich zum Weibe zu nehmen."

Da löste Mehetabel die purpurnen Riemen ihrer Sandalen und sprach: „Ich bin Deine Magd und will Dir gehorsam sein." Und sie legten ihre Hände zusammen und verschwuren sich Beide. Weil aber Niemand weit und breit war, der sie hören konnte, so fragte die Dirne den Jüngling: „Wer aber soll Zeuge zwischen uns sein?"

In diesem Augenblicke geschah es, daß ein Wiesel vorüberlief, das Nahrung suchen wollte. Und der Priester sprach zu Mehetabel: „Bei dem allmächtigen Gott, dieser Brunnen, aus dem ich Dich errettet habe, und dieses Wiesel, sie sollen uns Zeugen sein!"

Die Dirne antwortete: „Es sei also, mein Gebieter."

Danach nahm ihr Eleazar vom Angesicht den Schleier, und als der Glanz ihrer Augen und die Holdseligkeit ihres Mundes ihn traf, verneigte er sich vor ihr; dann küßte er sie und sprach fröhlichen Herzens: „Mein Weib bist Du!" Und trug sie in den Schatten der Feigenbäume. Und breitete seinen Mantel aus und deckte den Saum seines Kleides über ihr Haupt. Und hielt sie in seinen Armen und lag bei ihr nach Weise der Väter, auf daß sie Eins würden und Gott ihnen Samen erwecke.

Und standen auf. Und der junge Priester geleitete Mehetabel ein Stück noch ihres Weges und zog dann seine eigene Straße.

... Als Mehetabel in das Haus ihres Bruders kam, waren Alle, die sie ansahen, voll hoher Freude und wurden froh ihrer Lust, denn das Glück ihres Herzens war in ihren Augen und strömte wie der Geruch des Salböls von ihren Lippen. Daß sie aber das Weib des jungen Priesters geworden war, verschwieg sie und offenbarte es auch ihrer Mutter nicht.

Ihre große Schönheit aber wurde ruchbar unter den Leuten, und wer ihr begegnete in dem Schmuck ihrer Jugend und in dem köstlichen Kleid ihrer Scham und Zucht, Der rühmte sie. Von ihrer Schönheit erfuhr auch Amasa, ein reicher und angesehener Jüngling. Und er sandte Brautwerber in das Haus des Purpurhändlers, der sie freundlich aufnahm und, wie es Brauch war, bewirthete. Doch Mehetabel verschmähte Amasas Werbung. Darüber verwunderten sich ihre Mutter und ihr Bruder und Alle, die sie kannten, gar sehr und schalten sie eine thörichte Dirne und nahmen Aergerniß an ihr.

Und als kund ward, daß sie dem Amasa sich geweigert hatte, da kamen Andere und meinten, es würde ihnen besser ergehen, und kleideten sich in kostbare Gewänder und priesen ihr Hab und Gut und sandten ihr Geschenke. Aber sie Alle wies Mehetabel von sich und ließ die Geschenke wieder in das Haus der Freier bringen.

Da wurde ihr Bruder zornig, denn Die ihm Freunde gewesen waren, wurden nun seine Feinde, da sie vermeinten, daß er an seiner Schwester Beginnen Theil habe. Und er sprach zu ihr: „Du Hochmüthige, die Du uns Gram und Kummer bereitest, entsage Deinem trotzigen Sinn oder ich will Dich demüthigen und Dich dem Bettler vermählen, der an der Thür unseres Hauses Almosen heischt."

Mehetabel sah ihn an und erwiderte: „Was drohst Du mir? Mein Leben ist nicht in Deiner Hand." Und sie verhüllte ihr Haupt und weinte.

Es waren aber vier Monde vergangen und das junge Weib sprach zu sich: „Ich wähne wohl, einen Traum geträumt zu haben, denn es kommt nicht mein Gatte, daß er mich in sein Haus hole, noch bin ich gesegneten Leibes und kein Kindlein regt sich unter meinem Herzen."

Eleasar hatte ihr beim Abschied einen Skarabäus in goldener Kapsel gegeben. Den trug Mehetabel verborgen zwischen ihren Brüsten. Und so oft sie ihn ansah und ihn küßte, sprach sie mit Weinen: „Hat meinen Gatten ein wildes Thier zerrissen oder ein Räuber ihn erschlagen oder hat ihn schwere Krankheit befallen? Doch Gott ist mit ihm und ich will warten, daß er komme."

Ihr Bruder aber war ein harter Mann, und als er von Neuem sie drängte und peinigte und mit Gewalt sie einem ihrer Freier zum Weibe geben wollte, da weinte und schrie sie und schor sich das Haar, daß sie sich entstelle, saß in Asche und vernachlässigte ihre leibliche Pflege. Und da er nicht von ihr abließ mit Schelten und Schmählen, war ihres Herzens Angst überaus groß, daß sie schrie wie ein Thier der Wildniß. Und stellte sich gleich einer Besessenen, zerkratzte ihr Gesicht und zerriß ihre Kleider, also daß sich Alle von ihr hielten und bei sich sprachen: „Ein böser Geist ist in sie gefahren. Der Herr hat ihren Hochmuth bestraft."

Mehetabel aber rief zu Gott: „Wende Dein Angesicht zu mir und richte Deine Augen auf meinen Jammer, denn Du bist ein barmherziger Gott!" Und verzagte in all den Tagen des Elends nimmer.

Eleasar aber war seine Straße gezogen und kam am anderen Abend gen Usu. Und hielt Einkehr bei einem Freunde und wurde froh seiner Gastfreundschaft. Es war am Tage des Neumonds. Fackeln brannten auf den Söllern und über die Geländer mit ihren Kränzen lehnten nach fröhlichem Mahl Männer und Weiber in Festkleidern. Auf dem Markt waren kostbare babylonische Teppiche ausgebreitet. Und die Jungfrauen der Stadt tanzten zur Musik der Flöten den Heiligen Reigen.

Der Priester aber gewahrte unter ihnen ein Mädchen von herrlichem Adel. Die Flechten ihres Hauptes waren mit zierlichen Binden umwunden und dufteten von köstlichen Oelen. Und da sie tanzte und ihre wogenden Brüste bog und ihre Lippen voll Jauchzens waren, stockte Eleasar der Sinn ob der so großen Schönheit ihres Leibes. Und entbrannte zu ihr, denn er war schwachen Herzens, vergaß Mehetabel, sein Weib, und ging zu der schönen Tänzerin. Er reichte ihr eine Schale mit rothem Wein und Gewürzen, daß sie ihre Lippen netzte, und sprach mit ihr. Und erfuhr, daß sie die Tochter des reichen Kaufmannes Harim war und daß sie Josabeath hieß.

Da auch er ein schöner und stattlicher Jüngling war, neigte sich ihm die Dirne zu und gewann ihn lieb. Und der Priester blieb bei seinem Freunde, bis der Vollmond war. Da hielt er um Josabeath an und der Tag ihrer Hochzeit ward bestimmt. Der Kaufmann lud viele Gäste zum Hochzeitmahl, daß sein Haus von Musik und Gesang und Jauchzen widerhallte, und bewirthete sie sieben Tage; und den Armen gab er viel Almosen und Kleider. Nach dieser Zeit kehrte der Priester mit Josabeath zurück in die Stadt seiner Väter, wohnte daselbst und lehrte das Wort Gottes. Und das Volk hing an ihm.

Nach drei Monden fühlte sich Josabeath schwanger, und als ihre Zeit gekommen war, gebar sie einen Sohn, ein rothhaariges Knäblein. Der wuchs heran zu der Eltern Lust und war gar ein feines Kind. Da aber Josabeath morgens einmal vor ihrem Hause saß und das Knäblein zu ihren Füßen spielte, siehe: da kam ein Wiesel, biß es in die Hand, und ehe Nacht ward, starb es einen harten Tod. Und Josabeath schlug sich an die Brust und ihre Klage durchschallte das Haus und Niemand konnte sie trösten.

Eleasar, der Priester, aber erschrak sehr, denn seine Augen wurden ihm aufgethan und seine Missethat fiel über ihn wie Feuerflammen. Er weinte vor Gott bitterlich und flehte zu ihm, seine schwere Sünde ihm zu vergeben. Gott aber hatte abgethan seine Barmherzigkeit und hüllte sich in den Mantel seines Zornes, um den Knecht zum zweiten Mal zu züchtigen und sein Blut von ihm zu fordern.

Josabeath wurde abermals schwanger, und als ihre Zeit gekommen war, gebar sie wieder einen Sohn, ein rothhaariges Knäblein. Und er wuchs heran, hatte fröhliche Augen und war ein Kind von eiligem Wesen, daß seine Mutter Noth hatte, ihn vor Schaden und Gefahr zu behüten. Und da es eines Tages geschah, daß der Knabe auf dem Hofe den Ball schlug mit seinen Gespielen und im Lauf und Sprung nicht des Brunnens achtete, der in der Mitte des Hofes war, stürzte er über das schmale Gemäuer, fiel in die Tiefe hinab und ertrank.

Als Josabeath Dies erfuhr, rang sie die Hände über ihrem Haupt und schrie laut auf und klagte sich selbst und ihren Gatten hart an, daß ihre Kinder eines unnatürlichen Todes gestorben seien, und sprach: „Wahrlich, Dies ist Gottes Hand! Und kann nicht ohne die Schuld unserer Seelen sein.“ Und da sie sah, daß Eleasar erblich und Thränen aus seinen Augen stürzten, legte sie mit Flehen die Hände auf ihn und rief: „In Deinem Antlitz sehe ich Deine Schuld! Erzähle mir Deine Thaten und verschweige mir nicht, warum Gott uns also zu strafen kommt und uns Jammer über Jammer zu kosten giebt.“

Da bekannte ihr Eleasar Alles. Sie zerriß ihr Kleid über der Brust und löste ihre geflochtenen Haare; und zur selben Stunde wandte sie sich von ihm.

Der Priester that Buße im Staub mit wundem Herzen. Dann nahm er sein Reisekleid und den Stab und ging in die Stadt, wo Mehetabel, sein erstes Weib, bei ihrem Bruder wohnte. Und er vernahm, daß sie irren Geistes sei. Des entsetzte sich seine Seele über die Maßen.

Er ging aber zu Mehetabel und erblickte sie in ihrer großen Noth und zerknirschte sich vor Scham und Reue. Und warf sich nieder neben ihr und schrie: „Ich bin Eleasar, der Priester, Dein Gatte!“

Aber Mehetabel stieß ihn von sich und kehrte ihr Angesicht zu der Wand.

Da hob er von Neuem seine Stimme und rief: „Ich bin Eleasar, der Priester, Dein Gatte!“ Und erzählte ihr mit stammelnden Lippen, wie er sich schwer versündigt hatte und ein anderes Weib gefreit, das ihm zwei Kinder geboren, aber das eine hatte ein Wiesel gebissen, daß es starb, und das andere war in den Brunnen gefallen und ertrunken.

Und als aus Mehetabels Munde immer noch kein Wort der Rede kam, streckte er seine Hand aus und sie sah den Fingerreif glänzen, den sie beim Abschied ihm gegeben hatte.

Da wußte sie gewiß in ihrem Herzen, daß es Eleasar, ihr Gatte, war, und Gewalt des Lebens kam über sie. Sie erhob ihr Angesicht und sprach: „Warum weinest Du? Du bist es, der meine Seele aus dem Tode gerissen hat. Stehe auf und laß uns fröhlich sein!“

Als aber ihre Mutter und ihr Bruder und Alle, die sie kannten, ihre Geschichte erfahren hatten, da kam ein Staunen über sie und sie priesen laut die wunderbare Treue des Weibes.

Mehetabel folgte ihrem Gatten in sein Haus und die Schönheit ihres Leibes kehrte wie Blumen des Frühlings zurück. In der ersten Nacht, da sie Eleasar an sich zog, empfing sie von ihm und nach neun Monden gab sie einem Knaben das Leben. Den hießen sie Barnabas, den Sohn des Trostes.

Dresden. Ernst Altkirch.

Selbstanzeigen.

Die Idee der gerechten Vergeltung in ihrem Widerspruch mit der Moral. Ulm, Kerler. 60 **Pfennige.**

Im Gegensatz zu einer psychologistischen Behandlungweise suche ich nach objektiver Methode die Stellung der Strafe im Geistesleben zu bestimmen, wobei sich die gerechte Vergeltung, absolut genommen, als ein durchaus moralwidriges Prinzip herausstellt, das mit der „sittlichen Weltordnung“ oder der Gerechtigkeit gar nichts zu thun hat. Es gelang mir, die Frage der gerechten Vergeltung von der Stellung zur Willensfreiheit ganz unabhängig zu machen, was von besonderem Werth sein dürfte, da die Willensfreiheit gerade in unserer Zeit zu den umstrittensten (und noch lange nicht erledigten) Problemen gehört. In Form eines Referates habe ich zur Illustrirung und Belebung eine kurze Darstellung der modernen kriminalpolitischen Bestrebungen mit eingeflochten, so daß der Leser auch über alles Wissenswerthe aus der Strafrechtsreform Auskunft erhält.

Ulm. Dietrich Heinrich Kerler.

✂

Der Komoedianteuroman. Von Paul Scarron. Mit einer Einleitung von Franz Blei. Georg Müller in München.

Paul Scarron war ein kleiner Abbé, der öfter ins Wirthshaus ging als in die Messe und lieber den lustigen Mädchen seiner Kumpanei Küsse gab als den frommen Damen des Adels die Kommunion. Man kann sogar sagen: Der zierliche Scarron war in jungen Jahren ein Trunkenbold, Mädchenläufer, Spieler und Bambocheur gewesen, der den Degen locker in der Scheide hatte. (Man stach sich damals wegen einer Bagatelle ab.) Es war ja auch nur das kleine Kollet, das Scarron nahm, und dies verpflichtete nicht zu einem kindlich-tugendhaften Lebenswandel, sondern zur Eleganz, zu Puder auf den Wangen, zu Schuhen mit goldenen Schnallen. Der Abbé trägt (und trug bis zur Revolution) den Degen wie ein Krieger und die Spitzen wie ein Hofkavalier; so hat er Aussehen und Vortheile dreier Stände und alles Glück bei den Frauen, die Beichte und Liebe, Frömmigkeit und Ausschweifung in Einem zu haben meinten, hatten sie einen Chypre duftenden Abbé im Bett, wie die Marion de l'Orme den Abbé Scarron. Dem gefiel dieses Leben um so mehr, als er keine frohe Kindheit gehabt hatte; und er brachte viele epikurische Talente dafür mit, deren Entfaltung die Zeit günstig war: in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts hingen noch Sonnenfäden der Renaissance in der Luft, besonders der französischen. Ein Talent nur besaß Scarron nicht: im Spiel zu gewinnen. Er verspielte immer bis aufs Hemd in der Gesellschaft von Scudery, Tristan l'Hermite, Rotrou, — Dichter und Spieler und Säufer alle Drei.

Da traf ihn das Schicksal. Seine Stiefmutter brachte mit ihren Kindern die häuslichen Verhältnisse in die von ihr gewünschte Ordnung, überzeugte Scarrons Vater, der die Dichter liebte und so auch seinen Sohn, daß es mit Dem so nicht weitergehe, daß er vielmehr eine solide Präbende brauche und zu einem Bischof müsse. Die Robe kam Scarron zu früh über sein kleines Kollet. Irgendein fettes Kanonikat wünschte er sich ja, für das Alter; aber so weit war er mit seinen dreiundzwanzig Jahren noch lange nicht, als er dem Zwang und der Noth doch nach-

geben mußte. Charles II de Beaumanoir, Bischof von Mans, erklärte sich bereit, den jungen Abbé als Gehilfen (pour domestique) anzunehmen, und verhieß ihm für später eine Pfründe. Als nach einer letzten durchzechten Nacht Scarron die Postkutsche erkletterte, die ihn nach Mans bringen sollte, tröstete ihn die Versicherung der ihn bis an den Wagen geleitenden Genossen, daß man in der Provinz Maine gut esse, wenig über den Kummer, Paris verlassen zu müssen, die Freunde und die Frauen, und die Nächte mit Weiben. Und seine Reisegesellschaft war schon ganz erbärmliche Provinz: alte asthmatische Landpfarrer, Kaufleute, ein paar dicke Weiber, Landjunker in dunkelfarbigen Tuchröcken. Aber er fand in seinem Bischof einen geistvollen Herrn, der einen vorzüglichen Tisch führte, und bald Gesellschaft, die ihm behagte, bald auch die Gelegenheiten zu der seiner Natur so nöthigen Libertinage. Das half ihm über die noch weiter bestehende Melancholie seines Exils hinweg. Und ein Anderes noch: der Roman comique, den er hier zum Theil erlebte, zum anderen imaginirte In seinem Buch, das er nach seiner Rückkehr von Mans erst schrieb, steht die Rancune gegen die pedantische und langweilige Provinzgesellschaft, sein Zorn auf die gens d'église und seine heimliche Liebe für das fahrende Volk der Komoedianten, deren Leben damals, wie Bruscambille sagte, sans souci et quelques fois sans six sous war, was es auch wohl geblieben ist bis auf Heute. Wer Werth darauf legt, wird im Komoediantenroman das einzig vorhandene und beste Dokument der Provinzsitten und Gewohnheiten der Schauspielernomaden des siebenzehnten Jahrhunderts finden. Es ist aber auch das letzte Buch gallischer Art, wenn so zu bezeichnen erlaubt ist, was im Gargantua Rabelais' seinen stärksten Ausdruck, im Pantagruel sein Symbol fand. Schon zeigt ja Scarrons Roman die ersten Anzeichen der französischen Gesittung, in einem die Derbheit entschuldigenden Wort, in einem preziösen Euphuismus der Gefühle bei den eingeschalteten Novellen. Ganz naiv, wie bei dem Meister, ist die Ausgelassenheit nicht mehr. Scarrons Leben fällt in die Zeit der Wandlung; er erlebte noch die Diktatur des Hofgeschmackes unter dem vierzehnten Ludwig. Er hat seinen Roman nicht vollendet; vielleicht, weil er den natürlichen Ton dafür nicht mehr fand, vielleicht, weil er ihn für unzeitgemäß hielt, vielleicht auch, weil er dem Diorama seines Erlebten keine romanhaften Schlüsse erfinden wollte. Denn seine Figuren sind nach dem Leben, das keine Fabel hat. Ein Scarronforscher hat sich die Mühe nicht verdrießen lassen, die wahren Personen des Komoediantenromanes herauszubringen, die dem Schöpfer zu Modell standen. Und die Literaturgeschichte hat Scarrons Vorbilder festgestellt in den spanischen Romanen, dem Gusman d'Alfarache, dem Lazarille de Tormes. In dem Sinn aber, wie wir es verstehen, war die französische Literatur nie eine originale. Das Wort Original ist im Französischen fast eine Beleidigung. Aber die fremde Anregung gab Meisterwerken das Leben. Man blättere in den gleichzeitigen Romanen, nein, man höre nur die Titel: Der Große Cyrus, Ibrahim Bassa, — und Scarrons Originalität wird ganz deutlich werden.

Nicht nur den Roman brachte Scarron aus der Provinz zurück, sondern auch die Gicht (oder was es sonst gewesen sein mag, das ihn hinfort zum Krüppel machte, der seinen Nabel nicht sehen, kein Glied sonst als die Finger bewegen konnte). Wie er dazu kam, erzählen nur Anekdoten. Aber der arme Cul-de-jatte verlor die Laune nicht; wenn er auch manchmal nachdenklich wurde, so war es nur für eine kleine Weile; denn Marion war noch immer eine schöne Frau und

die jüngere Ninon war es erst recht und Beide waren seine Freundinnen unter vielen. In seinem halbdamastenen Zimmer brauchte er auf Besuche nicht zu warten, der Doyen des malades de France, wie er sich in einem bösen Pamphlet gegen die Familie seiner Stiefmutter nannte und in den vielen Gedichten, in denen er um Pensionen bettelt, einem Brauch der Zeit mehr folgend als der Noth (schmachvoll ist dieser Brauch höchstens für die Angebettelten). Es ging Scarron nicht schlecht, er brauchte nur mehr, als ihm seine Pfründe und die Komoedien und burlesken Gedichte, die er schrieb, eintrugen.

Eines Tages kam zu dem Krüppel ein Mädchen, bestellte weinend Grüße von irgendwem, weinend, da es über seinen gelben Kattunrock längst hinausgewachsen war und sich darob schämte. Briefe dieses Mädchens an eine Freundin las Scarron danach; Briefe, die ihn rührten. Er sah die Kleine wieder und beschloß, sie zu heirathen. Die Frau, bei der das Mädchen wie eine Magd war, half dazu, aus Haß auf das hugenotische Kind, dem sie alles Böse wünschte und nichts Schlimmeres finden konnte als diesen gottlosen Krüppel. Scarron verkaufte seine Präbende um dreitausend Pfund und gehörte nicht mehr der Kirche. Und heirathete das Mädchen, Françoise d'Aubigné, deren Großvater der berümte Verfasser des Divorce satirique, deren Vater ein Falschmünzer und Mörder war und die unter dem Namen der Madame de Maintenon Königin von Frankreich wurde. Dies aber ist das Zweite, was Scarrons Namen populär erhielt.

Scarron wollte eine Pflegerin, die schön anzuschauen war. Wohl dachte er vor der Eheschließung an mehr. Machte phantastische Pläne, nach den Antillen zu gehen, wo er, wie man ihm sagte, wieder gesund würde. Er blieb in Paris und blieb das unglückliche Z, das er war. Die junge Frau trat ihre Krankenwärterstelle in der Hochzeitnacht an. Was sie veranlaßt hat, Scarron zu heirathen, wird dürftig genug gewesen sein: eine Versorgung wollte die Vielgehetzte; nach Amerika, wo sie geboren war, sollte sie zurück, was sie nicht wollte. Der Charakter dieser Frau, die, um die Weiße ihrer Haut zu erhalten, sich die Ader schlagen ließ, die mit Ninon unter einer Decke lag, das Weib eines armen Dichters war und dann einen König und ein Reich beherrschte, das Edikt von Nantes, die Dragonnaden in den Cevennen vorbereitete, diese Frau wird nicht ganz deutlich zu machen sein; sie scheint jedesmal eine Andere. Wäre Françoise d'Aubigné nach Amerika zurückgekehrt, so hätte Louis XIV. weiter in Ballets getanzt, wie Karl Stuart seinen Kopf behalten hätte, wäre Cromwell nach Jamaika gefahren, wie er wollte und nicht konnte, da ihm die Schuhe fehlten.

„Was bringt Ihre Frau in die Ehe mit?" fragte der Notar Herrn Scarron. Der sagte: „Zwei große, sehr eigensinnige Augen, eine prachtvolle Büste, ein paar schöne Hände und viel Geist." Damit (und es war viel) mußte sich der Krüppel begnügen; mit dem Anblick und Hören dieser schönen Dinge. „Du solltest ein Kind von ihr haben," sagte ihm sein Freund Ménage. Scarron wandte sich an seinen Kammerdiener: „Mangin, würdest Du gern meiner Frau ein Kind machen, wenn ich es befehle?" „Wenn Sie es wünschen, gnädiger Herr, und mit Gottes Hilfe, gewiß." Doch er liebte seine Frau zärtlich und seine einzige Sorge galt ihrer Zukunft für den Fall seines Todes ... Er starb im Jahr 1660 inmitten seiner weinenden Leute: „Ihr werdet nie so über mich weinen, wie Ihr über mich gelacht habt."

München. Franz Blei.

Börsenherbst.

„Ein Glück, daß wenigstens die Ballons steigen“: so sagten die Börsianer, als in der zweiten Oktoberwoche die Kurse um die Wette fielen. Dabei hatte die Woche gut angefangen. Nach den Trauertagen, die kurz vorher die Seelen aufwärts blickender Spekulanten bis in die tiefsten Tiefen erschüttert hatten, wärmte nun ein verspäteter indian summer die verängsteten Gemüther und lockte zu neuen Thaten. Die Freude dauerte kaum drei Tage. Dann zog wieder Kriegsgewölk herauf. Sicheres erfuhr man nicht; der Bericht von heute widersprach dem von gestern. Bald sollte Bulgarien, bald Serbien rüsten; am nächsten Morgen erklangen wieder Friedensschalmeien. Für die Börse war im Grund nur die Frage wichtig, ob es noch tiefer bergab gehe. Die Thatsache, daß, zum Beispiel, die Besitzer Deutscher Reichsanleihe und Preußischer Konsols den Balkanlärm mit einem Verlust von fast 150 Millionen Mark bezahlt hatten, ermuthigte nicht gerade zu kühner Hoffnung. Die Kursverluste sind zum Theil natürlich auf dem Papier geblieben; zu Massenverkäufen deutscher Renten ists nicht gekommen. Aber auch die Einzelverkäufe, ohne die der Kurs ja nicht gefallen wäre, zeigen abermals, wie gering die Widerstandsfähigkeit unserer Standardpapiere ist. Englands Konsols und Frankreichs Rente erging es freilich nicht besser als den deutschen Anleihen; die beiden Ausländer pflegen sich aber von solchen Anfällen rascher zu erholen.

War das Balkanspektakel wirklich der Grund der Panik? Ich zweifle. Auch ohne Ferdinand und Aehrenthal wäre es wahrscheinlich rückwärts gegangen. Die Börsen sind innerlich nicht gefestigt. In Berlin nützt eine kleine Baissepartei jede Gelegenheit aus und dupirt durch flinke Blankoverkäufe die Tagesspekulation, die ahnunglos in die von den Contremineuren angelegten Laufgräben hinabklettert. Nicht immer gelingts der Gegenpartei so prompt, die Baissiers aus ihren Stellungen zu vertreiben wie in dem (hier geschilderten) Kampf um den Markt der Schiffahrtaktien. Diese Erinnerung lehrt übrigens, wie rasch die Wetterfahne auf dem Börsenhaus sich dreht: heute würde wohl Niemand sich beeilen, Packetfahrtaktien der Contremine zu entreißen. Ballin hat seit dem einundzwanzigsten Juni manche Illusion zerstört. Vielleicht hätte er wieder vom überheizten Dampfkessel gesprochen, wenn ihm nicht die Sorge zu tief im eignen Haus nistete. Da verliert man die Lust, sich um neue Bonmots für die Börse zu bemühen. Der könnte es nicht schaden, wenn sie sich einmal mit ihrer Verdauung beschäftigte; denn es sieht so aus, als habe sie große Posten unverdauter Engagements im Magen. Der Kurssturz auf dem londoner Minenmarkt war eine Warnung, die nicht nur für die Stock Exchange galt. Auf die Ziffern der Goldausbeute, die in den ersten neun Monaten dieses Jahres fast schon die Höhe der Gesammtproduktion des Jahres 1907 erreicht hatte, gründete sich eine allgemeine Hausse in Goldshares. Seit drei Monaten sah man in London und Paris bei den Südafrikanern wieder vergnügte Gesichter. Am neunten Oktober fanden die halkyonischen Tage ein jähes Ende. Der Kaffernceirkus war, wie mit einem riesigen Besen, am Abend von allen Hausseengagemen's gesäubert. Hier sind die Folgen einer Ueberspekulation, noch gerade zur rechten Zeit vor der Medioliquidation, beseitigt worden. Inzwischen hat sichs ja gebessert, die Stirnen der Goldmänner sind wieder entwölkt und der Transvaal gilt als sanirt. Vorher aber gab es eine allzu große Menge unhaltbarer Engagements in London

und Paris. In New York gehören sie zum eisernen Inventar der Börse. Gerade jetzt hört man ja nichts Beunruhigendes von drüben. Trotzdem leuchtet nicht eitel Sonnenschein über dem newyorker Börsenhaus. Große Posten amerikanischer Papiere sind von Europa hinübergekommen. London hat sich kräftig erleichtert; und nun muß die newyorker Finanz sehen, wie sie mit ihren Effektenschätzen ins Reine kommt. Ob die Papiere im Publikum unterzubringen sind oder ob sie in die Safes der Banken eingesperrt werden müssen: Das ist eine für die Gestaltung der newyorker „Tendenz“ nicht ganz unwichtige Frage. Die Effekten, die Europa dem Mutterland zurückgeschickt hat, müssen natürlich bezahlt werden. Im Allgemeinen erledigt die nordamerikanische Union ihre Verpflichtungen in naturalibus. Das ist für sie der bequemste Weg. Diesmal aber werden die Getreidelieferungen zur Glattstellung der europäischen Guthaben kaum ausreichen. Man wird also gezwungen sein, Gold nach Europa zu schicken. Das suchen die Amerikaner dann wieder zu sich herüberzuziehen; sie forciren die Warenausfuhr oder beglücken die europäischen Märkte mit neuen Emissionen. Ob das zweite Mittel jetzt anzuwenden sein wird, ist recht zweifelhaft. Sicher aber könnte mans mit der Exportvermehrung versuchen. Das wäre ein bedeutsamer Schritt, der gerade jetzt für uns sehr wichtig werden könnte.

Das deutsche Eisengewerbe ist von einer Krisis heimgesucht. Am letzten Dezembertag verschwindet das Rheinisch-Westfälische Roheisensyndikat; und am ersten Oktober haben die „freihändigen“ Verkäufe für die Zeit nach dem ersten Januar 1909 begonnen. Viele Abschlüsse ergaben wesentlich niedrigere Preise. Eine Folge des freien Wettbewerbes, der den Verkäufer an keine bestimmten Normen bindet. Die Thatsache, daß die großen Firmen mit eigenen Verkaufsbureaux arbeiten oder sich ihre eigenen Händler angeschlossen haben, reizt die kleineren erst recht zu freier Preisgestaltung. Nicht nur bei uns, sondern auch in England und Amerika wartet man unruhig auf die Folgen des Verschwindens der deutschen Roheisenverbände. Die Börse reagirte bis jetzt nur leise auf dieses nicht leicht zu nehmende Moment; meist nur, wenn gerade mal ein besonders ungünstiger Bericht aus dem Westen vorlag. Wirthschaftliche Probleme hält man sich gern vom Hals. Einer von den ganz Schlauen im Hitzighaus meinte neulich: „Wenn uns Alles so Wurscht wäre wie die Industrie, brauchten wir überhaupt nicht an die Börse zu gehen. Ob da draußen ein Roheisensyndikat existirt oder nicht, ist für unser Geschäft ziemlich schnuppe.“ Ein schöner Standpunkt; den die Kursbewegung aber zu rechtfertigen scheint. Wer die Montankurse denen vom Anfang des Jahres vergleicht, darf nicht glauben, ein getreues Bild der wirklichen Verhältnisse vor sich zu haben. Das Vermögen soll nicht verkürzt werden. Schön. Aber dann soll man auch einsehen, daß die künstliche Erhaltung eines der Industrielage nicht entsprechenden Kursniveaus in der ersten unruhigen Stunde gefährlich werden kann. Der Mangel an Konsequenz in der Gestaltung der Kurse zeigt sich besonders bei Papieren, deren Dividendencoupon auf den dreißigsten Juni lautet. Die Dividenden für das Jahr 1907/08 sind meist geringer als die des vorigen Jahres. Nun vergleiche man einmal die Kurse vor der Normirung der neuen Dividenden mit den späteren Notizen. Phoenix stand am zweiten Januar, also nach einer Dividende von 17 Prozent, 168; jetzt, bei einer Dividende von 11 Prozent, stehts 175. Harpen im Januar 194,25 (nach 12 Prozent Dividende), jetzt 200,40 (bei 11 Prozent); Hoesch 210,60 (bei 18) und 214,50 (bei 14 Prozent); Rheinstahlaktien 160,25 (bei 15) und 168,30 (bei 11 Prozent). Man

könnte sagen, um die Jahreswende seien, wegen der abnormen Geldtheuerung, die Kurse zu niedrig gewesen. Dieser Einwand könnte aber nicht die ganze Seltsamkeit solcher Kursgestaltung erklären. Die Montanindustrie hat fürs Erste nicht viel zu hoffen. Die Gesellschaften müssen zusehen, wie sie mit der neu geschaffenen Form des Verkehrs fertig werden. Kaum denkt man noch der Tage, da Eisen- und Kohlenaktien die Stimmung determinirten. Tempi passati. Die Feld-, Wald- und Wiesenaktie ist durch Spezialitäten verdrängt worden. Man kann die Entwickelung hier vielleicht mit der im Waarenhausbetrieb vergleichen. Ueber Wertheim, Tietz und Jandorf steht das Passagekaufhaus, die Vereinigung von Spezialgeschäften; und über der Montanaktie steht das Elektrizitätpapier. Die Volt und Ampère des elektrischen Stromes machen den Kalorien der Kohle den Rang streitig. Und die Spekulation lebt schon ganz im elektrischen Zukunftstaat. Die Herren Börsianer sind die gefährlichsten Umstürzler. Mit der Emsigkeit des gewerbemäßigen Ausverkäufers sorgen sie für die Räumung und Wiederbesetzung der Throne. Jetzt ist die Elektrizität en vogue. Die nächsten Dividenden sind dabei nicht so wichtig wie die kommenden Geschäfte. Seit Beginn des Jahres gewannen A. E.-G. 29, Siemens & Halske 31 und Schuckert 21 Prozent. Dieser Werthzuwachs verpflichtet zu besonders günstigen Abschlußziffern. Enttäuschungen wirds da wohl kaum geben. Siemens soll große Geschäfte in Aussicht haben; bei einem ist, wie man hört, die Cyanid-Gesellschaft in Berlin und die Deutsche Bank betheiligt. Es handelt sich um die Errichtung einer Kalkstickstofffabrik an der Alz in Südbayern, über deren Bedeutung die Cyanid-Gesellschaft schon vor Jahr und Tag eine Denkschrift veröffentlicht hatte. Die richtete sich an die Adresse der bayerischen Regirung und hatte den Zweck, die schwerfällige Maschinerie des Bureaukratismus in raschere Gangart zu bringen. Ueber die Wichtigkeit der Gewinnung von Salpeter aus dem Stickstoff der atmosphärischen Luft sprach ich hier schon. Wasserkraft und Elektrizität liefern der neuen Industrie das Rohmaterial. Und Südbayern mit seinen abertausend unausgenützten Pferdekräften ist ein besonders aussichtreiches Gebiet für die neue Salpeterindustrie. Siemens und die Cyanid-Gesellschaft an der Alz kommen hoffentlich schneller ans Ziel als die Badische Anilinfabrik. Die Börse escomptirt in den Kursen der Elektrizitätaktien auch schon die Möglichkeit einer Elektrifizirung der Eisenbahnen und die wohlthätige Wirkung der zu schaffenden Elektrobank, von der man draußen doch noch recht wenig weiß. Wenn die bisher gemachten Angaben richtig sind, werden die an der Gründung betheiligten Finanzinstitute kein schlechtes Geschäft machen; sie sichern sich eine recht günstige Dauerverzinsung für bestimmte Kapitalien. Die Banken brauchen überhaupt mit der Situation nicht unzufrieden zu sein. Die Effekten- und Konsortialbestände sind gereinigt worden, und was an neuen Emissionen unterzubringen war, hat den Weg ins Publikum gefunden. Der Deckel wird vom Sirupfaß natürlich nur für die ganz Intimen abgenommen; der nicht zum Haus Gehörige, dessen Aktivlegitimation nur auf Neugier lautet, muß sich begnügen, das Faß von außen zu bewundern. Da der Bilanztermin naht, wird das Mögliche gethan, um die Kurse zu halten; doch die Banken haben sich schon „liquide gemacht“ und deshalb weniger Neigung zu Interventionen. Sie glaubten jedenfalls, für die letzte Jahresparade diesmal früher als sonst fertig zu sein und keiner „Reinigung“ mehr zu bedürfen. In der letzten Zeit aber hat man hier und da doch den Seufzer gehört: „Wenns so weiter geht, schimpfirt das letzte Quartal uns die ganze Geschichte.“ Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

BEI GICHT, RHEUMA, ISCHIAS, EXSUDATE

Wegen milder Witterung

besonders für Herbstkuren empfohlen.

Auskunft und Prospekte durch das **Reisebureau**

Hungaria-Germania Verkehrsges. m. b. H.

Berlin W., Friedrichstrasse 73.

Fahrkarten-Ausgabe der Königl. ungarischen Staatsbahnen.

Haar-Ausfall **und Schuppen** beseitigt prompt und sicher der seit Jahrzehnten erprobte u. stets bewährte **Haar-Nährstoff. ½ Fl. 2 M., 1/1 Fl. (500 gr) 4 M.**

Glänzende Atteste aus allen Kreisen!

Georg Kühne Nachfl., Dresden A.-Z.

Chemisches Laboratorium. Gegründet 1881.

Hermann Walther, Verlagsbuchhandlung G. m. b. H., Berlin W. 30, Nollendorfplatz 7.

Soeben erschien:

Harden im Recht?

Eine Betrachtung von **Frank Wedderkopp.**

Preis: 50 Pf. 5 Bogen 8°. **Preis: 50 Pf.**

Eine neue Lehre

Nach dem Zeugnis distinguierter Persönlichkeiten handelt es sich bei den zu froher [illegible]betätigung aneifernden Büchern wie bei den [illegible] Charakterbeurteilungen [illegible] **Handschriften von P. P. L.** um [illegible] von hypnetischer Kraft, von [illegible] stolzer Vornehmheit. **Praxis seit** [illegible] nach umpten „[illegible]" [illegible] Prospekt über [illegible] Wirkungen der [illegible] kostenlos durch P. Paul Liebe, Schriftsteller und Psychographologe, Augsburg I Z. Fach. (Original-Methode).

Herbst- u. Winterkuren

Im herrlichen Zackental!

Wohnung, Verpflegung, Bad u. Arzt pr. Tag von M. 10.– ab.

„Sanatorium Zackental"

(Camphausen)

Bahnlinie Warmbrunn-Schreiberhau Tel. 27.

Petersdorf im Riesengebirge

(Bahnstation)

für chronische innere Erkrankungen, neurasthenischen u. Rekonvaleszenten-Zustände [illegible] Für Erholungsuchende. Wintersport. **Nach allen Errungenschaften der Neuzeit** [illegible] **Windgeschützte, nebelfreie,** [illegible] Höhenlage. [illegible] **Ganzes Jahr besucht.** Näheres die **Administration** in **Berlin SW., Möckernstrasse 118.**

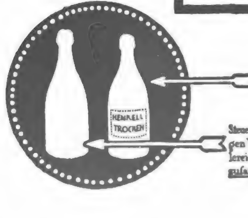
Die enormen Vorräte an Henkell Trocken nachgewiesen durch reichsstatistische Zahlen!

Wiederum ergibt sich aus den soeben erschienenen statistischen Veröffentlichungen des Reichs-Amtes für das letzte Etatsjahr, daß die steueramtlich aufgenommenen Vorräte an Henkell Trocken etc. für sich allein fast gleich waren den steueramtlich aufgenommenen Beständen sämtlicher anderen 215 deutschen und luxemburgischen Sektkellereien zusammengenommen.

Es ist undenkbar, schlagender die Anstrengungen unseres Hauses darzutun, nicht nur durch Verwendung erlesenster Rohmaterialien — siehe unsere gewaltigen Champagner-Importe — sondern auch durch vortreffliche Ablagerung das Beste vom Besten zu bieten.

HENKELL & CO.

Graphisch dargestellte Größenverhältnisse.



Steueramtlich festgestellte Vorräte an fertigem Henkell Trocken

Steueramtlich festgestellte Vorräte an fertigen Weinen bei den übrigen 215 Sektkellereien von Deutschland und Luxemburg zusammengenommen

Für Inserate verantwortlich: Rob. Bönig. Druck von G. Bernstein in Berlin.

XVII. Jahrg. Berlin, den 31. Oktober 1908. Nr. 5.

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
…rde in Ehren. Vom Grafen Max Emanuel von Preysing	165
…marbeit. Von Paul Arndt	169
…ella. Von Marie von Bunsen	[illegible]
…an Stuck. Von Otto Julius Bierbaum	184
…all und Stoff in der Technik. Von Hermann Hasse	189
…mmell. Von Jules Barbey d'Aurevilly	193
…enblasen. Von Ladon	[illegible]

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
Wilhelmstraße 3a.
1908.

Inseraten-Annahme für „Die Zukunft" durch den Verlag der Zukunft Berlin, Wilhelmstrasse 3a sowie durch sämmtliche Annoncen-Expeditionen.

Die **Hypotheken-Abteilung** des

Bankhauses Carl Neuburger,

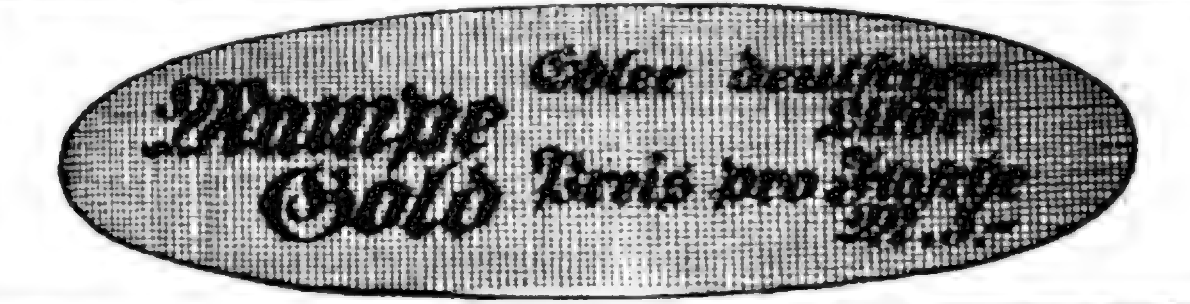
Kommanditgesellschaft auf Aktien

Kapital: 5 Millionen Mark.

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beleihung zu zeitgemässem Zinsfusse nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei

9—4 Uhr.



Hamburg. Hotel Esplanade.

Appartements und Zimmer mit Bad.

Carlton-Ritz Restaurant.

Neues Schauspielhaus
Nollendorfplatz

Grand Hotel Excelsior
Anhalter Bahnhof

Erstklassige Wein- u. Bierrestaurants

Hamburg.

Gänzlich renoviert

HAMBURGER HOF

Weltbekanntes Haus. Herrliche Lage a. d. Alster

Zimmer mit Bad, W. C. u. laufend. Wasser.

Feine Französische Küche

Neue Direktion.

Alle Waffen sind staatlich geprüft!

Katalog Z umsonst u. portofrei.

Sämtliche existierende, bezüglich exakter Arbeit und vorzüglicher Schussleistung unübertroffene **Schusswaffen** als Jagd- u. Scheibengewehre, automatisch. Repetier-Büchsen u. Pistolen, Luftwaffen, Teschins, Revolver sowie sämtliche Jagdgerätschaften liefert die

Deutsche Waffenfabrik Georg Knaak

Berlin SW 48, Friedrichstrasse 240-241.

Satrap-Papiere

Satralbin-Papier (7 Sorten)

zur Erzielung künstlerischer Bildwirkung

Gaslicht-Papier (12 Sorten)

Ideales Kopiermaterial für Amateure

Lassen Sie sich das Satrap-Handbuch kommen.

Bezug durch die Handlungen photographischer Artikel

Chemische Fabrik auf Actien (vorm. E. Schering) Photographische Abteilung Charlottenburg, Tegeler Weg 28/33.

Berlin, den 31. Oktober 1908.

Friede in Ehren.

Eine süddeutsche Zeitung ließ sich am dreizehnten Oktober „von gut unterrichteter Seite“ aus Berlin unter Anderem melden: „In Wien hat man den ‚Dank für Algesiras‘ . . . man kann sagen: mit freudiger Rührung aufgenommen.“ Dem Fürsten Bismarck, dem berufensten Interpreten des deutsch-österreichischen Bündnisses, hat eine Auffassung dieser Art, die an mittelalterliche Gefolgschaftsitten und Schwurbrüderschaften erinnert, ferngelegen. Und romantische Gefühle hat er nicht als Grundlage dieses Bündnisses angesehen. Er meinte, daß nackte Interessenfragen zu diesem Bündniß geführt haben und daß nur nackte Interessenpolitik Oesterreich-Ungarn im gegebenen Fall zur Bündnißtreue bewegen können. Er sagt daher über dieses Bündniß in seinen „Gedanken und Erinnerungen“: „Keine große Nation wird je zu bewegen sein, ihr Bestehen auf dem Altar der Vertragstreue zu opfern.“ „Das ultra posse nemo obligatur kann durch keine Vertragsklausel außer Kraft gesetzt werden.“ „Es läßt sich daher, wenn in der europäischen Politik Wendungen eintreten, die für Oesterreich-Ungarn eine antideutsche Politik als Staatsrettung erscheinen lassen, eine Selbstaufopferung für die Vertragstreue eben so wenig erwarten, wie während des Krimkrieges die Einlösung einer Dankespflicht erfolgte, die vielleicht gewichtiger war als das Pergament eines Staatsvertrages.“ „In der Beurtheilung Oesterreichs ist es auch heute noch ein Irrthum, die Möglichkeit einer feindsäligen Politik auszuschließen.“ „Aber seine Garantie (des Kaisers Franz Joseph) ist eine rein persönliche, fällt mit dem Personenwechsel hinweg.“ Bisher hatte man sich in Deutschland mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß ein Wechsel in den bundesfreundlichen Beziehungen Deutschlands und Oesterreichs für die Dauer der Regirung Franz Josephs nicht zu erwarten sei. Immerhin muß es auffallen, daß die Haltung des offiziellen Frankreich

Digitized by Google

in den letzten Wochen eine Oesterreich-Ungarn merkwürdig freundliche war und daß auf Frankreichs Anregung eine feierliche Rechtsverwahrung gegen die Annexion Bosniens und der Herzegowina aus dem Konferenzprogramm gestrichen wurde. Ob und welche Vereinbarungen zwischen den Kabineten von Paris und Wien bestehen, läßt sich heute nicht feststellen. Immerhin darf die Haltung des Oesterreichisch-Ungarischen Botschafters in Paris, Grafen Khevenhüller, in der Frage des deutsch-französischen Zwischenfalles von Casablanca als erstes Symptom sich verschiebender Beziehungen betrachtet werden. Diese Stellungnahme, die einer Desavouirung des verbündeten Deutschen Reiches gleichkommt, widerspricht um so mehr den Formen, die verbündete Mächte unter einander zu wahren pflegen, als in diesem Fall die Rechtslage klar (und zwar zu Gunsten Deutschlands) ist. Vom Standpunkt des internationalen Rechtes aus betrachtet, stehen die Fremdenlegionäre nicht-französischer Nationalität zu Frankreich in einem rein civilrechtlichen Verhältniß und es kann daher, theoretisch genommen, in Marokko, wo das Recht der Kapitulationen herrscht, kein französisches Militärgericht rechtskräftig über sie urtheilen; noch weniger natürlich, wenn durch Kontraktbruch (Desertion) eine Lösung dieses rein civilrechtlichen Verhältnisses eintritt.

Man irrt wohl nicht, wenn man zwischen dieser überraschenden Haltung Oesterreichs und der wenige Tage vorher durch die osmanische Regirung veröffentlichen Erklärung des Deutschen Botschafters, in der Oesterreich allein die Verantwortung für die Annexion zugeschoben wurde, einen kausalen Zusammenhang sucht. Dem aufmerksamen Beobachter konnte allerdings schon seit einer Reihe von Jahren die Thatsache nicht entgehen, daß die Beziehungen zwischen Frankreich und Oesterreich allmählich einen Grad befremdender Intimität erreichten, dessen vorletztes Symptom der Aufenthalt des französischen Finanzministers Caillaux in Budapest war. Wie weit man am Ballplatz von der Annahme entfernt ist, Oesterreichs Haltung in Algesiras könne als Deutschland geleisteter Sekundantendienst am Quai d'Orsay aufgefaßt werden, geht am Besten aus der Interview mit einer Persönlichkeit aus der nächsten Umgebung des Freiherrn von Aehrenthal (Hagern?) hervor, die der „Temps" veröffentlichte: „L'Autriche-Hongrie lui a prouvé ses sentiments amicaux au cours de l'affaire marocaine et notre politique continue à s'inspirer des mêmes dispositions." (So soll es also noch weitergehen.)

Unter diesen Umständen darf man sich wohl fragen, gegen wen eigentlich das deutsch-österreichische Bündniß sich richtet. Diese Frage ist in einer friedfertigen Zeit zwar unangenehm, aber berechtigt; da Bündnisse zur Fortdauer ihrer Existenz eines Zieles, also auch eines Gegners bedürfen.

In einem offenbar inspirirten Artikel des mailänder „Corriere della sera" vom fünfzehnten September 1908 (Andrea Torre gezeichnet) wurde die

Thatsache erwähnt, daß neulich von einer Seite (und zwar nicht von Italien aus) der Versuch gemacht wurde, Oesterreich in eine englisch-französisch spanisch-italienische Mittelmeerentente hineinzuziehen, die seine Unabhängigkeit von Deutschland garantirt hätte. Der Versuch sei aber gescheitert. Damals. Seitdem hat die vielleicht nicht ganz echte Erregung, die man an der Themse in den letzten Wochen zur Schau trug, Fraktur gesprochen und Oesterreich-Ungarn die Schwäche des Stützpunktes fühlen lassen, den es in seinem Bundesverhältniß zu Deutschland hat. Und wenn in der österreichischen Presse die Zusammenkunft von Buchlau mit der denkwürdigen Kaiserzusammenkunft von Alexandrowo verglichen wird, „wo dämmernd der Keim des Rückversicherungvertrages zwischen Deutschland und Rußland bereits aufstieg" (Neue Freie Presse vom elften Oktober), so mag schon in dem Wörtchen „bereits" dem Gefühl Ausdruck gegeben sein, daß auch in Buchlau der Gedanke an Beziehungen gestreift wurde, die, für Deutschland „zu komplizirt", dem Erben der Kaunitz und Metternich den Schlaf nicht rauben dürften.

Das Bewußtsein, auf Deutschlands werkthätige Hilfe bei der Verfechtung seiner Balkaninteressen, vitaler Interessen des seit 66 nach Osten gedrängten Oesterreichs, nicht zählen zu können, hat Aehrenthal wohl veranlaßt, gleich von vorn herein, Italien und Rußland zu Liebe, auf den Vormarsch nach Saloniki zu verzichten; und wenn nach dem Zusammentritt der Konferenz Antivari der italienischen Flotte offen stehen wird, dann wird manchmal die Geschäftsleiter Oesterreich-Ungarns das Gefühl beschleichen, daß die Lauheit des Bundesgenossen diese Opfer unumgänglich machte.

In den letzten Wochen wurde, ohne daß Deutschland irgendwie nach der einen oder der anderen Richtung in den Vordergrund trat, von den Ententemächten ein Konferenzprogramm ausgearbeitet. Auch hier hört man wieder den Grundton herausklingen, der durch alle Ereignisse der europäischen Politik der letzten drei Jahre zieht: all diese Vorgänge spielen sich ohne Mitwirkung des Deutschen Reiches ab. Verträge werden geschlossen, alte Divergenzen werden beglichen: und jedesmal scheint Deutschland, dessen leitende Staatsmänner in solchen Fällen sich auf Reutermeldungen als Berichtsquelle angewiesen sehen, aus der Erwägung auszuscheiden. Wenn auch durch die letzte Erklärung Marschalls mit impulsiver Hand nicht nur in Konstantinopel der Gespensterschatten Machiavells, den das Ausland in Erinnerung an vergangene Zeiten durch die Wilhelmstraße streichen sah, definitiv gebannt ist, so müßte doch der stärksten Militärmacht der Welt gegenüber ein solches Vorgehen konsequenter Ignorirung immerhin noch gefährlich, ja, wahnwitzig erscheinen . . .

Wenn trotzdem an diesem Modus mit scheinbar gutem Erfolg bisher

festgehalten wurde, so kann der Schlüssel zu diesem Räthsel nur in einer geheimen Schwäche des Deutschen Reiches zu suchen sein. Man glaubt in London, auf Grund psychologischer Erwägungen, die sich allmählich bei sämmtlichen Kabineten Europas Eingang verschafft haben, daß Deutschland, trotz allen kriegerischen Drohungen, im letzten Moment einem Waffengang immer ausweichen werde; „pacifiste et timide“.

Algesiras war der Prüfstein; und nach Schluß der Konferenz wies Drummond in der Libre Parole höhnend auf das „épouvantail de l'Europe“, die deutsche Vogelscheuche, die jetzt Keinen mehr schrecken könne. Heute, wo, trotz dem in Marokko geltenden Recht der Kapitulationen, Deutsche, die den Schutz des Deutschen Konsuls angerufen und erhalten haben, unter den Augen eines Konsularbeamten der deutschen Gewalt entrissen und in französische Haft gebracht werden können, ohne daß innerhalb vierundzwanzig Stunden ihre vorläufige Freilassung erwirkt wird, muß in ganz Europa der Glaube neue Nahrung gewinnen, daß der deutschen Kriegsbereitschaft ein essentielles Moment fehlt: der Wille, im Nothfalle loszuschlagen. Welche Bedeutung dieser glaubhaft gemachte Wille haben kann, sehen wir an den kleinen Balkanstaaten, deren ganze Bedeutung in der Glaubhaftmachung eben solchen Willens ruht.

Bei diesem Mangel der Kriegsbereitschaft ist unsere Bündnißfähigkeit gemindert. Die Erkenntniß, daß bewaffnete Unterstützung von uns nicht zu gewärtigen sei, hat Oesterreich eben so wie die Türkei gezwungen, sich nach anderen Verbindungen umzusehen.

Der Grundsatz „Friede in Ehren“, der in den letzten Jahren sehr laut verkündet wurde, ist vielleicht gerade deshalb mißverstanden und als unbedingtes Friedensbedürfniß gedeutet worden, weil er mit mehr oder minder tönenden Kriegsdrohungen alternirte. Und Freund und Feind scheinen nun mit der Thatsache zu rechnen, daß der Begriff „in Ehren“, weil subjektiv, in seinen Grenzen sehr erweiterungfähig ist.

Wenn demnach in der deutschen Publizistik seit geraumer Zeit ein gewisses Unbehagen über unsere internationale Lage entstanden ist und in Klagen über die unglückliche Hand unserer auswärtigen Vertretungen seinen Ausdruck findet, so darf man nicht vergessen, daß bismärckische Alluren nur in Verbindung mit marschbereiten Armeecorps erträglich und erfolgreich sind und daß das Geheimniß der Erfolge bismärckischer Politik auch in den Friedensjahren, die der Aufrichtung des Reiches folgten, zum guten Theil in dem überall festgewurzelten Glauben beruhte, daß Deutschland im Nothfall einen neuen Waffengang nicht scheuen würde.

Mangel an Sprachkenntniß und unverbindliche Umgangsformen sind

nicht etwa Fehler, die bei deutschen Diplomaten öfter als bei anderen zu finden sind. Und der Diplomat, der durch die spöttisch-unverschämte Frage: „Where are your ships?“ Deutschland zu den jetzt so beklagten maritimen Anstrengungen gestachelt hat, wäre mit dem Fluch der Lächerlichkeit beladen, wenn die Entschlossenheit Englands, eventuell an die ultima ratio zu appelliren, eines Beweises bedürfte.

Soll die Periode latenter diplomatischer Mißerfolge Deutschlands, die zur Auflösung oder zum Krieg führen werden, ein Ende nehmen, so muß das Ausland wieder wissen, daß hinter jeder Initiative der deutschen Regirung (vielleicht kein Verbündeter, aber) die gesammte deutsche Streitmacht steht.

Schloß Moos. Graf Max Emanuel von Preysing,
Erblicher Reichsrath.

Heimarbeit.

Die frankfurter Heimarbeitausstellung ist in Nr. 45 der „Zukunft“ vom Herrn Ober-Regirung-Rath Dr. Karl Bittmann einer Kritik unterzogen worden, die aus mehrfachen Gründen zu einer Entgegnung herausfordert. Die gesetzliche Regelung der Heimarbeit wird eine der wichtigsten sozialpolitischen Aufgaben des Reichstages im kommenden Winter sein. Die die Heimarbeit behandelnden Gesetzesvorschläge sind bekanntlich bisher unerledigt geblieben, hauptsächlich wohl wegen der außerordentlichen Schwierigkeiten, auf die man immer wieder stößt, wenn man versucht, ein so vielgestaltiges und unbestimmbares Etwas wie die Heimarbeit mit Gesetzesparagraphen zu erfassen. Mit dem schwer zu behandelnden Stoff wird sich zunächst die mit der Prüfung der Gewerbeordnungnovelle betraute Reichstagskommission und später der Reichstag selbst befassen müssen. Es kann nicht ausbleiben, daß man bei den Debatten über die Regirungvorschläge oft auf die „Lehren“ der beiden großen deutschen Heimarbeitausstellungen, der berliner und der frankfurter, hinweisen wird. Beide sind ja auch von Regirungvertretern wie von Parlamentariern eingehend besichtigt worden. Es ist daher von Wichtigkeit, daß über die Bedeutung und

den Werth der Darbietungen beider Ausstellungen volle Klarheit geschaffen werde. Dazu kommt noch, daß in verschiedenen anderen Städten des In- und Auslandes weitere Heimarbeitausstellungen geplant werden; da ist es von Nutzen, wenn Genaueres über die Entstehung und die Eigenart der älteren Ausstellungen bekannt wird, damit frühere Fehler vermieden und neue Fortschritte gemacht werden können.

Bittmanns Aufsatz ist leider nicht geeignet, das Wesen der Heimarbeitausstellungen erkennen zu lassen. Er geht in seiner Kritik der frankfurter Ausstellung, der der größte Theil seines Aufsatzes gewidmet ist, von vielen falschen Auffassungen aus und gelangt dann naturgemäß zu schiefen Urtheilen. Da er aber auf Grund langjähriger eigener Forschungen auf dem Gebiet der Heimarbeit als besonders sachkundig anzusehen ist, so besteht die Gefahr, daß seine einseitige und wenig wohlwollende Beurtheilung der frankfurter Heimbeitausstellung als maßgebend hingestellt und damit der Werth der frankfurter Arbeiten, die einen (wenn auch nur bescheidenen) Beitrag zur Reform der Heimarbeit bilden sollten, beeinträchtigt wird, falls keine Richtigstellung erfolgt.

Als Mitglied des Vorstandes der frankfurter Ausstellung und als Vorsitzender ihres „Wissenschaftlichen Ausschusses“ glaube ich, eine Reihe von Irrthümern, die auf Grund von Bittmanns Darstellung entstehen müssen, berichtigen und genauer darlegen zu können, worin die Bedeutung der frankfurter Heimarbeitausstellung besteht. Zur Formulirung der „Lehren“ der frankfurter Veranstaltung ist es allerdings noch zu früh; dazu bedarf es noch des Abschlusses der Heimarbeit-Monographien, mit deren Herausgabe ich beschäftigt bin.

Die Eigenart der frankfurter Heimarbeitausstellung bestand vor Allem in zwei Punkten: der räumlichen Begrenzung der Untersuchungen und der Mitwirkung von Vertretern der Unternehmer.

Von dem ersten Merkmal nimmt Bittmann überhaupt nicht Notiz. Der Werth der frankfurter Untersuchungen beruht aber zum großen Theil auf ihrer räumlichen Begrenzung; sie erstreckten sich bekanntlich nur auf das „rheinmainische“ Wirthschaftgebiet. Diese Beschränkung ermöglichte eine gewisse Vollständigkeit. Das große Verdienst der berliner Ausstellung bestand darin, daß sie die allgemeine Aufmerksamkeit auf die schweren in vielen Heimarbeitzweigen bestehenden Uebelstände lenkte und den Willen zur Reform stärkte. Ein Mangel dieses ersten bedeutsamen Versuches, in großem Maßstabe sozialpolitischen Anschauungunterricht zu ertheilen, war aber, daß die Sammlung der Ausstellungsgegenstände mehr oder weniger von Zufällen abgehangen hatte und man daher nicht wußte, ob die entworfenen, zum Theil recht traurigen Bilder typisch seien. Die berliner Ausstellung warf, wie Professor Stein es ausdrückte, eine Fülle von Fragen auf, ohne aber darauf Antwort zu geben. Die Begrenzung

der frankfurter Untersuchungen auf das rhein-mainische Wirthschaftgebiet ermöglichte dessen genauere Durchforschung und eine Berücksichtigung aller auffindbaren Arten von Heimarbeit. Thatsächlich ist die Vollständigkeit der Untersuchungen angestrebt worden, und wenn auch dieses Ziel nicht ganz erreicht wurde, so kann man doch ruhig sagen, daß man ihm sehr nah gekommen ist. Nachdem alle Spuren verfolgt worden sind, aus denen auf das Vorhandensein von Heimarbeit geschlossen werden konnte, kann man sicher sein, daß alle wichtigeren und fast sämmtliche minder wichtigen Zweige der Heimarbeit im rhein-mainischen Wirthschaftgebiet, das etwa ein Fünfzehntel des Deutschen Reiches Reiches ausmacht, untersucht worden sind; und die Untersuchungen in den einzelnen Gegenden und Berufen sind auch überall so genau und gründlich gewesen, daß wir bei den entworfenen Bildern angeben können, ob sie „typisch" sind oder nicht. Auf die vorhandenen Mängel komme ich nachher zurück. Zunächst mußte hier festgestellt werden, daß in Frankfurt für ein kleineres Gebiet Antworten auf die Fragen gegeben wurden, deren Beantwortung in Berlin angesichts der Größe des Untersuchungsgebietes überhaupt nicht möglich war. Das scheint mir nicht unwesentlich zu sein.

Das zweite Merkmal der frankfurter Ausstellung war die Mitwirkung der Unternehmer. Bittmann steht dieser Mitarbeit sehr skeptisch gegenüber; wenn ich ihn recht verstehe, sieht er sogar im Fehlen dieser Mitarbeit in Berlin einen Vorzug; aus der Noth macht er eine Tugend. In Berlin wurde nach Bittmann eine „Leistung von nur irgend erreichbarer objektiver und subjektiver Unparteilichkeit" geboten, einer Unparteilichkeit, die durch die Mitwirkung der Unternehmer „nicht übertroffen werden konnte". Ich muß gestehen, daß mir diese Behauptung ganz unverständlich ist. Hier handelt es sich, wohl gemerkt, nicht um Mängel der Ausführung, sondern um den Grundsatz selbst. Angaben, die auf Aussagen einer Interessentengruppe, nämlich der Arbeiterschaft, beruhen, sollen mehr Anspruch auf Glaubwürdigkeit und Objektivität haben als solche, bei deren Formulirung auch die Gegeninteressenten, die Unternehmer, mitgewirkt haben? Gelten nicht auch in der wissenschaftlichen Forschung die Worte: „Eines Mannes Rede ist keines Mannes Rede" und „Audiatur et altera pars"? Hält Bittmann die Unternehmer für weniger glaubwürdig als die Arbeiter? Oder betrachtet er die Unternehmer hier als Angeklagte? Er giebt keine Gründe an. Sonderbar ist allerdings, daß er es bei der frankfurter Ausstellung bemängelt, wenn hier und da, nämlich wenn im zuständigen Fachausschuß keine Einigung erzielt werden konnte, einseitige Angaben der Unternehmer (ausdrücklich als solche bezeichnet) auf den Etiketten zu finden waren, während er doch nicht den geringsten Anstoß daran nimmt, daß bei der berliner Ausstellung alle Angaben einseitig waren, nämlich von Arbeitern herrührten.

Die Theilnahme der Unternehmer an den Arbeiten der „Fachausschüsse"

und an der anderen Vorbereitung der Heimarbeitausstellung verschaffte uns eine Reihe werthvoller Hilfskräfte. Wenn auch viele Unternehmer das Mißtrauen, das sie gegenüber unserer sozialpolitischen Arbeit hegten, nicht überwinden konnten und jegliche Mitwirkung, einzelne sogar die Auskunftertheilung ablehnten, so haben doch viele andere, an ihrer Spitze der unermüdliche Vorsitzende des Ausstellungvorstandes, Herr Fabrikant J. H. Epstein, in opferwilliger Weise, mit Sachkenntniß und Interesse, in den Centralausschüssen wie in den Fachausschüssen mitgearbeitet. Man kann sogar sagen, daß ohne die Opferwilligkeit einer großen Reihe sozialpolitisch interessirter frankfurter Unternehmer, die einen Garantiefonds gründeten, die Ausstellung überhaupt nicht zu Stande gekommmen wäre; denn die Arbeiterorganisationen hatten die Zahlung von Beiträgen zur Bestreitung der erheblichen Kosten der Ausstellung abgelehnt und die Zuschüsse der Stadt Frankfurt und benachbarten Gemeinden hätten nicht ausgereicht; sie deckten nur etwa ein Drittel der Kosten. Nachdem das Unternehmen finanziell sichergestellt war, fragte es sich, in welcher Weise Arbeiter und Unternehmer am Besten zur Mitwirkung herangezogen werden sollten. Da hielt man für das Beste, sie nicht nur durch die wissenschaftlichen Mitarbeiter ausfragen und um die Lieferung von Ausstellungsgegenständen bitten zu lassen, sondern auch geeignete Vertreter der beiden Interessentengruppen als solche in ein engeres persönliches Verhältniß zu unserem Unternehmen zu bringen. So entstanden die „Fachausschüsse“ (Das heißt: die mit der Untersuchung der einzelnen Heimarbeitzweige betrauten Ausschüsse), die aus einem unparteiischen, meist wissenschaftlich geschulten Leiter und Vertretern der beiden Interessentengruppen bestanden. Durch die Wahl in die Ausschüsse glaubte man das Interesse der betheiligten Personen an dem Werk zu steigern und ihr Verantwortlichkeitgefühl zu stärken. Die Vertreter der Interessenten, Unternehmer wie Arbeiter, haben die unparteiischen Leiter der Ausschüsse bei der Aufstellung des Arbeitplanes, der Lieferung der Adressen von Heimarbeitern, der Beurtheilung technischer Fragen, der Begutachtung der gesammelten Materialien, der Feststellung zahlreicher Thatsachen und so weiter wesentlich unterstützt; natürlich nicht alle in gleichem Maß, sondern mit vielen Unterschieden, entsprechend ihrer Sachkunde und ihrem sozialen Interesse; vielfach wirkten Konkurrenzrücksichten, Mangel an Zeit und allerlei persönliche Zufälligkeiten störend. Schwer war es oft, die geeigneten Persönlichkeiten ausfindig zu machen und sie für die Mitarbeit zu gewinnen. Doch besteht gar kein Zweifel daran, daß die wissenschaftlichen Mitarbeiter den zu den Fachausschüssen gehörenden Unternehmern (und eben so den Arbeitern) eine Fülle von werthvollen Mittheilungen verdanken, die sie allein überhaupt nicht oder nur mit große Mühe erlangt haben würden. Wenn sich Mängel zeigten, so lag Das

nicht an der gemeinsamen Arbeit der Interessenten, sondern daran, daß wir nicht genug geeignete Interessenten zur Mitarbeit heranziehen konnten.

Daß unsere Arbeit durch die Bildung der vielen Fachausschüsse schwerfällig geworden sei, kann ich nicht zugeben; ich bin der Ueberzeugung, daß die Anwesenheit der Interessenten oft die Feststellung der Thatsachen, die Beseitigung von Zweifeln und die Aufklärung von Mißverständnissen erleichtert hat. Es mag vorgekommen sein, daß ein Unternehmer oder ein Arbeiter Bedenken getragen hat, in Gegenwart des Gegeninteressenten diese oder jene Aussage zu machen; dann war es Sache des Leiters des Ausschusses, dem solche Bedenken kaum entgehen konnten, sich nach den gemeinsamen Sitzungen durch privates Befragen der Betheiligten genauer zu unterrichten. Die Arbeitervertreter standen übrigens nur selten in einem Abhängigkeitverhältniß zu den Unternehmervertretern; es waren zum Theil Gewerkschaftbeamte oder Fabrikarbeiter, die Fachkenntnisse besaßen. Heimarbeiter selbst zur Mitwirkung in den Ausschüssen zu bewegen, erwies sich in vielen Fällen als unmöglich. Die Durchführung des Grundsatzes der „Parität" war oft schwer, manchmal unmöglich; manchem Mitarbeiter haben wir leider keine sachverständigen Berather an die Seite stellen können. Wo aber Parität vorhanden war, da hat sie sich auch bewährt und die Untersuchungen gefördert.

Die Angabe, die nach Bittmann ein münchener Fabrikbesitzer gemacht hat, daß die Arbeitgeber die ausgestellten Gegenstände geliefert und die Arbeiter ausgesucht haben, die sie herstellen mußten, ist durchaus irreführend und für die weitaus größte Mehrheit der Fälle nicht zutreffend. Einige Fälle des Aussuchens der geschicktesten Arbeiter und Arbeiterinnen zur Anfertigung der auszustellenden Gegenstände sind vorgekommen, so, wie ausdrücklich in der „Beschreibung" hervorgehoben, in der Posamentenherstellung. In anderen Fällen ist es in den Fachausschüssen über diese Frage zu Auseinandersetzungen zwischen Arbeitern und Unternehmern gekommen; aber es ist den unparteiischen Vorsitzenden fast immer gelungen, eine Klärung und Verständigung herbeizuführen. Die Mannichfaltigkeit der Fälle ließ sich auch nicht immer an den oft in ihrer Zahl begrenzten Ausstellungsgegenständen ausreichend darstellen; zur Ergänzung und Erläuterung der Angaben auf den Etiketten mußten eben die „Beschreibungen", in denen das Fragebogenmaterial verarbeitet war mit herangezogen werden. Die Ausstellungsgegenstände sind allerdings zum größten Theil von den Fabrikanten geliehen oder geschenkt worden; die Ausstellungleitung, der dadurch erhebliche Kosten erspart wurden, hatte allen Grund, den betheiligten Firmen für dieses Entgegenkommen dankbar zu sein; in vielen Fällen, namentlich bei der Ausstellung von Halbfabrikaten, hätten wir ohne den guten Willen der Firmen überhaupt keinen Ausstellungsgegenstand erlangen können. Die

Etikettirung erfolgte dann in der Sitzung des Fachausschusses oder durch den wissenschaftlichen Leiter. Uebrigens hält ja auch Bittmanns Gewährsmann, der münchener Fabrikant, den von uns eingeschlagenen Weg, die Heranziehung der Unternehmer, trotz seinen Bedenken für „zweifellos richtig".

Daß mehrfach Zweifel laut wurden, ob die Arbeitzeit immer richtig angegeben sei, darüber wird sich Niemand wundern, der weiß, wie verschieden die eigenen Angaben der Heimarbeiter und Heimarbeiterinnen über die zur Herstellung eines Gegenstandes nothwendige Arbeitzeit lauten und wie verschieden die Leistungfähigkeit der Einzelnen ist. Wenn die Heimarbeiter vielfach selbst nicht wissen, wie lang die Arbeitzeit ist, dann ist es nicht erstaunlich, daß die Schätzungen Fremder stark von einander abweichen; und es scheint in der menschlichen Natur zu liegen, daß dann die eine Partei die andere der Verschleierung oder der Beschönigung der Thatsachen bezichtigt. Die bei Nachprüfungen gemachten Erfahrungen haben mich solchen Anschuldigungen gegenüber sehr skeptisch gestimmt.

Ich habe schon mehrfach die Schwierigkeiten der Durchführung unserer Grundsätze und der konsequenten Anwendung unserer Methoden erwähnt. Diese Schwierigkeiten lassen sich kaum überschätzen und wir sind uns auch immer darüber klar gewesen, daß die Ergebnisse unserer Forschung trotz allen Bemühungen nur „Stückwerk" sein könnten, wie ich Das ja auch in meinem Vorwort zu den „Kurzen Beschreibungen" betont habe. Bittmann stellt eine Reihe von idealen Forderungen für die Auswahl und Etikettirung der Ausstellungsgegenstände, die Abfassung der „Beschreibungen" und für Anderes auf. Ich kann ihn nur versichern, daß auch die Leiter der frankfurter Ausstellung solche Ideale hatten und ihr Möglichstes zu deren Erreichung gethan haben, daß ihnen aber schließlich in vielen Fällen nur die Wahl blieb, ob sie ganz auf die Ausstellung und die Veröffentlichung verzichten oder wenigstens das vorhandene, mit vieler Mühe gesammelte Material, wenn es auch lückenhaft und nicht frei von Mängeln sei, der Oeffentlichkeit mittheilen sollten. Wir haben uns für das Zweite entschieden, indem wir gleichzeitig das Publikum, so weit es im Rahmen unserer Veranstaltung möglich war, auf die vorhandenen Lücken und Mängel aufmerksam machten und uns der Hoffnung hingaben, man würde das Geleistete, das in der That eine erhebliche Bereicherung unseres Wissens darstellt, dankbar anerkennen und nicht immer nur die Lücken bemerken.

Bittmann, den die Lücken stark verstimmt haben, bewegt sich übrigens bei seiner Kritik in Widersprüchen. Einmal stellt er gewissen Mängeln der „Etikette" und der „Beschreibungen", auf die ich selbst aufmerksam gemacht hatte, die „lange Zeit, die für die Vorbereitung der Ausstellung verfügbar war, und den erstaunlichen Apparat von Ausschüssen" gegenüber und findet das Mißverhältniß unverständlich. Dann wieder wirft er uns vor, daß die Er-

hebungen unserer Fachausschüsse, unseren „eng begrenzten Aufträgen entsprechend", „kaum begonnen, auch schon wieder beendet" sein mußten, daß wir uns die Arbeit „viel zu leicht gedacht" hätten und daß „hier schon Urtheile gefällt und Berichte geschrieben" wurden „in einem Stadium, da der Fachmann sich bekennen muß, daß er noch in den an Irrthum so reichen Anfängen der Rezeption stehe." Doch will ich bei den Widersprüchen, in die sich Bittmann verwickelt, und den Mißverständnissen, die ihm bei der Beurtheilung der Verhältnisse unterlaufen, nicht länger verweilen, sondern mich nur kurz zu der sachlich wichtigen Frage der Länge unserer Vorbereitungzeit äußern. Hier will ich Bittmann gern das Zugeständniß machen, daß die uns zur Verfügung stehende Zeit recht knapp bemessen war. Zunächst mußte, nachdem der Ausstellungplan gefaßt war, eine genügende Anzahl von Personen für das Unternehmen interessirt werden; es mußte eine Organisaton geschaffen und ein Garantiefonds gebildet werden. Erst als diese Grundlage, hauptsächlich durch die Bemühungen der Herren J. H. Epstein und Professor Stein, geschaffen war, konnte im Februar 1907 zur Organisation der wissenschaftlichen Arbeiten ein besonderer Ausschuß gebildet werden. Dieser „wissenschaftliche Ausschuß" hat dann im Lauf der nächsten Monate einen genaueren Arbeitplan entworfen, einen Fragebogen ausgearbeitet, die Grundsätze für die Untersuchungen und für die Sammlung und Etikettirung der Ausstellungsgegenstände aufgestellt und die zahlreichen Unterausschüsse eingesetzt. Wie schwierig und zeitraubend gerade diese Arbeit war, wird man verstehen, wenn man bedenkt, daß wir über fünfzig nur freiwillige Mitarbeiter zur Leitung der zum Theil sehr langwierigen, schwierigen und oft recht unangenehmen Untersuchungen gewinnen mußten. Für diese Leiter der Fachausschüsse mußten dann weiter geeignete Beisitzer aus Unternehmer- und Arbeiterkreisen gefunden werden. Wie viele Besprechungen, Briefe und Reisen waren dazu nothwendig! Für manche Heimarbeitzweige konnten erst im Herbst, ja, erst im Winter geeignete Bearbeiter gefunden werden. Ich bin als Vorsitzender des „Wissenschaftlichen Ausschusses" sehr bald für eine Hinausschiebung der Eröffnung der Ausstellung eingetreten; aber die Verlängerung der Frist um sechs Monate, bis zum ersten April 1908, erwies sich noch immer als kaum ausreichend. In Folge mancher persönlichen Verhältnisse und sachlichen Hindernisse (die Heimarbeit ruht vielfach im Sommer) konnten nicht alle Mitarbeiter, die zum großen Theil beruflich stark in Anspruch genommen waren, die Vorbereitungzeit voll ausnützen; und so häuften sich in den letzten Monaten und Wochen vor dem ersten April die Arbeiten der einzelnen Fachausschüsse so, daß ich sehr oft im Interesse der Mitarbeiter und der Sache wünschte, eine nochmalige Hinausschiebung des Beginns der Ausstellung beantragen zu dürfen. Das war jedoch aus praktischen Gründen unthunlich. Nach einer gewaltigen Kräfteanspannung, besonders in Folge der Energie

und des Geschickes des Leiters der lokalen Ausstellungarbeiten, des Herrn E Schreiner, ist es ja dann auch gelungen, die Masse der eingelieferten Gegenstände und Etikette, angemessen geordnet, zum festgesetzten Termin zur Ausstellung zu bringen.

Bittmann dürfte gründlich im Irrthum sein, wenn er meint, „mit vier bis sechs strebsamen Jüngern der Volkswirthschaft" („denen man Zeit und Gelegenheit gegeben hätte, sich in die Hausindustrie des erfaßten Gebietes zu vertiefen") hätte man das Selbe, ja, sogar „etwas ganz Anderes" leisten können. Da unterschätzt er doch die gethane Arbeit gewaltig. An „strebsamen Jüngern der Volkswirthschaft" hat es unter unseren Mitarbeitern nicht gefehlt; neben ihnen haben viele praktisch erfahrene und wissenschaftlich tüchtig geschulte Personen mitgewirkt, allerdings auch einige für solche Untersuchungen nicht besonders vorgebildete „Dilettanten". Das geringschätzige Urtheil Bittmanns über die Leiter der Fachausschüsse, die „die hart im Raum sich drängenden Sachen und die weit auseinanderwohnenden Gedanken nicht immer unter den Gesichtspunkt der Einheit zu bringen vermochten", ist ungerecht und falsch. Es sind sogar außerordentlich viele tüchtige Kräfte gewesen, die sich an den Untersuchungen betheiligt haben, viel mehr, als wir anfangs zu hoffen wagten; für zahlreiche Branchen hätte man kaum in ganz Deutschland besser qualifizirte Mitarbeiter finden können.

Aber Bittmann hat überhaupt „in den Darbietungen des Unternehmens, der Ausstellung und den Beschreibungen, von einem wissenschaftlichen Einfluß wenig" gefunden. Mir scheint: er hat den Wald vor Bäumen nicht gesehen. War nicht jede Thatsache, die auf den Etiketten oder in den Beschreibungen als Ergebniß der Untersuchung der jetzigen Lage der Heimarbeiter im rheinmainischen Wirthschaftgebiet veröffentlicht wurde, ein Baustein, wenn auch oft nur ein kleiner, zur Aufrichtung des Gebäudes der Wissenschaft? Die Leiter der Ausstellung haben es für ihre Pflicht gehalten, solche Bausteine zu liefern, um auf diese Weise eine haltbare Grundlage für die Heimarbeit-Gesetzgebung zu schaffen. Hierin, in dieser wissenschaftlichen Arbeit, nicht in der bloßen Erregung des Mitgefühls für die Leiden und Entbehrungen vieler Heimarbeiter, sahen sie ihre Aufgabe. Keinem ist bisher, auch Bittmann nicht, gelungen, nachzuweisen, daß eine irgendwie erhebliche Anzahl der vielen mit großer Mühe gesammelten „Bausteine" nicht haltbar, daß die wissenschaftliche Arbeit mangelhaft war. Ich glaube, über die gegen die Angaben der Fachausschüsse vorgebrachten Reklamationen und über die Grenzen der Leistungfähigkeit der Ausschüsse besser unterrichtet zu sein als irgendein Anderer, und ich habe selbst oft der ersten Prüfung der Angaben und der Nachprüfung der Beanstandungen beigewohnt; ich kann nur versichern, daß die Zahl der aufgedeckten Irrthümer verschwindend gering war und daß das Gesammtbild, das sich aus dem aufmerksamen

Studium der Etiketten und Beschreibungen ergab, durch die Berichtigungen nicht geändert wurde. Ein Eingehen auf alle Einzelheiten ist wegen der Knappheit des hier zur Verfügung stehenden Raumes unmöglich. Wenn sich unter den Beanstandungen Bittmanns nicht wenige befinden, die nur gelegentliche Ungeschicklichkeiten oder kleine Ungenauigkeiten des Ausdruckes in den „Beschreibungen" und die Beurtheilung einiger Thatsachen durch einzelne unserer Mitarbeiter betreffen, so sehe ich auch darin nur ein Anzeichen dafür, daß zur sachlichen Beanstandung der Angaben wenig Anlaß war. Als Herausgeber der „Beschreibungen" habe ich allerdings, um möglichste Vollständigkeit und Einheitlichkeit zu erzielen, den Mitarbeitern eine größere Zahl von Aenderungen, Zusätzen und Streichungen vorgeschlagen; aber ich hielt es für richtig, jedem mit der Verantwortung für das Geschriebene auch eine möglichst große Freiheit der Darstellung zu lassen. Daß die Zusammenstellung und Beurtheilung der Thatsachen sehr verschiedenartig war, kann nicht wundern, wenn man bedenkt, daß unter den Leitern der Ausschüsse Angehörige der verschiedensten politischen Parteien, Handelskammer- und Arbeitersekretäre, höhere Verwaltungbeamte und Landbürgermeister, Landpfarrer und Lehrer, erfahrene Praktiker und junge Studirende waren. Nichts wäre verfehlter gewesen, als wenn man hier Alles durch eine Schablone hätte pressen wollen. Ich habe nur, um dem Leser einen Anhalt zur Beurtheilung zu geben, dafür gesorgt, daß neben dem Namen auch der Beruf und der Wohnort des Mitarbeiters genannt wurden. Die nothwendige Einheitlichkeit wurde zunächst durch den gleichen Willen Aller, der Wahrheit zu dienen, hergestellt, dann aber auch durch einheitliche Anweisungen (Richtlinien, Fragebogen) für die Untersuchungen und durch zahlreiche private und öffentliche Besprechungen unserer Ziele und Arbeiten Ob es hierbei, „für die Thätigkeit des Wissenschaftlichen Ausschusses", „an einer zusammenfassenden, kritischen und, wenn nöthig, rücksichtlosen Initiative gefehlt" hat, wie Bittmann meint: Das mögen, da es mich persönlich betrifft, Andere entscheiden. Ich will nur bemerken, daß „Rücksichtlosigkeit" wohl nirgendwo so wenig am Platz gewesen wäre wie bei unserem Unternehmen, wo es so sehr auf den guten Willen, auf Liebe zur Sache und Opferwilligkeit ankam. Hier konnten nur beständige Rücksichtnahme auf alle möglichen individuellen Wünsche, unendliche Geduld und zähe Energie an das Ziel führen. Bei „Rücksichtlosigkeit" wäre die Schaar unserer Mitarbeiter sehr bald in alle Winde zerstoben und die Ausstellung nicht eröffnet worden.

In den Erörterungen über die Schäden der Heimarbeit ist oft auch von ganz niedrigen Stundenlöhnen, etwa von zwei bis drei Pfennig, die Rede. Es war nicht unwichtig, festzustellen, daß so niedrige Sätze nur in sehr wenigen Fällen, unter ganz besonders ungünstigen Umständen, vorkommen, wie, zum Beispiel, bei der Beschäftigung von nahezu Arbeitunfähigen. Daher war es

keineswegs überflüssig, im Gegentheil lehrreich, in der Filetstrickerei zwei Gegenstände mit einem Stundenlohn von anderthalb Pfennig auszustellen; die Erklärung des abnorm niedrigen Satzes gab die Bemerkung auf den Etiketten, daß die Heimarbeiterin eine alte blinde Frau war. Bittmann sagt dazu: „Blindenbeschäftigung, meine ich, gehört nicht in eine Heimarbeitausstellung.“ Die Heimarbeit ist eben oft die letzte Zuflucht der Invaliden, der Krüppel und Kranken. Darum kann auch die von Bittman beanstandete Bemerkung einer Mitarbeiterin, daß der schlechte Gesundheitzustand der von ihr besuchten Heimarbeiterinnen zum größten Theil auf persönliche Veranlagung und schlechte Wohnungverhältnisse zurückzuführen sei, ihren guten Sinn haben. Aehnlich verhält es sich mit anderen von Bittmann kritisirten Aeußerungen über die gesundheitlichen Verhältnisse von Heimarbeitern. Wie schwer ist gerade hierbei die Feststellung von Ursache und Wirkung! „Handgreifliche Beispiele von Ungeprüftem und Unkritischem“ in der Ausstellung sieht Bittmann ferner darin, daß ein Mitarbeiter schrieb, der Dunst des Kleisters bei der Herstellung von Papierfächern und das Herumfliegen der nicht fest am Papier haftenden giftigen Farbentheile sei ihm als gesundheitschädigend angegeben worden, und nicht „wagte“, es selbst so zu nennen; eben so darin, daß der Bearbeiter der Cigarrenindustrie sagte, die hausindustrielle Herstellung der Cigarren sei aus der „Werkstattarbeit“ hervorgegangen. Bittmann erklärt diese Angabe für „nicht richtig“ und setzt statt Werkstattarbeit „Fabrikarbeit“. Aus dem Zusammenhang ergiebt sich aber klar, daß Werkstattarbeit hier nichts Anderes bedeutet als Fabrikarbeit.

Bittmann belehrt uns weiter ausführlich, wie wir unsere „Schauwerkstätten“ hätten einrichten sollen. Es ist erstaunlich, welchen Mangel an praktischem Blick er dabei bekundet. Wir haben die Frage reiflich geprüft und sind uns bald darüber klar geworden, daß in den Schauwerkstätten nichts Anderes als die Technik der Arbeit, die übrigens interessant genug ist, gezeigt werden konnte, daß aber jeder Versuch, auch die sozialen und wirthschaftlichen Verhältnisse in ihnen darzustellen, an den großen persönlichen und sachlichen Schwierigkeiten der Ausführung scheitern und nur zu einem unwürdigen und lächerlichen Komoediespielen führen würde. Wie kann man ernsthaft verlangen, wir sollten im Ausstellungsgebäude neben anderen eine „Koje“ mit einer Hasenhaarschneiderei herstellen und zehn Wochen lang den Besuchern darin Gelegenheit geben, „mit eigenen Augen“ zu sehen, „wie sich Thierfelle und Hasenhaare, Schmutz und Staub in einer kleinen Küche ausnehmen, auf deren Herd für Mann und Kinder das Mittagessen brodelt“. Wir hätten dann natürlich, um realistisch zu sein, auch die nöthige Anzahl Kinder für diese Koje engagiren, für das nöthige Kindergeschrei und auch wohl für den Ausbruch von Scharlach oder Diphtherie in der Koje sorgen müssen. Aber ich bin über-

zeugt: wie wahrheitgetreu wir es auch gemacht hätten, Biltmann hätte doch dabei noch „Ungeprüftes und Unkritisches“ entdeckt.

An unseren Photographien hat er zu bemängeln, daß sie, gerade weil es Photographien seien, „nur mit starkem Vorbehalt als Darstellungen der Wirklichkeit gewürdigt werden“ könnten. Sollten wir aber wegen der Mängel photographischer Aufnahmen, die doch jeder ernsthafte Besucher der Ausstellung kannte, ganz auf die Ausstellung von Photographien verzichten?

Verächtlich bemerkt Bittmann dann weiter, die Ausstellungleitung habe „sich der Illusion hingeben“, sie werde durch die Arbeitgeber die Verkaufspreise der ausgestellten Gegenstände erfahren und auf den Etiketten anbringen können, und sei dann enttäuscht worden. Auch darin irrt er gründlich; so wenig welterfahren waren die Ausschüsse, in denen hervorragende Kaufleute und Fabrikanten, Gewerbeinspektoren, Gewerkschaft- und Handelskammersekretäre saßen, nicht. Vielleicht ist über keinen Punkt so lange debattirt worden wie über die Frage der Verkaufspreise; auch Bittmanns Gründe gegen die Stellung der Frage sind im Voraus eingehend gewürdigt worden. Die Gründe für die Stellung der Frage, auch wenn nur wenige Antworten zu erwarten seien, überwogen schließlich.

Aehnlich verhielt es sich mit den übrigen Bedenken und Anregungen Bittmanns; sie sind schon während unserer vorbereitenden Arbeit von uns erwogen worden. Unerklärlich ist uns das mangelnde Wohlwollen des Kritikers, der in Frankfurt nur das absolut Vollkommene gesucht zu haben scheint, während er gern bereit war, in Berlin die „obwaltenden Schwierigkeiten, sachlichen Unzulänglichkeiten und menschlichen Gebrechen“ zu berücksichtigen und das berliner Werk als ein höchst gelungenes, kaum zu übertreffendes zu preisen.

Zu unserer Freude steht Bittmann mit seinem abfälligen Urtheil über die frankfurter Heimarbeitausstellung fast allein. Sachkundige Beurtheiler, die sich die Mühe gegeben haben, auch die großen Schwierigkeiten, mit denen wir zu kämpfen hatten, kennen zu lernen und zu würdigen, haben, wenn sie auch für die Unvollkommenheiten unserer Leistung nicht blind waren, doch in unseren Darbietungen so viel entdecken können, daß sie von unserer Arbeit eine wirkliche Förderung der wissenschaftlichen Erkenntniß und der Sozialreform erwarten. Eine besondere Genugthuung war es für uns, daß gerade die wissenschaftlichen Leiter der berliner Heimarbeitausstellung zu den Ersten gehörten, die unserem bescheidenen Werk diese Anerkennung zollten.

Frankfurt a. M. Professor Dr. Paul Arndt.

Segesta.

Zwischen Bergen erhebt sich auf einsamen Wiesen der Tempel.

Einige meinten, so schön sei kein anderer. Höflich beistimmend, nickte Egon Reichert und schwieg. Sie stutzten. „Was haben Sie denn nur gegen ihn?“

„Er spricht mich nicht an. Das heißt: doch, als rührend schönes landschaftliches Bild. Besonders von Weitem. Es war doch wundervoll, als plötzlich in der Ferne, wie eine Erscheinung, der griechische Säulentempel dort in der stillen Bergwelt erschien. Hell beleuchtet, dahinter auf den Höhen fliegende violette Schatten, aufgethürmte weiße Wolken und ein Vordergrund von alten Oliven. Und jetzt finde ich überaus reizvoll, wie das Gras im Tempelraum sprießt, mit weißen Blumen besternt, wie die strengschönen grünen Schatten der Säulen auf den Rasen fallen. Aber es ist ein seelenloses Gebäude, kein Tempel: er blieb unfertig, war nie geweiht. Hier ist Niemand in Ehrfurcht erschauert, hier wurden keine gestammelten Gebete erhört, hier duftete kein Weihrauch, erhob sich kein marmornes Bild. Die Verbannten haben seiner nicht mit sehnsüchtiger Liebe gedacht. Es ist ein gutes Beispiel dorischer Architektur, ein anmuthiges antik-idyllisches Bild.“

Er führte sie nach dem Abhang. „Ist dieser gewundene Felspfad nicht fesselnd? Diese Klamm mit dem rauschenden Wasser. Mit dieser Tempelschlucht waren gewiß verloren gegangene schaurige Sagen verknüpft.“

Sie zogen nach der Akropolis.

„Politisch“, sagte Professor Kretschmann, „hat Segesta einen üblen Klang. Zweimal hat sie furchtbare Kriege auf ihrem Gewissen. Es war auch unvornehm, wie man den Athenern Sand in die Augen streute. Als sie Athen um Hilfe angingen, schickte man Vertrauensmänner hierher, um über die Aussichten und über die Finanzlage ins Klare zu kommen. Die Gesandten wurden köstlich bewirthet. Diese naive Diplomatie war gewiß schon bei den Sikelern im Gebrauch. Außerdem wurden jedoch die Athener durch die erborgte Pracht vieler goldenen Prunkgeräthe gröblich getäuscht.“

Von der Akropolis sahen sie umher. „Ungefähr dort, am Fiume Freddo“, sagte Egon Reichert, „war die große Schlacht am Krimisos. Mir ist diese Schlacht besonders sympathisch; vermuthlich waren einige meiner Vorfahren dabei.“

Sprachloses Erstaunen.

„Ja, wir sind aus Spanien.“ Schaudernd: „Mit Denen vom Osten haben wir auch nicht das Allergeringste gemein. Nach den neusten Untersuchungen waren die spanischen Juden keineswegs Hebräer, sondern Karthager, die während der späteren römischen Herrschaft sich zu den monotheistischen Lehren der Synagoge bekannten. Ich habe ja gar nichts Besonderes für die Punier übrig; wahrscheinlich hätte ich andere Rassen bevorzugt. Leider wurde ich nicht befragt.

Diese Schlacht am Krimisos war pitoresk. Sie erinnern sich an Timoleon, diese Idealgestalt unter den Herrschern von Syrakus. Er ging gegen die immer mächtiger werdenden Karthager vor. Diese rüsteten ein gewaltiges Heer. Nicht, wie sonst üblich, kämpften fremde Söldner, Iberer, Kelten, Ligurer. Diesmal zog die Heilige Schaar, die Blüthe des karthagischen Adels, „rash, inconsiderate, fiery, voluntary“, in das Feld. Es ist eine der vielen Schlachten, in denen nicht das stärkere Heer, nicht die gerechte Sache, wohl aber der tüchtigste Feldherr siegte.

Die Karthager rückten in sechsfacher Uebermacht vor. Erst kamen die Streitwagen, dann die unübersehbare Zahl der patrizischen Krieger. Sie trugen schwere, prächtige Rüstungen und glänzende, weiße, riesige Schilde. Hinter ihnen kamen die Söldnermassen. Rasch ging Timoleon ihnen entgegen; ein erbitterter Kampf entspann sich. Die behenden Griechen drangen verwirrend in die Reihen. Das Wetter half ihnen, ein stürmischer Gewitterregen peitschte den Feinden ins Gesicht; die schwere Rüstung erwies sich als verderblich; wer auf dem schlammigen Boden stürzte, konnte sich nicht erheben. Sie kämpften gut, aber die Griechen drangen vor und auf der Flucht ertranken die Ritter im Fluß oder versanken in den aufgeweichten Ufern. Es war ein vollständiger Sieg. Eine Menge von Gold und Silbergeräthen fand sich im verlassenen Lager, um das Zelt des Timoleon häuften sich herrlich getriebene Schilde und die kostbarsten Panzer. In den Palästen von Karthago schrie man in verzweifelndem Schmerz, rang die Hände und raufte sich das Haar."

Sie sahen auf das weite Land und stellten die einzelnen Punkte fest. „Dort ist also das Schlachtfeld von Calatafimi", sagte Fritz von Lochen. „Lieber Kretschmann, erzählen Sie uns doch über Garibaldi; wie er die Bourbonen schlug."

Professor Kretschmann sah Egon Reichert an. „Wissen Sie Bescheid?" „Gar nicht." „Weshalb", fragte Fritz Lochen, „sollte uns Garibaldi eigentlich weniger interessiren als Dyonisius oder Roger von Loria?"

„Sie haben Recht", gab Professor Kretschmann zu. „Warum beschäftigen wir uns so einseitig mit dem alten Italien?"

„Das Leben ist eben um zwölf Monate im Jahr zu kurz gerathen," meinte Egon Reichert.

Vom griechischen Theater sahen sie auf die schöne Ebene mit den fernen Bergen und Vorsprüngen der Küste, mit den Buchten des veilchenblauen Meeres.

„Merkwürdig", sagte Professor Kretschmann, „daß man noch immer wagt, den Alten Sinn für landschaftliche Schönheit abzusprechen. Mit welchem raffinirten Verständniß haben sie hier und in Taormina die Lage des Theaters ausgesucht!"

Egon Reichert wurde etwas rabbiat. „Weil der Durchschnittsassessor oder Industrielle oder Oberlehrer seine Ferien zum gesunden Hochgebirgskraxeln verwendet, weil er landschaftlichen Reiz nach der Meterhöhe bemißt, weil Natur ohne klotzige Ungethüme von Gebirgsstöcken ihm nur ‚Gegend', nicht ‚Landschaft' ist, darum sieht er auf die feinstfühlenden Nationen der Erde, denen Hochgebirge ‚horridus' war, herunter. Die Alten, auch ihr Abglanz, die Renaissancemenschen, hatten ja vollendete Empfindung für landschaftlichen Reiz. Wie sind die Tempel von Aegina, von Sunium in die Gegend hereinkomponirt, wie fein, wenn auch ohne Ueberschwänglichkeit, die Andeutungen in ihren Gedichten, wie verstanden sie, alle anmuthigen Verbindungen von Meer und Flur und Hain, von fernblauen Bergen und quellenreichen Waldschluchten zu genießen! Jedes Zimmer im Landhaus eines Reichen war nach einem besonderen Ausschnitt der umgebenden Natur gerichtet. Lassen sich unsere Architekten hierauf ein und verlangen es die Besteller? Wir Modernen versenken uns bekanntlich in die Natur; unsere Villen, Badeorte und Sommerfrischen schänden und vernichten alle landschaftliche Schönheit. Die Alten hingegen haben durch ihre Säulengänge und Treppen und Balustraden und Statuen, durch zauberhafte Gärten die Natur belebt und verschönt. Gewiß: ihr unendlich subtiles Naturgefühl hatte Lücken; sie übersahen, daß auch das Hochgebirge, auch öde Haiden

und farblose Nordseedünen ästhetische Reize besitzen. Sie waren durch formale Linienschönheit verwöhnt: so übersahen sie den Zauber einer schwankenden Stimmungemotion. Goethe war dem modernen Stimmungskultus nicht unzugänglich. Ueber Nebelschleier und Schluchtengeheimnisse hat er talentvoll geschrieben. Sein Gefühl für Landschaft war allseitig; doch nähert er sich dem der Antike unendlich mehr als dem Landschaftideal der vorhin schon erwähnten Industriellen, Oberlehrer und Assessoren."

Professor Kretschmann hatte Das, wonach er strebte, gefunden. „Dort ist der Eryxberg. Von hier aus sah man den hochheiligen Aphroditetempel leuchten. Die Segestaner lebten angesichts ihrer Göttin."

„Sie hatten Freude am Schönen", meinte Egon Reichert. „Eine alte, kunstvolle, eherne Artemisstatue war ihr Stolz; die Punier hatten sie nach Karthago verschleppt, Scipio Afrikanus gab sie ihnen wieder. Sie war im strengen Stil; in der Linken hielt sie eine Fackel, den Bogen in der Rechten. Der Berüchtigtste aller römischen Statthalter, Verres, erbat sich die berühmte Diana von Segesta; man wußte, was bevorstand, konnte sich jedoch nicht von der Statue trennen. Da quälte Verres die Bürger bis aufs Blut, mit Abgaben, Frondiensten und Prozessen. Endlich gaben sie nach; doch fand sich kein Segestaner, der um noch so hohen Lohn das Standbild vom Sockel entfernen wollte. Aus Lilybaeum mußte man einen Barbaren dingen. Die Matronen und Jungfrauen umstanden ihre Heilige Artemis weinend, salbten sie, bekränzten sie, brachten ihr Weihrauch dar. Bis dort hinaus, wo das Stadtgebiet aufhört, gaben sie ihr, klagend, das Geleit.

Noch ein anderer Zug. In der frühen Blüthe der sizilianischen Kolonien betheiligte sich Philippos aus Kroton an einem Feldzug. In Olympia hatte er einst gesiegt und er galt für den schönsten Mann der Hellenen. Er fiel im Kampf. Da errichteten die Segestaner, um seine Schönheit zu ehren, ihm ein Denkmal. Dorthin kamen Männer und Frauen und brachten Opfer dar. Bei uns wird viel über Schönheit geredet und noch mehr über sie geschrieben. Dabei handelt es sich in Wirklichkeit eher um theoretische Aesthetik und um Kunstkritik. Die echteste Schönheit, die der Menschen, der Thiere, der Pflanzen, der Flüsse und Seen und Felsen, wird merkwürdig wenig beachtet. Als könnten die Menschen sämmtlich nur sprechen und hören, nicht aber sehen, als wüßten sie nichts von der Freude der Augen. Schönheit wird eigentlich nur bei jungen Mädchen und jungen Frauen erwähnt: da spielen ja recht nahliegende Nebenmotive mit. Männliche Schönheit ist ziemlich verpönt; nur etwa bei einem Kaiser läßt man sie gelten. Wenn Frauen die Schönheit eines Mannes hervorheben, ärgern sich alle anwesenden Herren und meinen höhnisch, als handle es sich um einen lächerlichen Makel, nicht um einen beglückenden Vorzug: ‚Ach ja, Damen gefällt so ein Aeußeres wahrscheinlich.' Griechen wäre solcher Stumpfsinn unfaßbar. Sie würden sagen: Dabei wird bei Euch jahraus, jahrein auf Hunderten von Kathedern Aesthetik folgerichtig zergliedert, in Hunderten von immer neu erscheinenden Büchern den weitesten Kreisen vorgelegt. Habt Ihr keine Augen? ... Kennen Sie vielleicht," fragte er den Professor Kretschmann, „den englischen oder vielmehr irischen Philologen Mahaffy?"

„Nur dem Namen nach."

„Er hat fein und vernünftig über das schwierige Gebiet antiker Knabenschönheit geschrieben. Er schildert den fast mädchenhaft zarten Charakter der Knabenerziehung. Bescheidenheit, unschuldige Reinheit, achtungvolle Rücksichtnahme wurden

verlangt. Stets waren sie unter den Augen der Pädagogen; die Jünglinge wurden vor jedem unedlen Lufthauch bewahrt. Denken Sie an den Ausdruck des himmlischen Ephebentypus der Griechen, an den fast melancholischen Duft sanft zurückhaltender Zartheit. So die Erosstatuen, die in den Gymnasien standen. Dabei keine Verweichlichung: Musik, Dichtkunst und Tanz wurden gepflegt, aber vor Allem richtete sich der Ehrgeiz auf die höchste Entwickelung von Kraft, Gewandtheit, Ausdauer und Muth. Doch hat selbst jene Portraitstatue eines jungen Faustkampfsiegers der Phidias-Zeit eine milde, schwermüthige Schönheit. So anziehende Jünglinge hat noch niemals die Welt gesehen. Auch heute wird in den ‚besten Kreisen‘ verheiratheter Herren die Gegenwart lieblicher, feingebildeter, unschuldiger junger Damen nicht nur anregend, sondern gewissermaßen aufregend empfunden. Obwohl Jeder weiß, daß unmoralische Verwickelungen aus dem Verkehr entstehen könnten, würden selbst die strengsten Sittenrichter diese ästhetisch verfeinernde Würze der Geselligkeit nicht verbannen. So war es nicht nothwendig das Zeichen lasterhafter Triebe, wenn ehrbare Männer sich über eine neue Schönheit, über einen Jüngling, der zum ersten Mal im Gymnasium erschien, unterhielten. Dürfen doch auch die würdigsten Familienväter unter den Parlamentariern nach einer Cour die Erscheinung einer bildhübschen jungen Vorgestellten mit Wärme schildern. Wenn bei dem Gastmahl, das Callius auf seiner am Piraeus gelegenen Villa gab, einige Gäste durch die Schönheit des jungen Autolykus so geblendet wurden, daß sie zuerst sprachlos saßen, so braucht Das nur lebhafte ästhetische Empfänglichkeit zu bedeuten.

Für die großen Festzüge der Athener wurden auch die Greise nur nach ihrer Schönheit gewählt. Ihr Anblick verursachte den Zuschauern eine helle Freude. Liebliche Kinder anzusehen, war ihnen ein künstlerischer Genuß. Die reichen Römer und Römerinnen umgaben sich mit nackten kleinen Kindern, den „delicae“, den „conlusores“, wie sie sich auch mit Blumen und Statuen umgaben. Dieser ästhetischen Augenweide entspringen ja alle Putten und Amoretten des Alterthumes, der Renaissance, des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts ... Wenn ich die entzückende Schönheit kleiner Kinder genieße, im Bann der Reize dieser Linien, dieser Farben, dieser Gesten die Augen nicht von ihnen zu lassen vermag, dann sagen die Eltern, die ihre Sprößlinge vergöttern und andere Kinder kaum beachten: ‚Ach Gott, wie rührend, er hat also doch ein Herz! Er sehnt sich nach dem ihm verschlossenen Familienglück.‘ Dann flüstern die Bekannten zusammen und dreimal führe ich die selbe junge Dame zu Tisch. Das erbittert mich und ich verreise nach dem Süden. Oft erbaue ich mich im Zoologischen Garten an der wunderbar ausdrucksvollen Schönheit der Raubthierlinien, an der Grazie der kleinen Antilopen, an dem Farbenreiz exotischer Vögel. Treffen mich dort Freunde, die der Provinz Berlin zeigen müssen, so sind sie erstaunt, vermuthen zoologische Interessen oder eine ärztlich verordnete Bewegungskur. Der Genuß des Sehens ist heute nur noch als verkümmertes Rudiment vorhanden.“

Sie kamen an einer herrschaftlichen Besitzung vorbei. In einer Ecke erhob sich ein feudaler Thurm. Vor der Villa war ein schmiedeeisernes Thor; in üppiger Fülle umhüllte es eine Bignonia mit großen weißen Blüthen, mit Blutstropfen im Kelch. Der Weg war mit Gras bewachsen, die grünlich blauen Läden waren geschlossen. Sie pflückten sich Sträuße der herüberhängenden Ranken.

Marie von Bunsen.

Franz Stuck.

Es sind jetzt gerade zehn Jahre her, seit meine Monographie über Stuck niedergeschrieben wurde. Zehn Jahre: in unserer launenhaften Zeit eine Spanne, während der sich die Kunst und die Kunstanschauung vermuthlich öfter verändert hat als früher in einem Jahrhundert. Wenigstens auf dem Papier, das den Tummelplatz für jene vierundzwanzig Größen abgiebt, die, bald so, bald so zusammengestellt, immer neue Legionen von Geistesverkündern bilden. Doch das Schicksal der Kunst wird nicht in Wortgefechten entschieden, sondern von Werken getragen; und auch eine varietélüsterne Zeit erlebt in der Kunst längst nicht so viele „Epochen", wie sie glauben machen möchte und vielleicht selber glaubt. Was sich entwickelt, springt nicht. An der Kunst unserer Zeit ist nur eine besondere Neigung zu Seitensprüngen bemerkbar und auch an diesen betheiligten sich nicht so sehr die Künstler wie die Kunsterklärer, die sich heutzutage mit der selben Vorliebe als Verwandlungskünstler produziren, mit der ihre Vorgänger ein monumentales Beharrungvermögen bewährten. Sie kommen damit augenscheinlich einem Bedürfniß ihres Publikums entgegen, das, wenn es auch ganz gewiß nicht ausschließlich aus Snobs besteht, so doch sicherlich stark snobistisch unterwachsen ist. Mußte man sich früher allzu oft über das Gebahren und den Einfluß jener Temperamente beklagen, für die der vorwärtstreibende Künstler den Gildennamen der „Hilfsbremser" in Anwendung brachte, so könnte man heute, im Gegensatz dazu, von der Gilde der kritischen Chauffeurs reden, die dem Motor ihres nie ruhenden Novitätenbedürfnisses unausgesetzt die höchste Geschwindigkeit abnöthigen (und dabei unausgesetzt die lautesten Lärmtrompeten ertönen lassen).

Es giebt zweifellos auch Künstler, die von diesem Wesen beeinflußt werden. Ihr Talent, allzu irritabel nervös, kommt nicht recht zu sich selber in dem unausgesetzten Begehren, mit Dem Schritt zu halten, was es sich als „modern" aufsuggeriren läßt, während dieses Moderne doch nur das Modische ist. Diese Begabungen haben etwas Keuchendes. Es fehlt ihnen der lange Athem, der nicht blos für die Kunst des Gesanges eine Nothwendigkeit ist. In dem Bestreben, um jeden Preis interessant zu sein, werden sie allzu oft absurd und im allzu heftigen Bemühen nach Originalität verlieren sie ihre Natur. Immer „berechtigen sie zu den schönsten Hoffnungen": erfüllen sie aber nie, weil in ihnen selber der Hoffnung das feste Ziel fehlt. Man kann sagen: sie kommen nie aus der Periode des Stimmwechsels heraus; und Das macht sich bei einem Mann schließlich komisch, obwohl das Phänomen immerhin „interessant" bleibt.

Es ist eine bedauerliche Zeiterscheinung, die damit festgestellt werden mußte: sie offenbart auch auf dem Gebiete der Kunst die Zeitkrankheit Nervosität, die durchaus etwas Anderes ist als die jedem Künstler in einem gewissen Grade angeborene „Reizsamkeit". Leider hängt eine andere Zeiterscheinung damit zusammen, die nicht weniger unerfreulich ist: die Nervosität im Publikum. Sie ist der Nährboden des Snobismus. Ein Snob ist ein Mensch mit perversem Kunstinstinkt. Der gerade Trieb zum Kunstgenuß wünscht, in diesem aufzugehen. Er sucht die Kunst als Trost, Bereicherung, Sammlungskraft. Sein Streben ist, die Kunst zu finden, die ihm in diesem Sinn gemäß ist. Hat er sie gefunden, so bleibt er ihr treu: und um so treuer, je mühsamer das Suchen war, das hier immer ein Lernen ist: auch ein Sichselbstkennenlernen und Sichausbilden. Anders der pervertirte Trieb zur Kunst. Er will im Genuß nicht aufgehen, sondern sich an ihm aufregen. Nicht Liebe, sondern Eitelkeit, sucht er weder Trost, Bereicherung noch Sammlung, sondern Kitzel, Bespiegelung, Zerstreuung. Eine bestimmte, ihm gemäße Kunst braucht er darum nicht zu suchen, denn jede neue Kunst gewährt ihm, was er braucht, nachdem die jeweils letzte Mode sich an ihm erschöpft hat. Wer bleibt einer Mode treu? Die Voraussetzung zum Modemitmachen ist die Untreue. Mitmachen: Das ists. Daher: kein Lernen, sondern Annehmen. Am Wenigsten aber ein Sichselbstkennenlernen und Sichausbilden. Wozu auch? Es handelt sich darum, nicht auch Einer, sondern Einer von Vielen zu sein. So strebt der Snob nicht nach Persönlichkeit, sondern nach Allure. Die Kennerallure, die Allure des Verzückten, die Ueberwinderallure wechseln, je nach dem kritischen Zuschneider, munter mit einander ab.

Man kann auch von diesem Phänomen, das gleichfalls Etwas von einer abnorm dauerhaften Stimmwechselperiode an sich hat, sagen, daß es schließlich komisch wirkt. Aber sein epidemisches Auftreten ist nicht unbedenklich. Krankheiten sind, auch wenn sie komische Symptome haben, nie wesentlich spaßhaft. Wenn das Snobthum noch weiter um sich greift, ist zwar nicht unsere Kunstentwickelung ernstlich gefährdet (denn diese beruht auf Kräften der Gesundheit, die stärker sind als alles Angekränkelte eines schließlich vorüberwehenden „Zeitgeistes"), aber das Verhältniß zwischen Kunstschaffenden und Kunstgenießenden kann dadurch doch recht fatal beeinflußt werden. Und auch der stärksten schaffenden Kraft fehlt eine mehr als wünschenswerthe: eine nothwendige Hilfe, wenn ihr der innere Einklang mit den aufnehmenden Kräften fehlt.

Zum Glück hat es den Anschein, daß die ästhetische Epilepsie des Snobismus nicht im Zunehmen, sondern im Abschwellen begriffen ist. Als Symptom dafür darf angemerkt werden, daß trotz etlichen Versuchen, auch die Kunst Stucks zum alten Eisen zu werfen, die Schätzung dieses Künstlers immer mehr ins Weite gedrungen ist. Dieser Erfolg ist freilich das sicherste Mittel, einen Künstler bei den Snobs um jeden Respekt zu bringen; aber mit diesem Er-

folg wird der Künstler gleichzeitig in die glückliche Lage versetzt, sich um Respekt oder Verachtung des Snobthums nicht mehr kümmern zu müssen: er befindet sich in einer Höhe der Anerkennung, bis zu der die Wellen des Modeschwankens nicht hinandringen.

Dort sehen wir nun auf festem, selbstgefügtem, aus Werken errichtetem Postament Franz Stuck; und wir sehen ihn immer noch auf seine ruhige, unbekümmert selbstsichere Art weiterschaffen. Das Schielen nach der Anderen Art hat er noch nicht gelernt und er empfängt noch immer die Losung seiner Kunst aus sich selber und nicht von außen her.

So ist Dem, was vor zehn Jahren geschrieben wurde, Wesentliches kaum hinzuzufügen. Nur etwa Dieses:

Es gab in dieser Dekade so Etwas wie eine Kunstpause, während der man eine gewisse Ermüdung bemerken mochte. Impulsschwache Bilder ohne die gewohnte Tiefe der Farbe und weniger plastisch, voll und rund schienen Anzeigen abnehmender Kraft oder verminderter Lust am Schaffen zu sein. Es fehlte sowohl der bezwingende Eindruck des Inspirirten wie die sinnliche Fülle und Pracht. Keine Würfe, sondern Arbeiten: beinahe Pensa.

Diese Pause, über die sich nur Der wundern kann, der für die Mächtigkeit des vorher Geleisteten keine volle Empfindung und kein Verständniß für das heilsam Nothwendige solcher Zwischenzeiten der Zurückhaltung hat, ging schnell vorüber. Auf die Werke der halben Kraft folgten wieder solche der ganzen und in ihnen ersetzte die „schenkende Tugend" des Künstlers überreichlich, was sie eine Weile schuldig geblieben war. Zumal das Edelsteinhafte der Farbe ist in ihnen noch tiefer, glühender geworden und auch die zeichnerische Haltung hat an schlechthin klassischer Sicherheit noch gewonnen.

Die sterbende Amazone und Salome sind die schönsten Beweise dafür. Von einer Abnahme der künstlerischen Kraft Stucks kann keine Rede sein; auch nicht von einer Verminderung seines Reichthumes an gestaltender Phantasie. Geschwächt scheint nur sein Trieb ins räumlich Große. Und Dies muß sehr bedauert werden bei einem Meister, der entschieden die Kraft zu monumentalen Schöpfungen besitzt.

Man vermag auch nur schwer daran zu glauben, daß sein Begehren, sich groß zu äußern, wirklich eingeschlafen ist. Es wird eher Resignation, Verzicht wider Willen sein. Er streckt sich nach der Decke, weil er muß. Seine Kunst will schmücken: und muß daher auf die Räume Rücksicht nehmen, die heute in Privathäusern künstlerischem Schmuck zur Verfügung stehen. Denn Stuck ist eigentlich kein Maler für heutige Sammler: er brauchte, sich ganz zu entfalten, die großen Wandflächen von Palästen. Nicht um sie al fresco zu dekoriren; ich glaube nicht, daß ihn Dies reizen würde. Aber er könnte (und möchte wohl auch) gleich den alten Venezianern riesige Rahmenbilder

voll Pracht und farbiger Tiefe schaffen, von denen ganze Säle Glanz und Gluth und die große Stimmung signoriler Lebensbejahung erhielten, — als welche recht wenig mit dem intimen Behagen des Sammlers am Stückfürstück seiner Liebhaberei gemein hat.

Man kann sagen: Stuck ist ein Unzeitgemäßer, der zwar die Fähigkeit besitzt, sein Talent mit sehr besonnenem und sicherem Takt dem im Grund kleinlichen Kunstbedürfniß seiner Zeit anzupassen, dessen eigentlichste, höchste Kraft aber nicht zur Geltung zu kommen vermag, weil seine Zeit keine Aufgaben für ihn hat.

Diese Zeit ist, trotz den spargelüppig aufschießenden „Herrennaturen", gar nicht signoril. Man kann Das von dem und jenem Standpunkt aus erfreulich finden: mit den Augen der Sehnsucht nach einer ästhetischen Kultur angesehen, ist es bedauerlich. So lange nicht das ganze Volk kulturadelig, ein Demos von lauter Aristokraten des Geschmackes ist (und bis dahin ist der Weg noch weit), kann eine wirklich große Kunst nur gedeihen unter dem fördernden Schutz wirklich großer Herren, denen Kunst ein Bedürfniß, und zwar sowohl ein rein persönliches Bedürfniß wie eine Nothwendigkeit von Standes wegen ist: die höchste äußerliche Auszeichnung vor der Masse, die rein ästhetische Bedürfnisse noch nicht kennt. Ein solches Bedürfniß hat Voraussetzungen, die von den Kreisen nicht erfüllt werden, die heute, so weit äußere Machtmittel in Betracht kommen, die grands seigneurs umfassen. Die wichtigsten dieser Voraussetzungen sind: Tradition; Sicherheitgefühl im Besitz der Macht; otium cum dignitate; angeborenes Adelsbewußtsein; Erziehung nicht zum Dilettiren, sondern zum Genuß. In den signorilen Zeiten der Vergangenheit finden wir Dies nicht nur bei den Kunstförderern großen Stiles wie Lorenzo Magnifico, sondern auch bei der Menge der kleinen Souveraine und regirenden Standesherren; und wir finden es bis hart an den Beginn des neunzehnten Jahrhunderts. Seitdem aber giebt es in diesem Sinn keine wirklich großen Herren mehr; ist die Zeit gekommen, in der Niemand mehr Zeit hat: auch die Fürsten nicht. Denn, wie beinahe Alles, ist auch die Macht fragwürdig geworden: auch die des Reichthumes. Alles steht auf dem Qui vive. Die Erholungpausen aber werden begreiflicher Weise mit Zerstreuungen ausgefüllt, statt mit Genüssen, die Sammlung erheischen.

Es giebt noch Fürsten, die sich als Kunstförderer fühlen und danach bemühen: vestigia terrent, ars fugit. Dieses Kapitel gehört nicht in die Kunstgeschichte. Und es giebt reiche Leute, die sammeln. Sie sind hohen Lobes würdig, aber nicht des höchsten. Sie unterstützen die Kunst, aber sie regen sie nicht an. Abnehmer: nicht Förderer.

Bleibt der „Staat". Wer bleibt? Die „Kommissionen". Dieses Kapitel gehört in das Kuriositätenkabinet der Kunstgeschichte.

Aber gesetzt auch, der Staat würde (was nicht undenkbar erscheint, da er in der Architektur entschieden bessere Wege eingeschlagen hat) monumental angelegten Künstlern, also auch Malern, monumentale Aufgaben stellen, so wäre doch (wie ich nun glaube) für Stuck kaum viel zu hoffen. Seine Kunst ist nicht für Alle. Das Verdikt des Deutschen Reichstages damals, der dem Meister seine Entwürfe bezahlte, weil sich Der nichts abhandeln ließ, ihre Ausführung für das Parlamentsgebäude aber voll Entsetzen ablehnte, sprach mit sicherem Zeitinstinkt die Wahrheit aus, daß Stucks unzeitgemäße Kunst sich nicht zur Repräsentation des heutigen deutschen Geschmackes eignet. Der Niederbayer Franz Stuck gehört, wie alle Künstler, die in dieser Zeit Größe haben, zu den guten Europäern, für deren Werke es augenblicklich nur Schlupfwinkel, aber keine eigentliche Oeffentlichkeit giebt.

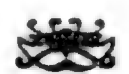
Möchte ich doch Lügen gestraft werden! Ich will mich gern als schmählich überführten detractator temporis bekennen, wenn der alte oder neue Adel jenes echte, umfassende, signorile Kunstbedürfniß beweist, das ich bisher zu bemerken noch nicht das Vergnügen hatte, und wenn Werke monumentalen Stiles von Stucks Hand durch den Staat angeregt und vom Publikum mit allgemeiner Begeisterung begrüßt werden. Es wäre ein prachtvolles Schauspiel.

Bis sich der Vorhang dazu erhebt, wollen wir mit unverminderter Freude das Schauspiel genießen, das uns der Anblick eines ruhig und redlich Schaffenden gewährt, der, wenn auch unter nothgedrungenem Verzicht auf volle Entfaltung seiner eigentlichsten Kraft, Werk für Werk jene Schönheit mit lebendigem Inhalt verkündet, die immer modern (Das heißt: immer Leben) ist, obgleich sie manchmal als unzeitgemäß empfunden wird.

Sisian. Otto Julius Bierbaum.

❧

Unseren jungen Malern fehlt es an Gemüth und Geist; ihre Erfindungen sagen nichts und wirken nichts; sie malen Schwerter, die nicht hauen, und Pfeile, die nicht treffen; und es dringt sich mir oft auf, als wäre aller Geist aus der Welt verschwunden. Alle Naivetät und Sinnlichkeit ist verloren gegangen. Wie will aber ein Maler ohne diese beiden großen Erfordernisse Etwas machen, woran man Freude haben könnte! Ich habe nun der deutschen Malerei über fünfzig Jahre zugesehen (ja, nicht nur zugesehen, sondern auch von meiner Seite einzuwirken gesucht) und kann jetzt sagen, daß, so wie Alles jetzt steht, wenig zu erwarten ist. Es muß ein großes Talent kommen, welches sich alles Gute der Zeit sogleich aneignet und dadurch Alles übertrifft. Die Mittel sind alle da und die Wege gezeigt und gebahnt. Es fehlt jetzt, wie gesagt, weiter nichts als ein großes Talent; und dieses, hoffe ich, wird kommen; es liegt vielleicht schon in der Wiege und Sie können seinen Glanz noch erleben. (Goethe zu Eckermann.)



Kraft und Stoff in der Technik.

In der Beherrschung des gegebenen Stoffes oder Materiales bestand die niedere Technik. Was uns aus dem Alterthum an Wundern der Technik berichtet wird, beschränkt sich fast ausschließlich hierauf. Um die quantitative Beherrschung des Stoffes handelte es sich bei der Massenhäufung, beim Pyramidenbau, bei den Aquädukten, Kanälen. In der qualitativen Behandlung des Materials wurde der Techniker vielfach mehr zum Diener des Künstlers, so beim Bronzeguß, der Goldschmiederei und Waffenherstellung. Aber auch die Chemie hatte hier ihren Antheil; zum Beispiel: an den Balsamirungmitteln. Die hochentwickelte Mathematik rechnete zwar auch schon mit Kräften, aber fast ausschließlich mit Schwere und Festigkeit, den ruhenden Kräften der Statik, die zum Bauwesen erforderlich waren. Die ganze mittelalterliche Physik hat noch wenig mit den bewegenden Kräften der Dynamik anzufangen gewußt. Dagegen hat uns diese Zeit in der Stoffgewinnung und Stoffbearbeitung vorwärts gebracht. Zuerst in der Feinmechanik zur Blüthezeit der Zünfte und später mit der ausgiebigeren Verwerthung des Eisens.

Die dualistische Weltanschauung verhinderte, daß man auf deduktivem oder spekulativem Wege zu dem Gedanken der Einheit von Kraft und Stoff, der Verwandelbarkeit des Einen in das Andere gelangte. So wartete die Welt Jahrhunderte lang auf einen Zufall, der diese Möglichkeit praktisch zeigte. Hunderte werden die selben Beobachtungen bereits früher gemacht haben. Aber erst das Verständniß eines Eingeweihten konnte sie beim Experiment zur induktiven Forschung erheben. Dieser Mann war der deutsche Professor Papin, der die Kraft des gespannten Dampfes theoretisch und praktisch studirte. Und noch gehörte ein Praktiker dazu. Das war James Watt, der von 1765 bis 84 durch seine Verbesserung des Steuermechanismus die Maschine so vervollkommnete, daß ihre wirthschaftliche Verwendung rentabel wurde.

Haben diese beiden Männer nun den Elementen der Natur neue Wege gezeigt, gleichsam Möglichkeiten ihrer Bethätigung neu geschaffen? Nein. Sie haben nur, bevor ein anderer Forscher der Menschheit die wirkliche Einsicht in diese Naturvorgänge offenbarte, ihr die Möglichkeit gezeigt, von diesen Vorgängen zu profitiren, sie in einem Theilstückchen zu lenken und zu beherrschen. Dieser andere Forscher war Robert Mayer, der 1842 das Gesetz von der Erhaltung der Energie aufstellte. Eine Kraftart, die Wärme, wird auf dem Umweg über die Elastizität eines dehnbaren Gases in „mechanische Bewegung“, also eine andere Kraftart, umgewandelt. Jeder brennbare Stoff (der also Wärme abgiebt) stellt einen natürlichen Kraftspeicher dar. Wir nennen diese Kraft latent, schlummernd. Die Verbrennung ist aber nichts Anderes als die Verbindung des in der Luft reichlich vorhandenen Sauerstoffes mit einem an-

deren Stoff, zu dem er große chemische Affinität (Anziehungskraft) besitzt. Dieser Vorgang braucht sich nicht plötzlich durch Verbrennung zu vollziehen, sondern kann auch allmählich vor sich gehen; wir nennen ihn dann Oxydation. Während des langen Bestandes der Erde ist auf diesem Wege zum größten Theile bereits ein Ausgleichszustand eingetreten. Woher soll die Produktion neuer Kraftspeicher rühren? Die Natur hat sich da in einer merkwürdigen Form geholfen, denn auch sie brauchte solche Kraftspeicher.

Man hatte viel zu wenig beachtet, daß der Lebensprozeß ein Verbrennungvorgang ist. Das kohlenstoffhaltige Eiweiß des Protoplasma wird mit der Athmungluft oxydirt und erzeugt auf dem Umweg über die Spannung der elastischen Muskeln eine mechanische Bewegung oder Arbeit. Diese langsam gebildete Arbeitkraft hatte man früher ausschließlich in Gestalt des menschlichen und thierischen Organismus zu verwenden verstanden. Die Natur braucht aber für ihren langsamen Vorgang einen ungeheuren Vorrath des erwähnten Brennstoffes. So baut sie sich aus der Nahrung mühsälig Millionen von Zellen zum thierischen oder pflanzlichen Organismus auf. Wenn der Tod diesem Spiel ein Ende setzt, ist noch ein gewaltiger Rest vorhanden, den der Mensch nun mit einem Schlag durch Verbrennung in Kraft überführen kann.

Das Besondere der Kohle ist es, daß bei ihrer Entstehung der tote Pflanzenkörper unter Druck und Luftabschluß all der Beimischungen entledigt worden ist, die weniger gut brennen. Wir haben also eine Konzentration der latenten Kraft auf möglichst kleinen Raum und auf möglichst geringes Gewicht. Mit dieser Erkenntniß war ein gewisser Abschluß für den Menschen erreicht; er zehrte hungrig von den reichen Schätzen der Mutter Erde und wurde in ihrer geschickten Verwerthung zum Feinschmecker.

Doch eines Tages führte die Verwöhnung in Kraftfragen auch wieder zu höheren Ansprüchen an den Stoff, Ansprüchen, denen die Natur nicht genügte. Man half künstlich nach, wieder ohne zu wissen, was man that, und neue induktive Forschung schenkte uns im Stahl ein hochwerthiges Material. Lange stritt man darüber, was er sei. Seine chemische Zusammensetzung erklärte nicht, sondern erschwerte das Räthsel. Er stand in seinem Kohlenstoffgehalt zwischen zwei gewöhnlichen Eisensorten. Wieder rechnete man Jahrzehnte lang mit seinen statischen Kräften als etwas Gegebenem, bis man eines Tages sah, daß man sich verrechnet hatte. Als an alten Eisenbahnbrücken einige Theile barsten, sah man an dem Korn der Bruchstelle, daß die geheimnißvollen Spannungskräfte innerhalb des Materiales nichts Konstantes waren, sondern sich verändert hatten. Die dauernde Vibration der Erschütterung hatte den Stahl wieder in Eisen zurückverwandelt. Der Unterschied zwischen Eisen und Stahl mußte also in der Schichtung und Gruppirung der Metallmoleküle bestehen. Nun sah man, was man bei der Stahlfabrikation gethan hatte. Man

hatte, anders als bei der Kohle, dynamische Kräfte in statische umgewandelt. Die dynamischen Kräfte hatte man der Verbrennung der dem Roheisen beigemengten Stoffe, Schwefel, Phosphor und Silizium entnommen. Und man hatte das Material zu Stahl veredelt, indem man diese Kräfte in ihm aufspeicherte. Leider nicht dauerhaft genug; sie hatten sich bei übermäßiger Beanspruchung in der Widerstandsleistung aufgezehrt. Die Größe dieser Kräfte, die Art ihrer Umwandlung ist uns noch unbekannt. Erst die Zukunft muß suchen, mit ihnen zu rechnen.

Aber mit der Möglichkeit des künstlichen, mechanischen Wiederaufbaues hochwerthiger Stofformen war der Kreislauf geschlossen, den der Mensch eröffnete, als er von diesem Speicher der Natur zehrte. Das Bild von der Einheit zwischen dynamischen und statischen Kräften, zwischen der äußeren Bewegung und der inneren Qualität des Stoffes, war so klar erkennbar geworden, daß kein Dualismus mehr an unserer Weltanschauung rütteln kann.

Und nach dieser Einsicht häuften sich Erscheinungen, deren Aehnlichkeit wir bisher übersehen hatten. Wir können damit hoffen, auch bald hinter das Geheimniß der immanenten Kräfte zu kommen: der dauernden Einwirkung eines Stoffes auf andere ohne sichtbaren Kraftverlust. Hierher gehören der Magnetismus, die Ausstrahlungen des Radiums, die Erscheinung des elektrischen Stromes im Leiter und ähnliche Vorgänge, für die es bisher nur recht zweifelhafte Erklärunghypothesen giebt.

Zur Erleichterung der Betrachtung habe ich die Elektrizität bisher aus diesem Gedankengang ausgeschaltet. Scheint doch diese mystische Kraft recht eigentlich die Vermittlung zwischen Statik und Dynamik zu bilden. Hier mit der Hilfe des Magnetismus aus mechanischer Bewegung erzeugt oder wieder bewegend, dort galvanisch aus chemischen Stoffen entstehend und sie im Akkumulator wieder neu mit latenten Kräften erfüllend, erscheint sie besonders zum Neuaufbau von hochwerthigen, kraftspeichernden Stoffen berufen. Schon erzeugt sie uns das Kalziumkarbid und bald wird sie in der künstlichen Stickstoffgewinnung selbst der geheimsten Schöpfung organischer Natur, der Zellbildung, künstlich nachhelfen. Denn auch der Dünger ist ein Kraftspeicher gleich der Kohle. Lange schien sie uns die wissenschaftliche Erklärung dieser Vorgänge zu versprechen, als die Elektrolyse zu Berechnungen über die Wanderung der Jonen schritt. Im osmotischen Druck der beweglichen Flüssigkeiten ist eine Form innerer stofflicher Spannungen gegeben, die sich stets sofort in Bewegung umsetzen muß, nämlich in die Diffusion.

Ob die Elekrizität uns nun auf diesem Gebiete zur Erkenntniß führt oder nicht: ihre eigentliche Bedeutung für Weltanschauungfragen liegt anderswo. Sie ist die einzige Kraftform, die uns eine Vergeistigung des Stoffes zu bieten verspricht. Was dem Menschen in Wort und Schrift die Sprache ist,

Das vermag sie der Materie zu werden, eine Abstraktion, die unabhängig macht von Ort und Zeit, die das Prinzipielle an die Stelle des Individuellen setzt. An die Stelle des körperlichen Transportes tritt im Telephon die Neuerzeugung des Tones in der Ferne, viel einfacher, als wir Aehnliches im Geldverkehr durch Gutschreiben auf Postanweisung oder Bankkonto erreichen. Zum Ton tritt die Uebertragung von Form und Bild im Fernschreiber und Fernseher. Und wenn wir mit Tausenden von Pferdestärken gewaltige Massen durch Fernübertragung mechanisch bewegen: welche Funktion oder Wesenheit des Stoffes bleibt dann schließlich noch an den Ort gebannt?

Fühlen wir uns alltäglich von der Sonne her viele Lichtjahre weit mit einer gewaltigen Kraftwelle überfluthet, so vertieft sich uns der Unsterblichkeitgedanke vom Uebergang unserer persönlichen Seelenkraft durch Diffusion auf unsere Umwelt und durch Fernzeugung auf die Nachwelt. Das ist die schöne Harmonie der Empfindung, zu deren Aufbau der harte Daseinskampf, das Verbrennen und Wiederauferstehen in der kühl berechnenden Technik so viel positive Arbeit geleistet hat.

Dr. Hermann Hasse.

❧

Hypothesen sind Gerüste, die man vor dem Gebäude aufführt und die man abträgt, wenn das Gebäude fertig ist; sie sind dem Arbeiter unentbehrlich; nur muß er das Gerüst nicht für das Gebäude ansehen. Wenn man den menschlichen Geist von einer Hypothese befreit, die ihn unnöthig einschränkte, die ihn nöthigte, falsch zu sehen, falsch zu kombiniren, zu grübeln, statt zu schauen, zu sophistisiren, statt zu urtheilen, so hat man ihm schon einen großen Dienst erzeugt. Er sieht die Phänomene freier, in anderen Verhältnissen und Verbindungen, er ordnet sie nach seiner Weise und er erhält wieder die Gelegenheit, selbst und auf seine Weise zu irren, eine Gelegenheit, die unschätzbar ist, wenn er in der Folge bald dazu gelangt, seinen Irrthum selbst wieder einzusehen ... Mit den Ansichten, wenn sie aus der Welt verschwinden, gehen oft die Gegenstände selbst verloren. Kann man doch in höherem Sinn sagen, daß die Ansicht der Gegenstand sei ... Der gemeine Wissenschaftler hält Alles für überlieferbar und fühlt nicht, daß die Niedrigkeit seiner Ansichten ihn sogar das eigentlich Ueberlieferbare nicht fassen läßt ... Das Wissen beruht auf der Kenntniß des zu Unterscheidenden, die Wissenschaft auf der Anerkennung des nicht zu Unterscheidenden ... Was in die Erscheinung tritt, muß sich trennen, um nur zu erscheinen. Das Getrennte sucht sich wieder und es kann sich wieder finden und vereinigen; im niederen Sinn, indem es sich nur mit seinem Entgegengestellten vermischt, mit ihm zusammentritt, wobei die Erscheinung Null oder wenigstens gleichgiltig wird. Die Vereinigung kann aber auch im höheren Sinn geschehen, indem das Getrennte sich zuerst steigert und durch die Verbindung der gesteigerten Seiten ein Drittes, Neues, Höheres, Unerwartetes hervorbringt ... Wenn wir ein Phänomen vorzeigen, so sieht der Andere wohl, was wir sehen; wenn wir ein Phänomen aussprechen, beschreiben, besprechen, so übersetzen wir es schon in unsere Menschensprache. Was hier schon für Schwierigkeiten sind, was für Mängel uns bedrohen, ist offenbar. (Goethe.)

❧

Brummell.*)

Die Heimath eines Richelieu kann keinen Brummell gebären. Mögen die beiden berühmten Gecken einander an menschlicher Eitelkeit gleichen: sie sind verschieden in Allem, was zwei Rassen trennt, was den Geist einer Gesellschaft ausmacht. Der eine gehörte der nervig-blutvollen Rasse Frankreichs an, die in den Ausbrüchen ihres Ueberschwanges bis an die äußersten Grenzen geht. Der andere stammte von den Männern des Nordens, die, lymphatisch und bleich, kalt wie das Meer erscheinen, dessen Söhne sie sind, die aber auch aufbrausen können wie das Meer, jenen Nordländern, die ihr starrendes Blut durch die Flamme der geistigen Getränke (high-spirits) zu erhitzen lieben. Bei gegensätzlichen Temperamenten besaßen doch Beide ein tüchtiges Stück Eitelkeit und ließen sich unbedenklich von ihr in ihren Handlungen bestimmen. So fordern sie den Tadel der Sittenlehrer heraus, die die Eitelkeit verurtheilen, statt sie einfach an ihrem Platze zu verzeichnen und zu begreifen. Kann man sich darüber wundern, wenn man bedenkt, daß diese Empfindung seit achtzehnhundert Jahren unter dem Druck der weltverachtenden Idee

*) Fragmente aus Barbeys Werk „Vom Dandythum und von G. Brummell", das Herr Richard Schaukal ins Deutsche übersetzt hat und bei Georg Müller in München erscheinen läßt. Der Verfasser des bekanntesten und graziösesten neuen Dandybuches („Leben und Meinungen des Herrn Andreas von Balthesser) war für diese Aufgabe besonders geeignet. Wie er sie sieht, was ihm die Pflicht des „wahrhaftigen Uebersetzers" scheint, sagt er im Vorwort: „Er soll nur übersetzen, wozu er die lebhafte Neigung des Wahlverwandten hegt; er soll nur übersetzen, wo er sich gerüstet weiß; er soll so übersetzen, daß er in erster Linie ein achtbares deutsches Werk hervorgebracht zu haben sich berühmen dürfe." Ueber Barbey (der 1808 geboren wurde, 1844 den „Brummell" schrieb und 1889 starb) sagt er: „Barbeys ‚Brummell' ist eine Dichtung. Daran können die historischen Züge, die aus Jesse geschickt erlesenen Anekdoten nichts ändern. Im Dandythum, in dem kalten, gelassenen Zuwarten, dem unbewegten Zusehen, wie die Anderen sich ereifern, mußte der hoffende, enttäuschte und immer wieder hoffende, der ungerechte, unbedingte, unbesonnene Barbey Das erblicken, was ihm stets entschwand, wenn er drauflosstürmte, es zu fassen. Es ist ein Paradoxon, daß der Sanguiniker die Psychologie des Phlegmatikers geschrieben hat, glänzend geschrieben hat und daß dieser Phlegmatiker, wie ihn der Andere nicht müde wird, zu schildern, den Sanguiniker erst richtig erfassen läßt. Denn der Brummell Barbeys ist vor Allem Barbeys Brummell. Nicht Byrons Worte, nicht Jesses sorgfältige Materialien haben Brummell unsterblich gemacht. Dies hat der intuitive Essay des interessantesten aller französischen Kritiker gethan ... Ein Kavalier in der Verbannung der öden Neuzeit: so steht Jules Barbey d'Aurevilly vor uns. Ein vollendeter Kavalier, dieser stets wie im gerafften Mantel hinschreitende Journalist. Aber ein klein Wenig Kavalier im Rampenlicht, für ein verachtetes Parterre, das beileibe nicht fehlen darf; sonst müßte man sich's erschaffen aus dem gierigen Bedürfniß nach Publikum, wie Brummell, der Narr, seine große Zeit heraufbeschwor als ein armsäliger Komoediant des allerflüchtigsten Lebens: des Lebens der Beziehungen." Das Buch fesselt und blendet, es kommt für einen wichtigen Theil deutscher Leser just zu rechter Zeit: also darf man annehmen, daß ihm die ersehnte Breite des Erfolges heute nicht fehlen wird.

des Christenthumes steht, die noch immer auch über nichts weniger als christliche Gemüther ihre Herrschaft behauptet? Hegen übrigens nicht fast alle geistreichen Leute irgendein Vorurtheil, zu dessen Füßen sie reuig Buße thun für ihren Geist? Das erklärt, wie Menschen, die sich für ernst halten, weil sie nicht lachen können, über Brummell nicht anders als übel zu reden im Stande sind. Das viel mehr noch als der Parteigeist erklärt die Unduldsamkeit eines Chamfort gegenüber Richelieu. Er hat ihn mit seinem schneidenden, blitzenden, ätzenden Geist angegriffen wie mit einem vergifteten Dolch aus Kristall. Dadurch hat der Atheist Chamfort seine Abhängigkeit vom Bann der christlichen Idee bekundet; weil er selbst ein eitler Mensch war, konnte er es dem Gefühl, unter dem er litt, nicht verzeihen, daß Andere Glück daraus zu schöpfen wußten.

Denn wie Brummell und mehr sogar als Brummell hat Richelieu alle Arten von Ruhm und Vergnügen genossen, wie sie die Meinung der Leute gewährt. Beide haben, indem sie dem Trieb der Eitelkeit (lernen wir das Wort ohne Abscheu aussprechen) gehorchten, wie man den Trieben des Ehrgeizes, der Liebe gehorcht, Erfolge erzielt; aber hier stockt die Vergleichung. Nicht nur im Temperament sind sie verschieden. Auch die Gesellschaft, von der sie abhängen, kommt in ihnen zur Erscheinung und läßt sie zu einander in Gegensatz treten. In Richelieus unbezähmbarem Durst nach Unterhaltung hatte die Gesellschaft die Zügel fallen lassen; in Brummell kaut sie gelangweilt an der Stange. Dort Ungebundenheit, hier Heuchelei. In dieser zwiefältigen Anlage muß man vor Allem den Unterschied suchen zwischen der Geckerei eines Richelieu und dem Dandysmus Brummells.

Brummell war nur ein Dandy. Richelieu aber, wie sehr sich in ihm auch der Schlag von Gecken verkörpert, den sein Name vertritt, war doch vor Allem ein großer Herr inmitten einer erschöpften Aristokratie. Er war Heerführer in einem militärischen Land. Er war schön in einer Zeit, da sich die entfesselten Sinne stolz in den Besitz der Macht mit dem Gedanken theilten und die Sitten nicht verboten, was Vergnügen gewährte. Auch außerhalb Dessen, was er war, bleibt Richelieu doch immer Richelieu. Er hatte Alles für sich, was im Leben Macht giebt. Läßt man den Dandy weg: was bleibt dann von Brummell? Er war zu nichts Anderem fähig; aber auch nicht weniger als der größte Dandy seiner Zeit und aller Zeiten. In dem sozialen Mischmasch, den man höflich Gesellschaft nennt, ist fast immer entweder das Schicksal stärker als die Fähigkeiten oder sind die Fähigkeiten dem Geschick überlegen. Aber bei Brummell gab es, was selten vorkommt, keinen Zwiespalt zwischen Natur und Schicksal, zwischen Anlage und Glück. Mehr Geist, mehr Leidenschaft: Das war Sheridan; größeres Dichterthum (denn Brummell war Dichter): Das war Lord Byron; viel mehr vom großen Herrn: Das war Yarmouth oder noch einmal Byron. Yarmouth, Byron, Sheridan und so viele andere ihrer Zeitgenossen, berühmt auf alle Weise, sind Dandies gewesen, aber noch etwas mehr. Brummell besaß dieses Mehr nicht, das bei dem Einen Leidenschaft war oder Genie, bei dem Anderen hohe Geburt oder ein ungeheures Vermögen. Er gewann durch diese Mängel. Denn beschränkt auf die Kraft, die ihn einzig auszeichnete, erhob er sich zum Rang eines Dinges: er war der Dandysmus selbst.

Das ist fast eben so schwer zu beschreiben wie zu erklären. Die Geister, die an den Dingen immer nur die unwichtigste Seite ins Auge fassen, bilden sich ein, Dandythum sei vor Allem die Kunst der Kleidung, eine glückliche und kühne Herr-

schaft auf dem Gebiete des Anzugs, der äußerlichen Eleganz. Sicherlich gehört Das dazu; aber der Dandy ist mehr*).

*) Alle Welt, sogar die Engländer, irren darin. Erst jüngst hat einer, Thomas Carlyle, der Autor des Sartor resartus, sich verpflichtet gefühlt, über Dandythum und Dandies in einem Buche zu sprechen, das er Philosophie der Kleidung (Philosophy of clothes) nennt. Aber Carlyle hat mit dem trunkenen Griffel eines Hogarth einen Modekupfer entworfen und darunter geschrieben: Das ist der Dandysme! Es war nicht einmal seine Karikatur. Denn die Karikatur übertreibt Alles und unterdrückt nichts. Die Karikatur ist das Zerrbild der Wirklichkeit; und der Dandysme ist wirklich, im menschlichen, sozialen und geistigen Verstande. Es ist nicht ein Anzug, der allein spaziren geht: es ist eine bestimmte Art, ihn zu tragen, die das Dandythum bedingt. Man kann in schlechtem Anzug ein Dandy sein. Lord Spencer war sicherlich ein Dandy; und sein Rock hatte nur einen Schoß. Freilich hatte er ihn abgeschnitten und so das Ding daraus gemacht, das seitdem seinen Namen trägt. Eines Tages (würde man es für möglich halten?) hatten die Dandies sogar den Einfall der Schäbigkeit. Und zwar eben unter Brummell. Sie waren auf dem Gipfel der Unverschämtheit angelangt; sie konnten nicht weiter. Da beliebte es ihrer Laune, einer wirklich „dandesken" Laune (ich weiß kein anderes Wort dafür), ihre Röcke, ehe sie sie anlegten, in der ganzen Länge des Stoffs abschaben zu lassen, bis dieser nur noch eine Art von Spitze war, ein duftiger Hauch. Sie wollten in ihrem eigenen Duft schreiten, diese in Wolken Thronenden. Das Verfahren war besonders heikel und langwierig und man bediente sich dabei einer Glasscherbe. Das ist ein Fall von wahrhaftigem Dandysmus. Der Anzug spielt da gar keine Rolle. Er kommt gar nicht mehr vor.

Ein anderes Beispiel: Brummell trug Handschuhe, die die Form seiner Hände wie nasses Nesseltuch hervortreten ließen. Aber nicht in der Vollendung dieser Handschuhe, die die Umrisse der Nägel wie am nackten Finger wiesen, bestand das Dandythum, sondern darin, daß sie von vier besonderen Künstlern hergestellt wurden, dreien für die Hand, einem für den Daumen.*)

Thomas Carlyle, der noch ein anderes Buch geschrieben hat, das „Die Helden" heißt und worin er den Helden als Dichter, als König, als Schriftsteller, als Priester, als Propheten und sogar als Gott schildert, hätte uns auch den Helden der müßigen Eleganz geben können, den Helden als Dandy. Aber Das hat er vergessen. Das, was er übrigens im Sartor resartus im Allgemeinen von den Dandies sagt, die er mit dem plumpen Wort Sekte (dandiacal sect) bezeichnet, zeigt

*) Ich habe die löbliche Absicht, hier deutlich und verständlich zu sein. Ich will sogar die Gefahr der Lächerlichkeit nicht scheuen und eine Anmerkung zu einer Anmerkung machen. Fürst Kaunitz, der, ohne Engländer zu sein (freilich war er ein Oesterreicher), sich den Dandies am Meisten nähert durch die Ruhe, die Gleichgiltigkeit, die majestätische Bosheit und den grausamen Egoismus (er pflegte zu sagen: „Ich habe keinen Freund"; und er war stolz darauf; weder der Todeskampf noch das Ableben Maria Theresias konnten ihn dazu bringen, die Aufstehstunde früher anzusetzen oder die Zeit, die er seinem unbeschreiblichen Anzug widmete, auch nur um eine Minute zu kürzen), Fürst Kaunitz war keineswegs ein Dandy, wenn er ein seidenes Mieder anlegte wie die Andalusierin Alfreds de Musset, aber er war es, wenn er, um seinem Haar genau den „richtigen Ton" zu verschaffen, durch eine Reihe von Gemächern schritt, deren Zahl und Größe er berechnet hatte, und Lakaien ihm, indem er hindurchschritt, nur während dieses Hindurchschreitens mit Puderquasten die Perücke puderten.

Der Dandysme ist eine ganze Art, zu sein, und man ist nicht Dandy blos im äußerlich, körperlich Sichtbaren. Es ist eine Art, zu sein, die völlig aus Uebergängen besteht, wie es in einer sehr alten und sehr verfeinerten Gesellschaft immer ist, einer Gesellschaft, wo die Komoedie so selten wird und der Anstand sich gegen die Langeweile kaum behauptet. Nirgends hat sich die Gegnerschaft zwischen den Anstandsregeln und ihrem Geschöpf, der Langeweile, im innersten Kern der Sitte so heftig fühlbar gemacht wie in England, nirgends wie in dieser von der Bibel und dem Buchstaben des Rechts beherrschten Gesellschaft; und vielleicht stammt aus diesem erbitterten Streit, der ewig ist wie der Kampf zwischen Tod und Sünde bei Milton, die tiefgründige Eigenart dieser puritanischen Gesellschaft, die in der Einbildung Clarisse Harlowe hervorbringt und in der Wirklichkeit Lady Byron*). Wenn einmal der Sieg entschieden sein wird, dürfte wohl auch die Art, zu sein, die man Dandysme nennt, wesentliche Aenderungen erfahren haben, denn sie ist eben durch diesen endlosen Streit zwischen Anstand und Langeweile bedingt.**) So ist es eine der Konsequenzen des Dandysmus, einer seiner wesentlichen Charakterzüge (besser: sein hervorragendster Charakterzug), immer das Unerwartete hervorzubringen, Das, was der an das Joch der Regeln gewöhnte Geist vernünftiger Weise nicht erwarten kann. Die Excentrizität, auch ein Erzeugniß des englischen Bodens, bringt es gleichfalls hervor, aber auf eine andere Weise: frech, wild, blind. Es ist eine ganz persönliche Auflehnung gegen die bestehende Ordnung, manchmal gegen die Natur; sie grenzt hart an die Verrücktheit. Der Dandysmus tändelt mit der Regel und respektirt sie dennoch. Er leidet unter ihr und rächt sich an ihr, während er sich ihr fügt; er beruft sich auf sie, während er ihr entschlüpft; er beherrscht sie und läßt sich von ihr beherrschen. Ein Doppelspiel in stetigem Wechsel. Um es spielen zu können, muß man all die Geschmeidigkeit besitzen, die die Grazie ausmacht, wie die Regenbogenfarben des Prismas zusammen den Opal ausmachen.

Und Das war es gerade, was Brummell besaß. Er besaß die Grazie, wie

---

zur Genüge, daß der englische Jean Paul mit seinem verworrenen deutschen Blick nichts von den scharfen, kalten Zügen bemerkt hat, die Brummell „sind". Er hätte davon geschrieben mit der Tiefe jener kleinen französischen Geschichtschreiber, die in Zeitschriften von alberner Wichtigthuerei Brummell ungefähr so beurtheilt haben, wie es Schuster und Schneider zu Stande gebracht hätten, deren Dienste er verschmähte, Zwei-Groschen-Künstler, die ihre eigene Büste mit dem Federmesser aus dem Teig einer Windsor-Seife schneiden, die Einem zum Bad zu schlecht wäre.

*) Ein Beispiel aus der Welt der Schriftstellerinnen: die Memoiren der Miß Aikin über Elisabeth: Meinungen einer auch im Stil pedantischen Pruden über eine prude Pedantin.

**) Es bedarf keiner weiteren Erörterung der eigenthümlichen Langeweile, die das Mark der englischen Gesellschaft verzehrt und der sie vor Gesellschaften, die dieses Uebel aufreibt, ihre traurige Ueberlegenheit an Sittenverderbniß und der Zahl der Selbstmorde verdankt. Die moderne Langeweile ist die Tochter der Analyse; aber dieser, unser Aller Meisterin, gesellt sich, was die englische Gesellschaft, die reichste der Welt, betrifft, noch die römische Langeweile, die Tochter der Uebersättigung; sie würde, sieht man vom Kaiserthum ab, das Kapitel Tiberius auf Capri bereichern, wenn der Durchschnitt der Gesellschaften aus stärkeren Seelen bestände.

sie; der Himmel verleiht, der Gesellschaftzwang freilich oft fälscht. Genug: er besaß sie; und in ihrem Besitz kam er dem Reizbedürfniß einer Gesellschaft entgegen, die sich langweilt und sich nur allzu verdrossen unter das harte Joch des Herkommens duckt. Er war ein lebendiges Beispiel für die Wahrheit, die man den Menschen der Regel immer aufs Neue wiederholen muß: wenn man der Phantasie die Flügel beschneidet, wachsen sie ihr nur noch um die Hälfte länger. Er besaß die eben so reizende wie seltene Vertraulichkeit, die an Alles rührt und nichts entweiht. Er hat wie mit Seinesgleichen mit allen mächtigen, allen hervorragenden Menschen seiner Zeit gelebt und sich gewandt bis zu ihnen erhoben. Wo die Geschicktesten gestrauchelt wären, erhielt er sich im Gleichgewicht. Seine Kühnheit war Sicherheit. Ungestraft durfte er ans Beil rühren. Man hat gesagt, daß dieses Beil, dessen Schneide er so oft herausgefordert hatte, ihn endlich doch geschnitten, daß an seinem Untergang die Eitelkeit eines zweiten, eines königlichen Dandy, Seiner Majestät des König Georgs, ein Interesse gewonnen habe; aber seine Macht war so groß gewesen, daß er sie, wenns sein Wille war, wieder an sich gerissen hätte.

Sein Leben war nur persönlicher Einfluß, Wirksamkeit, Etwas also, das sich kaum erzählen läßt. Man spürt diese Macht, so lange sie währt, und wenn sie aufgehört hat, kann man ihre Wirkungen nachweisen; aber wenn die Wirkungen von der selben Natur sind wie Das, was sie hervorgebracht hat, und wenn sie keine längere Dauer haben, ist es ein Ding der Unmöglichkeit, davon zu berichten. Herkulanum kann man unter der Asche wieder auffinden, aber die Schicht nur weniger Jahre bildet über den Sitten einer Gesellschaft eine Hülle, die dichter ist als der Aschenstaub der Vulkane. Die Memoiren, die Geschichte dieser Sitten, sind selbst nicht mehr als ein Ungefähr, manchmal nicht einmal Das. Keineswegs also wird man die englische Gesellschaft aus Brummells Tagen deutlich und klar, wie es erwünscht wäre, geschweige denn lebendig wiedererkennen, niemals Brummells Wirkung auf seine Zeitgenossen in ihrer Geschmeidigkeit, ihrer Tragweite begleiten. Der Ausspruch Byrons, er hätte lieber Brummell sein mögen als Napoleon, wird immer als eine lächerliche Affektation oder als eine ironische Bemerkung gelten müssen. Der wahre Sinn eines solchen Wortes bleibt verloren.

Aber statt den Autor des Childe Harold zu schmähen, wollen wir ihn lieber in seiner kühnen Vorliebe zu verstehen trachten. Ihm, der als Dichter, als Mensch von Phantasie ermessen konnte, was es hieß, die Phantasie einer heuchlerischen Gesellschaft, die ihrer Heuchelei müde geworden war, so unbedingt zu beherrschen, war der Mann, der Dies vermochte, ein Gegenstand der Bewunderung. Es war ein Fall von Allmacht eines Einzigen, der der Artung seines launenhaften Genius eher zusagen mußte als jeder andere Fall von unumschränkter Herrschaft, wie immer sie sich auch darstellen mochte.

. . . Georges Bryan Brummell ist in Westminster geboren. Sein Vater war W. Brummell, Esqu., Privatsekretär des Lord North, der, selbst ein Dandy, wenn es darauf ankam, im Ministerfauteuil aus Verachtung zu schlafen pflegte, während die Redner der Opposition einander in stürmischen Angriffen überboten. North machte das Glück von W. Brummell, der ein Mann von Ordnung und eben so thätig wie tüchtig war. Die Schmähschreiber, die über Verderbniß jammern, in der stillen Hoffnung, daß man auch ihre Verderblichkeit auf die Probe setzen werde, haben Lord Noth den Beinamen Gott der Gehälter gegeben (god of emolu-

ments). Dennoch bleibt wahr, daß er, indem er Brummell bezahlte, Dienste belohnte. Nach dem Sturz seines Gönners ward W. Brummell in Berkshire Erster Sheriff. Er wohnte in der Nähe von Donnington-Castle, dem als Wohnsitz Chaucers berühmten Ort, und lebte dort als ein Vertreter jener breiten Gastlichkeit, die zu üben von allen Völkern nur die Engländer Sinn und Fähigkeit besitzen. Er hatte seine guten Beziehungen aufrecht zu erhalten gewußt. Unter anderen Berühmtheiten seiner Zeit sah er Fox und Sheridan oft bei sich. Einer der ersten Eindrücke des künftigen Dandy war also die Atmosphäre dieser bedeutenden und liebenswürdigen Menschen. Sie haben die Rolle der schenkenden Feen an der Wiege des Kindes gespielt, ihm aber nur die Hälfte ihrer Kräfte gespendet, die vergänglichsten ihrer Fähigkeiten. Kein Zweifel: indem der junge Brummell solche Geister, die glänzendsten Vertreter der menschlichen Denkkraft, sah und hörte, diese Beiden, die eben so gewandt waren im Gespräch wie als politische Redner und deren Witz sich auf der Höhe ihrer Beredsamkeit hielt, muß er die Fähigkeiten entfaltet haben, die ihn auszeichneten und die ihn später (um hier ein von den Engländern gebrauchtes Wort anzuwenden) zu einem der ersten Konversationisten Englands gemacht haben.

Als sein Vater starb, war er sechzehn Jahre alt (1794). Man hatte ihn im Jahr 1790 nach Eton geschickt und schon dort hatte er sich, außerhalb des Kreises der eigentlichen Studien, darin hervorgethan, worin man später sein auszeichnendes Merkmal sehen sollte. Die Sorgfalt in seinem Anzug und die kalte Gelassenheit seiner Manieren trugen ihm von seinen Mitschülern einen Namen ein, der damals sehr im Schwunge war. Der Ausdruck Dandy war nämlich noch nicht gebräuchlich; die tonangebenden Modeherren hießen Bucks oder Macaronies. Man nannte ihn Buck Brummell.*) Nach dem Zeugniß eines seiner Zeitgenossen übte Niemand einen größeren Einfluß auf seine Gefährten in Eton aus als er, Georges Canning vielleicht ausgenommen; aber der Einfluß Cannings war die Folge seines lebhaften Geistes, seines feurigen Herzens, während der Brummells sich von minder berauschenden Fähigkeiten herschrieb. In ihm erfährt das Wort Machiavells Bestätigung: Die Welt gehört den kalten Geistern. Von Eton ging er nach Oxford und hier ward ihm der Erfolg, zu dem er berufen war. Was an ihm gefiel, waren die äußerlichsten Seiten des Geistes: denn seine Ueberlegenheit kam nicht auf dem Felde mühevoller Denkarbeit zur Geltung, sondern in den Verhältnissen des Lebens. Als er Oxford drei Monate nach dem Tod seines Vaters verließ, trat er als Fähnrich in das Zehnte Husarenregiment ein, das der Prinz von Wales befehligte.

Man hat sich die größte Mühe gegeben, eine Erklärung dafür zu finden, worauf das lebhafte Gefallen beruht haben mag, das Brummell dem Prinzen vom ersten Augenblick an eingeflößt hat. Man hat Anekdoten erzählt, die der Wiedergabe nicht werth sind. Wozu der Tratsch? Besseres steht zur Verfügung. Ein Brummell mußte sich die Sympathien des Mannes erwerben, der, wie es hieß, auf seine vollendeten Manieren sich mehr einbildete als auf seine hohe Stellung. Es ist bekannt, welcher strahlende Glanz die Jugend des Prinzen umgab. Und er hat Alles daran gesetzt, jung zu bleiben. Damals war der Prinz von Wales zweiunddreißig Jahre alt. Seine Schönheit war die lymphatische, starre Schön-

*) Buck heißt im Englischen männlich; aber nicht das Wort ist unübersetzbar, sondern der Sinn.

heit des Hauses Hannover, aber er war bestrebt, sie durch prächtige Kleidung zu steigern, durch das Feuer der Diamanten zu beleben; an Seele und Leib skrophulos, nichtsdestoweniger aber noch im vollen Besitz der Grazie, der Gabe, die sich die Courtisanen als die letzte zu erhalten wissen, hatte Der, der später Georg der Vierte heißen sollte, in Brummell einen Theil seines Selbst erkannt, den Theil, der gesund und hell geblieben war: und hierin liegt das Geheimniß der Gunst, die er ihm zuwandte. Es war einfach wie der Erfolg bei einer Frau. Giebt es nicht Freundschaften, die ihren Ursprung in körperlichen Eigenschaften haben, in der Grazie der Erscheinung, wie es Liebschaften giebt, die aus der Seele stammen, einem unkörperlichen, verborgenen Reiz ihr Dasein danken? So war die Freundschaft, die der Prinz von Wales für den jungen Husarenfähnrich empfand: das einzige Gefühl vielleicht, das noch auf dem Grund dieser verfetteten Seele keimen konnte, die allmählich ganz im Körperlichen aufgehen sollte. So warf sich denn die unbeständige Gunst, die Lord Barrymore, G. Hanger und so viele Andere, wie sie die Reihe traf, bis zur Neige genossen haben, mit der ganzen Plötzlichkeit der Laune und der Leidenschaft der Voreingenommenheit Brummell an den Hals. Auf der berühmten Terrasse von Windsor, in Gegenwart der anspruchvollsten Gesellschaft ward er vorgestellt. Und hier war es, wo er alles Das wies, was der Prinz von Wales an einem Menschen am Meisten schätzen mußte: blühende Jugend, erhöht durch das sichere Benehmen Eines, der das Leben begriffen zu haben und gewiß schien, es zu beherrschen, die feinste und kühnste Mischung von Selbstbewußtsein und schuldiger Ehrfurcht, endlich im Anzug eine nur als Meisterschaft zu bezeichnende Vollkommenheit, deren Eindruck noch die geistreich-schlagfertige Art, wie die Antworten einander folgten, verstärkt.

. . . Der König der Mode besaß keine anerkannte Geliebte. Auch hierin viel mehr Dandy als der Prinz von Wales, band er sich an keine Frau von Fitz-Herbert. Niemals warf dieser Sultan das Taschentuch. Kein Wahn des Herzens, kein Aufstand der Sinne, nichts, was seine Erfolge hätte beeinträchtigen oder vereiteln können. Sie waren denn auch die eines geborenen Herrschers. Lob oder Tadel: ein Wort von Georges Brummell war damals entscheidend. Von seiner Meinung hing Alles ab. Wenn in Italien ein Mann denkbar wäre, der eine solche Macht ausübte: welche wirklich liebende Frau würde sie gelten lassen? In England aber dachte, wenn es sich darum handelte, eine Blume anzubringen oder ein Geschmeide anzulegen, selbst eine bis zur Raserei verliebte Frau viel eher daran, was Brummell dazu sagen, als was für ein Gesicht ihr Liebhaber dazu machen würde. Eine Herzogin (und man weiß, welches Maß von Hochmuth in den englischen Salons ein Titel seinem Träger verstattet) sagte mitten unter den Ballgästen, auf die Gefahr hin, gehört zu werden, ihrer Tochter, sie sollte ihre Haltung, ihr Benehmen, ihre Antworten auf das Sorgfältigste in Acht nehmen, wenn zufällig Mr. Brummell sich herbeilassen möchte, sie anzusprechen; in dieser ersten Phase seines Lebens nämlich mischte er sich noch unter die Tänzer und die schönsten Hände versagten sich anderen, um seine Hand nicht zu versäumen. Später hat er, ganz berauscht von seiner Ausnahmestellung, das Tanzen aufgegeben. Die Rolle eines Tänzers war etwas zu Gewöhnliches für ihn. Er erschien zur Eröffnung des Balls und blieb nur einige Minuten; er ließ seinen Blick über die Versammlung schweifen, gab mit flüchtigem Wort sein Urtheil ab und verschwand, indem er so das berühmte Prinzip

des Dandysmus zur Anwendung brachte: „So lange Du nicht gewirkt hast, sollst Du bleiben; wenn die Wirkung erzielt ist, geh.“ Für ihn natürlich war die Wirkung nicht mehr eine Frage der Dauer. Er kannte die Macht seines Zaubers.

. . . Alkibiades war zwar sehr hübsch, aber nebenbei auch ein guter Feldherr. Georges Bryan Brummell jedoch besaß für die Reize des Soldatenstandes keinen Sinn. Er blieb nicht lange bei den Zehnten Husaren. Das Ziel, das ihm bei seinem Eintritt ins Regiment vorgeschwebt hatte, war vielleicht ernster, als man angenommen hat: es galt, sich dem Prinzen von Wales zu nähern und die Beziehungen anzuknüpfen, die ihm so rasch Gewicht verschaffen sollten. Es ist nicht ohne einige Verachtung gesagt worden, die Uniform habe eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf Brummell ausüben müssen. Das heißt, einen Dandy aus den Gefühlen eines Kadetten heraus erklären. Ein Dandy, der Alles mit einem besonderen Gepräge versieht, der ohne eine „gewisse erlesene Eigenart“ (Lord Byron)*) nicht besteht, muß eines Tages ja die Uniform hassen. Freilich (und Das gilt bei viel belangreicheren als dieser Kostümfrage) liegt es im Wesen einer Erscheinung wie der Brummells, daß man sie, ist einmal ihre Wirkung geschwunden, falsch beurtheilt. So lange er lebte, konnten sich die Widerstrebendsten diesem Einfluß nicht entziehen; heute aber, bei den herrschenden Vorurtheilen, ist die Analyse einer solchen Persönlichkeit eine schwierige psychologische Aufgabe. Die Frauen werden einem Brummell niemals verzeihen, daß er es an Grazie mit ihnen aufzunehmen vermochte; die Männer niemals, daß sie ihm nicht an Grazie gleichen.

Ich habe es schon früher gesagt, aber man kann es nicht oft genug wiederholen: was den Dandy macht, ist die Unabhängigkeit. Sonst müßte es Gesetze**) des Dandysme geben; aber es giebt eben keine. Der Dandy ist ein Wagender; aber bei aller Waghalsigkeit verläßt ihn sein Takt nicht, er weiß sich rechtzeitig zurückzuhalten und zwischen Eigenart und Ueberspanntheit den berühmten Durchschnittspunkt Pascals zu finden. Das ist der Grund, warum sich Brummell nicht dem Zwang der militärischen Regel fügen konnte, die auch eine Art von Uniform ist. So betrachtet, mag er einen unausstehlichen Offizier abgegeben haben. Mr. Jesse, ein wundervoller, nur allzu gewissenhafter Chronist, erzählt mehrere Anekdoten von der Unbotmäßigkeit seines Helden. Er durchbricht die Reihen während der Uebungen, gehorcht den Befehlen seines Obersten nicht prompt; aber auch der Oberst steht unter

*) Nur ein Engländer konnte sich eines solchen Wortes bedienen. In Frankreich hat die Eigenart keine Heimath, man versagt ihr Feuer und Wasser, man haßt sie wie ein adeliges Merkmal. Sie bringt die mittelmäßigen Leute auf, die immer bereit sind, Denen, die „anders“ sind als sie, einen jener stumpfen Bisse zu versetzen, die nicht zerreißen, aber beschmutzen. Sich in nichts von allen Anderen zu unterscheiden, gilt eben so für die Männer wie für die jungen Mädchen die Regel aus der Hochzeit des Figaro: Sei geachtet, es ist nöthig!

**) Gäbe es solche, so wäre man Dandy, indem man sie befolgte. Jeder, der wollte, könnte Dandy sein. Man hätte eine Vorschrift zu beachten; sonst nichts. Zum Unglück aller gesellschaftlich ehrgeizigen jungen Leute ist Dem nicht ganz so. Zweifellos giebt es im Kapitel Dandythum einige Prinzipien und Ueberlieferungen; alles Das aber ist von der Phantasie beherrscht: und Phantasie zu haben, darf sich nur Der erlauben, dem sie steht und der sie durch den Gebrauch rechtfertigt.

dem Zauber. Er schreitet nicht gegen ihn ein. In drei Jahren ist Brummell Kapitän. Plötzlich erhält sein Regiment Befehl, in Manchester Garnison zu beziehen: und nur deshalb verläßt der jüngste Kapitän des glänzendsten Regiments den Dienst. Er sagte dem Prinzen von Wales, er habe sich nicht von ihm entfernen wollen. Das klang liebenswürdiger, als einfach „London" zu sagen; denn in erster Reihe war es London, was ihn zurückhielt. Hier war sein Ruhm geworden; hier war er bodenständig, in diesen Salons, wo der Reichthum, die Muße und ein bis ins Letzte verfeinerter Lebensstil die liebenswürdigen Affektationen erzeugen, die das Natürliche ersetzt haben. Die Perle des Dandysmus, nach der Fabrikstadt Manchester verschlagen: Das ist eben so ungeheuerlich wie Rivarol in Hamburg.

Er rettete die Zukunft seines Rufes: er blieb in London. Er nahm eine Wohnung in Chesterfield-Street Nr. 4, gegenüber Georges Selwyn, auch einem Gestirn am Himmel der Mode, das ihm erbleichend hatte weichen müssen. Sein Vermögen, immerhin ansehnlich genug, war nicht auf der Höhe seiner Stellung. Andere und ihrer viele unter diesen Söhnen von Lords und Nabobs entfalteten einen Luxus, der den Brummells hätte vernichten müssen, wenn Das, was nicht denkt, Das, was denkt, zu vernichten im Stande wäre. In der Art, wie Brummell Aufwand trieb, war mehr Klugheit als Glanz; ein Beweis mehr für die Sicherheit dieses Geistes, der den Prunk der Farben den Wilden überließ und der später das große Axiom der Kunst des Anzuges fand: „Gut gekleidet sein, heißt: nicht auffallen." Bryan Brummell hatte immer gute Pferde, einen ausgezeichneten Koch und ein Heim, wie es sich eine Frau, die Etwas vom Dichter besäße, einrichten würde. Er gab ausgezeichnete Diners, bei denen die Tischgenossen eben so erlesen waren wie die Weine. Wie seine Landsleute, in dieser Epoche zumal,*) pflegte auch er bis zur Berauschung zu trinken. Mit seinem kräftigen, schwerblütigen Körper verlangte ihn aus der Einförmigkeit dieses müßigen englischen Daseins, dem der Dandy nur zur Hälfte entrinnt, heraus nach der Erregung jener anderen Welt, die sich dem Trinker erschließt, einer Welt, deren Puls rascher schlägt, die klangvoller an Tönen ist und von Lichtern glänzt. Aber auch dann, den Fuß schon im wirbligen Abgrund der Trunkenheit, vergab er sich nichts; sein Scherz blieb immer innerhalb der Grenzen des Schicklichen und niemals fiel seine Eleganz aus der Rolle. Man denkt unwillkürlich an Sheridan, dessen Name sich Einem immer wieder auf die Lippen drängt, sobald man das Wort Ueberlegenheit aussprechen will.

... Brummell hat der Kunst des Anzugs, wie sie der große Chatham**) pflegte, weitaus geringere Wichtigkeit beigelegt, als man glaubt. Seine Schneider Davidson und Meyer, aus denen man mit der ganzen Dummheit der Unverschämtheit die Väter seines Ruhmes hat machen wollen, haben in seinem Leben keineswegs den

*) Alle tranken sie, die Thätigsten wie die Müßiggänger, von den Lazzaroni der Salons angefangen (den Dandies) bis zu den Staatsministern. „Trinken wie Pitt und Dundas" ist sprichwörtlich geblieben. Wenn Pitt trank, die große Seele, die die Liebe zu England erfüllte, aber nicht stillte, so geschah es aus dem Durste nach Abwechselung. Gerade die Stärksten suchen oft ihre Natur von ihrer Richtung abzulenken; leider aber geht sie nicht immer auf diese Absicht ein.

**) Der einzige aus der Geschichte bekannte Mann, der groß gewesen ist, ohne einfach zu sein.

Platz eingenommen, den man ihnen anweist. Hören wir lieber Lister: er zeichnet nach dem Leben. „Der Gedanke, seine Schneider könnten auch nur das Geringste zu seinem Ansehen beitragen, widerstrebte ihm; wenn er sich auf Etwas verlassen hat, so war es ein vollendet sicheres Benehmen, der Reiz vornehmer Höflichkeit, Gaben, die er in hohem Grade besaß.“ Es läßt sich nicht leugnen, daß er sich, als er noch am Anfang seiner Laufbahn stand, wie es seinen äußerlichen Bestrebungen entsprach, mit der Form in allen ihren Erscheinungen besonders befaßt hat; es war ja die Zeit, da Charles Fox, der Demokrat, offenbar blos als einen Toiletteeffekt, den höfischen rothen Absatz in die englische Gesellschaft brachte. Brummell wußte sehr wohl, daß die Kleidung eine heimliche, aber darum nicht minder thatsächliche Wirkung gerade auf die Menschen ausübt, die sie von der Höhe ihres unsterblichen Geistes herab mit der größten Geringschätzung behandeln. Später aber hat er sich, wie Lister erzählt, dieser Lieblingbeschäftigung seiner Jugend entschlagen, ohne ihren Gegenstand völlig außer Acht zu lassen; er that dafür, was seiner Erfahrung und Beobachtung gemäß sich als ziemlich erwies. Er war auch dann noch stets tadellos in seinem Anzug, aber er dämpfte die Farben seiner Kleider, vereinfachte ihren Schnitt und trug sie, ohne daran zu denken*). Auf diese Weise gelangte er auf den Gipfel der Kunst, wo sie wieder Natur wird. Aber (und Dies hat man leider gänzlich übersehen) die Mittel, deren er sich zur Wirkung bediente, waren anderer, vornehmerer Art. Man hat ihn als ein blos vom Physischen aus zu werthendes Wesen betrachtet und es war im Gegentheil das Geistige, was sogar die ihm eigene Art von Schönheit bestimmte. Wirklich fiel er auch viel weniger durch die Regelmäßigkeit seiner Züge auf als durch den Ausdruck. Wie Alfieri hatte er fast rothes Haar; und ein Sturz vom Pferd bei einer Attaque hatte die griechische Linie seines Profils geschädigt. Die Art, wie er den Kopf trug, war schöner als sein Gesicht; und seine Haltung (die Physiognomie des Körpers) übertraf an Vollendung seine Formen. Hören wir Lister: „Er war weder schön noch häßlich; aber seine ganze Persönlichkeit war höchste Feinheit und Ironie und sein Blick von einer unglaublich durchdringenden Schärfe.“ Manchmal freilich konnten diese hellsichtigen Augen vor Gleichgiltigkeit geradezu erstarren und in dieser Gleichgiltigkeit war nicht die Spur von Verachtung; so schickt es sich ja für den vollkommenen Dandy: die sichtbaren Dinge dieser Welt reichen nicht an ihn heran. Seine prachtvolle Stimme ließ die englische Sprache so schön ins Ohr fallen, wie sie den Augen und dem Denken sich darstellt. Hören wir nochmals Lister: „Er that nicht so, als ob er kurzsichtig wäre, er konnte jedoch, wenn die Anwesenden nicht das Ansehen besaßen, das seine Eitelkeit beansprucht hätte, den ruhigen, aber schweifenden Blick annehmen, der an Jemand entlang geht, ohne ihn zu erkennen, den Blick, der nirgends hält und sich nicht halten läßt.“

So war der Beau Georges Bryan Brummell. Ich, der ich ihm diese Seiten widme, habe ihn im Alter gesehen und man erkannte auch damals noch, was er in seinen glänzendsten Jahren gewesen sein mußte; denn der Ausdruck ist von der Zahl der Runzeln unabhängig und ein Mann, der vor Allem durch seine Physiognomie merkwürdig erscheint, ist minder sterblich als ein Anderer.

Jules] Amédée Barbey d'Aurevilly.

*) Wie wenn sie ohne Gewicht wären. Ein Dandy darf, wenn es ihm beliebt, zehn Stunden mit seinem Anzug zubringen, aber ist er einmal beendigt, vergißt er ihn. Jetzt ist es Sache der Anderen, zu bemerken, daß er gut angezogen ist.

Seifenblasen.

Als die Begeisterung über Deutschlands Wirthschaftkraft den höchsten Punkt erreicht hatte, gab es für die Phantasie nur ein Ziel: den Trust nach amerikanischem Muster. Das Zusammenballen großer Kapitalmassen schien der Weisheit letzter Schluß; und Alle jagten dem Trustphantom nach, Finanzleute und Industrielle. Aber auf flüchtiger Kugel enteilte das Glück. Keiner konnte es fassen. Ueber Leichen ging die Jagd. Schließlich ermatteten die hurtigen Jäger; und nun gilts, den Saldo zu finden. Die Liquidation der Aera des Trustgedankens hat begonnen. Man könnte mit dem Bruch zwischen Dresden und Schaaffhausen anfangen, wenn hier nicht noch die Besonderheit der Interessengemeinschaft dazu käme, die einen Theil der Schuld an dem Fiasko trägt. Aber die Grundidee war doch: einen Kapitalriesen zu schaffen, dessen Größe über den Atlantic hinweg auch den Yankees imponiren sollte. Und so darf man diese Episode dem Kapitel, das von des Trustwahns Schicksalen handelt, hinzufügen. Dann kam der Jahresabschluß des Phoenix; das zweite Fiasko einer Kapitalkonzentration. Das Jahr 1907/08 mußte die erste Probe auf die Richtigkeit des Trustexempels (zuerst Fusion mit dem Hörder Verein, dann Uebernahme des Bergwerks Nordstern) bringen. Das Aktienkapital von 100 Millionen Mark war zum ersten Mal voll zu Dividende berechtigt; Ergebniß: 6 Prozent weniger. Durch die Vereinigung mit Hoerde und Nordstern wurde aus der Aktiengesellschaft Phoenix ein Phoenix-Trust. Die Fusion mit Nordstern allein forderte eine Erhöhung des Aktienkapitals um 28 (auf 100) und die Aufnahme einer Anleihe von 20 Millionen. Heute hat der Concern ein Betriebskapital von rund 136 Millionen. Mit der Herstellung neuer Aktien und Obligationen ists allein aber nicht gethan. Man braucht auch eine Rentabilität. Dividenden lassen sich nicht aus der Erde stampfen; und die für Ausnahmeverhältnisse geschaffenen trustartigen Gebilde können nur unter Ausnahmekonjunkturen gedeihen. Die kann ein deutscher Kapitaltrust nicht verbürgen. Uns sitzt die Solidität zu tief im Blut. Anders bei den Yankees, denen es nichts verschlägt, wenn mal eine Riesenseifenblase platzt. Man schüttelt sich; und bläst eine neue auf. Der Phoenix mußte für den Nordstern einen ungeheuerlichen Preis zahlen. Wie es gemacht wurde, habe ich hier schon gezeigt. Da ist von vorn herein im Kapitalbau ein Hohlraum, der unter Umständen gefährlich werden kann. Die Verwaltung sieht es ein und schreibt deshalb von dem viel zu theuer erworbenen Bergwerk tüchtig ab. Damit läßt sich schließlich der Hohlraum ausfüllen; aber es geht auf Kosten der Dividende. Und der Jubel über das Entstehen des zweitgrößten deutschen Montanconcerns ist schnell verhallt.

Die That sieht man nie so nüchtern wie ihre Konsequenzen. Dem deutschen Montantrust, der an der Spitze marschirt, wird wohl auch bald vor seiner eigenen Größe bang werden: dem Riesen Gelsenkirchen, dem einst an der stählernen Rüstung die Beinschienen fehlten. Heute ist er von oben bis unten in einen Panzer gehüllt, der ungefähr 208 Millionen Mark gekostet hat. Die setzen sich aus Aktienkapital, Obligationen und Reserven zusammen. Je theurer die Rüstungen, desto kostspieliger natürlich auch die Aufgabe, sie hieb- und stichfest zu erhalten. Die Viertelmilliarde wird also voll gemacht werden. Damit kommt Gelsenkirchen unserem größten Finanzinstitut, der Deutschen Bank, nah. Das ist der Clou der deutschen Industrie. Höher hinaus hat sie sich noch nie verstiegen; und die höchsten Gipfel des Kapital-

gebirges, die der Yankee leichtfüßig erklettert, werden ihr noch lange unerreichbar bleiben. Da oben, in der dünnen Luft, können nur Leute athmen, denen das Blut nicht so langsam durch die Adern rollt wie den soliden Deutschen. Schon die Kapitalmasse mit dem Firmazeichen Gelsenkirchen ist dem deutschen Wirthschaftkörper zu schwer. Daß die Bergwerkgesellschaft neues Geld aufnimmt, zeigt, wie unbequem die praktische Ausgestaltung der Trustidee bei uns ist. Dabei hat Gelsenkirchen den Konstruktionsfehler, der in der bloßen Interessengemeinschaft mit Schalke und dem Aachener Hüttenverein lag, durch die völlige Fusion mit Beiden beseitigt. Die Form der Interessengemeinschaft ist, nach der Meinung des witzigsten Bankenkönigs, zum Sterben verurtheilt. Der Satiriker vom Gendarmenmarkt (ich meine nicht Schiller) hat sich ans Prophezeien gemacht und den Interessengemeinschaften in der Industrie das selbe Schicksal geweissagt, das den Bund Dresden-Schaaffhausen gesprengt hat. Die losen Concerns im Chemischen und Elektrotechnischen Gewerbe werden, so spricht er, an dem Ehrgeiz der Direktoren scheitern. Wenn irgendein neuer Artikel eingeführt wird, möchte ihn jeder Direktor für seinen Kram; statt die Reibungflächen zu verkleinern, schafft man neuen Zündstoff heran. So denkt ein Finanzmann, der in engsten Beziehungen zur Elektrizität steht; und gerade diese Industrie könnte als Beispiel für die kritisirte Form der losen Vereinigung dienen. Hier leben mehrere Trusts neben einander, die ein (nicht mehr geheimes) Schutzkartell abgeschlossen haben. Die drei großen Concerns (A. E.-G., Siemens-Schuckert, Lahmeyer) und die ihnen geschäftlich nahen Firmen haben vereinbart, schädliche Preisunterbietungen zu vermeiden. Die Schutzverbandsmitglieder gehen bei öffentlich ausgeschriebenen Aufträgen gemeinsam vor, stützen ihren Kostenanschlag auf gemeinsam festgesetzte Bedingungen und theilen sich dann, je nach ihrer Spezialität, in die Ausführung der Arbeit. Die badische Staatsbahnverwaltung hat, zum Beispiel, den Auftrag zum Bau einer elektrischen Vollbahn an vier verschiedene Firmen vergeben. Jede Gesellschaft hat einen Theil der Bestellung auszuführen. Dadurch schmälert sich natürlich der Verdienst des einzelnen Unternehmens; aber so kommen wenigstens mehrere Unternehmer an die Schüssel, während sonst nur einer gegessen, die Nachbarschaft zugesehen hätte. Und die Preise werden nicht ins Ruinöse geschleudert. Auch das Schutzkartell kocht freilich mit Wasser. Man hat sich noch nicht völlig von dem Gedanken gelöst, daß auch die nicht zum Verband gehörenden Firmen ein Daseinsrecht haben, und darum Fühlung mit den Außenseitern gesucht. Die Schutzvereinigung ist im Grunde doch nur ein Nothbehelf; auf den Trust wird eben nicht mehr gerechnet. Den Deutschen fehlt die Gabe, Kapitalmassen so zu regiren, daß die Symmetrie mit den äußeren Verhältnissen nicht gestört wird. Dazu kommt noch der Haß des Durchschnittsmenschen gegen die Persönlichkeit. Der ist im geschäftlichen Leben eben so heiß wie in der Politik, Literatur und Kunst. Trusts verlangen aber starke Köpfe, denen kleinlicher Widerstand nicht die Arbeit erschwert. Ein Direktor läßt sich vom anderen nicht gern ausstechen. Wer wills ihm verdenken? Und wenn die Direktoren einig sind, kommen die Aktionäre, die keine „genialen“ Thaten wünschen. Die Grenzen der Entwickelungmöglichkeiten sind einmal gezogen; wer sie keck überschritten hat, muß zurück. Zwängen ihn nicht die „Hinterhände“, so doch sicher die Konjunkturen mit ihren wechselnden Launen. Wie die Hunde auf den Hasen, so lauern die Elektrizitätgesellschaften auf die Elektrifizirung der Eisenbahnen. Wo ist der Trust, der ohne Wimpernzucken den Dingen

entgegensieht? Da giebts nur Konkurrenten, die vor Ungeduld zappeln. Glaubt bei dem Anblick noch Jemand, daß der amerikanische Trust bei uns eine Zukunft hat? Manche sehen in der geplanten Gründung einer Elektrobank einen Fortschritt zur Konzentration in der elektrotechnischen Industrie. Ich würde darin vielmehr den Verzicht auf die absolute Einheit erblicken. Die Trennung von Fabrikation und Finanzirungthätigkeit. Die ist an sich ganz nützlich; aber sie beruht eben auf dem Prinzip: „Los vom Trust!" Die Elektrobank soll Aufträge finanziren. Das heißt: für die von der Bank ausgegebenen Obligationen, die wiederum dazu dienen, den Elektrizitätgesellschaften Betriebsmittel zuzuführen, bürgen die Forderungen, die die betheiligten Firmen an ihre Auftraggeber haben. In erster Linie kämen Guthaben bei Staaten und Gemeinden in Betracht, deren pupillarische Sicherheit feststeht. Das Ganze ist eine Art der Diskontirung von Buchforderungen, wie sie mehrfach theoretisch erörtert, in der Praxis aber noch nicht erprobt wurde. Ob die Elektrobank ihren Zweck erfüllen wird, die Fabrikationgesellschaften von der Unannehmlichkeit finanzieller Transaktionen in Fällen des Kapitalbedarfs zu befreien? Die Zeit muß es lehren. Wer den Trust für sicher hält, braucht solche Bank nicht.

Im Lande der Dichter und Denker spielt auch die spekulative Phantasie eine Rolle. Eine neue Anregung: ein neues Luftschloß. Diese Luftschlösser sind meist sehr theuer; auch wenn sie nicht von einer Katastrophe zerstört werden. Schon eine Ernüchterung genügt, um Millionen in Bewegung zu bringen. Die bloße Möglichkeit, daß mit der Elektrifizirung der Vollbahnen in absehbarer Zeit begonnen wird, gab den Kursen der Elektrizitätaktien einen starken Stoß nach oben. Besonnene warnten vor übereilter Kapitalisirung in weiter Ferne liegender Chancen. Bis die Gesellschaften lohnende Aufträge dieser Art bekommen, können noch viele Jahre vergehen. Die Gesammtlänge der deutschen Eisenbahnen beträgt ungefähr 53 000 Kilometer. Man bedenke, wie viel Zeit vergehen wird, bis dieses Schienennetz für den elektrischen Betrieb brauchbar ist. Aber die Phantasie läuft mit dem elektrischen Funken um die Wette. Der ist seines Zieles freilich sicherer.

Ich weiß nicht, ob Albert der Große in Hamburg, der Herr der Ballinie, heute schon zugeben wird, daß auch der Leistung seines Hirns Grenzen gezogen sind. Keine so engen wie dem von Patrizierstolz gelähmten Geschäftsgeist der Hanseaten an der Weser; immerhin: Grenzen. Die beiden großen deutschen Rhedereien gehören mit zum „accaparement en Allemagne". So hat ein Franzose die kapitalistische Konzentration in Deutschland genannt. „Wucherische Anhäufung von Kapital." Kein feines Wort; aber, wenn man so will, auf jeden Trust anwendbar. Die beiden Schiffahrtgesellschaften haben zusammen ein Kapital von mehr als 400 Millionen (mit Anleihen und Reserven). Nach dem Yankeemaßstab ist Das noch keine Summe, die Respekt einflößt; aber im Rahmen begrenzter Möglichkeit sieht sichs schon ganz niedlich an. Dieser Kapitalkoloß hat den Trustgedanken nur sehr unvollkommen verkörpert. Man muß von den beiden Hälften der Naumarchie jede für sich betrachten. In Hamburg regirt Einer, der ein Trustkönig sein könnte. Einer, ders gewagt hat, mit der ganzen berliner Haute Banque Schindluder zu spielen. Freilich rächt sich die beleidigte Großmacht nun dadurch, daß sie sich um die Packetfahrtaktie nicht im Mindesten bekümmert. Mag die sich im Souterrain einlogiren, wenns ihr in der Beletage zu theuer ist. Aber den Kurs stützen? „Is nich!" Ballin ists Pomade. Was geht ihn der Kurs an? Was kümmern ihn überhaupt die Aktio-

näre? Schön: zahlen wir im nächsten Jahr keine Dividende! Nun könnte aber ein Tag kommen, wo Ballin erklärt: „Ich mache nicht mehr mit". Das fürchtet Mancher; denn die HAL wurzelt mit ihrer besten Kraft in der Persönlichkeit des Herrn Generaldirektors. Hat Der die Möglichkeiten der deutschen Wirthschaft überschätzt, so werden die Aktionäre den Irrthum zu bezahlen haben. Ballin hat sich, wie immer im Herbst, interviewen lassen; diesmal aber ohne den üblichen Schwung gesprochen. Nicht Ausbau, sondern Einschränkung. Das klingt wie müde Resignation. Keine neuen Luxusdampfer mehr; Abbruch der älteren Schnelldampfer, um den neuen Schiffen Konkurrenten vom Hals zu schaffen; ein gemäßigtes Bauprogramm aller am transatlantischen Verkehr beteiligten Linien; gemeinsame Aufstellung eines vernünftigen Fahrplanes. Kurz: Befreiung des Schiffahrtgewerbes von der Last einer Ueberproduktion an Dampfern. Die Hochkonjunktur hat wie ein Treibhaus gewirkt. Und nun wimmelts auf den großen Routen von Schiffen, die für die Ertragsfähigkeit der anständigen Rhedereien eine stete Gefahr bilden Man muß also konsolidiren. Da ist das berühmte Wort, das im Seemannsdeutsch „die Flagge streichen" heißt. Die Rhedereien sollen Schutzverbände bilden, deren Zweck der Aufkauf und das Abbrechen aller Schiffe von bestimmtem Alter zu sein hat. Das Kapital ist, wie man in Oesterreich sagt, abmassirt worden. Da gabs keine Hemmungen; denn man mußte den Yankees zeigen, daß man schließlich auch nicht so ganz ohne ist. Wo stand geschrieben, daß die Trusts Alleingut der Amerikaner bleiben müssen? Deutschland trat mit in die Schranken und kanterte ab. Broken down. Beim Lloyd siehts noch ungemüthlicher aus als bei der Hapag. Die Bremer hatten nicht das Glück, Aufträge zu Neubauten wieder zurückziehen zu können. Die neuen Dampfer müssen abgenommen und bezahlt werden. Die Tilgungfristen werden jetzt ja möglichst bequeme sein und die Gesellschaft zunächst nicht allzu schwer belasten. Allgemein aber heißts, der Lloyd sei in übler Lage; man sprach sogar schon von der Möglichkeit einer Sanirung. Das böse Wort verklang freilich schnell. Lehrt aber, welches bange Gefühl der Anblick der kranken Kapitalriesen aufkommen läßt. Immer deutlicher zeigt sich eben, daß Manches, was man in den letzten Jahren als „Errungenschaft" pries, zu den Dingen gehört, von denen es besser wäre, wenn sie nicht beständen. Die Einrichtungen und Sitten dürfen nicht nur Glanzzeiten angepaßt sein, sondern müssen auch am Alltag, sogar an kritischen Tagen ihre Lebensfähigkeit erweisen. Das ist hier und da bei uns vergessen worden. In den letzten Wochen sprach die Börse viel von Kriegsmöglichkeiten. Die ersten Alarmnachrichten aus dem Orient warfen die Kurse; die der (in Orientgeschäften besonders stark engagirten) Deutschen Bank in einer Stunde um 5 Prozent. (Am höchsten israelitischen Feiertag. Direktor Mankiewitz, in dem Viele den heimlichen Kaiser der „Deutschen" sehen und der das Börseninstrument jedenfalls besser als seine Kollegen spielt, soll recta aus der Synagoge in die Burgstraße geholt worden sein. Und wird wohl einigermaßen darüber gestaunt haben, daß man eines winzigen Angebotes wegen das erste deutsche Papier, ohne es zu halten, so jäh fallen ließ. Oder war Absicht, was wie Ungeschicklichkeit aussah? Das gehört aber in ein anderes Kapitel.) Die Börse hat sich dann noch schneller beruhigt als die Diplomatie. Weil sie mehr Nase hat? Aber man bedenke einmal, wie es im Burgstraßentempel aussehen würde, wenn wirklich ein unsere Interessen, politische und wirthschaftliche, nah berührender Krieg ausbräche. Welche Widerstandskraft dann die „Riesen" zeigen würden. Und mir scheint, daß man, besonders heute, auch an solche Möglichkeit schwarzer Tage vorausdenken muß. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Hermann Walther, Verlagsbuchhandlung G. m. b. H., Berlin W. 30, Nollendorfplatz 7.

Soeben erschien:

Harden im Recht?

Eine Betrachtung von **Frank Wedderkopp.**

Preis: 50 Pf. 5 Bogen. 8°. **Preis: 50 Pf.**

Herdersche Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Dante in italienisch-deutscher Parallel-Ausgabe.

Neu übertragen u. mit Originaltext versehen von **Richard Zoozmann.**

Mit einem Bildnis von Dante. Vier Bände. 8°. In Orig.-Leinwandband M. 18.—; in Pergament M. 28.—

I–III **Die Göttliche Komödie.** IV **Das Neue Leben. Gedichte.**

[illegible] Anwendung der sog. Schlegelterzine ist es Zoozmann, dem gewandten [illegible] und Dichter, gelungen, eine neue, wort- und sinngetreue Uebertragung [illegible] ohne je der Sprache oder dem Sinn Zwang anzutun. Diese Parallel-Ausgabe bringt links den italienischen, rechts den deutschen Text, dazu am [illegible] sorgfältig gearbeiteten Register auch eine Sammlung wertvoller [illegible] Dante.

Für Freunde [illegible]ster, hoher Poesie wie auch für Liebhaber der italienischen Sprache ein Werk von höchstem Werte.

Ihre Majestät die Königin Margherita von Italien
hat die Widmung dieses Werkes angenommen.

Bitte so zu verlangen: **Herdersche Parallel-Ausgabe.**

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW 7

Apostata

von **Maximilian Harden.**

7. [illegible] Tausend. **2 Bände à Mark 2,—.**

Inhalt vom I. Band: Phrasien. Die [illegible]konferenz. Kollege Bismarck. [illegible] Schmalfeld. Franco-[illegible]. Der Fall Klausner. Die beiden [illegible]. Der heilige Rock. Das goldene [illegible]. Der [illegible] Parvenu. Der [illegible]. Nicäa und Erfurt. [illegible]. Die unterhaltene Rede. Eine [illegible]. [illegible]purée. Verein [illegible]. Sommerfeld's [illegible]. [illegible] ich mich ein?

Inhalt vom II. Band: Bei Bismarck [illegible]. Lessings [illegible]blette. Maupassant. Der Fall Apostata. Gekrönte Worte. Die romantische Schule. Menuet. She-Ma-Theta. [illegible] Eroica. Der ewige [illegible]. [illegible]mystik. Der 2½ [illegible]. Strindberg. Der [illegible].

Jeder Band [illegible] 14 Bogen elegant broschiert.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Herbst- u. Winterkuren
Im herrlichen Zackental!

Wohnung, Verpflegung, Bad u. Arzt pr. Tag von M. 10.— ab.

„Sanatorium Zackental"

(Camphausen)

Bahnlinie Warmbrunn-Schreiberhau Tel. 27.

Petersdorf im Riesengebirge

(Bahnstation)

für chronische innere Erkrankungen, neurasthenische u. Rekonvaleszenten-Zustände. Diätetische, Brunnen- u. Entziehungskuren. Für Erholungsuchende. Wintersport. **Nach allen Errungenschaften der Neuzeit eingerichtet. Windgeschützte, nebelfreie,** nadelholzreiche Höhenlage. Seehöhe 450 m. **Ganzes Jahr besucht.** Näheres die **Administration** in **Berlin SW., Möckernstrasse 118.**

Für Inserate verantwortlich: Rob. Bönig. Druck von G. Bernstein in Berlin.

Digitized by Google

XVII. Jahrg. Berlin, den 7. November 1908. Nr. 6.

Herausgeber:

Maximilian Harden.

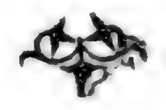
Inhalt:

	Seite
Gegen den Kaiser	207
Die Unverbesserlichen. Von Ludwig Gurlitt	216
Rußlands Bahnbau in Sibirien. Von Richard Hennig	224
Die Ungläubigen. Von Camille Flammarion	231
Die Hohkönigsburg. Von Maximilian Pfeiffer	241
Parität in Preußen? Von Mathias Erzberger	243

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1908.

Die Hypotheken-Abteilung des

Bankhauses Carl Neuburger,

Kommanditgesellschaft auf Aktien

Kapital: 5 Millionen Mark.

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

... eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen ...eilung zu zeitgemässem Zinsfusse nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei

9—4 Uhr.

Hamburg. Hotel Esplanade.

Appartements und Zimmer mit Bad.

Carlton-Ritz Restaurant.

Neues Schauspielhaus

Nollendorfplatz

Grand Hotel Excelsior

Anhalter Bahnhof

Erstklassige Wein- u. Bierrestaurants

Hamburg.

Gänzlich renoviert

HAMBURGER HOF

Weltbekanntes Haus. Herrliche Lage a. d. Alster

Zimmer mit Bad, W. C. u. laufend. Wasser.

Feine Französische Küche

Neue Direktion.

Waffen ... staatlich geprüft

... Z umsonst u. portofrei

Sämtliche existierende, bezüglich exakter Arbeit und vorzüglicher Schussleistung unübertroffene **Schusswaffen** als Jagd- u. Scheibengewehre, automatisch Repetier-Büchsen u. Pistolen, Luftwaffen, Teschins, Revolver sowie sämtliche Jagdgerätschaften liefert die

Deutsche Waffenfabrik Georg Knaak

Berlin SW 48, Friedrichstrasse 240-241.

Mädler's Patent-Koffer

Reise-Artikel

Hochfeine Lederwaren

MORITZ MÄDLER

Leipzig Petersstr. 8

Berlin Leipzigerstr. 101/2

Hamburg Neuerwall 84

Frankfurt a. M. Kaiserstr. 29

Preisliste gratis: Moritz Mädler, Leipzig-Lindenau.

Berlin, den 7. November 1908.

Gegen den Kaiser.

Thatbestand.

Am achtundzwanzigsten Oktoberabend stand in der londoner Zeitung The Daily Telegraph ein Artikel, der den Titel „The German Emperor and England" trug und als personal interview bezeichnet war. Der Verfasser ließ den Deutschen Kaiser in direkter Rede zu einem entamteten britischen Diplomaten sprechen. „Ihr Engländer seid völlig verrückt. Oft und laut habe ich Euch gesagt, daß einer der heißesten Wünsche meines Herzens der ist, mit England in bester Freundschaft zu leben. Falschheit und Arglist sind meinem Wesen fremd und mein Handeln beweist die Wahrhaftigkeit meiner Worte. Daß Ihr sie mißdeutet und mir nicht glaubt, empfinde ich als eine schwere persönliche Beleidigung. Ein großer Theil Eurer Presse warnt das Volk, die Hand, die ich Euch hinstrecke, zu fassen, und behauptet, meine andere Hand halte einen Britanien bedrohenden Dolch. Ich kann immer nur wiederholen, daß ich Englands Freund bin. Aber ich bin in meinem Land mit diesem Gefühl in der Minorität. In breiten Schichten Deutschlands, unten und im Mittelstand, ist die Stimmung Euch unfreundlich. Mit aller Kraft arbeite ich an der Besserung unserer Beziehungen: und Ihr seht in mir den Erzfeind. Während des südafrikanischen Krieges war Deutschland von bitterster Feindschaft gegen Euch erfüllt. Oeffentliche und private Meinung kehrte sich wider England. Was aber that ich? Wer hat denn der Rundreise der von den Buren Abgeordneten, die eine europäische Intervention gegen Euch erwirken sollten, ein Ende gemacht? Ich. Die Leute waren in Holland und Frankreich bejubelt worden und auch das deutsche Volk hätte ihnen gern Kränze gewunden. Ich aber weigerte mich, sie zu empfangen: und sofort hörte die Agitation auf und

Eure Feinde konnten nichts ausrichten. Als in Südafrika der hitzigste Kampf tobte, forderten die Regirungen von Rußland und Frankreich uns auf, gemeinsam vorzugehen und die Beendung des Krieges zu erzwingen; sie meinten, die Stunde sei gekommen, wo man England bis in den Staub erniedern könne. Ich antwortete, Deutschland werde nie an der Vorbereitung einer Niederlage Britaniens mitwirken, nie für eine Politik zu haben sein, die es in einen Konflikt mit einer Seemacht vom Rang Englands zu bringen vermöchte. Im Archiv des Schlosses Windsor liegt das Telegramm, in dem ich damals der Königin Victoria den Plan Eurer Feinde und meine abweisende Antwort meldete. Das ist noch nicht Alles. In der Schwarzen Woche (im Dezember 1899), als Eure Fehlschläge sich häuften und ein Brief meiner verehrten Großmutter den tiefen Kummer ihres Gemüthes verrieth, begnügte ich mich nicht mit einer schnell meine Sympathie ausdrückenden Antwort, sondern that noch mehr: ich ließ von einem meiner Offiziere die Kopfzahl und die Position der in Südafrika auf beiden Seiten fechtenden Truppen feststellen, entwarf nach diesen Angaben den unter solchen Umständen für Englands Interessen tauglichsten Feldzugsplan und schickte ihn, als mein Generalstab ihn gebilligt hatte, nach England. Auch dieses Dokument liegt in Windsor Castle. Und mein Kriegsplan glich in allem Wesentlichen dem vom Lord Roberts dann mit Erfolg ausgeführten. Handelt so ein Feind Englands? Aber Ihr sagt, unser Flottenbau bedrohe Euch. Nein: Wir brauchen eine große Flotte, um unseren Handel und unsere anderen Interessen zu schützen. Der Kreis dieser Interessen wird sich noch erweitern. Wir müssen uns für die Auseinandersetzung vorbereiten, die im Stillen Ozean (früher, als Manche glauben) nöthig werden wird. Japans rascher Aufstieg und Chinas Erwachen zeigt, welche Aufgaben im Fernen Osten von den europäischen Mächten zu bewältigen sind. Um für den Kampf um die Zukunft des Stillen Ozeans in Bereitschaft zu sein, brauchen wir eine starke Flotte. Wenn in diesem Kampf einst britische und deutsche Geschwader für die selbe Sache streiten, wird auch England sich der Thatsache freuen, daß Deutschland sich eine große Flotte geschaffen hat." Das ist der Hauptinhalt der personal interview. Ein Seitenpfad des Gespräches hatte nach Marokko geführt. Der Kaiser bestritt, daß Deutschlands hastiges Eintreten für Muley Hafid von dem Wunsch bewirkt worden sei, den Westmächten am Atlas den Weg zu sperren, und behauptete, Frankreichs Konsul sei viel früher als Deutschlands von Tanger nach Fez, in die Residenz des neuen Sultans, zurückgekehrt.

Als die Interview (am neunundzwanzigsten Oktober) in Deutschland bekannt wurde, glaubten einfältige Gemüther, Meinung und Wort des Kai-

sers seien gefälscht, entstellt oder mindestens durch groben Vertrauensbruch ans Licht gebracht worden. Die Enttäuschung kam schnell. Wolffs Telegraphisches Bureau und die Norddeutsche Allgemeine Zeitung übernahmen den Artikel des Daily Telegraph. Damit war der Wortlaut beglaubigt; war auch erwiesen, daß der Kaiser die Verbreitung wünsche. Nun brach der Sturm los; drinnen und draußen. Wuth und Hohn, Geheul und Gelächter im Ausland; überall. (Nur ein paar britische Schlauköpfe, die unsere Machtquellen ganz verschüttet sehen möchten, lobten die friedliche Absicht Wilhelms, der eben doch Britenblut in den Adern habe.) In Deutschland eine leidenschaftliche Empörung, wie sie ein Halbjahrhundert lang nicht erlebt ward; in Nord und Süd; in allen Ständen; auch in der Armee. Niemals war über den Kaiser laut so geredet, nie noch so geschrieben worden. Daß der Reichskanzler von der Interview und von dem Willen zur Veröffentlichung nichts gewußt habe, galt als gewiß. Persönliches Regiment, Absolutismus, impulsives Handeln, romantische Politik, Pflicht des verantwortlichen Berathers: all die alten Leitmotive hörten wir wieder; nur war das Orchester diesmal viel größer und spielte fortissimo. Was wird der Kanzler thun? Er muß gehen. Dem Kaiser sagen, daß solche Ueberrumpelungen den Erfolg des Reichsgeschäftes vereiteln und daß Gewissen und Selbstachtung ihm raschen Rücktritt befehlen. Vielleicht hat er daran gedacht. Sicher seinem Herrn harten Tadel nicht erspart. „Was wollen Sie denn nun wieder von mir? Diesmal habe ich Sie ja sogar gefragt. Und Sie haben die Veröffentlichung gebilligt: unter dem zustimmenden Bericht steht Ihr B." Ungefähr so mag die Antwort gelautet haben. Am letzten Oktoberabend erfuhr der Erdkreis, daß der Kaiser das Manuskript an den Kanzler geschickt und die Veröffentlichung erst gestattet habe, als dessen Zustimmung eingetroffen war; diese Zustimmung stützte sich aber nicht auf eigene Kenntniß, sondern auf ein Gutachten des Auswärtigen Amtes; wenn der Kanzler das Manuskript selbst gelesen hätte, wäre es mit seinem Willen nicht veröffentlicht worden; da er die ihm unterstellten Beamten mit seiner Verantwortlichkeit decken müsse, habe er seinen Abschied erbeten und nach dessen Ablehnung die Erlaubniß zur Veröffentlichung des Thatbestandes erwirkt, „um ungerechten Angriffen auf Seine Majestät den Kaiser den Boden entziehen zu können". Das stand in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung, wurde in alle Erdtheile telegraphirt und trug aus allen uns das Echo fröhlichen Gelächters heim. Wahr oder unwahr, hieß es am nächsten Tag: der Kanzler, unter dem solche Zustände möglich wurden, muß morgen vom Schauplatz verschwinden. Am ersten, am zweiten Novembertag hieb Alles in blin-

der Wuth auf den Kanzler ein. Auf den Liebling der Presse. Der ist an dem ganzen Unheil schuld. Der hat uns Schande und Spott eingebracht. Der muß fort: denn sein Ansehen ist hin und sein Kredit für immer vernichtet. Von dem Kaiser war kaum noch die Rede. Die Meute bellte auf falscher Fährte.

Die Nebenfragen.

Ueber die Unzulänglichkeit der in der Norddeutschen veröffentlichten Erklärung braucht man kein Wort mehr zu verlieren. Der Autor war offenbar um alles Augenmaß, allen Respekt vor der Muttersprache gekommen. Kopflos. Hat vielleicht auch nicht die ganze Wahrheit gesagt. Aber nicht (wie noch heute unter Deutschen und Fremden die Mehrheit glaubt) einfach gelogen, sondern den Vorgang so dargestellt, wie ihn die Akten erweisen. Der Kaiser ist in Rominten, der Kanzler in Norderney, der Staatssekretär des Auswärtigen in Berchtesgaden. Unter den Schriftstücken, die aus Ostpreußen an die Nordsee gelangen, ist ein Brief des Gesandten Freiherrn von Rücker-Jenisch, der während der Reisen des Kaisers die internationalen Angelegenheiten vorzutragen und die Verbindung mit dem Kanzler und dem Auswärtigen Amt herzustellen hat. Ein dem Fürsten Bülow verwandter Herr: da, verhieß die Hoffnung, geht gewiß Alles glatt. Er schickt ein Manuskript, dessen Veröffentlichung Oberst Stewart Wortley, der Herr auf Highcliff, als nützlich empfohlen und der Kaiser gebilligt hat, und fragt, „im Allerhöchsten Auftrag", ob der Kanzler etwa Grund zum Widerspruch finde. Keine Andeutung, daß es sich um eine Interview, um besonders Wichtiges handle. (Wußte Freiherr von Rücker-Jenisch nicht, was er weitergab? Mußte er den Vetter nicht auf die Bedeutung der Sache hinweisen? Und diesem im aktiven und im passiven Sinn bequemen Millionär hatte man für nahe Zeit einen Botschafterposten ersten Ranges zugedacht.) Englisch, dünne Blättchen, schlechte Schrift: Fürst Bülow hat keine Lust, den Artikel zu lesen. Was der Kaiser für nützlich und Jenisch mindestens für publizirbar hält, kann zu ernsten Bedenken doch kaum Anlaß geben. Herr von Müller, der das Reich im Haag vertritt und jetzt zur Dienstleistung nach Norderney befohlen ist, erhält den Auftrag, das Manuskript zu Prüfung und Berichterstattung ans Auswärtige Amt zu senden. Wer ist da zuständig? Der Dezernent der Preßabtheilung ist beurlaubt. Der Unterstaatssekretär noch nicht lange im Amt. Als zuverlässigster Aktenkenner gilt in der Politischen Abtheilung Geheimrath Klehmet. Der bekommt Wortleys Blättchen, meint, er solle nur prüfen, ob die Angaben richtig seien, und meldet, er sehe kein Bedenken, das gegen die Publikation spreche. (Ein Beamter, der fast anderthalb Jahrzehnte in der

Politischen Abtheilung ist, würdig befunden ward, in Algesiras am Konferenztisch zu sitzen, dort freilich für seine Bescheidenheit von dem Herrn Tardieu mit verdächtigem Lobspruch gespeist wurde, aber nicht so blind sein kann, daß er eine Bombe für ein Osterei hält. Er mußte merken, was er da vor sich hatte; mußte auch die Lücken und Mängel der Angaben erkennen.) Dieser Bericht, der seinen Verfasser als untauglich zu selbständiger Arbeit erweist, geht nach Norderney. Herr von Müller legt ihn mit dem Manuskript, das er noch immer nicht liest, nicht einmal flüchtig anblättert, zu den für die Unterschrift fertigen Sachen und der Kanzler setzt, ohne zu ahnen, was er thut, unter den nun historischen Namen Klehmet sein B. Erledigt. Norderney-Rominten-Highcliff-London. Die Herren Jenisch, Müller, Klehmet scheinen mir schuldiger als der Kanzler. Hatten sie Angst, sich die Finger zu verbrennen? Scheuten alle Drei den Zorn des Herrn, der sich zwar zu einer Frage bequemen, eine verneinende Antwort aber nicht hören mochte? Wahrscheinlich. Auch den Fürsten Bülow hat mehr als Papier und Schrift wohl die Furcht vor dem Aerger geschreckt, der hinter den dünnen Blättchen lauern konnte. Gewiß wieder ein Versöhnungartikel mit den schönsten Betheuerungen und allzu persönlichem Accent. Nicht gerade angenehm. Wer aber selbst vor ein paar Wochen mit einer englischen Interview so tief ins Fettnäpfchen gerathen ist, kann sich mit seiner Voraussicht publizistischer Wirkungen nicht brüsten. Vielleicht mußte dem Kanzler daran liegen, seinen Herrn (der von der Schweigsamkeit Oesterreichs just verstimmt war und den Empfang Szögyiennis hinausschieben wollte) für wichtige Entscheidungen bei guter Laune zu erhalten. Daß er stumm geblieben wäre, wenn er geahnt hätte, was Wortley ans Licht zu bringen trachtete, darf selbst der Feind ihm nicht zutrauen; selbst der Freund aber, daß er kleinen Konflikten gern ausbiegt. Der Kaiser, ein als Gentleman bekannter Britenoberst, Vetter Jenisch und der Aktennibelung Klehmet: gar so schlimm konnte die Sache nicht sein. Und man muß die Widerstandskraft für den Balkanstreit sparen.

Eine wunderliche Geschichte; keine fürchterliche. Das Merkwürdigste dünkt mich, daß in den Wochen, die zwischen der Rundreise und der Veröffentlichung des Manuskriptes lagen, weder der dem Kanzler verwandte Freiherr von Jenisch noch der dem Preßbureauchef benachbarte Geheimrath Klehmet von dem zu erwartenden Kanalfeuerwerk sprach. Ists nicht der Rede werth, wenn der Deutsche Kaiser sich in direkter Rede an Englands Volk wendet und Staatsgeheimnisse entschleiert? Unbeträchtlicheres spricht sich unter Kollegen sonst schnell herum. Wer hatte hier ein Interesse daran, zu schweigen und den Kanzler ungewarnt zu lassen? Später mag auf solche Fragen geantwortet

werden. Jetzt gehts um Größeres. Die Maßgebenden werden künftig nicht mehr sämmtlich zur selben Zeit verreisen, das Auswärtige Amt wird eine modernere Organisation, die Politische Abtheilung endlich einen Direktor bekommen. Versehen und Dummheiten werden auch dann möglich bleiben. Der Chef war wieder einmal zu sanft. Wollte er die Geschichte in allen fünf Erdtheilen ausschellen lassen, dann mußte er zugleich auch die Leichen der Schuldigen serviren. Aber die Klehmetiade giebt Keinem das Recht, das Auswärtige Amt für ein Narrenhaus, die darin arbeitenden Räthe für Idioten zu erklären. Dieses Geschäft könnten wir unseren Feinden überlassen, gegen deren Wühlarbeit die jetzt Geschmähten in diesem unruhvollen Herbst sich bis zur Krafterschöpfung zu wehren hatten. Uebertragt den Fall ins Journalistische. Der Verleger oder Hauptkapitalist reicht ein Manuskript zur Prüfung ein. Rechnet natürlich darauf, daß es angenommen wird; will aber seine Bescheidenheit und Korrektheit zeigen. Der erste und der zweite Redakteur drücken sich von der Entscheidung weg; weil sie Unheil wittern und sich Jupiters Blitz allzu nah fühlen. Der Nachtredakteur, an den die Prüfungpflicht abgeschoben wird, ahnt, was ihm dräut, und läßt kein Bedenken wach werden. Nach der Veröffentlichung entsteht ein Sturm: und der Chefredakteur sagt (mit gutem Gewissen), wenn der Inhalt des Manuskriptes ihm bekannt geworden wäre, hätte er Kopf und Kragen dran gesetzt, den Druck zu hindern Wir haben Aergeres erlebt. Wer zwei Lustren lang in den höchsten Tönen den Herrn, den Grafen, den Fürsten von Bülow gepriesen hat, darf ihn wegen dieser armsäligen Sache nicht mit verächtlicher Rede zur Thür hinausweisen. (Standen auf den Blättern gar, wie geraunt wird, lobende Randbemerkungen des Kaisers, so ist Alles erklärt.)

Eine armsälige Sache ists. Von den Vertheidigern vorgezerrt, um von der Hauptfrage abzulenken. Höllisch kluge Briten wollten die Veröffentlichung: drum wäre sie mit oder ohne Zustimmung des Kanzlers irgendwo möglich geworden. Und hat denn erst die Veröffentlichung uns geschadet? Nur sie? Jeder patriotische Brite, der Wilhelms Worte hörte, war verpflichtet, sie der Regirung seiner Heimath mitzutheilen. Jeder hätte es gethan. Dann war das Unheil geschehen. Daß es ans Licht kam, war noch das Beste für uns. Denn nun sieht auch die Masse, die allzu lange blind blieb, die Gefahr; und kann sich wehren. Wenn Herr Klehmet nicht Beamter wäre, dürften wir glauben, er habe sich entschlossen, seinem Volk den schwersten, den heilsamsten Dienst zu leisten.

Die in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung veröffentlichte Erklärung war ungeschickt, aber nicht feig. Hatte sie wirklich, wie auf hundert Blättern behauptet ward, den Zweck, Angriffe vom Kaiser abzuwehren? „Ungerechte Angriffe“ (so stehts im Text); die voraussetzten, daß der Kaiser die

Meinung des Verantwortlichen nicht erfragt habe. Nur solche. Also Angriffe von der falschen Seite. Die anderen hält der Kanzler nicht für ungerecht, sondern mehrt ihre Wucht noch. Denn er sagt vor allem Volk, daß er der Veröffentlichung des Artikels nicht zugestimmt hätte, wenn ihm der Inhalt bekannt gewesen wäre. Damit ist festgestellt, daß der Kaiser vor Fremden Sätze gesprochen und zur Publikation bestimmt hat, die der Kanzler dem Reichsinteresse schädlich findet. Ungemein schädlich: denn er glaubt, das Versehen seiner Beamten nur durch das Angebot seines Rücktrittes sühnen zu können. Da ist ein Markstein, den der Abendwind nicht umwehen wird. Ist das Ende der Monarchenmystik. Seit dem ersten Novembertag des Jahres 1908 darf kein Deutscher Kaiser aussprechen, daß er von Gottes besonderer Gnade erleuchtet sei. Denn der vierte Kanzler des Reiches hat offen gesagt, daß er von seinen Vortragenden Räthen sicherere Erkenntniß des politisch Nothwendigen und Möglichen fordern dürfe als von dem Träger der Krone. Nach seiner Ueberzeugung mußte Herr Klehmet wissen, daß die von Wilhelm dem Zweiten gesprochenen Worte dem Reichsgeschäft schaden würden. Und weil der Schade so ungeheuer ist, wollte der höchste Chef selbst den Fehler des Untergebenen büßen. Auf der Basis dieser Ueberzeugung haben Kaiser und Kanzler sich geeinigt.

Mußte man danach den Rücktritt des Kanzlers fordern? Fürst Bülow ist kein schöpferischer Geist und hat viele Fehler gemacht; aber aus ihnen gelernt und in den schlimmsten Tagen der Türkenkrisis gegen manche äußere und innere Schwierigkeit sich nicht schlecht gehalten. Er führt wichtige Verhandlungen und dürfte in dieser ernsten Stunde nur weggescheucht werden, wenns ganz unvermeidlich wäre. Der Blick auf die Kandidatenliste weckt keine Sehnsucht. Herr von Mackensen hat sich einst um die Leitung des Tattersall beworben und ist dann ein tüchtiger Corpskommandant geworden. Das beweist noch nicht, daß er ein brauchbarer Reichskanzler würde. Für dieses Amt könnte uns heute der fähigste General nicht taugen, weil er die Gewohnheit, vor dem Allerhöchsten Kriegsherrn stramm, mit der Hand an der Hosennaht, zu stehen, nicht mehr abzulegen vermöchte. Der Herzog von Trachenberg hat im schlesischen Oberpräsidium gezeigt, daß er die Folgen seines Handelns und Unterlassens nicht voraussieht. Fürst Fürstenberg ist ein österreichischer Kavalier: und der erste Beamte des Deutschen Reiches muß doch wohl in Deutschland erwachsen sein. Freiherr von Marschall, den ein starkes Konsortium von seltsamer Mischung stützt, hat in Konstantinopel und im Haag die Hoffnung enttäuscht und würde kaiserliche Wünsche stets eben so fügsam erfüllen wie an dem Tag, da in seinem Zimmer Paul Kayser nach Diktat die Depesche an

Paul Krüger schrieb. Von ihm hat schon Bismarck gesagt, sein Programm bestehe aus den fünf Worten: „In omnibus wie Seine Majestät!“ Bessere Männer wären zu finden; würden am Ende aber nicht gesucht. Den Fürsten Bülow muß man morgen vielleicht wieder bekämpfen. Gestern hat er bewiesen, daß er, wenns nicht anders geht, fleißig und muthig sein kann. Spät; doch für diese Abrechnung ist jetzt nicht Muße. Und jede Kanzlerkrisis könnte in den dunklen Tagen der Kaiserkrisis die Aufmerksamkeit nur vom wichtigsten Punkt ablenken.

Die Hauptfrage.

Die Kaiserkrisis ist Allen sichtbar geworden. Seit sechzehn Jahren ward hier gesagt, daß sie kommen müsse, wenn erwachender Massenmuth zur Wahrhaftigkeit nicht ein Wunder wirke. Seit dem März des Jahres 1890 hatte die mächtigste deutsche Stimme sie angekündet. War Bismarck ein verbitterter Greis, der ins Amt zurück wollte? Hat er nicht Alles, was geschehen ist, vorausgeahnt? Wir müssen dafür sorgen, daß nicht auch seine düsterste Prophezeiung noch erfüllt wird. Wir wollen nicht neue Sündenböcke in die Wüste schicken; nicht betitelte und besternte Herren zu Prügelknaben machen. Die Halbmänner, deren schädlicher Einfluß Jahrzehnte lang, Unheil zeugend, fortgewirkt hatte, sind beseitigt. Was sie angerichtet haben, sieht jedes ungetrübte Auge. Ob die Spur ihres Trachtens je ganz wegzuwischen sein wird, bleibt fraglich. Doch der Ring ist gesprengt. Und unzulängliche Rathgeber nisten sich überall ein. Jetzt hat die Nation mit dem Kaiser zu reden. Nur mit ihm. Die Fehler der Handlanger verschwinden neben der furchtbaren Gefahr, die er heraufbeschworen hat. Dem Reich heraufbeschworen hätte, auch wenn keins der vor Britenohren von ihm gesprochenen Worte gedruckt worden wäre. Merkt die Kurzsicht noch immer nicht, daß die Veröffentlichung der Interview in dem traurigen Stück deutscher Geschichte der einzige Akt ist, der uns Trost gewähren kann? Daß in dem Streit um das Bestimmungrecht des deutschen Volkes die Hauptfrage nur lauten darf: Hat der Deutsche Kaiser die Sätze, die der britische Oberst ihm zuschrieb, gesprochen?

Er hat sie gesprochen. Konnte sie sprechen. Und hat, als er sie las, in ihnen den Ausdruck seines Denkens und Wollens erkannt. Seine Absicht war, den Briten zu sagen, daß er sie herzlicher liebe, als der Mehrheit seiner Landsleute erwünscht sei; daß er ihr Reich vor dem Zusammbruch bewahrt, in tiefster Noth ihnen, die im Landkrieg rathlos waren, den wirksamen Feldzugsplan geliefert, die heimlich wühlende Feindschaft der (ihnen jetzt eng befreundeten) Mächte vereitelt, die Einladung in ein antibritisches Bündniß nicht nur abgelehnt, sondern, trotzdem sie Verschwiegenheit bedingte, nach London ge-

meldet habe; und daß die deutsche Flotte zum Kampf gegen Japan und China bestimmt sei. Die Mehrheit der Deutschen haßt England (also habt Ihr die Kriegsgefahr vor der Thür und die Wahl, ob Ihr morgen losschlagen oder noch hastiger Dreadnoughts bauen wollt). Wenn ich die russischen und französischen Anerbietungen, die im Vertrauen auf unsere Diskretion nach Berlin kamen, nicht abgewiesen und flink meiner Großmutter mitgetheilt hätte, wäre es Euch schlecht gegangen (überlegt also, ob Rußland und Frankreich zuverlässige Freunde sind). Um Euch aus der Ohnmacht zu helfen, habe ich, der höchste Kriegsherr des deutschen Heeres, einen Feldzugsplan für die britische Armee ausgearbeitet (also die Neutralitätpflicht verletzt) und dem Großen Generalstab zur Prüfung übergeben (also die Zeit meiner klügsten Offiziere in Englands Interesse belastet). Meine Flotte baue ich, um für den Kampf um den Stillen Ozean stark zu werden (also merkt Euch, daß wir da große Ambitionen haben, und erzählt den gelben Männern, daß wir ihnen ans Leben wollen). Das hat Wilhelm der Zweite, Deutscher Kaiser und König von Preußen, vor Engländern gesagt. Daß Einer, der sich der Macht entkleiden will, so spräche, wäre noch zu begreifen. Auch ihm müßte staatsmännischer Sinn empfehlen, die Herrscherhoffnung des Erben nicht im Keim zu zerstören. Daß Einer, der weiterregiren will, sich draußen so um alles Vertrauen, um allen Glauben an seine Eignung für die einfachsten Aufgaben der Politik gebracht hat, ist ohne Beispiel in der neuen Geschichte. Ohne Beispiel auch die Wirkung dieser Worte auf dem weiten Rund der Erde. Angeln, Romanen, Slaven, Mongolen stehen gegen uns vereint. Vom Weißen bis zum Gelben Meer Wuth und Hohn. Wenn das Balkangewitter vorbeigezogen ist, werden behende Vermittler in Wien leis anfragen, ob Oesterreich-Ungarn noch Lust habe, allein mit diesem Nachbar im Schmollwinkel zu bleiben. Und vielleicht die Antwort hören, daß die richtige Einschätzung der berliner Diskretion schon aus der Zeit der ersten englischen Interview Wilhelms stamme. Deshalb sei dem Bundesgenossen ja auch über Bosnien und die Herzegowina nichts anvertraut worden.

Will der Kaiser und König der Krone entsagen? In geringerer, in nicht selbst verschuldeter Fährniß hat sein Großvater daran gedacht. Den Enkel wird kein Frauenwunsch und keine Volksdrohung drängen. Sein Wille ist frei. Doch er darf sich nicht darüber täuschen, daß seine Volksgenossen jetzt gegen ihn sind und daß kein Kanzler sich, der alte nicht noch ein neuer, halten kann, der nicht aus dem Munde des Kaisers die Bürgschaft unverbrüchlicher Selbstbescheidung bringt. Die muß Deutschland fordern. Auch das Haus Hohenzollern. In dieser grausam ernsten Stunde noch. Sonst wird es zu spät.

*

Die Unverbesserlichen.

Man mag heute aufschlagen, was man will: eine Tageszeitung, eine Monatsschrift, eine Romansammlung, Biographisches oder Theoretisches: stets die selben Klagen über unsere Schulen. Ich kenne viel von dieser Schulliteratur; aber jeder Tag bringt mir neue Bestätigungen, selbst da, wo ich sie gar nicht suche. So schlage ich heute im Bayernland im Wartezimmer eines Zahnarztes mechanisch die erste ausliegende Zeitschrift auf; und mein erster Blick fällt auf einen Aufsatz: „Aus dem Tagebuch eines Lehrers". Ich fange zu lesen an und es drängt mich sogleich, ganze Seiten abzuschreiben.

Der kennt sich aus! Wo mag der Mann im Amt sein? Genau so habe ichs nämlich erlebt. Erlebt so bis in die kleinen Zufälligkeiten hinein. Sonderbar, daß sich die Dinge unter gleichen Umständen auch so ganz gleichartig entwickeln. Leider nennt sich der Lehrer nicht. Auch Das ist typisch. Würde er die Schule im üblichen Feststil loben, so thäte ers gewiß unter Namensnennung; dieses Bekenntniß aber mußte, weil ihm der Makel der Aufrichtigkeit anhaftet, ohne Vatersnamen ins Leben treten. Der Mann schimpft, wie es heute jeder normale Lehrer thut. Er schimpft aus Herzensbedürfniß, aus Ueberzeugung, mit einer wahren Wollust, mit dem Bewußtsein, daß Schimpfen in seiner Lage das einzig Anständige, Nothwendige, Passende ist. Ihn verlangt, den Mann kennen zu lernen, der das heilsame Schimpfen erfunden hat. Er möchte ihm ein Denkmal setzen mit zwei Inschriften: „Dem unbekannten Wohlthäter" und: „Subordination ist das fortgesetzte und mit Erfolg gekrönte Bemühen, dümmer zu erscheinen, als der Vorgesetzte ist". Er schimpft auf das Gymnasium, den ganzen Lehrbetrieb und seine Lebensformen und wollte doch ruhig kritisch die Frage erwägen, die ihm Kummer macht, was wohl das letzte Motiv, der eigentliche Grund eben dieses Hasses gegen das Gymnasium sei. Noch wenige Tage vorher hatte er Eugen Richters Autobiographie ärgerlich weggelegt, weil er auf den Satz stieß: „Hätte ich sonst freie Zeit, alle meine Kraft würde ich darauf verwenden, um wenigstens die heutige Gymnasialjugend befreien zu helfen von einem überkommenen falschen Bildungsgang". Es fiel ihm, dem Lehrer, schwer aufs Herz, daß dem Gymnasium immer deutlicher auch in der „schönen" Literatur die Rolle des Prügeljungen zugewiesen wurde. Er hatte viele Romane dieser Art gelesen. Mathieu Schwann: „Heinrich Emanuel"; Emil Strauß: „Freund Hein"; Hermann Hesse: „Unterm Rad"; auch Bierbaums „Cenacle der Maulesel"; und nun kommt ihm noch das geistvolle „Schülertagebuch" von Walther Unus in die Hände. Er wollte sich anfangs echt oberlehrerisch auch darüber entrüsten, aber bald schimpfte er mit den fingirten Gymnasiasten um die Wette; denn er kann nicht anders: der Mann hat eben einfach Recht, jedenfalls Recht vom Schüler-

standpunkt aus. Cicero? Ein unausstehlicher Schwätzer. Die Anabasis? Einfach zum Rauslaufen öde. Eben solche Ketzereien über Caesar, Vergil, Horaz („warum nicht lieber gleich Opitz?") Die „fürchterliche" Minna von Barnhelm. „Der Geschichtunterricht? Namen und Zahlen. Religionstunde? Staatsdogmen, Religiondogmen, Schuldogmen, lauter heilige Dinge, auf die man so wenig treten darf wie auf die umzäunten Rasenplätze. Memorirsalat mit Salböl." Nun folgt vereintes Schimpfen von Schüler und Lehrer auf den rüpelhaften Ton, den Polizeiton, Kasernenton der Lehrer; Schimpfen auf die Aufsichtbonzen und das System: Zellengefängniß mit Unteroffiziersaufsicht. Summa debetur puero reverentia? Jawohl, Ihr Phrasendrescher! Lernt aber erst einmal mit einem Gymnasiasten sprechen; mit einem jungen Mann aus gutem Haus. Dann Entrüstung über die selbstgefällige Tantenmoral und ihr Gebarm vom „Ernst des Lebens"; als ob das Leben je wieder so freudlos würde wie unter Eurer Obhut in der goldenen Schulzeit. Wuth über die dumme Belehrung: „In Deinem Alter, mein Sohn, hat man überhaupt noch kein Urtheil." Mein Direktor (zwei Ehrenmänner nehmen Das auf ihren Eid) schärfte seinen Primanern ein, vor dem vierzigsten Lebensjahr dürften sie überhaupt nicht selbst denken, sondern hätten den Gedanken der älteren Leute nur nachzudenken. Zum Schluß die Abfertigung: „Es fehlt Ihnen eben am sittlichen Bewußtsein, am sittlichen Wollen, am sittlichen Verantwortungsgefühl." Wir kennen Das jetzt ganz genau: „Mangelnde sittliche Reife!"

Ja, so sind sie! Ich erlebte es genau so; und so schmerzhaft deutlich, daß ichs bis ins Grab nicht vergessen werde.

Vor dreißig Jahren erschienen aus Spencers Education „Aphorismen" und darin die Sätze: „Askese schwindet aus der Erziehung und aus dem Leben. Härte erzeugt Härte, feines Benehmen (gentleness) erzeugt feines Benehmen. Der freie (independent) englische Knabe ist Vater des freien englischen Mannes: Ihr könnt Diesen ohne Jenen nicht haben. Glücksgefühl ist das wirksamste Stärkungmittel. Spiel ist besser als Turnübungen. Der Erfolg in der Welt hängt mehr von der Willensstärke ab als von Gelehrsamkeit. Ueberbildung (over-education) ist stets verderblich."

Aus diesen lapidaren Sätzen spricht das Denken des ganzen englischen Volkes. England hat nicht die Staatsschulen mit ihrer souverainen, bureaukratischen Erziehungweisheit, die dem deutschen Volk wie aus den Wolken herab als Gnadengabe zuertheilt wird; es hat seine volksthümlichen, den Bedürfnissen der Zeit und des Ortes angepaßten Stadt- und Gemeindeschulen. Die sind, objektiv betrachtet, recht mäßig, aber sie entsprechen genau den Bedürfnissen und Wünschen ihres Volkes. Und Das ist doch wohl die Hauptsache. Daher ist auch England, das theoretisch sich lange nicht so eifrig um Erziehung bemüht wie Deutschland, bei aller Bewunderung vor deutscher Gründ-

lichkeit und Gelehrsamkeit, doch froh bei seiner eigenen schlichteren Praxis. Man ist dort auf sein Erziehungwesen eben so stolz, wie wir über unseres traurig sind. Was England nur an Erfolgen im politischen und sozialen Leben erringt, schreibt es seinen Erziehungsgrundsätzen zu. Erst neulich sagte der Lord Cromer: „Der Deutsche, der Franzose mag gründlicher belehrt sein, aber der Mangel an Kenntnissen des Engländers wird reichlich aufgewogen durch die Fähigkeit, zu regiren, durch die Bereitwilligkeit, Verantwortungen zu übernehmen, durch die Fähigkeit, sich den ungewöhnlichsten Lebenslagen anzupassen. In diesen Fähigkeiten übertrifft der Angelsachse alle anderen Nationen, weil die Atmosphäre der Freiheit, in der er aufwächst, seiner Persönlichkeit eine unverkümmerte Entwickelung verbürgt."

Unsere deutschen Berufserzieher kennen das Alles. Denn sie haben die Briefe von Ludwig Wiese über die englische Erziehung gelesen. Die pädagogischen Schriften von Locke und Spencer sind ihnen, wenn nicht dem Wortlaut nach, so doch aus ihrem Kolleg über Pädagogik oder aus dem Pädagogischen Seminar vertraut. Sie haben ein so reiches Wissen, daß gerade dadurch der Wunsch eingeschläfert ist, irgendeine Erkenntniß nun auch selbstthätig in die Wirklichkeit umzusetzen. Das Wissen genügt ihnen. Im Dienst folgt man dann der amtlichen Anweisung und verzichtet klüglich auf den Luxus eigener Ueberzeugungen, die Einen nur in den üblen Ruf bringen könnten, ein unbequemer Untergebener zu sein. Und so schleppt sich unsere alte, müde Pädagogik von Geschlecht zu Geschlecht fort, zum Unsegen der Jugend und des ganzen Volkes. Es bleibt bei Dem, was Paul de Lagarde schon feststellte: „Drei Dinge sind der Ertrag unserer Bildung: schlechte Augen, gähnender Ekel vor Allem, was war, und Unfähigkeit zur Zukunft." Man hat es eben fertig gebracht, die Schule vom Leben zu trennen. Sie erscheint dem Schüler nicht mehr als nothwendige Durchgangsstufe und Vorbereitung, sondern als traurige Zwangs- und Dressuranstalt, die zum Leben nur in lockerer Beziehung steht.

Die höhere Lehrerschaft wird sehr böse, wenn man an ihrem „Idealismus" zweifelt; aber sie muß sich gefallen lassen, daß das Volk sie hart kritisirt, ihre Arbeit meist ablehnt, daß ihr auch von ihren Freunden geringe Betheiligung an der theoretischen und praktischen Erforschung der Kindernatur nicht ohne einen gewissen Tadel nachgesagt werden darf (Wilhelm Münch). Sie verharrt in den starren schematischen Fesseln der Theorie, in der geisttotenden, entmannenden Monotonie ihrer Praxis. Wo Bildung des Gemüthes, Erstarkung der Persönlichkeit Ziel und Pflicht sein müßten, da werden die zarten Triebe der kindlichen Seele immer wieder dem Fabrikbetrieb und dem bureaukratischen Geist sehr fleißiger, sehr pünktlicher und pflichttreuer, aber sehr unfreier und sehr unpersönlicher Erziehungbeamter übermittelt.

In unseren Dutzendschulen heißt es: „Sich schinden und Andere schinden".

Bei uns ist das Schinden Selbstzweck. Man nennt diese Art moderner Asketik „Berufstreue“. Die Probekandidaten müssen sie gleich in ihrer ganzen Bitterniß kennen lernen. Da hatte, zum Beispiel, Einer Dienst von acht bis neun Uhr und um ein Uhr ist Konferenz; er fragt den Direktor bescheiden, ob er nicht davon fern bleiben dürfe, denn er wohne eine Stunde weit und verliere den ganzen Vormittag. Na, Der kam schön an! „Verlieren?“ Da er doch das Recht und das Glück hatte, in der „Anstalt“ weilen zu dürfen! Und als er trotzdem die Frage wagte, was er denn in der Konferenz zu thun habe, da er doch nicht mitsprechen dürfe, erhielt er die knappe Belehrung: „Lernen!“

Auf den Wunsch des Lehrerkollegiums, daß ihm die mechanische Schreibarbeit für die Censuren abgenommen werden möge, erhielt es die Belehrung: „Ich habe als Direktor auch viel zu schreiben und mußte als Oberlehrer auch immer die Censuren mit eigener Hand schreiben.“ Also der selbe Grundsatz, den unser Anonymus sehr respektlos als „infam dumm“ bezeichnet: „Warum sollt Ihr es besser haben als ich?“ Wobei noch vergessen bleibt, daß der Direktor nicht zweiundzwanzig, sondern zwölf Stunden giebt und für seine vielleicht größere Arbeit auch höheren Sold bezieht. Aber der Grundsatz lautet den Jüngeren gegenüber stets gleich: „Was? Ihr wollt Erleichterung haben? Uns ist die Jugend auch versalzen und versaut worden; wartet nur, Ihr Bande, wir wollen sie Euch versalzen und versauen. Nichts, gar nichts soll Euch geschenkt werden: jede Dummheit, die an uns verübt worden ist, soll auch an Euch verübt werden. Ihr sollt Staub fressen wie wir. Ihr sollt büffeln, weil wir büffeln mußten. Ihr sollt angeschrien werden, weil wir angeschrien worden sind!“ Das nennt man dann Erziehung zur Pflichterfüllung und thut, als ob man selbst daran glaube.

Arbeiten lernen soll das Kind in der Schule, lernen, seine Pflicht thun. Gewiß: Seine Pflicht, nicht Eure, Ihr Unbelehrbaren! Habt Ihr noch nicht gelernt, daß jedes Leben seine eigenen Gesetze in sich trägt und sich durch Eigenbewegung entwickelt? Daß es sich bilden und formen will nach dem noch unverstandenen, dunklen Sinn seiner Natur? Glaubt Ihr wirklich, von außen her mit Euren plumpen Händen Leben formen zu können? Ihr wart so entrüstet, als ich Euch Pflichtbanausen nannte. Ich kann, aller Entrüstung zum Trotz, mir davon nichts abhandeln lassen, und wenn Ihr auch jammert, daß dadurch die Fundamente der Schule ins Wanken geriethen. Eine Pflichterfüllung, die zu Schülerselbstmorden treibt, werde ich stets bekämpfen. Jetzt lese ich, daß Eduard Goldbeck gegen den „Henker Drill“ schreibt. Recht so! „Nutzholz, Nutzholz soll Alles werden. Die Bäume und die Menschen! Was kümmert die Welt das Wollen und Sehnen des Lebendigen? Sie nennen es Pflicht. O, diese verfluchte Pflicht! Diese verdammte Lüge und Heuchelei! Giebt es denn eine andere Pflicht für junges Leben, als sich zu entfalten, zu wachsen,

zu blühen, damit einst aus allen Anlagen einmal das Beste werde? Und da konstruiren sie eine Pflicht, die so lahm und so greisenhaft ist wie ihr ganzes Leben, wie all ihr Thun und Treiben!" So klagt Einer, der auch die verhaßte Schule hinter sich ließ, weil er sich nicht weiter die schönsten Lebensjahre verhunzen lassen wollte, weil er erkannt hatte, die Schule sei nicht der Weg, der ins Leben führt, die formale Pedanterie der Lehrer nichts Anderes als erstarrte Drillpraxis-Schablone, nämlich Heinrich Emanuel in Mathieu Schwanns Roman.

Ein Glück nur, daß die Einsicht mehr und mehr um sich greift, daß es mit den deutschen Schulen so nicht weiter gehen darf. „Wo ist ein großer und schöpferischer Mensch in dieser Zeit, der seiner Schulzeit nicht flucht?" So fragt Scheffler, Einer der Wenigen, die ein klares, schmerzliches Empfinden von der Unkultur haben, die uns von Staates wegen aufgezwungen wird, und mit darüber sinnt, wie die verderblichen Fehler unserer Drillanstalten und die gefährliche Macht des Schulmeisters gemindert werden können, „der achtungwerth durch seinen Fleiß ist, seinen Pflichteifer und seine Bedürfnißlosigkeit, schädlich aber durch sein trockenes Philisterthum und die Verkinderung (Gegensatz zu mannhafter Aktivität) seines ganzen Wesens." Der Lehrer, der Pflichtbanause, „verzichtet für sich selbst darauf, ein Handelnder und sich lebendig Hinaufentwickelnder zu sein. Nur für die Anderen ist er da; aber weit entfernt, damit den Idealen ein Opfer zu bringen, verdient er sich eben dadurch den leisen Spott aller Thätigen." Vortrefflich. Mit der Zeit hat die deutsche Schule die beste Volksweisheit für sich in Thorheit umzuwandeln vermocht. Wie aus dem griechischen Gymnasium, einer Bildungstätte körperlicher Tüchtigkeit, das deutsche Gymnasium, eine Brutanstalt für künftige Kanzlisten und Philologen, wurde auch sonst Vernunft zu Unsinn, Wohlthat zu Plage. „Jung gewohnt, alt gethan?" Jung gewohnt, täglich in der Bibel zu lesen, Gebote, Glaubenssätze, Sprüche, Katechismuslehren aufzusagen; und was alt gethan? Bibeln, Katechismus, Gesangbuch und Kirche geflissentlich gemieden. Jung gewohnt, Lessings, Goethes, Schillers Schöpfungen zu studiren, kritisiren, analysiren, paraphrasiren; und was alt gethan? Die Klassiker als Prunkstücke, schön gebunden, Jahre lang unberührt auf dem Bücherbord gelassen Jung gewohnt, täglich zwei bis drei Stunden den Geist im alten Hellas und Rom spaziren zu führen; und was alt gethan? Die alten Autoren im Waschkorb auf den Boden getragen. Jung gewohnt, von Stunde zu Stunde in strenger Pensenzutheilung und unter fremdem Willen zu arbeiten; und was alt gethan? Auch hier haben wir die Kontrastwirkung: eine Auflehnung aller selbständigen und starken Persönlichkeiten gegen diesen tyrannischen Geist der Erziehung, der genau so wirkt, wie es Spencer geprägt hat: savageness begets savageness; happiness is the most powerful of tonics. Gerade dieser Mangel an happiness bei der aufgezwungenen Menge von Pflichten und Arbeiten hat zur Folge, daß die Jugend mürrisch

und faul wird, unfähig, die Vergangenheit zu verstehen, die Gegenwart freudig zu genießen, noch unfähiger, eine Zukunft herbeizuführen.

Und Das als Schlußergebniß solcher Opfer an Kraft, Zeit und Geld!

Ein süßer Trost ist uns geblieben: wir haben uns in unserer Jugend auch schinden müssen. Und wo liegt nun die Wurzel alles Uebels? Wir haben eine krankhafte Hochachtung vor allem historisch Gewordenen. Wir meinen, daß Alles, was einmal besteht, vernünftig und werth sei, fortzubestehen oder, wie der Gebildete sagt, sich historisch fortzuentwickeln. Ich meine dagegen, es giebt sehr viel Unsinniges, das vernichtet werden muß. Um die historische Entwickelung braucht sich ein thätiger Mensch gar nicht zu kümmern. Die macht sich ganz von selbst. Alles Neue, alles Reformatorische wurde von den Zeitgenossen als Bruch der Tradition empfunden und eben deshalb bekämpft. Die Gegner jeder Neuerung, die Konservativen, brauchen ein solches Schlagwort, ihr Gewissen zu beruhigen. Ihr Eintreten für die historische Entwickelung, bedeutet daher meist: Stillstand. Hätten Christus, Caesar, Konstantin, Karl der Große, Luther, Friedrich, Napoleon, Bismarck auf die historische Entwickelung gewartet, die Weltgeschichte würde ein chinesisches Tempo angenommen haben. Von selbst entwickelt sich nichts. Immer müssen sich Menschen finden, die die Bewegung schaffen, die einer Idee Ausdruck und Realität geben. All die Männer, die wirklich Geschichte gemacht haben, pflegten sich um die Geschichte wenig zu kümmern. Die überließen sie Denen, die zu Haus im Studirzimmer blieben und nach der noch so umstürzenden Kraftleistung des Reformators noch jedesmal herausgefunden und bewiesen haben, daß es so kommen mußte. In unserem Schulwesen zeigt sich diese Beobachtung als eben so richtig wie auf jedem anderen Gebiet.

Luther und seine Helfer brachen die Tradition jäh ab, die der Geistlichkeit alle Erziehung des ungelehrten Volkes überwiesen hatte, und schufen die Volks- und Bürgerschulen. Das thaten sie ohne Anlehnung an ein älteres Vorbild, ganz aus dem Bedürfniß ihrer Zeit heraus. Wir finden diese Entwickelung jetzt sehr vernünftig und datiren von ihr den Aufschwung der Volksbildung und zum großen Theil die Entwickelungmöglichkeit unserer modernen protestantisch-deutschen Kultur. Die historische Entwickelung ist am Besten verbürgt, wenn jede Zeit, unbekümmert um Wünsche, Einrichtungen und Gedanken der Großväter, ihre eigenen Bedürfnisse und Wünsche befriedigt. Wir lassen unseren Vorfahren Alles, was ihnen gehörte. Wir sind fest überzeugt, daß sie besser als wir wußten, wie sie sich ihr Leben zu bauen hatten. Wir haben ihnen dabei nicht hineingesprochen, bitten nun aber auch um die gleiche Rücksicht. Welche Schulen wir heute in Deutschland brauchen, darüber kann uns kein Mensch der Vergangenheit belehren. Das müssen wir selbst und wir allein wissen, weil wir allein die Lebensbedingungen kennen, für die unsere Jugend vorzubereiten ist.

Die Gründung unseres Reiches war ein Bruch der Tradition, ein gewaltiger Sprung in eine neue Welt hinein. Die Schule machte diesen Sprung nicht mit, sondern wartete auf ihre immanente historische Entwickelung. Kein Wunder, daß sie zurückblieb. Das ist die Ursache all der herrschenden Unzufriedenheit und Schulverdrossenheit. Schuf die Neuaufrichtung des deutschen Nationalstaates schon einen neuen Ausgangspunkt für die Entwickelung unseres Volkes, so ist die Zeit doch wieder weiter voraus. Seit Sedan und Paris ist wieder ein neues Menschenalter nachgerückt, für das diese Kämpfe schon der Buchgeschichte angehören. Die inzwischen rastlos arbeitende Entwickelung der Technik, das Wachsthum der Bevölkerung, der leichtere Besitz- und Gedankenaustausch mit dem Ausland durch früher ungeahnte Verkehrsmittel, der Uebergang vieler Staaten vom Ackerbau zur Industrie: all Das hat die Lebensverhältnisse und Lebensbedingungen völlig umgestattet. Aber die Schulen blieben im Wesentlichen, wie sie gewesen waren. Die Volksschulen zumal. Theobald Ziegler sagt: „Die Schulen stehen regelmäßig auf dem Standpunkt des eben zu Ende gehenden Zeitalters; sie leben in den Ansichten und Ideen der Väter, die ihre Gründer waren; ihre Einrichtungen und Ordnungen stellen im Wesentlichen die Anschauungen der zu Grabe gehenden Generation dar." Wenn Das die Regel ist, so ist unsere Zeit noch hinter dieser Regel zurückgeblieben und Stadtschulrath Kerschensteiner in München hat Recht mit seiner Behauptung, daß die Schulen wohl noch nie so sehr hinter ihrer Zeit zurückgeblieben sind wie jetzt in Deutschland. Im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts schrieb ein dem Kloster entsprungener Mönch ein religiöses Lehrbuch für die deutschen Kinder. Das war damals eine kühne Neuerung, das Entzücken aller Freidenker und Fortschrittsmänner, Aller, die der Zukunft dienen wollten. Dieses Buch, das nun bald sein fünfhundertjähriges Jubiläum feiern wird, ist noch heute das Hauptlehrbuch der deutschen Volksschulkinder. Zwar ist der Inhalt schon so veraltet, daß die Eltern fast jeden einzelnen Satz daraus für sich ablehnen; zwar ist die Sprache dem heutigen Menschen nur noch schwer verständlich, zumal der Landjugend und den Polenkindern, einerlei: die Kinder müssen die moderig und schimmelig gewordenen Speisen hinunterwürgen. Wie höhnisch würden wir lachen, wenn uns Einer Aehnliches aus Chinas Schulwesen berichtete!

Zu diesem lutherischen Katechismus, den ich am Liebsten nur noch in Staatsbibliotheken sähe, kommen viele gleich veraltete Kirchenlieder von mystischer Ueberschwänglichkeit, mit der eine schlichte Jugend beim besten Willen nichts anzufangen weiß. Alles überlebt. Die Bibelgläubigkeit dankt ihr Dasein nur noch dem zähen Beharrungvermögen, dem Gesetze der Trägheit. Es ist ein rein äußerlich angepredigtes und vom Schulmeister eingeprügeltes Denken und Reden. Man bleibt dabei, weil man zu bequem für einen Kampf ist oder weil man ein aufgeklärtes Volk fürchtet. „Es ist einleuchtend genug", schrieb

Preußens großer König, „daß die Regirung schlechterdings kein Recht über die Meinungen der Bürger hat . . Sobald jede Art, Gott zu verehren, frei ist, herrscht überall Ruhe.“ Heute findet unser preußisches Kultusministerium diesen Gedanken zu modern, zu umstürzlerisch und kehrt zurück zur Praxis des Mittelalters, das religiöse Toleranz nicht kennt. Während die Lehrer Trennung von Kirche und Schule fordern, besteht Minister Holle darauf, daß in der Schule Staat und Kirche zu ihrem Recht kommen, daß unverrückbar das Ziel feststehe: Erziehung eines christlichen, königtreuen und vaterländischen Geschlechtes“. Als Mittel: Vermehrung des Religionunterrichtes auf Kosten des Deutschen. (So geschehen in Wiesbaden.) Und der Erfolg? Eine unreligiöse, antinationale Sozialdemokratie.

Veraltet ist der ganze Sprachbetrieb unserer Schulen, der, statt von der lebendigen Kindersprache, von der starren Grammatik ausgeht; veraltet ist das Wortwissen, der Gedächtnißdrill, der ganze Formalismus; veraltet der ganze Bildungbegriff mit seiner Hochachtung vor der Vergangenheit; veraltet die Schuldisziplin und Schulmoral, der unerbittliche Lehrplan mit seiner strengen Pensenvertheilung, die paragraphenreiche Schulordnung, der Rohrstock und Arrestzettel.

Der Schulorganismus müßte also ganz neu, nach den Gesetzen der Psychologie aufgebaut werden. Das Schulziel ist bedingt durch die Bedürfnisse der menschlichen Gesellschaft. Es hat sich zu richten auf moralische, geistige, soziale und praktische Vorbereitung für das öffentliche Leben. Das beste Mittel, alle gesunden Kräfte zu entwickeln, ist werkthätige Arbeit, besonders im Freien. Dadurch erwirbt das Kind Sachkenntniß, lebendige Naturanschauung, Befriedigung des Wissenstriebes, lernt selbständig denken, urtheilen, sprechen, empfinden, gewinnt Staunen vor den Wundern der Schöpfung, Ehrfurcht vor dem Unerforschlichen (Religion), gewinnt Naturliebe, Heimathliebe, Vaterlandliebe; dazu gesunde Sinne, Kraft, Gesundheit, Schönheit und Lebensfreudigkeit. So haben wir Reformer es schon seit Jahren gefordert.

Aber die Unverbesserlichen wissen nichts davon und unverrückbar bleiben ihnen die Ziele der preußischen Schule: Abrichtung zum Christenglauben, zur Fürstentreue, zur Vaterlandliebe. Das wäre zu erreichen, wenn man es nicht so geräuschvoll erstrebte, sondern frei wachsen ließe. Aber schon gilt es vielen deutschen Eltern gar nicht mehr als durchaus erstrebenswerth. Diese meinen, die Schule solle ihnen gesittete Menschen erziehen, nicht nur christliche. Fürstentreue aber ist eben so wenig lehrbar wie Vaterlandliebe. Diese zarten Regungen der freien Seele entziehen sich der plumpen Dressurtechnik. Auch besteht kein Bedürfniß nach mehr Menschen von der Sorte, die Paul de Lagarde als Hurracanaille bezeichnete. Sein Warnruf blieb leider unbeachtet, aber seine Voraussage, daß aus den Schulen, die man zu Brutstätten eines lauten Pseudopatriotismus gemacht habe, keine Männer erwachsen würden, ist traurig in Erfüllung gegangen.

Steglitz. Professor Dr. Ludwig Gurlitt.

Rußlands Bahnbau in Sibirien.

Die Sibirische Bahn, das großartigste verkehrstechnische Unternehmen im weiten Zarenreich, ist mit russischem Geld von der russischen Regirung gebaut worden; sogar die verwendeten Materialien mußten, so weit es möglich war, russischen Ursprunges sein und als Beamte und Arbeiter durften nur Russen angestellt werden. Was diese Vorschrift zu bedeuten hatte, erkennt man aus der Thatsache, daß 6000 Beamte und 100 000 Arbeiter an dem Bahnbau beschäftigt waren. 5400 Kilometer Schienenweg in einem entlegenen, rauhen, auf weite Strecken sehr schwierigen, vielfach stark coupirten Gelände wurden in dem kurzen Zeitraum von neun Jahren fertiggestellt; der bis dahin schnellste Bahnbau (die erste kanadische Pacificbahn mit 4700 Kilometern) hatte zehn Jahre gedauert.

Ein kaiserliches Handschreiben vom siebenzehnten März 1891 ordnete den Bau der „Großen Sibirischen Bahn" an. Am letzten Maitag des selben Jahres that dann in Wladiwostok der Großfürst-Thronfolger Nikolai Alexandrowitsch den ersten Spatenstich. Im September 1897 konnte der östlichste Theil der geplanten Linie, die 721 Werst lange Ussuribahn von Wladiwostok nach Chabarowska, dem Betrieb übergeben werden. Anfang 1898 wurde der 3048 Werst lange westliche Theil von Tscheljabinsk, der Anschlußstation ans europäische Bahnnetz, bis nach Irkutsk eröffnet, die eigentliche „Sibirische Bahn"; 1899 fuhr man von Moskau schon bis an den Baikalsee und Ende 1899 sogar mit der „Transbaikalbahn" bis Stretensk, 1069 Werst hinter Irkutsk; für die Fahrt über den 64 Kilometer breiten, im Süden von steilen Felsgebirgen umrahmten Baikalsee wurden damals noch Dampffähren benutzt. Als die Sibirische Bahn so weit fertig war, sahen die politischen Zustände in Ostasien schon anders aus als 1891. Deshalb wurde der Plan, so weit der östliche Theil der Bahn in Frage kam, geändert. Die Bahn sollte anfangs über Stretensk durch das Schilka- und Amurthal nach Chabarowsk laufen und dort in die schon fertige Ussuribahn einmünden. Jetzt aber bot sich eine Gelegenheit, Wladiwostok auf einem kürzeren Weg zu erreichen, durch den die Ussuribahn (wenigstens für den Verkehr nach Europa) überflüssig wurde.

Denn am achten September 1896 hatte Rußland, das längst begehrlich auf die Mandschurei und insbesondere auf die Kwantung-Halbinsel mit dem wichtigen Port Arthur blickte, mit der chinesischen Regirung einen Vertrag über den Bau der „Chinesischen Ostbahn" abgeschlossen, die von einer Station der Transbaikalbahn quer durch die Mandschurei an die Ussuribahn führen sollte; dadurch wurde die Amurbahn unnöthig. Die Chinesische Ostbahn war ein rein russisches Unternehmen, das von der Russisch-Chinesischen Bank finanzirt wurde. Sie begann an der russisch-chinesischen Grenzstation Mandschuria und führte, 1440 Werst lang, bis zur Grenzstation Pogranitschnaja. Beide Endpunkte waren anfangs zwar nicht als Stationen der Sibirischen Bahn in Aussicht genommen; aber der Anschluß an die bereits fertigen Theile der Transbaikal- und der Ussuribahn wurde durch kurze Verlängerungen erreicht: von der Transbaikalbahn zweigte eine 324 Werst lange Anschlußstrecke bei der Station Karinskaja nach Mandschuria ab und eine 91 Werst lange neue Bahn Pogranitschnaja-Ketrizewo stellte die Verbindung der Chinesischen Ostbahn mit der Ussuribahn her. Die neu zu bauende Bahnlinie Karinskaja-Ketrizewo war also 1855 Werst lang. Da nun die ganze Amurbahn und auch Theile der Trans-

Baikal- und der Ussuribahn überflüssig wurden, verkürzte sich die auf 6858 Werst veranschlagte Sibirische Bahn um 1332 Werst, also fast um den fünften Theil.

Der Bau der „Chinesischen Ostbahn“ wurde am ersten Oktober 1898 begonnen, am einundzwanzigsten Oktober 1901 beendet. Inzwischen hatte aber Rußland seine expansiven Wünsche in Ostasien weiter erstreckt. China hatte die Kwantung-Halbinsel mit Port Arthur und Talienwan an Rußland „auf eine Frist von fünfundzwanzig Jahren“ abgetreten und erlaubt, daß von der Kwantung-Halbinsel eine Bahnlinie durch die Mandschurei an die Chinesische Ostbahn herangeführt werde. Diese neue Linie, die „Südmandschurische Bahn“, wurde sogleich in Angriff genommen und war bereits Ende 1902 bis Port Arthur betriebsfähig. Sie hat eine Länge von 980 Werst und zweigt in Charbin von der Ostbahn ab.

Bis dahin hatte sich die ostasiatische Politik Rußlands nach Wunsch entwickelt; in wenigen Jahren waren große Fortschritte gemacht worden, die von höchster Bedeutung für die Zukunft sein konnten, und der neuerworbene Besitz schien fortifikatorisch und verkehrstechnisch gesichert. Der Krieg gegen Japan vereitelte alle Hoffnungen. Im Feuer von Liaujang, Mukden, Port Arthur und Tsushima brach gie russische Herrschaft auf der Kwantung-Halbinsel zusammen und auch dem russischen Eindringen in die Mandschurei wurde ein Riegel vorgeschoben. Daß Rußland dennoch in Portsmouth einen leidlich ehrenvollen Frieden erzielte, hatte es im Wesentlichen seiner Sibirischen Bahn zu danken, die ihm ermöglichte, rasch immer neue Menschenmassen auf den Kriegsschauplatz zu werfen und dem erschöpften Japan noch lange den Ertrag des Sieges zu bestreiten. Während des Krieges hatte sich die Sibirische Bahn als ein kaum zu überschätzender Besitz erwiesen. Die zwei Milliarden Mark, die Rußland vor dem Krieg in seine ostasiatische Unternehmung (Bahnbauten, Hafenanlagen, Flußregulirungen, Straßenbauten und so weiter) hineingesteckt hatte, waren kein zu hoher Einsatz. Während des Krieges war es auch gelungen, die Unterbrechung des Schienenstranges am Baikalsee zu beseitigen und die Dampffähre auszuschalten (die man übrigens während des langen sibirischen Winters 1903/04 durch eine direkt über die weite Eisfläche des Sees führende Schienenverbindung ersetzt hatte). Die Baikalbahn durchbrach in einer Gesammtlänge von 243 Werst das schwierige Terrain am Südufer des Sees und überwand die zahllosen Gebirgsbäche und steilen Felsschluchten mit Hilfe von 33 Tunnels und 210 anderen Kunstbauten (Brücken, Ueberführungen), so daß genau auf je einen Werst durchschnittlich ein Ingenieurwerk dieser Art entfiel. Nach siebenjährigen Vorarbeiten hatte man im Frühjahr 1902 den Bau der Baikalbahn begonnen; im Herbst 1904, während des Krieges, wurde das imposante Werk, das mehr als 210 Millionen Mark gekostet hatte, vollendet.

Der Werth der Sibirischen Bahn hat sich in Friedenszeiten nicht minder deutlich als im Kriege gezeigt. Die ganze civilisirte Welt kann sich der Verkehrserleichterung freuen. So wird die Post zwischen West- oder Mitteleuropa und Ostasien jetzt meist über die Sibirische Bahn geleitet, weil dieser Weg um mindestens eine Woche kürzer ist als der durch den Suezkanal oder über Nordamerika. Auch der Passagierverkehr zwischen Europa und Ostasien wendet sich mehr und mehr der Sibirischen Bahn zu, weil die Reise da kürzer und billiger ist; selbst verwöhnte Reisende ziehen die Landlinie dem alten Seeweg vor, auf dem die Reise fast um das Dreifache theurer ist als in der Ersten Klasse der Sibirischen Bahn, die den

modernsten Reisekomfort bietet. Die guten Leistungen des Bahnbetriebes haben das Mißtrauen verscheucht und man darf annehmen, daß der Menschen- und Güterverkehr auf dieser Strecke rasch zunehmen wird. Von den auf diesem Weg beförderten Frachtgütern sind 42 Prozent Getreide aus dem westlichen und mittleren Sibirien, das über die russischen Ostseehäfen ins Ausland geht; auch Fleisch, Geflügel und Butter werden in gewaltigen Mengen von der Bahn aus dem Land geführt; im Durchgangsverkehr nach Europa ist der chinesische Thee besonders wichtig.

Dem Zarenreich sichert die Sibirische Bahn das unentbehrliche Mittel zur Erschließung und Kultivirung seines großen asiatischen Länderkomplexes; sie ist die bisher einzige große Verkehrsader, um die Massen der sibirischen Bodenschätze nutzbar zu machen. Jetzt kann nicht mehr, wie früher so oft, in der Gegend des Baikalsees das Getreide auf dem Feld verfaulen, weil die Bauern in der ungemein fruchtbaren Gegend, wenn sie ihren eigenen Bedarf gedeckt haben, nicht wissen, was sie mit dem Ueberfluß an Himmelssegen beginnen sollen, und sich deshalb die Mühe des Erntens ersparen, während andere Theile des weiten Reiches und vor Allem das vielfach getreidearme Ostsibirien vielleicht unter Hungersnoth leiden. Jetzt kann auch der ungeheure Holzreichthum der riesigen sibirischen Wälder ausgenützt werden, wenn Europa Holz braucht. Und endlich kann man auch an eine rationelle Ausbeutung der sibirischen Minerallager denken.

Die Leistungfähigkeit der bisher nur eingleisig ausgebauten Sibirischen Bahn wird natürlich wachsen, sobald der zweigleisige Ausbau von Tscheljabinsk bis Mandschuria beendet ist, den ein im Jahr 1908 der Duma vorgelegter Gesetzentwurf fordert und für den 377 Millionen Mark verlangt werden. Nach der Vollendung des zweiten Gleises soll, so hofft man, die Reise von Paris nach Wladiwostok nur noch zehn Tage dauern.

Von der strategischen Bedeutung der Sibirischen Bahn und der anderen russischen Bahnbauten in Ostasien war schon die Rede. Die Verhältnisse haben sich freilich seit dem Friedensschluß in einer für Rußland recht unbequemen Weise geändert. In Portsmouth hat Rußland außer seinem „Pachtgebiet“ auf der Kwantung-Halbinsel auch den südlichen Theil der Südmandschurischen Bahn, bis zur Station Kwang-tschöng-tsu, an Japan abgetreten; außerdem verpflichteten sich beide Theile, die in der Mandschurei befindlichen Eisenbahnen nicht für ihre strategischen Maßnahmen zu benutzen. Steht nun auch diese Bestimmung für den Fall eines zweiten Krieges zwischen Rußland und Japan nur auf dem Papier, so ist sie doch für die russische Regirung nicht gerade bequem. Noch unangenehmer mußte ihr der Uebergang eines Theiles der Südmandschurischen Bahn an Japan sein, denn dieser Schienenstrang, dessen Anlage strategische Rücksichten empfahlen, dient nun dem Feind und würde im Kriegsfall den Japanern erleichtern, an die Chinesische Ostbahn heranzukommen und Wladiwostok und das Ussuri-Gebiet abzusperren.

Die militärische Unsicherheit der Lage hat Rußland bestimmt, eine neue Bahnverbindung mit Wladiwostok anzustreben, die ausschließlich russisches Gebiet berühren sollte. Man kam auf das alte Projekt der Amurbahn als des Verbindungsgliedes zwischen der Transbaikal- und der Ussuri-Bahn zurück. Natürlich hätte eine solche Bahn fast nur strategischen Werth; in Friedenszeiten wird der Verkehr von und nach Wladiwostok die viel kürzere Linie der Chinesischen Ostbahn vorziehen. Wegen der ungenügenden Rentabilität wollte sich auch kein Unternehmer

zum Bau und Betrieb der Amurbahn bereit finden, obwohl die russische Regirung, wider ihre sonstige Gewohnheit, auch das Ausland zum Wettbewerb aufforderte. Da mußte also wieder der Staat eingreifen. Die revolutionäre Bewegung und der schlechte Zustand der Finanzen verzögerten den Bau; erst im November 1906 hat der Ministerrath die Mittel bewilligt. Die Absicht, die Amurbahn vom Endpunkt der Transbaikalbahn, Stretensk, zunächst durch das Schilkathal nach Petrowskaja und dann am Amur entlang über Blagoweschtschensk nach Chaborowska zu führen, ließ man aus militärischen und finanziellen Gründen fallen. Die Bahn soll jetzt schon in Nertschensk von der Transbaikalbahn nordwärts abzweigen und etwa 150 Werst nördlich vom Schilka- und Amurthal nach Chaborowska führen, wobei sie außer verschiedenen Nebenflüssen des Amur auch das Chingan-Gebirge überwindet, Petrowskaja und Blagoweschtschensk rechts liegen läßt und den Hauptstrom vor Chaborowska überhaupt nur an einer Stelle, bei Paschkowo, berührt. Das wichtige Blagoweschtschensk wird vermuthlich durch eine Zweigbahn an die Hauptlinie angeschlossen werden; doch sind für den östlichen Theil der Amurbahn die endgiltigen Baupläne noch nicht beschlossen. Die Kosten der 1884 Werst langen Bahn werden rund 375 Millionen Mark betragen. Der Westabschnitt bis zum Sejathal soll 1911, der Ostabschnitt bis Chaborowska 1912 fertig sein. Dieser Bahn will man sogleich zwei Gleise geben. Duma und Reichsrath haben dem Vorschlag der Regirung zugestimmt. (Zu den vielen gewichtigen Gegnern des Planes gehört Graf Witte.) Doch hat die Duma die Bedingung gestellt, daß nur russische Ingenieure, Beamte und Arbeiter beim Bahnbau beschäftigt werden und auch das Material aus Rußland stamme. Einstweilen hat die Bahn, wie erwähnt wurde, nur militärische Bedeutung; auch für die Wirthschaft aber wird sie von Jahr zu Jahr werthvoller werden. Wie die meisten Gebiete Sibiriens besitzt nämlich auch das Amurthal Naturalschätze aller Art, die aber bisher zum weitaus größten Theil unverwerthet bleiben mußten, weil eben die Möglichkeit fehlte, sie billig und bequem zu transportiren und dem Welthandel zuzuführen. So ist der außerordentliche Fischreichthum des Amur bisher ohne nennenswerthen Nutzen geblieben; die Vorkommen von Kohle, Eisen und Graphit in der Amurgegend, in der gewiß auch eine abbauwürdige Goldmenge zu finden ist, haben, wegen der schlechten Transportverhältnisse, noch keinen Unternehmer angelockt; der fruchtbare Boden, der eben so gute Ernten verspricht, wie man sie in West- und Mittelsibirien vielfach erzielt, trägt heute nur wenig Getreide, weil man für die über den lokalen Bedarf hinausgehenden Mengen keine Verwendungmöglichkeit hätte. Der Wasserweg genügt nur für einen bescheidenen Frachtverkehr, obwohl der stattliche Amur und auch der viel wasserärmere Schilka im Sommer dem Auge eine ansehnliche Schiffahrt und im Winter eine prachtvolle Schlittenstraße bietet. Auch zwei Landstraßen, welche die russische Regirung vor mehreren Jahren (von Stretensk nach Blagowenschtschensk und von Chabarowska bis zur Stanize Michailo-Ssemenowskaja) anlegen ließ, tragen zur wirthschaftlichen Hebung des Amurdistriktes nur wenig bei. Alle Hoffnungen richten sich deshalb auf die Amurbahn. Vielleicht ist die Thatsache, daß sich in den letzten Jahren immer mehr Japaner im Amurdistrikt ansiedeln, der beste Beweis für die Wichtigkeit dieser Provinz. Als sicher darf man annehmen, daß in vier bis fünf Jahren, wenn die Amurbahn fertig ist, von Chaborowska aus, wo die Bahn vom Amurthal rechts abschwenkt und in die nach Wladiwostok führende Ussuri-Bahn über-

geht, eine weitere Zweigbahn amurabwärts bis zur Mündung geführt werden wird, in deren Nähe die russische Hafenstadt und starke Festung Nikolajewsk liegt. Auch aus diesem noch unbedeutenden Ort kann, trotz seiner Lage an einer fast sechs Monate lang vereisten Flußmündung, im Lauf der Zeit Etwas werden.

Das Selbe darf man (wenn man von den ungeheuren Tundren des arktischen Nordens absieht) von fast allen sibirischen Bezirken sagen, in die eine Eisenbahn geführt wird. Fast überall sind Mineralien, thierische Produkte, Getreide und Holz in ungeheuren Mengen zu ernten, zu erjagen und zu ergraben. Auch im Ausland verbreitet sich diese Erkenntniß immer mehr und zieht unternehmunglustige Männer in das zwar rauhe und eisig kalte, aber zu Unrecht vielfach als unwirthlich verschriene Land. Da ist zunächst der oft erörterte, jetzt als ausführbar erkannte amerikanische Plan, Amerika und Asien durch eine Bahn zu verbinden, die von der nördlichsten Station der Sibirischen Bahn, Kansk, im Westen des Baikalsees, nach Nordosten abzweigen, über Jakutsk und durch Nordostsibirien nach der Tschuktschen-Halbinsel und der Beringsstraße verlaufen, unter dieser Straße in einem Tunnel hingehen, Alaska und Kolumbien durchqueren und in Vancouver Anschluß an die transkontinentale Bahn Kanadas finden soll. Der Plan schien dem ersten Blick abenteuerlich. Die Bahn müßte in Sibirien ja durch beinahe menschenleere, unkultivirte Gebiete gehen, durch die Sumpflandschaften der ungeheuren nordsibirischen Tundren, durch Gegenden, die klimatisch zu den ungünstigsten der ganzen Erde gehören; nah bei Jakutsk, das von der Bahn berührt werden soll, in Werchojansk liegt der Kältepol der Erde, wo das Thermometer im Winter manchmal auf — 70 Grad Celsius fällt, während im Sommer die Hitze bis zu + 40 Grad steigt; ferner führt die Bahntrace durch das rauhe Stanowoj-Gebirge, das wegen seines fürchterlichen Klimas während des größten Theils des Jahres überhaupt nicht passirbar ist, und durch die Tschuktschen-Halbinsel, die klimatisch vielleicht noch ungünstiger gestellt ist als das seiner strengen Winter wegen berüchtigte Nachbarland Alaska. Was erwartet man von einer solchen Bahn, der sich ein Reisender doch freiwillig kaum anvertrauen wird? Wie kann man hoffen, daß die 1100 Millionen Mark, auf die man den Bau der 7500 Kilometer langen Bahn und des Tunnels unter der Beringsstraße veranschlagt, sich jemals auch nur annähernd rentiren werden? Und warum greifen die Russen nicht mit beiden Händen zu, wenn amerikanische Unternehmer solchen Bahnbau anbieten, der Rußland selbst keinen Pfennig kosten soll?

Wer diese Fragen beantworten will, muß bedenken, daß der Norden und besonders der Nordosten Sibiriens ein an Mineralien aller Art ungewöhnlich reiches Land ist und daß die Tschuktschen-Halbinsel vielleicht noch mehr Gold birgt als Alaska. Am Oberlauf der Lena und des Jenissei, an der oberen Tunguska und am Witim wird heute schon viel Gold gewonnen (zwei Drittel der gesammten Jahresproduktion Rußlands); diese Ausbeute läßt sich noch beträchtlich steigern. Am Unterlauf der Lena hat man ferner große Kupfer- und Kohlenlager entdeckt, die bisher nur aus Mangel an Transportmitteln nicht ausgebeutet werden konnten. Dazu kommt der unerschöpfliche Waldreichthum Sibiriens, dem in der nördlichen gemäßigten Zone nur die Wälder Kanadas an Ergiebigkeit verglichen werden können.

Die einzige Bedingung, die den Russen von den Amerikanern gestellt wird, ist die Ueberlassung eines 24 Kilometer breiten Landstreifens auf beiden Seiten der Bahn zur beliebigen Verwendung, auch zur bergmännischen Ausbeutung. Die For-

derung scheint bescheiden: ein 24 Kilometer breiter Streifen eines zur Zeit ganz werthlosen, unbenutzten Landgebietes als einzige Kompensation für einen Bahnbau von Milliardenwerth. Doch die Amerikaner wissen, welche Schätze dieses Land birgt. Seit Jahren haben sie ihre Ingenieure zum Studium des Landes und zur Erforschung der „geeignetsten" Bahnlinie hinausgesandt; und wenn sie jetzt mit allen Mitteln danach streben, 1100 Millionen Mark für das Projekt hinauszuwerfen, so kennen sie sicher ganz genau den Gegenwerth. Eine viele tausend Kilometer lange Bahn und einen Unterseetunnel von geradezu märchenhaften Dimensionen baut man an der Grenze des Polarkreises nicht ins Blaue hinein. Daß vom Passagierverkehr auf absehbare Zeit hier nichts zu erwarten ist, weiß der Yankee genau; aber er möchte wohl gern noch einmal ein Geschäft machen wie bei der Erwerbung Alaskas, aus dem er jetzt in jedem Jahr allein an Gold fast den ganzen Kaufpreis herauswirthschaftet, der 1867 für die Ueberlassung des Landes an Rußland bezahlt wurde (7 Millionen Mark). Ob Amerika mit dem Bau dieser sibirischen Bahn nicht vielleicht auch noch politische Absichten von der selben Art verfolgt, die es bei der Erwerbung der Philippinen hegte? Die Möglichkeit wirthschaftlicher Invasion in Ostasien wäre mit höherem Preis nicht zu theuer bezahlt.

In Rußland ahnt man wohl den wahren Beweggrund, der das amerikanische Konsortium zu seinem lockenden Anerbieten treibt, und vermuthet mit Recht, daß die Ueberlassung des Landstreifens den Amerikanern die Hauptsache ist. Deshalb blickt man einstweilen aus kühlem Auge auf den Plan. Im Sommer 1907 hat der Zar die Konzession rundweg verweigert. Trotzdem kann es natürlich noch zu einer Verständigung kommen. Der interessanteste Theil dieser Sibirien-Alaska-Bahn wäre der Tunnel unter der Beringsstraße. Ein solcher Tunnel unter dem Meer ist bisher noch nirgends gebaut worden. Daß nun an der Grenze des Polarkreises, in unwirthlichster, kulturferner Gegend ein Unterseetunnel von nicht weniger als 60 Kilometer Länge als erster der Welt entstehen soll, ein Tunnel, der nur auf den beiden mitten in der Beringsstraße gelegenen Diomedes-Inseln unterbrochen würde, zeigt, mit welcher Kühnheit die Amerikaner vorgehen.

Die Sibirien-Alaska-Bahn hätte mit den größten klimatischen Widerwärtigkeiten zu kämpfen. Doch würde sie den eigentlichen Polarkreis nirgends überschreiten oder erreichen; auf der Tschuktschen-Halbinsel käme sie ihm freilich sehr nah. Man kann sie daher, streng genommen, noch nicht zu den eigentlichen arktischen Bahnen rechnen, zu denen man doch, neben den kurzen Bahnlinien in Alaska, auch die bisher nördlichste Bahn der Erde, die Ofotenbahn in Norwegen, rechnen muß, obwohl diese klimatisch viel günstiger gestellt ist als die nicht-arktischen Bahnen Sibiriens. Aber auch in Sibirien wird es demnächst eine rein arktische Bahn geben, die dann die nördlichste der Erde sein wird; denn wenn sie sich auch nirgends so weit nach Norden erstreckt wie die Ofotenbahn in ihrem einen Endpunkt Narvik, so liegt sie doch im Durchschnitt nördlicher und reicht, im Gegensatz zu ihr, nirgends unter den Polarkreis hinab.

Ein in Rußland sehr bekannter Großunternehmer, der Ingenieur Knorre hat die Konzession zum Bau der „Polar-Uraleisenbahn" erhalten, die durch die nördlichsten Ausläufer des Ural einen Schienenweg von Pustozersk an der Mündung der Petschora nach Obdorsk an der Mündung des Ob bieten wird. Die ganze Bahnlinie ist nur 400 Werst lang; daß sie bisher, obwohl sie seit Jahrzehnten ge-

plant war, noch nicht gebaut worden ist, liegt an dem ungünstigen Klima und der schlechten Bodenbeschaffenheit der zu durchfahrenden Strecke. Sie würde nach und von den westsibirischen Städten einen Verkehr ermöglichen, der bis in die neuste Zeit undenkbar schien. Alle Versuche, zu Schiff von den europäischen Meeren bis zur Mündung des Ob und des Jenissei und in die Ströme selbst hineinzugelangen, blieben lange erfolglos, weil der berüchtigte „Eiskeller" des Karischen Meeres jedes Fahrzeug festhielt, das an der sibirischen Küste gegen Osten vorzubringen trachtete. Da entdeckte man in den siebenziger Jahren (Nordenskjöld hatte das Hauptverdienst daran), daß diese Meerestheile, die man im Früh- und Hochsommer nicht zu passiren vermocht hatte, im Spätsommer die Durchfahrt zu gestatten pflegen. Diese Wahrnehmung gab dem Verkehr von den nordeuropäischen Meeren nach dem Ob und Jenissei durchs Nördliche Eismeer in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts eine gewisse Bedeutung. Seit 1899 hat er wieder nachgelassen; freilich waren hieran weniger klimatische Ursachen schuld als die russische Zollpolitik, die damals die früher zur Hebung dieses Verkehrs gewährte Zollfreiheit der auf dem Seeweg in Nordsibirien eingeführten Waaren wieder aufhob. Dadurch wurde die Fahrt durchs Eismeer, die ohnehin durch ungewöhnlich hohe Seeversicherungskosten belastet war, unrentabel. Unter dieser Entwickelung der Dinge litten natürlich die sibirischen Handelscentren; und da in manchen Jahren (1905 und 1907) die Fahrt durchs Karische Meer doch recht schwierig und gefahrvoll war, kam man in Rußland auf den Gedanken, den sibirischen Handel im Gebiete des Ob und Irtysch, vielleicht auch des Jenissei durch den Bau mit Hilfe der Polar-Uraleisenbahn zu heben.

Die Schiffahrt bis zur Petschora-Mündung und speziell nach Pustozersk, dem Endpunkt der geplanten Bahn, ist von den europäischen Häfen aus meist nur vier Monate lang möglich. Im Vergleich mit dem direkten Seeweg nach der Mündung des Ob, der gewöhnlich nur anderthalb Monate lang offen und, weil die große Samojeden- oder Jalmalhalbinsel davorliegt, sechsmal so lang wie die neue Bahnstrecke ist, wird also der Schienenweg sehr beträchtliche Vorzüge bieten. Der Schiffsverkehr auf dem Ob und seinem mächtigen Nebenfluß Irtysch aber ist, je nach der geographischen Breite, überall fünf bis acht Monate lang möglich und gerade in den großen Getreidegebieten am Oberlauf der beiden Flüsse besonders günstig gestellt. Der Weg zwischen Obdorsk an der Mündung des Ob und dem besonders wichtigen Handelscentrum Barnaul am oberen Ob ist 3000 Werst lang und wird von einem kräftigen Schleppdampfer, der 240 000 Pud Fracht zu schleppen hat, stromaufwärts in fünfzehn Tagen, stromabwärts in zwölf Tagen zurückgelegt.

Die Endpunkte der Bahn werden große Hafenanlagen erhalten, die mit dem Bahnbau selbst 40 Millionen Rubel kosten sollen. Im Verhältniß zu der wirthschaftlichen Bedeutung der Bahn ist diese Ausgabe gering. Natürlich wird die Polar-Uralbahn, wie die Amurbahn und die Sibirien-Alaska-Bahn, fast nur dem Güterverkehr dienen und deshalb zunächst wohl auch nur während des kurzen sibirischen Sommers im Betrieb sein.

Meine Skizze giebt nur einen Theil der Pläne, mit denen die russische Regierung in Sibirien vorzugehen beabsichtigt. Auch von der fast mystisch gewordenen „Nordöstlichen Durchfahrt" ist schon die Rede. Das mag fürs Erste in den Bereich der Phantasie gehören: sicher ist, daß Rußland endlich an die Ausmünzung seiner sibirischen Erdschätze denkt und die Kosten des dazu nöthigen Bahnnetzes nicht scheut.

Dr. Richard Hennig.

✠

Die Ungläubigen.*)

Croire tout découvert est une erreur profonde,
C'est prendre l'horizon pour les bornes du monde.
Lemierre.

Viele Menschen leiden buchstäblich an einer geistigen Kurzsichtigkeit. Ihr Horizont bedeutet ihnen die Grenze der Welt, wie Lemierre richtig sagt. Neue Thatsachen, neue Ideen blenden sie und flößen ihnen Abscheu ein. Keine Aenderung soll in dem täglichen Kreislauf der Dinge eintreten. Die Geschichte des Fortschrittes des menschlichen Wissens ist ihnen nur ein toter Buchstabe.

Die Kühnheit der Forscher, der Erfinder, der Umstürzler ist in ihren Augen verbrecherisch. Für sie ist die Menschheit immer so gewesen wie heute; es giebt für sie keine Steinzeit; die Erfindung des Feuers, der Häuser, der Wagen und Eisenbahnen existirt nicht für sie, eben so wenig wie die Entdeckungen der Wissenschaft und die verschiedenen Geistesfragen überhaupt. Fischblut fließt in ihren Adern und sogar die Verwandtschaft mit den Mollusken ist noch nachweisbar. Behaglich sitzen sie in ihren breiten Fauteuils und die Ruhe und Zufriedenheit dieser vortrefflichen Bürger ist unzerstörbar. Sie fassen es nicht, daß der Grund aller Naturphänomene ein unbekanntes Etwas birgt; der bloße Austausch von Worten befriedigt sie. Warum fällt ein Stein zu Boden? „Weil er von der Erde angezogen wird.“ Diese Antwort genügt ihrem Ehrgeiz; sie glauben, verstanden zu haben. In allen Jahrhunderten, auf allen Stufen der Civilisation begegnet man solchen Leuten. Kühl leugnen sie alle unerklärlichen Dinge und haben stets ein fertiges Urtheil über die unergründliche Organisation des Weltalls bereit. Eben so gut könnten zwei Ameisen sich über die Geschichte Frankreichs oder über die Entfernung der Sonne unterhalten. Wir wollen die Geschichte durchblättern und einige Beispiele anführen.

Die Schule des Pythagoras hatte sich von den gewöhnlichen Vorstellungen über die Natur frei gemacht; sie nahm zuerst den Begriff von der täglichen Bewegung unseres Planeten auf, womit die absurde Vorstellung, die einen grenzenlosen und unendlichen Himmel binnen vierundzwanzig Stunden sich um einen unbedeutenden Punkt drehen ließ, hinfällig wurde. Daß sich die allgemeine Stimme gegen diese geniale Idee empörte, ist selbstverständlich. Man kann nicht verlangen, daß sich ein Nilpferd zu Adlerhöhen aufschwingt. Aber die Macht des allgemeinen Vorurtheiles war so groß, daß selbst überlegene Geister nicht fähig waren, sich zu dieser Wahrheit zu erheben, Geister von so glänzender Intelligenz wie Platon und Archimedes, selbst Hipparch nicht und Ptolemäus, die Astronomen. Ptolemäus

*) Ein Abschnitt aus dem Werk „Räthsel des Seelenlebens“, das der berühmte Astronom Camille Flammarion bei Julius Hoffmann in Stuttgart erscheinen läßt. Der Direktor der Sternwarte in Juvisy spricht darin über die Physiologie des Gehirns, über Telepathie, Gedankenübertragung, Einwirkungen der Seelen auf einander, über Halluzinationen, Hellsehen und die weite Welt des Traumes. Das Buch wird nicht weniger stark wirken als Flammarions (im selben Verlag erschienene) „Unbekannte Naturkräfte“; es wird die überlebenden Nichtsalsmaterialisten ärgern und den von metaphysischer Sehnsucht Erfüllten den Trost bringen, daß auch „Männer der Wissenschaft“ mit ihnen empfinden.

bricht sogar in lautes Gelächter aus über diese „Narretei“ und bezeichnet die Theorie von der Bewegung der Erde als „völlig lächerlich“, πανυ γελοιότατον. Dieser Ausspruch wirkt ganz drastisch. Man sieht förmlich einen feisten Domherrn sich schütteln und winden über eine so spaßige Zumuthung. Gott, ist Das komisch! Die Erde dreht sich! Die Pythagoräer sind geschlagen: ihr eigenes Haupt ist verdreht.

Sokrates muß den Schierlingsbecher leeren, weil er den Aberglauben seiner Zeit abgeschüttelt hatte. Anaxagoras wird verfolgt, weil er die Behauptung aufstellt, die Sonne sei größer als der Peloponnes. Zweitausend Jahre später wird Galilei verfolgt, weil er die Größe des Weltsystemes und die unbedeutende Kleinheit unseres Planeten lehrt. Mit langsamen Schritten geht es auf der Suche nach der Wahrheit vorwärts: und die menschlichen Leidenschaften und die herrschende Blindheit bleiben sich in allen Zeiten gleich.

Trotz allen sich häufenden Beweisen der modernen Astronomie ist aber der Zweifel noch immer nicht vertilgt. Haben wir nicht in unseren Bibliotheken aus dem Jahr 1806 ein Werk, das gegen die Bewegung der Erde eifert und dessen Verfasser erklärt, er werde nie zugeben, daß sich die Erde „wie ein Kapaun am Bratspieß“ dreht? Dieser gute „Kapaun“ war übrigens ein Mann von Geist (was ja Unwissenheit nicht ausschließt) und Mitglied des Institutes, Mercier mit Namen, bekannt durch sein Tableau de Paris, und gerade ihm hätte man wirklich ein richtiges und umfassenderes Urtheil zutrauen können.

Ich selbst wohnte einst einer Sitzung der Académie des Sciences bei. Es war an dem denkwürdigen Tag, da der Physiker Du Moucel den versammelten Gelehrten den Phonographen Edisons vorführte. Als der Apparat, nach beendeter Erklärung, nun zu reden begann, erhob sich einer der Akademiker, ein älterer Herr; durchdrungen von klassischer Bildung, voll edler Empörung über die Frechheit des Neuerers, stürzte er sich auf den Vertreter Edisons, packte ihn an der Gurgel und schrie: „Sie Schuft! Glauben Sie, wir lassen uns von einem Bauchredner zum Besten halten!“ Es war Monsieur Bouillaud. So geschehen am elften März 1878. Sechs Monate später, am dreißigsten September, in einer ähnlichen Sitzung, hielt es Monsieur Bouillaud für seine Pflicht, nach einer eingehenden Prüfung des Apparates die Erklärung abzugeben, er sei überzeugt, daß es nur eine geschickte Bauchrednerei sei; „man könne doch unmöglich annehmen, daß ein schäbiges Metall den edlen Klang der menschlichen Stimme wiedergeben könne.“ Seiner Meinung nach war also der Phonograph nichts als akustisches Gaukelspiel.

Als Lavoisier die Luft in ihre Bestandtheile zerlegte und entdeckte, daß sie vornehmlich aus zwei Gasen, dem Sauerstoff und dem Stickstoff, besteht, rief diese Entdeckung einen Sturm der Entrüstung hervor. Ein Mitglied der Académie des Sciences, der Chemiker Baumé (Erfinder des Aräometers) hielt an der alten Wissenschaft der vier Elemente unbeirrt fest und eiferte lehrhaft: „Die Elemente oder Grundtheile der Körper sind von den Physikern aller Jahrhunderte und aller Nationen erkannt und festgestellt worden. Es ist nicht zulässig, daß die Elemente, die seit zweitausend Jahren als solche erkannt sind, heute in die Kategorie der zusammengesetzten Substanzen eingereiht werden; und man darf das Verfahren, Luft und Wasser in seine Bestandtheile zu zerlegen, ruhig als unsicher hinstellen; ganz absurdes Geschwätz, um nicht noch mehr zu sagen, ist es gar, die Existenz von Feuer und Erde als Elemente zu leugnen. Die den Elementen zugesprochenen

Eigenschaften stimmen mit den bis heute erreichten chemischen und physischen Kenntnissen überein; sie haben als Basis für eine Unmenge Entdeckungen und Theorien gedient, eine glänzender als die andere, und man würde diesen Lehren alle Glaubwürdigkeit nehmen, wenn Feuer, Wasser, Luft und Erde nicht mehr als Elemente gelten sollten." Heutzutage weiß jedes Kind, daß diese einst so fanatisch vertheidigten vier Elemente als solche nicht existiren und daß die modernen Chemiker im Recht waren, als sie Wasser und Luft in ihre Bestandtheile zerlegten. Das „Feuer", dieser deus ex machina der Natur und des Lebens für Baumé und Konsorten, hat nur in der Phantasie der Professoren existirt.

Und selbst Lavoisier, der große Chemiker, gehört zu Denen, die „Alles besser wissen". Er schrieb einst einen sehr gelehrten Bericht an die Académie, in dem er den Beweis liefert, daß Steine nicht vom Himmel fallen können. Nun war aber der Meteorfall, der ihm die Veranlassung zu seiner Schrift bot, in allen Einzelheiten genau beobachtet worden: man hatte das Aufleuchten gesehen, den Knall gehört, das Meteor fallen sehen, noch ganz glühend aufgefunden und dann der Académie zur Prüfung vorgelegt. Diese aber ließ durch ihren Berichterstatter erklären, die Sache sei unglaubwürdig und nicht wahr. Seit Tausenden von Jahren waren schon Steine vom Himmel gefallen, Hunderte verläßlicher Zeugen hatten sich für die Echtheit des Phänomens verbürgt, mehrere Meteore lagen in Kirchen, Museen und Sammlungen aufbewahrt; und noch fehlte bis ans Ende des vorigen Jahrhunderts der freidenkende Mensch, der diesen Thatsachen hätte zur Anerkennung verhelfen können. Schließlich kam er: Chladni. Ich klage weder Lavoisier noch sonst Einen an; nur die Tyrannei der Vorurtheile verdamme ich. Man glaubte nicht, man wollte nicht glauben, daß die Steine vom Himmel fallen könnten. Der begrenzte Verstand wehrte sich gegen diesen Glauben.

Einer der selbständigsten und unterrichtetsten Geister des siebenzehnten Jahrhunderts war Gassendi. Ein dreißig Kilogramm schweres Meteor fällt 1627 in der Provence bei hellem Tag nieder: Gassendi sieht es, berührt und untersucht es und führt es auf ein unbekanntes Erdbeben zurück. Die gelehrtesten Professoren zur Zeit Gassendis stimmen darin völlig überein, daß die Sonne keine Flecken haben könne. Das Brockengespenst und die Fata Morgana werden, ehe sie erklärt sind, von vielen Menschen geleugnet. Und noch gar nicht so lange ist es her (1890), daß die gesammte Académie des Sciences die Erscheinung des Kugelblitzes leugnete; auch das Mitglied, das über seine Entstehung genau Bescheid wissen sollte.

Die Geschichte des Fortschrittes der Wissenschaft zeigt uns, daß die größten Resultate oft ganz einfachen Beobachtungen entspringen. Keine Erfahrung sollte auf dem Gebiete des wissenschaftlichen Studiums unbeobachtet bleiben. Welche glänzende Veränderung hat die Elektrizität im modernen Leben hervorgebracht! Der Telegraph, das Telephon, das elektrische Licht, die Motore und Verwandtes. Ohne Elektrizität wären die Nationen, die Städte, die Sitten ganz anders geworden; der Eisenbahnverkehr hätte sich nicht so entwickeln können; stünden die Stationen nicht in unaufhörlicher Verbindung: wie könnten die Züge so sicher auf ihren Gleisen hin und her eilen? Und die ärmliche Wiege dieses stolzen Genius ist nur von spärlichem Licht beschienen; kaum ahnt man die kommende Morgenröthe. Man erinnert sich an die Bouillon aus Froschschenkeln für Madame Galvani (1791). Galvani hatte Lucie Galeozzi, die hübsche Tochter seines ehemaligen Professors,

geheirathet und liebte sie zärtlich. Sie lag schwerkrank in Bologna. Der Arzt hatte ihr eine Bouillon aus Froschschenkeln verordnet und Galvani hatte die Bereitung selbst übernommen. Es heißt, daß er, auf seinem Balkon sitzend, bereits eine Anzahl Frösche enthäutet hatte und ihre abgetrennten Schenkel am Eisengitter dieses Balkons mit kleinen Kupferhaken, die er zu seinen Experimenten zu benutzen pflegte, befestigte. Plötzlich sah er zu seinem größten Erstaunen, daß die Froschschenkel in konvulsivische Zuckungen geriethen, so oft sie mit dem Eisen des Balkons in zufällige Berührung kamen. Galvani (Professor der Physik an der Universität von Bologna) ging nun mit seltenem Scharfsinn diesem Phänomen nach und entdeckte bald die Bedingungen, unter denen er es stets bewirken konnte.

Wenn wir Froschschenkel abhäuten, sehen wir weiße Fäden: die Schenkelnerven. Wickelt man diese Nerven in ein Zinnblättchen und legt sie, noch im Zustand der Biegsamkeit, auf eine Kupferplatte, so ziehen sich bei der Berührung des Zinns mit dem Kupfer die Nerven zusammen und ein leichter Gegenstand, den man oben auf die Platte gelegt hat, wird mit ziemlicher Kraft fortgeschleudert werden. Ein Zufall brachte Galvani die Entdeckung; ihm verdanken wir die Erfindung, die jetzt seinen Namen trägt („Galvanismus") und die wieder andere nach sich zog, die des voltaschen Stromes, der Galvanoplastik und anderer Verwerthungmöglichkeiten der Elektrizität.

Die Beobachtung des bologneser Gelehrten wurde (nur einige ernsthafte Forscher schenkten dem Phänomen die verdiente Aufmerksamkeit) allgemein mit ungeheurem Gelächter aufgenommen. Der arme Erfinder war ganz niedergeschlagen. „Ich werde", so schreibt er 1792, „von zwei verschiedenen Parteien angegriffen, von den Weisen und von den Dummen. Den Einen wie den Anderen bin ich ein Spott und man nennt mich den Tanzmeister der Frösche. Trotzdem weiß ich, daß ich eine neue Naturkraft entdeckt habe."

Und ist nicht zur selben Zeit in Paris durch die Académie des Sciences und die Medizinische Fakultät der menschliche Magnetismus geleugnet worden? Auch dann noch, als Jules Cloquet eine vorher magnetisirte Frau schmerzlos an Brustkrebs operirte.

Wie hat Guy-Patin und die gesammte Fakultät mit ihrem beißenden Sarkasmus Harvey für seine Entdeckung der Blutcirkulation gequält!

Die Geschichte vom Marquis de Joffroy und von Fulton, die das Dampfschiff erfanden und doch nicht den Spott einer albernen Menge zu besiegen vermochten, ist zu bekannt, als daß es nöthig wäre, sie hier nochmals aufzutischen.

So erging es fast allen Erfindern. Einer meiner Landsleute aus Haute-Marne, Philippe Lebon, Erfinder der Gasbeleuchtung (1797), starb 1804 am Tage der Kaiserkrönung, ohne die Ausnützung seiner Idee erlebt zu haben. Man hatte natürlich eingewendet, daß eine Lampe ohne Docht nicht brennen könne. Zuerst wurde dann die Gasbeleuchtung 1805 in Birmingham eingeführt; 1813 in London und erst 1818 in Paris.

Als die ersten Proben mit der Eisenbahn gemacht werden sollten, sträubten sich die Ingenieure und wiesen nach, daß die Lokomotiven unmöglich von der Stelle kommen könnten und ihre Räder sich immer nur um sich selbst drehen würden. In der Deputirtenkammer dämpfte Arago 1838 die kühnen Erwartungen der Anhänger der neuen Erfindung; er führte die Trägheit der Materie, die Zähig-

keit der Metalle, den Widerstand der Luft ins Treffen. „Die Geschwindigkeit", sagte er, „ist groß, aber lange nicht so groß, wie man gehofft hat. Streiten wir uns nicht um Worte. Man spricht von voraussichtlicher Zunahme des Transportes. Im Jahr 1836 betrug die Totalsumme für Transportkosten in Frankreich 2 803 000 Francs. Wenn nun alle Eisenbahnen ausgebaut werden und aller Transport durch Lokomotiven erfolgen wird, so werden sich die 2 803 000 auf 1 052 000 Francs vermindern. Das bedeutet einen jährlichen Verlust von 1 751 000 Francs. Das Land verliert also beiläufig zwei Drittel der Einnahme aus den Transportunkosten. Lassen wir also diese Phantasiegebilde. Zwei parallele Eisenstränge können der Gascogne kein neues Gepräge geben." Und die ganze Rede geht in diesem Ton weiter. Man sieht: wo es sich um neue Ideen handelt, werden die größten Geister irr. Thiers meinte: „Ich gebe ja zu, daß die Eisenbahnen die Beförderung von Reisenden etwas erleichtern werden, wenn der Gebrauch auf einige ganz kurze Linien in der Nähe großer Städte, wie Paris, beschränkt bleibt. Man braucht keine weiten Strecken." Proudhon sagte, „es sei eine triviale und lächerliche Behauptung, daß die Eisenbahnen der Verbreitung von Ideen dienen könnten". In Bayern erklärte das Königliche Medizinische Kollegium auf Befragen, daß der Bau der Eisenbahnen ein großes Verbrechen gegen die öffentliche Gesundheit wäre, denn eine so schnelle Bewegung würde bei den Reisenden Gehirnerschütterung, bei den Zuschauern aber Schwindelanfälle erzeugen; und das Kollegium empfiehlt dringend, an beiden Seiten der Schienen Scheidewände in der Höhe der Wagen aufzurichten.

Als der Vorschlag, ein unterseeisches Kabel zwischen Europa und Amerika zu legen, 1853 gemacht wurde, schrieb Babinet, eine unserer größten Autoritäten in der Physik, Examinator an der Polytechnischen Schule, in die Revue des Deux Mondes: „Ich kann diese Pläne nicht ernsthaft nehmen; die Theorie des elektrischen Stromes zeigt unwiderlegbar deutlich die Unmöglichkeit einer solchen Uebertragung, selbst wenn man nicht mit dem Strom rechnet, der sich von selbst auf einer so langen elektrischen Strecke bildet und sich schon auf der kurzen Reise von Dover nach Calais fühlbar macht. Das einzige Mittel, die alte und die neue Welt zu verbinden, ist, die Beringstraße zu passiren, vorbei an den Faröerinseln, Island, Grönland und Labrador."

Der Geologe Elie de Beaumont, ständiger Sekretär der Académie des Sciences (gestorben 1874), hat sein Leben lang den vorsintfluthlichen Menschen geleugnet. In den „Comptes rendus de l'Académie des Sciences" kann man in dem Bericht vom dreizehnten Juli 1873 nachlesen, daß bei der Ernennung eines Korrespondenten Darwin zurückgewiesen wurde, um einem Herrn Loven Aufnahme zu schaffen. In England verweigerte 1841 die Königliche Gesellschaft eine Erinnerungtafel für den berühmten Joule, der mit Mayer die Thermodynamik begründet hat; und Thomas Young, der mit Fresnel die Theorie von der wellenförmigen Bewegung des Lichtes aufstellt, wird von Lord Brougham verlacht und verspottet. In Deutschland sieht Mayer seine unsterbliche Entdeckung von allen offiziellen Gelehrten höhnisch kritisirt, er verliert den Glauben an sich selbst und stürzt sich aus dem Fenster. Ein Wenig später wäre er mit offenen Armen aufgenommen worden. Der große Elektriker Ohm wird von seinen deutschen Zeitgenossen als Narr verspottet. Als Franklin der Königlichen Gesellschaft in London seine Erfahrungen über die Fähigkeit einer Eisenstange, die Elektrizität der At-

mosphäre abzuleiten, mittheilte, war ein Heiterkeitausbruch die einzige Antwort und die gelehrte Versammlung verweigerte rundweg, den Vortrag drucken zu lassen.

Was hat sich bei der Erfindung des Fernrohres abgespielt! Niemand begriff seine weittragende Bedeutung und noch ein halbes Jahrhundert später weigert sich der ausgezeichnete Astronom Helvetius, Gläser seinen Instrumenten einzufügen, weil er fürchtete, sie könnten die Genauigkeit der Positionbestimmungen hindern.

Und solche Beispiele könnte man ad infinitum anführen.

... Auguste Comte und Littré haben der Wissenschaft ihren bestimmten, ihren „positiven“ Weg vorgezeichnet: nichts anerkennen, was man nicht sehen, nicht fühlen, nicht hören kann, was uns unsere Sinne nicht klar bezeugen können; und nicht nach der Erkenntniß des Unerkennbaren streben. Und seit einem halben Jahrhundert verfolgt die Wissenschaft blind diesen vorgeschriebenen Weg. Wenn wir aber das Zeugniß unserer Sinne prüfen, entdecken wir, daß sie uns vollständig täuschen. Wir sehen Sonne, Mond und Sterne um uns kreisen: es ist falsch. Wir berühren feste Körper: es giebt keine. Wir hören harmonische Töne: die Luft führt uns nur stumme Wellenbewegungen zu. Wir bewundern die Farben- und Lichteffekte, die vor unseren Augen das farbenprächtige Schauspiel der Natur entwickeln: in Wahrheit giebt es weder Licht noch Farben, nur Schwingungen des Aethers sind vorhanden, und indem sie unseren optischen Nerv treffen, erwecken sie uns erst die Lichteindrücke. Wir verbrennen uns die Füße am Feuer: nur in unserem Gehirn ist das Gefühl des Schmerzes entstanden. Wir reden von Wärme und Kälte: es giebt im Weltall weder Wärme noch Kälte; nur Bewegung. So betrügen uns die Sinne über die Wirklichkeit. Empfindung und Wirklichkeit sind nicht das Selbe.

Das ist noch nicht Alles. Unsere armen fünf Sinne sind sehr mangelhaft; sie lassen uns nur eine kleine Anzahl Bewegungen empfinden, aus denen sich das Leben des Universums zusammensetzt. Um Dies ein Wenig zu erklären, will ich hier wiederholen, was ich vor einem Dritteljahrhundert in „Lumen“ aussprach: „Von der letzten akustischen Empfindung, die unser Ohr erreicht (der Schall macht 36 850 Schwingungen in der Sekunde), bis zur ersten optischen Empfindung, die unser Auge aufnimmt, 400 000 000 000 000 Lichtschwingungen in der selben Zeiteinheit, können wir nichts wahrnehmen. Während eines verhältnißmäßig großen Zeitraumes sind unsere Sinne demnach ganz unthätig. Hätten wir noch andere Saiten auf unserer Leier, 10, 100, 1000 Saiten, die Harmonie der Natur müßte sich uns viel mannichfacher enthüllen.“ Ist nun die Zeugenschaft unserer Sinne trügerisch, so ist sie daneben auch höchst unvollkommen. Wir haben keinen Grund, uns viel einzubilden und uns auf eine angeblich positive Philosophie zu berufen; wir müssen uns eben mit Dem begnügen, was wir haben. Der religiöse Glaube sagt zum Verstand: „Mein kleiner Freund, Du hast nur eine Laterne, die Dir leuchtet. Lösche sie aus und vertraue Dich meiner Führung an.“ Dies ist aber unser Motto nicht. Wir haben zwar nur eine Lampe und noch dazu eine recht schlechte; aber wer sie auslöscht, müßte in völliger Blindheit herumtappen. Die Vernunft (richtiger: die Urtheilskraft) soll immer und überall unser Führer sein. Wir haben keinen anderen. Doch dürfen wir die Wissenschaft nicht in einen engen Kreis festbannen. Ich greife nochmals auf Auguste Comte zurück, gerade weil er der Gründer der modernen Schule und überhaupt einer der größten Geister des neunzehnten Jahrhunderts ist. Er will die Astronomie in die Wissensgrenze seiner

Zeit einschließen; wie absurd! Er schreibt: „Wir begreifen, daß man die Form, die Entfernung, die Bewegung der Sterne studiren kann, aber man wird niemals ein Mittel finden, um ihre chemische Zusammensetzung zu bestimmen." Dieser berühmte Philosoph starb 1857; fünf Jahre später wurde durch die Spektralanalyse die chemische Zusammensetzung der Gestirne festgestellt und jeder Stern nach seinen chemischen Bestandtheilen klassifizirt.

Eben so behaupteten die Astronomen des siebenzehnten Jahrhunderts, daß die sieben Planeten nicht existiren könnten. Das Unbekannte von gestern wird zur Wahrheit von heute. Es wäre übrigens ein Irrthum, wollte man annehmen, daß nur Gelehrte (gewisse Gelehrte) sich dieser Denkträgheit schuldig machen. Die große Mehrzahl der Menschen verfällt in den selben Fehler. Das menschliche Gehirn bleibt sich immer gleich, ob es sich nun um Gelehrte, Schriftsteller, Künstler, Magistratspersonen, Politiker, Handwerker, Taglöhner oder Nichtsthuer handelt ... In gewisser Hinsicht ist dieser Widerstand, diese Halsstarrigkeit, dieser Eigensinn übrigens entschuldbar. Im ersten Moment kann man weder die Größe noch den Werth einer neuen Sache abwägen. Die ersten Dampfschiffe fuhren schlecht und blieben hinter der Leistungfähigkeit der Segler zurück. Die ersten Gaslaternen gaben wenig Licht und rochen sehr unangenehm. Die Erde schien wirklich fest und stabil zu sein, Luft und Wasser schienen Elemente. Es klang unnatürlich, daß Steine vom Himmel fallen sollten. Die ersten elektrischen Nachrichten blieben dunkel und unzusammenhängend und die ersten Eisenbahnen entgleisten sämmtlich. Das Genie und die Erfindung eilen der Zeit voraus. Ganz natürlich, daß die Zeitgenossen da zurückbleiben und nicht sogleich verstehen können.

Oft genug ist auch das Neue noch nicht ganz erkannt, ungenau und unklar erfaßt und erfordert eine ungemein schwierige Analyse. Durch wie viele Schwierigkeiten, unter wie vielen Bezeichnungen mußte sich der menschliche Magnetismus durchkämpfen, ehe er seinen heutigen wissenschaftlichen Stand erreichte! Wie ist er von Charlatanen mißbraucht worden, die mit der Leichtgläubigkeit der Menge spielten! Wie viel Betrug, wie viel Hinterlist, wie viele infame Lügen sind unter dem Namen des Magnetismus und des Spiritismus aufgetreten! Und welche Finessen diese Schwindler zu ersinnen wissen! Da kann man das reservirte Wesen der Gelehrten zum Theil wenigstens gar wohl verstehen.

Welch ungeheures, erstaunliches Feld des Wissens hat uns nicht die erst kürzlich gemachte Entdeckung der Röntgenstrahlen erschlossen! Durch einen undurchsichtigen Gegenstand sehen! In das Innere eines verschlossenen Koffers! Das Knochengerüst eines Armes, eines Fußes, eines Körpers durch Fleisch und Kleidung hindurch! Eine solche Entdeckung steht mit unseren alten, anerkannten Erfahrungsätzen in vollem Gegensatz. Dieses Beispiel spricht sehr zu Gunsten des Axioms: Es ist eine unwissenschaftliche Behauptung, daß die Wirklichkeit nicht über die Grenzen unseres Erkennens und unserer Beobachtungen hinausreicht.

Das Telephon überträgt das Wort in die Ferne; nicht durch Tonwellen: nur durch die elektrische Bewegung. Wenn wir mit Hilfe einer Röhre von Paris nach Marseille sprechen könnten, so würde unsere Stimme 3½ Minuten brauchen, um an ihren Bestimmungort zu gelangen, eben so viel Zeit die Antwort, so daß ein gesprochenes Wort 7 Minuten Zeit beanspruchen würde. Wir denken nicht darüber nach, aber vom Standpunkt unserer alten Wahrnehmung (vor diesen Erfindungen) aus betrachtet, scheint das Telephon eben so absurd wie die X-Strahlen.

Man spricht von den fünf Pforten unserer Erkenntniß: Gesicht, Gehör, Geruch, Gefühl und Geschmack. Diese fünf Pforten, speziell die drei letzten, machen uns nur einen kleinen Bruchtheil der Außenwelt zugänglich. Ohr und Auge reichen ziemlich weit; eigentlich ist es aber nur das Licht, das uns mit dem Universum verbindet. Denn was existirt außer dem Licht? Die Lichtempfindung wird auf unserer Netzhaut hevorgerufen durch Schwingungen, die sich mit einer Geschwindigkeit von 400 Trillionen (das äußerste Roth im Lichtspektrum) bis zu 756 Trillionen (das äußerste Violet) in der Sekunde bewegen. Sie sind längst genau gemessen. Ueber und unter diesen Aetherschwingungen giebt es noch andere, die für uns nicht wahrnehmbar sind. Unter dem Roth giebt es dunkle Wärmevibrationen; über dem Violet chemische, aktinische, photographirbare Schwingungen, alle dunkel. Viele andere sind uns ganz unbekannt. Ich will hier eine kürzlich erschienene Zusammenstellung von Sir William Crookes beifügen und sie weiter ausführen und ergänzen. Die Tabelle stellt die wahrscheinliche Reihenfolge der Phänomene des Weltalls dar und zeigt gleichzeitig die Lücken in unserem irdischen Wahnehmungvermögen. Nehmen wir eine die Sekunde anzeigende Uhr und verdoppeln wir jedesmal die Schläge, so erhalten wir folgende Serie:

Stufe	1	2	
„	2	4	
„	3	8	
„	4	16	
„	5	32	Töne
„	6	64	
„	7	128	
„	8	256	
„	9	512	
„	10	1 024	
„	15	32 768	
„	20	1 048 576	unbekannt
„	25	33 554 432	
„	30	1 073 741 824	Elektrizität
„	35	34 359 738 368	unbekannt
„	40	1 099 511 627 776	
„	45	35 184 372 088 832	
„	48	281 474 976 710 656	Licht*)
„	49	562 949 953 421 312	
„	50	1 125 890 906 842 624	
„	55	36 028 797 018 963 968	unbekannt
„	56	72 057 594 037 927 936	
„	57	144 115 188 075 855 872	
„	58	288 230 376 151 711 744	X-Strahlen
„	59	576 460 732 303 423 488	
„	60	1 152 921 504 606 846 976	
„	61	2 305 843 009 213 693 952	
„	62	4 611 686 018 427 387 904	unbekannt.
„	63	9 223 372 036 854 775 808	

*) Die Licht-, Wärme- und chemischen Strahlen von Infraroth bis Ultraviolet.

Beim fünften Grad, von der Einheit an gerechnet, betreten wir das Gebiet, wo die Schwingungen der Atmosphäre als Töne zu uns gelangen. Wir finden da die tiefste musikalische Baßnote. Wählen wir einen sehr tiefen musikalischen Ton, so unterscheiden wir bis zu einem gewissen Grade die elementaren Schwingungen, trotzdem der Ton einheitlich bleibt (sonst wäre er nicht musikalisch). Je tiefer der Ton, sagt Helmholtz, desto genauer unterscheidet das Ohr das pulsirende Vibriren des Aethers. In den folgenden zehn Stufen steigen die Schwingungen in der Sekunde von 32 auf 32768; jede Verdoppelung wiederholt die selbe Note eine Oktave höher. Der höchste Ton hat 36 000 Schwingungen in der Sekunde und mit ihm endet das Gebiet der Töne für das menschliche Gehör. Es giebt aber sicher mit besserem Gehör begabte Thiere, die noch Töne zu hören vermögen, deren Vibrationgeschwindigkeit diese Grenze überschreitet.

Wir betreten nun ein Reich, in dem die Schnelligkeit der Schwingungen außerordentlich rasch steigt, und das vibrirende Medium ist nicht mehr die grobe Atmosphäre, sondern ein feineres Element: der Aether. Es giebt Vibrationen noch unbekannter Art. Dringen wir weiter vor, so gelangen wir in die Sphäre der elektrischen Strahlen.*)

Dann folgt die Region von Grad 35 bis zu Grad 45 mit 34 Milliarden 359 Millionen bis 35 Trillionen 184 Milliarden Schwingungen in der Sekunde. Diese Region ist uns unbekannt; wir kennen die Thätigkeit dieser Vibrationen nicht; aber daß sie vorhanden sind, können wir nicht mehr bezweifeln.

Nun nähern wir uns dem Reich des Lichtes, den Schwingungen der Grade 48 bis 50. Die Lichtempfindung, also die Schwingungen, die für uns sichtbar sind, liegen in der engen Grenze von 400 Trillionen (rothes Licht) bis 756 Trillionen (violetes Licht) eingeschlossen, machen also nicht ganz einen Grad aus.

Die Naturphänomene, die uns beständig umgeben, vollziehen sich also unter der Thätigkeit unsichtbarer Kräfte. Der Wasserdampf, dessen Wirken für das Klima so wichtig ist, bleibt unsichtbar. Die Wärme ist unsichtbar; eben so sinds die Elektrizität und die chemischen Strahlen. Das Sonnenspektrum, das die Gesammtheit aller sichtbaren Strahlen in sich schließt, kennt heute Jeder. Wenn man einen Sonnenstrahl durch ein Prisma auffängt, so erhält man in dem Prisma ein buntfarbiges Band, das von Roth bis Violet geht. Viele Linien durchziehen es; die wichtigsten hat man mit Buchstaben A bis H bezeichnet: es sind die Absorptionlinien der in der Sonnenatmosphäre verbrennenden Substanzen und die Linien, die de Wasserdampf der Erdatmosphäre verursacht. Man kennt ihrer heute Tausende. Häl

*) Die Entladung einer Leydener Flasche in eine Spule sehr feiner und sehr langer Fäden läßt elektrische Schwingungen entstehen, die Helmholtz (1869) und nach ihm noch andere Forscher bestimmt haben; sie schwanken von 1000 bis 10 000 in der Sekunde. Hertz gelang es, 1888, Vibrationen der selben Art, und zwar 100 000 in der Sekunde, hervorzurufen und ihre Ausbreitung zu studiren. Diese Schwingungen pflanzen sich im Aether fort, wodurch sie sich von den Klangschwingungen unterscheiden, die sich nur in der groben Materie, in Luft, Wasser, Holz und so weiter fortpflanzen können. Man nimmt an, daß sie ihrer Natur nach mit den Vibrationen der Wärmestrahlen übereinstimmen, was Maxwell (1867) ausgesprochen hat. (Thomson: Conférences.)

man ein Thermometer links zum sichtbaren Spektrum, jenseits vom Roth, so wird es steigen: ein Beweis, daß da für uns unsichtbare Wärmestrahlen vorhanden sind. Legt man eine photographische Platte dagegen an die rechte Seite, jenseits vom Violet, so wird man Eindrücke erhalten: ein Beweis für das Vorhandensein unsichtbarer chemischer Strahlen von lebhafter Thätigkeit. Wichtig ist hier: Unsichtbare Körper können sichtbar werden, so Uran und schwefelsaures Chinin, Beide in der Dunkelheit durch Belichtung mit den (unsichtbaren) ultravioleten Strahlen.

Man bestimmt heute alle diese Strahlen nach der Länge ihrer Wellen, nämlich dem Raum, den eine Welle während der Dauer einer Schwingungperiode durcheilt. Obgleich die Längen der Lichtwellen ziemlich gering sind, kann man sie doch heute mit Diffraktionspiegeln mit sehr großer Genauigkeit bestimmen.

... Wir leben in drei Dimensionen. Gäbe es Wesen, die nur in zwei Dimensionen leben könnten, auf der Fläche eines Kreises, auf einer Ebene, sie wären in diesen zwei Dimensionen gefangen, in die Grenzen des Vierecks, des Kreises eingeschlossen. Würde man ihnen eine dritte Dimension und die Fähigkeit, sich in ihr zu bewegen, geben: mit größter Leichtigkeit würden sie ihre alten Grenzen überschreiten. Auch wir sind von den sechs Flächen des Würfels eingeschlossen: gäbe man uns eine vierte Dimension und die Möglichkeit, in ihr zu leben, wir würden die Schwelle unseres Gefängnisses so leicht überschreiten wie ein Mensch einen Strich am Boden. Wir können diesen Ueberraum (n^4) wohl eben so wenig begreifen, wie ein Wesen, das auf der Ebene (n^2) lebt, den Kubikraum (n^3) zu fassen vermag; aber wir haben nicht das Recht, diese vierte Dimension zu leugnen.

Wir haben in unserem irdischen Leben gewisse unerklärte Fähigkeiten, gewisse unbewußte Sinne. Wie finden die Wandervögel wieder den Weg zu ihren alten Nestern zurück? Warum findet ein Hund den Weg zu seinem Herrn oft viele hundert Kilometer weit? Wie faszinirt die Schlange den Vogel, die Eidechse den Schmetterling? Die Wesen anderer Welten müssen eben mit anderen Sinnen begabt sein als wir. Absolut wissen wir gar nichts. Unsere Urtheile sind nur relativ und darum unvollkommen und unzuverlässig. Die wissenschaftliche Weisheit besteht also hauptsächlich darin, im Verneinen sehr vorsichtig zu bleiben. Wir müssen bescheiden sein. „Der Zweifel ist ein Zeichen der Bescheidenheit", sagt Arago; „er hat selten dem Fortschritt der Wissenschaft geschadet. Man soll aber nicht das Selbe von der Ungläubigkeit sagen."

Es giebt noch eine große Anzahl unerklärter Thatsachen, die alle in ein unbekanntes Gebiet gehören. Die Telepathie oder das Fernfühlen, die Erscheinungen oder Manifestationen Sterbender, Gedankenübertragung, das Sehen im Traum oder Somnambulismus bei geschlossenen Augen von Gegenden, Orten, Ereignissen, das Weissagen der Zukunft, die Ankündigungen und Vorahnungen, gewisse seltene magnetische Fälle, die unbewußten Diktate durch Tischklopfen, unerklärbare Geräusche, die Spukhäuser, die Levitationen, die dem Gesetz der Schwere entgegenwirken, das Bewegen und Fortbringen von Gegenständen ohne Berührung und von scheinbar materialisirten Kräften (so absurd es klingt) und viele andere bizarre und jetzt noch unerklärliche Phänomene erregen unsere Aufmerksamkeit.

Halten wir nur daran fest, daß Alles, was wir beobachten und prüfen wollen, natürlich ist; daß wir ruhig, mit wissenschaftlicher Kaltblütigkeit, ohne Vorurtheil, ohne Geheimnißkrämerei studiren müssen, genau als handle es sich um Astronomie,

Physik oder Physiologie. Das Uebernatürliche existirt nicht, Alles ist von der Natur eingeschlossen, das Bekannte und das Unbekannte. Ellipsen, Kometen, Sternschnuppen galten auch einmal für übernatürlich, als Zeichen göttlichen Zornes, ehe man ihre Gesetze kannte. Das Wunderbare, Ungewöhnliche, Unerklärte nennt man oft übernatürlich. „Unbekannt" wäre der richtige Ausdruck.

Gewiß wird Mancher sagen: „Nie werde ich an diese Unmöglichkeiten glauben! Ich glaube nur an Naturgesetze und diese sind doch bekannt genug." Das heißt dann so handeln wie die die alten Geographen, die auf ihre Weltkarten bei den Säulen des Herkules schrieben: „Hic deficit orbis", hier endet die Welt, ohne zu ahnen, daß in dem unbekannten Westen doppelt so viel Land lag, wie sie in ihrer Beschränktheit ahnten. Alle menschlichen Kenntnisse könnte man mit einer winzig kleinen Insel, die von einem grenzenlos weiten Ozean umgeben ist, vergleichen.

Wir haben noch viel, sehr viel zu lernen.

Juvisy-Paris. Camille Flammarion.

Die Hohkönigsburg.

Die Hohkönigsburg bei Schlettstadt ist der Vollendung nah. Der Landesausschuß und das Reich haben zum Bau der Burg beträchtliche Summen bewilligt. Man hat dort mit Treibhaustechnik Ruinen neues Leben entblühen lassen und mit erstaunlich geschmacklos inszenirtem Theaterprunk, der, weil aus dem schönfärbenden Rampenlicht ins grelle Pleinair (und gar noch bei nimmer erschöpftem Regenwetter) gerissen, unsagbar komoedienhaft wirkte, die „Einweihung" gefeiert. Eine Beurtheilung der renovirenden Ruinenruinirung zu geben, ist nicht meine Absicht. Die Frage, ob die Wiederherstellung künstlerisch schätzbar sein kann, scheidet hier aus. Nur darum handelt sichs, ob dieser Aufbau ein treues Bild des Alten sei, das im Wandel der Zeiten stürzte. Herr Bodo Ebhardt behauptet: Das Bild ist treu. Ihm hat allerhöchste Gnade den „ehrenden Auftrag" ertheilt, die Burg aufzubauen. Es war, ich sagte es schon, ein theurer Spaß. (Man verstehe unter Spaß aber nicht etwa „übler Scherz".) Als man vom deutschen Volk im März wieder eine Rate von fünfundsiebenzigtausend Mark forderte, habe ich darauf hingewiesen, daß ein Urbild der alten Burg gefunden sei, und getadelt, daß man dem Kaiser diesen Fund verheimlicht habe. Offiziös bestritt man nach vierzehntägigem Besinnen die Wahrheit meiner Aussage; in der „Germania" veröffentlichte ich darauf den Brief im Wortlaut, der bekundet, daß der Kaiser das Originalbild nicht sah. (Es kam an den Absender in einem Zustande zurück, daß man meinen konnte, es sei, wie die Kodizes der Palatina, in Schwedenhänden, nicht aber in einem Kaiserlichen Geheimen Kabinet gewesen.)

Dieses Bild wurde im Herbst 1907 vom Verlagsbuchhändler Paul Heitz unter den Beständen seiner Firma, die, im Buchgewerbe seit Jahrhunderten

thätig, in Straßburg ansässig ist, gefunden und von Autoritäten als unbezweifelbar anerkannt. Herr Ebhardt aber machte Bauernbürgermeister des Elsaß und andere harmlose Zeitgenossen mobil, um diesen Holzschnitt für unzuverlässig zu erklären. Warum? Seine Wiederaufbautheorie wird in einem wichtigen Punkt umgestoßen: er hat den Burgfried viereckig gestaltet und der Holzschnitt zeigt auf quadratischem Sockel einen konischen Thurm. Der unfehlbare Architekt forderte triftigere, forderte urkundliche Beweise.

Von diesem Bild also sprach ich am zwölften März im Reichstag. Bald danach wurde ein zweiter wichtiger Fund gemacht. Meine vor der größten im Reich denkbaren Oeffentlichkeit gesprochenen Worte hatten Veranlassung gegeben, daß die Zeitungen sich mit der Angelegenheit befaßten. Im „Weltspiegel" des Berliner Tageblattes wurde die Burg in ihrer jetzigen Gestalt abgebildet und daneben der alte Holzschnitt reproduzirt. Das Blatt kam durch Zufall als Einwickelpapier in die Hand eines Mannes, den das Burgbild verblüffte: er erinnerte sich, eine Elfenbeinplakette mit der selben Ansicht zu besitzen. Er bot sie Herrn Heitz an; und nun sehen wir, daß dessen beide Bilder genau übereinstimmen. Herr Ebhardt aber erklärte die Plakette für eine moderne Fälschung und Herrn Heitz und mich für bedauernswerthe Opfer leichtgläubiger Vertrauensseligkeit. Er meinte, die Bilder könnten eben so gut den Kreml oder die Wartburg darstellen. (Warum nicht gleich die Gralsburg?) Also meldeten es die Hofblätter des Herrn Scherl. Weitere lustsame Mächlereien will ich hier nicht schildern; nur sagen, daß Herr Ebhardt meine Theilnahme an dem Handel dadurch zu entwürdigen suchte, daß er erzählte (vertrauenswerthe Menschen melden mirs), ich sei Herrn Heitz verwandt. Den kannte ich aber bis zum siebenundzwanzigsten August gar nicht und bin ihm weder geschwägert noch sonst gesippt. Wenn es wahr ist (wie in den Zeitungen gemeldet wurde), daß Herr Ebhardt in seinem dem Kaiser vor ansehnlicher Oeffentlichkeit gehaltenen Vortrage gesagt hat, ich habe diese Plakette im Reichstag „als Beweis gegen die Ansicht des Wiedererbauers angeführt", so wäre Das eine Flüchtigkeit, die ernsthafte Männer in ernsthaftem Meinungtausch meiden sollten. Herr Ebhardt müht sich redlich (das Wort soll keine moralische Klassifizirung, sondern synonym mit „eifrig" sein), Herrn Heitz und mich zu widerlegen. Er hat alle Bibliotheken und Archive ersucht, nach alten Bildern zu forschen, die ihm Hilfe bringen könnten. Das Glück war ihm nicht hold. Positives fand er nicht. Seine Stärke war nörgelnde Negation. Uns aber lächelt Fortuna. Der alte Sebastian Münster giebt in seiner Cosmographey ein Bild der Hohkönigsburg, die im Elsaß heute noch „Kinzburg" heißt. Die Ausgabe von 1598 bietet auf der Seite dcxLIII (Doktor E. Major am basler Museum fand sie in den letzten Oktobertagen) eine Ansicht von „Hohn Küngsperk", die, von Nordwesten geschaut, den von Holzschnitt und Plaketten dargestellten konischen Bergfried zeigt. Und eine hinzugefügte Beschreibung des

elsässer Bergbaues in Leberthal weist auf die Thatsache hin, daß unmittelbar nach dem Bauernkrieg in der Nähe der Burg zwei Thalsenkungen Schächte bargen: „im Meußloch". Das deutet auf die Schlacht zwischen Ratten und Mäusen, die der Meister des Holzschnittes (der Petrarca-Illustrator Hans Weiditz?) ergötzlich zu Füßen der Burg entwickelt. Bei genauerem Suchen fand ich bei Münster noch ein Bild. Auf der Seite dcLXIIII bietet er eine Ansicht von Schlettstadt. Im Hintergrunde ragt als Ruine die genau bezeichnete Hohkönigsburg, zerstört, ausgebrannt, aber — der Thurm ist rund. Man vergleiche: das erste Bild ist aus der Zeit des Bauernkrieges, das zweite, um mit Herrn Ebhardt zu reden, so „von 1600 herum". Holzschnitt und Plakette erhalten durch diesen Fund neue Beweiskraft. Den guten Sebastian Münster, dessen Illustrationen als getreue anerkannt sind, kann man nicht der Fälschung zu unseren Gunsten bezichtigen.

Was wird nun gesagt werden? Ich bin nicht neugierig. Weiß ich doch, daß man sich in Straßburg am Tag der Kaiserparade erzählte, über Holzschnitt und Plakette sei das Wort gefallen: „Es darf die Burg nicht sein." Das glaube ich nicht, meine aber: Irren ist menschlich. Auch bei Denen, die nicht im Gewühl der Menge mühsam ringend voranschreiten, sondern, aller Künste kundig, von den Höhen der Menschheit Maecenatengunst gewähren.

Dr. Maximilian Pfeiffer,
Mitglied des Reichstages.

Parität in Preußen?

Die neuen Pfarrbesoldungsgesetze mit ihren Anhängseln bringen eine starke Benachtheiligung der preußischen Katholiken, die über 35 Prozent der Gesammtbevölkerung ausmachen; sie erhöhen die schon vorhandene Imparität. Wenn die Vorlagen ohne Aenderung verabschiedet werden, so fällt an freiwilliger Staatsleistung für kirchliche Bedürfnisse auf den Kopf der katholischen Bevölkerung etwas über 45, auf den Kopf der evangelischen nahezu 90 Pfennig pro Jahr; mit anderen Worten: der katholische Bevölkerungtheil wird im Kapitel der staatlichen Zuschüsse um über 6,3 Millionen Mark zurückgesetzt. Für einen angeblich paritätischen Staat ist solche ungleiche Behandlung der Konfessionen kein Ruhmesblatt.

Die in dieser Zahl zum Ausdruck gelangende Imparität fällt am Meisten auf bei der Besoldung der Pfarrer. Nach der Vorlage erhält der evangelische Pfarrer der Klasse I und II in fünfunddreißig Dienstjahren folgende Bezüge:

Dienstjahr	1 bis 3:	7 200 Mark
„	4 „ 6:	8 400 „
„	7 „ 9:	9 600 „

Dienstjahr 10	„	12:	11 100	Mark
„ 13	„	15:	12 600	„
„ 16	„	18:	14 100	„
„ 19	„	21:	15 600	„
„ 22	„	24:	16 800	„
„ 25	„	35:	60 000	„
In 35 Dienstjahren:			155 400	„

Wie stellt sich Dem gegenüber der katholische Pfarrer der selben Klasse in fünfunddreißig Dienstjahren nach dem Entwurf?

Dienstjahr 1	bis	3:	5 400	Mark
„ 4	„	6:	6 000	„
„ 7	„	9:	6 600	„
„ 10	„	12:	7 500	„
„ 13	„	15:	8 400	„
„ 16	„	18:	9 300	„
„ 19	„	21:	10 200	„
„ 22	„	24:	11 100	„
„ 25	„	35:	40 000	„
In 35 Dienstjahren:			104 500	„

Der katholische Pfarrer bleibt also in diesem Zeitraum um 50 900 Mark Gehalt zurück; er bezieht durchschnittlich im Jahr 1 454 Mark weniger Gehalt als der evangelische. Diese ungleiche und ungerechte Behandlung läßt sich auf keine Weise rechtfertigen; denn im preußischen Etat selbst sind die Pfarrer beider Bekenntnisse an den Strafanstalten im Gehalt gleichgestellt; im Reichshaushalt findet man keine Differenzirung. Bayern hat in diesem Jahr die volle Gleichstellung der Pfarrer beider Konfessionen durchgeführt. Da darf man sich der Erwartung hingeben, daß das „protestantische" Preußen die katholischen Geistlichen nicht schlechter behandeln wird, als das „katholische" Bayern die evangelischen Pfarrer behandelt hat. Gegen diese Elementarforderung der Parität, die der preußische Episkopat schon vor zehn Jahren erhoben hat, wird man nicht den lächerlichen Einwand von der Ehelosigkeit der katholischen Pfarrer versuchen wollen; der Staat hat bisher bei keinem Stand auf die persönlichen Verhältnisse des Einzelnen bei der Gehaltszumessung Rücksicht genommen. Die unverheiratheten Staatssekretäre Kraetke und Nieberding werden auch nicht schlechter gestellt als die verheiratheten Staatssekretäre. Bei den großen Ansprüchen, die Charitas, Sozialpolitik und Wissenschaft an die amtirenden katholischen Pfarrer stellen, bei den vielen erfolgreichen Arbeiten, die sie im Interesse des Staatswohles leisten, und angesichts der ungeheuren Werthe der säkularisirten Kirchengüter wird der Preußische Landtag gewiß die Gelegenheit nicht versäumen, wo der Beweis zu führen ist, daß Preußen ein paritätischer Staat sein will.

Mathias Erzberger,
Mitglied des Reichstages.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

In Qualität erstklassig!
Im Preise unerreicht billig

sind meine **Schusswaffen.** Falls Sie dies noch nicht wissen, so lassen Sie sich meinen neuesten **Hauptkatalog gratis u. franko** kommen; derselbe enthält reiche Auswahl in allen Arten von **Jagd- u. Luxusgewehren, Scheiben- u. Pürschbüchsen** in nur be[illegible] Systemen, **Teschings, Revolvern, Pistolen, Munition etc.** 5 Jahre Garantie, evtl. [illegible]tägige Probe. **Gustav Zink,** mech. Gewehrfabrik, **Mehlis 182 b. Suhl.**

Hermann Walther, Verlagsbuchhandlung G. m. b. H., **Berlin W. 30, Nollendorfplatz 7.**

Soeben erschien.

Harden im Recht?

Eine Betrachtung von **Frank Wedderkopp.**

Preis: 50 Pf. 5 Bogen. 8°. **Preis: 50 Pf.**

Diabetes-Bauer

Koetzschenbroda-Dresden.
Sommer- und Winter-Kuren.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW 7

Apostata

[illegible] **Maximilian Harden.**

[illegible] Tausend **2 Bände à Mark 2.—.**

Inhalt [illegible] **I. Band:** Phrasien. Die [illegible] Kollege Bismarck. [illegible] Schmalfeld. Franco[illegible] Klausner. Die beiden [illegible] Rock. Das goldene [illegible] Der korsische Parvenu. Der [illegible] Sommerfeld's Rächer. Su[illegible]

Inhalt [illegible] **II. Band:** Bei Bismarck [illegible] Apostata. Gekrönte Worte [illegible] Dynamystik. Der 2½= [illegible] vater Strindberg. Der [illegible]

Jeder Band 8° 14 Bogen elegant broschiert.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Eine neue Lehre

Nach dem Zeugnis distinguierter Persönlichkeiten handelt es sich bei den zu frober [illegible] Handschriften von P. P. L. [illegible] Praxis seit [illegible] simplen „Deutungen" [illegible] Wirkungen der brief[illegible] durch P. Paul Liebe, [illegible] und Psychographologe, Augsburg I [illegible] (Original-Methode).

Herbst- u. Winterkuren
Im herrlichen Zackental!
Wohnung, Verpflegung, Bad u. Arzt pr. Tag von M. 10.— ab.

„Sanatorium Zackental"

(Camphausen)

Bahnlinie Warmbrunn-Schreiberhau. Tel. 27.

Petersdorf im Riesengebirge

[illegible]

Nach allen Errungenschaften der Neuzeit [illegible] **Windgeschützte, nebelfreie, nadelholzreiche Höhenlage.** Seehöhe 450 m. **Ganzes Jahr besucht.** Näheres die **Administration** in **Berlin SW., Mockernstrasse 118**

HENKELL TROCKEN

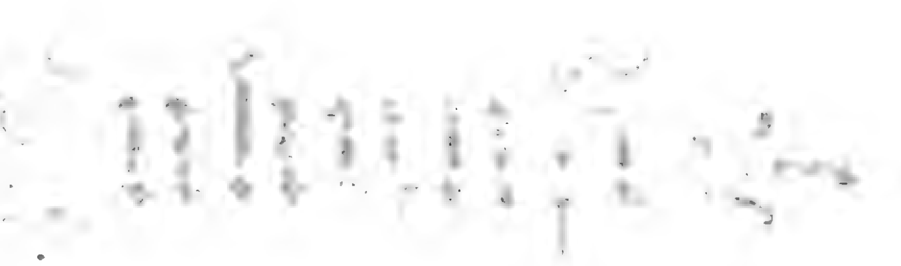
NACH EINEM ANTIKEN VASENBILD

DER HEIMKEHRENDE KRIEGER

STÄRKT SICH DURCH **HENKELL TROCKEN**

Für Inserate verantwortlich: Rob. König. Druck von W. Bernstein in

XVII. Jahrg. Berlin, den 14. November 1908. Nr. 7.



Herausgeber:

Maximilian Harden.

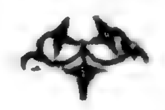
Inhalt:

	Seite
Gegen den Kaiser II.	245
Flammenka. Von Ewald Gerhard Seeliger	264
Handelssachverständige. Von Ernst Walter	267
Tasi. Von Ladon	269
Monarchen-Erziehung	274
König Phaeton	280

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1908.

Die **Hypotheken-Abteilung** des

Bankhauses Carl Neuburger,

Kommanditgesellschaft auf Aktien

Kapital: 5 Millionen Mark.

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

[illegible] eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beleihung zu zeitgemässem Zinsfusse nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei

9—4 Uhr.

Hamburg. Hotel Esplanade.

Appartements und Zimmer mit Bad.

Carlton-Ritz Restaurant.

Neues Schauspielhaus	Grand Hotel Excelsior
Nollendorfplatz	Anhalter Bahnhof

Erstklassige Wein- u. Bierrestaurants

Gänzlich renoviert

HAMBURGER HOF

Weltbekanntes Haus. Herrliche Lage a. d. Alster

Zimmer mit Bad, W. C. u. laufend. Wasser.

Feine Französische Küche

Neue Direktion.

[illegible] bezüglich **exakter Arbeit** und vorzüglicher Schussleistung **unübertroffene** **Schusswaffen** [illegible] Jagd u. Scheibengewehre, automatische Repetier-Büchsen u. Pistolen, Luftwaffen, Teschins, Revolver sowie [illegible] Jagdgerätschaften liefert die

Deutsche Waffenfabrik Georg Knaak

Berlin SW 48, Friedrichstrasse 240-241.

Schwaneberger Briefmarken-Album das Beste

für [illegible] Werk an Vollständigkeit [illegible] Einziges Album, das in Ausgaben mit und ohne [illegible] Unerreicht praktische [illegible] die Sammlung nach Ihrem Er[illegible] Anerkannt bestes aller Permanentsysteme.

Ausgabe 1909 soeben erschienen.

Buch-Ausgaben [illegible] bis 50,— Mk. pro Stück. Permanent-Ausgaben [illegible] bis 180,— Mk. pro Stück. — Ver[illegible]

[illegible]

Verlag von J. J. Arnd, Leipzig.

Berlin, den 14. November 1908.

Gegen den Kaiser.

II.*)

Deklaranten.

Der Lorber hängt heute niedrig und der Spazirgänger kann leichte Kränze bequem erreichen. Absolutismus, persönliches Regiment, Redseligkeit, verspätetes Schwanenritterthum, impulsive, launische, romantische Politik: so abgegriffene Wortspielmarken erkaufen dem geistlosen Redner dröhnenden Massenbeifall. Wer das Nahen der Kaiserkrisis früh erkannt, fast zwei Jahrzehnte lang vor ihr, trotz Schmähung, Vermögensschädigung, Einsperrung, als vor der drohenden Reichsgefahr furchtlos gewarnt hat, Der braucht sich jetzt nicht in Schweiß zu schreien, um den Applausspendern zu beweisen, daß ihm im Dunstkreis der Majestät feige Scheu nicht für immer die Kehle zugeschnürt hat. Der darf ruhig reden; gelassen wie Einer, der von unbestrittenen, unbestreitbaren Thatsachen spricht. Sind sie bestritten worden? Sind sie zu bestreiten? Nicht Einer hats auch nur versucht. Im weiten deutschen Land nicht ein irgendwie Beträchtlicher, dem Fronpflicht nicht das Kreuz so nutzlosen Mühens aufzwang. So weit sind wir. Endlich. Und dürfen aufathmen: denn der Erdkreis merkt nun wieder, daß auf deutschem Boden nicht eine Heerde lebt, die der Wink des Hirten auf eine kahle Dühnenklippe treibt oder in den Stall pfercht. Daß germanische Volkheit im Qualm der Stadte den Stolz freier Sassen noch nicht verlernt hat; daß sie nach selbstherrlichem Ermessen ihr Vertrauen giebt und nimmt; und, wenn Nothwendigkeit befiehlt, dem Haupt der in ihrem Bereich mächtigsten Familie mit unüberhörbarer Stimme, wie Hiobs Gott einst dem wilden Meer, zuruft: „Bis hierher darf Deine Gewalt reichen

*) S. „Zukunft." vom siebenten November 1908.

und nicht um Fußes Breite je weiter!" Das ist geschehen. Da der Wunsch treuer Herzen, die Majestät möge sich wieder mit Wolken kleiden und in Dunst wie in Windeln wickeln, unerfüllt geblieben ist, im Gebraus üppigen Hoflagerlebens wohl gar nicht vernommen ward, haben tausend schrille Stimmen von dem Kaiser und König Gehör erzwungen. In den rauhen Chor klang eine fromm mahnende Weise hinein; wie ins Feuergeläut der umflorte Ton einer Totenglocke. Der Vorstand der Konservativen Partei hat eine Erklärung veröffentlicht, in der gesagt wird: „Wir sehen mit Sorge, daß Aeußerungen Seiner Majestät des Kaisers, gewiß stets von edlen Motiven ausgehend, nicht selten dazu beigetragen haben, zum Theil durch mißverständliche Auslegung, unsere Auswärtige Politik in schwierige Lage zu bringen. Wir halten, geleitet von dem Bestreben, das kaiserliche Ansehen vor einer Kritik und Diskussion, die ihm nicht zuträglich sind, zu bewahren, und von der Pflicht beseelt, das Deutsche Reich und Volk vor Verwickelungen und Nachtheilen zu schützen, uns zu dem ehrfurchtvollen Ausdruck des Wunsches verbunden, daß in solchen Aeußerungen künftig eine größere Zurückhaltung beobachtet werden möge." Eine Totenglocke. Die einen ehrwürdigen Wahn zur letzten Ruhstatt geleitet. Ein König von Gottes Gnaden dürfte nie getadelt, niemals zu „größerer Zurückhaltung" gemahnt werden. Der wüßte besser als jeder Andere, was ihm ziemt, was dem Lande frommt. Der fünfte Novembertag des Jahres 1908, der diese Erklärung gebar, ist aus Preußens Geschichte nicht mehr zu tilgen und die Männer, die uns ihn erleben ließen, verdienen Dank; trotzdem sie nicht Alles thaten, was die Noth der Zeit zu thun drängte. Wie dünnes Spinnengewebe nur umkleiden die Kurialien und Klauseln die ernsteste Rüge. Diese Erklärung kann nicht verhallen und muß fortwirken wie eine That. Der Nebelmond sah keine nützlichere. Und die Männer, die sich dazu entschlossen, haben den Kranz, der Tapferen lohnt, nicht in bequemem Schlendern erreicht.

Vor zwanzig Jahren, beim Johannitermahl in Sonnenburg, hat Wilhelm der Zweite die „Edelsten des Volkes" als seine zuverlässigsten Helfer gerühmt. Sechs Jahre danach sprach er in der Krönungstadt preußischer Könige: „Wie der Epheu sich um den knorrigen Eichstamm legt, ihn schmückt mit seinem Laub und ihn schützt, wenn Stürme seine Krone durchbrausen, so schließt sich der preußische Adel um mein Haus." Der sichtbarste Theil des Adel hat vor der Antwort auf die Reichslebensfrage so lange gezaudert, daß die kaiserliche Katachrese an Sätze erinnern mußte, die Goethe ins Buch seines Erlebens schrieb: „Wie die Mollusken keine Knochen, so hat der Epheu keinen Stamm, mag aber gern überall, wo er sich anschmiegt, die Hauptrolle spielen. An alte Mauern gehört

er hin, an denen ohnehin nichts mehr zu verderben ist, von neuen Gebäuden entfernt man ihn billig; die Bäume saugt er aus und am Allerunerträglichsten ist er mir, wenn er an einem Pfahl hinaufklettert und versichert, hier sei ein lebendiger Stamm, weil er ihn umlaubt habe." Die Zeit ist vorbei. Der Adel will nicht länger anschmiegsamer Epheu sei. Nicht blind, wie ihm zugemuthet ward, durch Dick und Dünn folgen. Die Buch, Erffa, Heydebrand, Kröcher, Manteuffel, Mirbach, Normann, Pappenheim fühlen, daß ihre Kaste verloren wäre, wenn sie sich jetzt noch völlig von dem Empfinden der Nation schiede. Sie haben Brüder und Vettern, Söhne und Schwiegersöhne in der Armee und in der Verwaltung, sind dem Hofbann erreichbar: und sprechen dennoch deutlicher als irgendwo eine bourgeoise Gruppe. Muthig und (deshalb) klug. Hat Wilhelm sie gehört? Begriffen, wie tief das Volksgemüth erregt sein mußte, ehe der Freiherr von Manteuffel, der Präsident des Preußischen Herrenhauses, sich entschloß, seinen Namen, eines sozial und wirthschaftlich bedrohbaren Mannes, als ersten unter die Rüge zu setzen? Die um den Kaiser und König sind, waren seit Jahren verpflichtet, so zu ihm zu sprechen wie die elf Deklaranten. Ihm zu sagen, wie im Reich über ihn gedacht werde; in den Palästen der Bundesfürsten und im Bauernhaus, auf dem Landsitz der Junkerfamilien und im Prunkzimmer des reichen Städters, im Kasino und in der Fabrik. Dann wäre der Wunsch, den die Deklaranten, um diligentiam zu zeigen, ihrer Mahnung anhängten, vielleicht zu erfüllen: dürfte man über das Geschehene schweigen. Jetzt darfs nicht sein. Um des Reiches willen. Noch ist nichts gewirkt, nichts gesühnt, nichts verbürgt. Ist durchaus nicht sicher, daß nach ein paar Wochen das alte Leid nicht wieder die Volkskräfte lähmt. Das aber darf nicht sein. Um des Reiches, auch um des Kaisers willen.

Der Vertheidiger.

„Meine Herren! In von einander abweichenden Fassungen haben Sie mir die Frage vorgelegt, ob ich von dem am achtundzwanzigsten Oktober in der londoner Zeitung The Daily Telegraph erschienenen Artikel ‚Der Deutsche Kaiser und England' Kenntniß genommen habe und was ich zur Verhinderung ähnlicher politisch unbequemer Ereignisse zu thun gedenke. Sie haben damit von Ihrem unbestreitbaren Recht zur Interpellation der Verbündeten Regirungen und ihres Exekutivorgans, des Reichskanzlers, Gebrauch gemacht; ich habe mein eben so unbestreitbares Recht, den Tag zur Beantwortung der Interpellation zu bestimmen, ausgeübt. Daß ich die Beantwortung um einige Tage verschob, war nicht etwa in dem Wunsch begründet, mich

irgendeiner Verantwortlichkeit zu entziehen — Sie werden in meiner langen Dienstzeit keine Tatsache finden, die auch nur meinem schroffsten Gegner das Recht zu solchem Verdacht giebt —, sondern durch das für mich pflichtgemäß allein maßgebende Reichsinteresse bedingt, das mir verbot, eine an Dornen und Stacheln, wie man fürchten mußte, nicht arme öffentliche Debatte in dem Augenblick herbeizuführen, wo wir mit einer fremden Großmacht immerhin heikle Verhandlungen, wenn auch über eine an sich nicht sehr beträchtliche Angelegenheit, zu führen hatten. Nationale Pflicht und Klugheit gebieten, in solchen Augenblicken inneren Hader nicht zu öffentlichem Ausdruck kommen zu lassen. Ein Leiter der internationalen Politik, der daran nicht rechtzeitig dachte, hätte damit bewiesen, daß er im engsten Pflichtenkreis seines Amtsberufes ein Fremdling geblieben ist, und würde, so hoffe ich, von dem Unwillen der deutschen Volksvertretung weggefegt werden. Auch eine andere Hoffnung verhehle ich Ihnen nicht: die, daß in der Frist, die ich zu erbitten genöthigt war, im Schoß der Mehrheit positive Vorschläge reifen würden, über die zu sprechen fruchtbarer und förderlicher sein könnte als über den mehr oder minder kraftvollen Ausdruck eines in seinem Ziel unsicheren Zornes. Solche Vorschläge sind bisher nicht an mich gelangt. Aber die Frist ist verstrichen, ein äußeres Hinderniß nicht mehr vorhanden; und ich freue mich, daß ich der Nation heute Rede stehen kann. Denn, meine Herren, bei aller Achtung vor dem Hohen Hause: ich habe das Bewußtsein, daß ich in dieser ernsten Stunde nicht um die Zustimmung von noch so ansehnlichen Fraktionen zu werben, sondern mich mit der Nation auseinanderzusetzen habe, zu deren Vertretung Sie, meine Herren, hierhergesandt sind. Artikel 29 der Reichsverfassung sagt: ‚Die Mitglieder des Reichstages sind Vertreter des gesammten Volkes.‘ Ich bitte Sie, diesen Fundamentalsatz unserer Verfassung heute sich besonders fest einzuprägen und auch in der Erregtheit einer vielfach zu laut als ‚Sensation‘ angekündeten Sitzung nie zu vergessen, daß Deutschland für Alles verantwortlich gemacht wird, was der Reichstag in solcher Stunde spricht. Insbesondere ersuche ich Sie, so nachdrücklich, wie ichs vermag, bei der Beurtheilung des Verhaltens fremder Nationen und Stämme persönlichem Gefühl nicht freien Lauf zu lassen, sondern sich selbst diejenige Zurückhaltung aufzuerlegen, die Sie von einem anderen Faktor des Reichslebens fordern. Sie wollen das Reich vor Schaden bewahren. Hüten Sie sich, ihm mit ungezügelter Zunge neuen Schaden zuzufügen!

Den Herren Interpellanten antworte ich:

1. Ich kenne den Artikel des Daily Telegraph.

2. Ich werde Alles, was in meiner Kraft steht, thun, um die Wiederholung ähnlichen Aergernisses zu verhindern, und werde mich in diesem Bemühen durch keinerlei Rücksicht auf mein persönliches Behagen lähmen lassen.

3. Sollte, wider mein Erwarten und wider das Erwarten des deutschen Volkes, solche Wiederholung nicht zu verhindern sein, so werde ich aus dieser Thatsache sofort die äußerste persönliche Konsequenz ziehen. Das heißt: ohne jedes Säumen und Schwanken meine Aemter in die Hand zurücklegen, aus der ich sie empfangen habe und die sie zu vergeben hat.

Die Erläuterung dieser drei Sätze wird Ihre Zeit nicht allzu lange in Anspruch nehmen.

Zunächst ein Wort pro domo mea; für mich und meine Mitarbeiter. Sie wissen, daß der Vorwurf, Seine Majestät der Kaiser habe sich ohne Befragung des Reichskanzlers zur Erlaubniß der englischen Publikation entschlossen, völlig unbegründet ist und daß in dem Fall, der uns beschäftigt, das Reichsoberhaupt gegen den Wortlaut der Verfassung nicht im Geringsten verstoßen hat. Sie wissen ferner, daß die Absicht Seiner Majestät, mein Urtheil einzuholen, durch ein Versehen unwirksam geworden ist. Durch ein Versehen, meine Herren; nicht durch ein Versagen des Apparates. Uns ist vorgeworfen worden, daß wir in der kritischen Zeit nicht in Berlin waren; dem Leiter des Auswärtigen Amtes noch besonders, daß er in der Zeit, wo der Reichskanzler nicht in Berlin weilte, Urlaub genommen habe. Diese Anschuldigungen sind nicht zu halten. An Fleiß und Hingebung hat der mannichfach bewährte Herr, der damals das Auswärtige Amt leitete, es niemals fehlen lassen. Sein Amt ist keine Sinekure; sein Dienst, den ich aus Jahre langer Praxis genau kenne, ist sogar ungemein anstrengend. Auch Herr von Schoen ist selten vor zwei Uhr nachts ins Bett gekommen; und gegen acht Uhr früh mußte er schon wieder die eingelaufenen Depeschen gesichtet und geprüft haben, um sie dem Kaiser bei dessen Morgenbesuch vorlegen und erläutern zu können. Er bedurfte dringend des Urlaubs; und wenn er ihn nur während der Anwesenheit des Kanzlers nehmen dürfte, müßte er auf die Ausnützung der in unserer Zone angenehmen Jahreszeit verzichten. Denn in dieser Jahreszeit ist der Kanzler fast immer fern von Berlin. Verdient er deshalb Tadel? Nach meiner Ueberzeugung antwortete ich: Nein. Seit elf Jahren bin ich in der (doch wohl allzu heftig verschrienen) Wilhelmstraße thätig; seit acht Jahren Reichskanzler. In dieser Zeit glaube ich mir das Recht erdient zu haben, auch an mich zu denken, so weit solches Denken mit dem Reichsinteresse vereinbar ist; und das Reichsinteresse leidet nicht darunter, daß ich wesentlich länger als die meisten

meiner Landsleute Seeluft athme. Ich bin in Norderney nicht ‚auf Urlaub‘, nicht procul negotiis, sondern erledige täglich ein sehr starkes Arbeitpensum, erledige Alles pünktlich, was der Dienst von mir verlangt. Das ist nicht wenig. Da ich keinen Anspruch auf blinden Glauben habe und gern beweise, daß ich in dem Reichstag einen jedem anderen gleichberechtigten Faktor unseres politischen Lebens sehe, bin ich bereit, Ihrer Kommission den Nachweis zu erbringen, daß meine Abwesenheit die Geschäftsführung nicht erschwert, ihr Tempo nicht verlangsamt, es vielleicht sogar beschleunigt: denn die Verringerung der hier Empfängen gewidmeten Zeit läßt mir an der Nordsee mehr Muße zu schneller Erledigung der Arbeit. Einen untüchtigen Kanzler mögen Sie mich nennen; ein fauler bin ich nicht. Und gerade in diesem Jahr habe ich am Meer ein so großes Arbeitquantum zu bewältigen gehabt und nach bestem Können bewältigt, daß schon die Summe der Aktennummern Manchen von Ihnen am Ende zum Erstaunen bringen wird. Was uns abhielt, nach Berlin zurückzukehren, als der Himmel sich im Osten umzog, ist nicht schwer zu ahnen: wir fürchteten, der Staatssekretär und ich, durch beschleunigte Heimkehr an einer Panikstimmung mitzuwirken, zu der kein Anlaß war und die Wirthschaftgüter der Nation wenigstens für eine Weile in ihrem Werth herabsetzen konnte. Wir glaubten, durch die Dauer unserer Abwesenheit anzudeuten, daß trotz der bedrohlichen Wolkenbildung im Hoch- und im Spätsommer ein europäisches Gewitter nicht zu erwarten sei.

Das Versehen selbst will ich nicht beschönigen; es ist sehr arg. Ungeheuerlich und beispiellos wird unbefangene Gerechtigkeit es nicht nennen, wenn sie vorher bedacht hat, daß selbst in den besten, modernsten Organisationen, die wir haben, in denen der Großindustrie und der Banken (denen die unserer Staatsämter sich leider noch nicht im erwünschten Umfang anzupassen vermochten), Irrthümer und sogar schlimme Vermögensschädigungen, Kontenfehler und Defraudationen, nicht immer zu vermeiden sind. Aber ich denke durchaus nicht daran, Ihnen ein Plaidoyer vorzutragen, das die Zubilligung mildernder Umstände empfiehlt. Nil humani a me alienum puto. Daß ein Minister kaum den vierten Theil der in sein Ressort gelangenden Aktenstücke lesen kann, wissen Sie aus dem Munde des vom Genie und vom Fleiß in bisher unerreichter Weise bedienten Staatsmannes, der Deutschlands erster Kanzler war und in dessen Schatten wir Alle Pygmäen gleichen. Auch er mußte sich mit seiner gigantischen Arbeitkraft auf die ihm Untergebenen verlassen. Daß ein Beamter den Umfang und die Bedeutung des ihm ertheilten Auftrages unterschätzt, ein anderer ein mit besonderer Sorgfalt zu prüfendes

Manuskript in eine Aktenmappe legt, in die es nicht gehört, ist sehr bedauerlich; giebt aber Keinem das Recht zu einer Pauschalverurtheilung einer Beamtenschaft, der ich das Zeugniß ausstellen muß, daß sie fleißig, gewissenhaft, sachkundig ihren Dienst thut und die nur ein Feind des Reiches grundlos vor unfreundlich gesinnten Horchern diskreditiren wird. Als der Fehler entdeckt war, habe ich die Personalveränderungen angeordnet, die mir nothwendig schienen. Organisatorische Maßregeln werden rasch folgen. Ueber alle diese Dinge können wir sprechen, wenn die Etats des Reichskanzlers und des Auswärtigen Amtes zu erörtern sind. Dann werde ich Ihnen jede Auskunft geben, die Sie wünschen, und mich freuen, wenn Sie ausführbare Reformvorschläge machen. Gern Ihnen, unter den erforderlichen Kautelen, auch den Beweis liefern, daß die Sache sich genau so abgespielt hat, wie sie in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung dargestellt worden ist, daß sich zu dem Versehen also nicht etwa noch Unwahrhaftigkeit gesellt hat. Jetzt mehr darüber zu sagen, scheint mir unnützlich; scheint mir sogar schädlich. Denn wir haben mit unvergleichlich Wichtigerem zu thun. Um das Versehen, dessen Folgen so unbequem waren, zu sühnen, habe ich, als oberster Chef des Ressorts, meinen Rücktritt angeboten. Der Kaiser hat gewünscht, daß ich im Dienst bleibe. Der Versuch, gegen diesen Wunsch meine Verabschiedung zu erzwingen, wäre mir besonders unstatthaft in dem Augenblick erschienen, wo Seiner Majestät durch ein Versehen der mir unterstellten Beamten Aerger bereitet und von der vorurtheilenden Oeffentlichen Meinung Unrecht gethan worden war. Ich habe mich dem Wunsch Seiner Majestät also gefügt.

Was zur Sühnung und zu künftiger Verhütung solches Versehens im engeren Bereich meines Amtes geschehen kann, ist geschehen und wird, sobald von irgendeiner Seite dazu nutzbare Anregungen kommen, weiter geschehen. Damit aber ist weder Ihr Wunsch noch meine Amtspflicht erfüllt. Denn wir haben, Sie, meine Herren, und ich, die Ueberzeugung gemeinsam, daß nicht nur schädliche Publikationen, sondern auch schädliche Aeußerungen, die von der höchsten Reichsspitze her kommen, verhütet werden müssen Wenn sie im Land monarchischer Einrichtungen verhütet werden können.

Aus der vielbesprochenen und, nicht mit Unrecht, vielgetadelten Erklärung der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung — ja, meine Herren, ich gebe dem Verfasser dieser Erklärung selbst eine sehr schlechte Censur und sage offen, daß seine Geschicklichkeit allzu weit hinter seiner Wahrhaftigkeit zurückblieb — ist Ihnen bekannt, daß ich der Absicht, das von Seiner Majestät vor dem Ohr britischer Gäste Gesagte zu veröffentlichen, widersprochen hätte, wenn das

Manuskript mir, wie der Kaiser wünschte, vorgelegt worden wäre. Ich habe für nöthig gehalten, diesem Entschluß zum Widerspruch, trotzdem er in concreto nicht mehr wirksam werden konnte, öffentlich Ausdruck zu geben. Ob ich mich damit als einen feigen Kleber, einen für das Klima von Byzanz geeigneten Gunststreber erwiesen habe: diese Frage mögen Sie selbst beantworten.

Sätze, deren Veröffentlichung man, als dem Reichsinteresse schädlich, gern verhindert hätte, kann man nicht billigen. Ich müßte kein Deutscher sein, wenn ich nicht tief bedauerte, daß diese Sätze gesprochen, vor Bürgern eines fremden Staates gesprochen wurden. Ich müßte im Lebensnerv meiner Mannheit getroffen worden sein, wenn die Furcht vor persönlichem Ungemach den Ausdruck dieses Bedauerns nicht auf die Lippe treten ließe. Und der Deutsche Kaiser, dessen Interesse unlöslich mit dem des Reiches verbunden ist und der schon deshalb nie etwas dem Reich Schädliches wollen kann, lebt nicht im Nebel dynastischer Befangenheit, nicht im Familiengefühl der über nationale Grenzen hoch erhabenen Olympier, sondern ist ein guter Deutscher, ein so guter wie irgendeiner auf dem Erdenrund, und wurzelt so fest im deutschen Boden, daß er dessen leiseste Erschütterung bis in die feinsten Wesensfasern empfindet. Das, meine Herren, ist nicht eine vage Vermuthung. Das ist unumstößliche Gewißheit. Als solche wird auch Ihr Urtheil sie erkennen, wenn ich Ihnen sage, daß der Kaiser selbst die Wirkung seiner Worte, wie wir Alle, als dem Reichsgeschäft ungünstig empfindet und darum bedauert, diese Worte gesprochen zu haben. Aus freiem Entschluß hat Seine Majestät, ehe ich noch einen dahin zielenden Wunsch andeuten konnte, mich beauftragt, in seinem Namen dieses Bedauern hier vor dem Volk auszusprechen. Ich glaube nicht, daß ein Kaiser und König von starkem Machtbewußtsein mehr zu thun vermag, um die Trübung des zwischen der Nation und ihm unentbehrlichen Vertrauensverhältnisses zu beseitigen. Rückhaltlos aber sage ich auch, daß in diesem Fall, nach Allem, was geschehen war, der Kaiser und König nicht weniger thun durfte. Das Eingeständniß eines Irrthums ehrt selbst den Höchsten, wenn er auf seiner Höhe geirrt hat. Und an der künstlichen Erhaltung des schon recht fadenscheinig gewordenen Wahnes, der behauptet, Könige könnten nicht irren und seien in ihrem Wesensstoff den Göttern ähnlicher als den Menschen, — an dieser gegen alle Zeichen der Zeit gerichteten Arbeit mitzuwirken, müßte ich ablehnen; gerade weil das monarchische Gefühl in mir stark geblieben ist. Ich sehe in dem Monarchen einen fehlbaren Menschen mit menschlichen Mängeln und Irrthumsmöglichkeiten, einen Menschen mit seinem Widerspruch, und habe darum nie und nirgends die Ueberzeugung verborgen,

daß der Königsgedanke gefährdet ist, wenn der König in seiner menschlichen Schwachheit dem Auge allzu sichtbar wird.

Niemals und nirgends. Daß ich solche Rede, mahnende und warnende, nicht in Ihren Hörbereich dringen ließ, war meine Pflicht. Es gibt verschiedene Arten des Selbstmordes, meine Herren; es giebt auch den Selbstmord des Rufes. Ohne mit der Wimper zu zucken, habe ich mitangesehen, Jahre lang, wie meine Gestalt, deren Höhenmaß ich wirklich nicht überschätze, von der geschäftigen Legende in das Zerrbild eines glatten, lächelnden, immer nachgiebigen Hofschmarotzers umgewandelt wurde. Das Treugefühl verbot mir, meine Bemühungen im persönlichsten Dienst Seiner Majestät zu meinem Vortheil ins Licht zu setzen. Vor der Wahl, zu Gunsten des Kaisers ein Schwächling oder auf Kosten des kaiserlichen Ansehens ein Mann von Eisen zu scheinen, habe ich nie gezaudert. Wenn es eine Nachwelt der Mühe werth dünkt, wird sie die Spur meines Mühens aus der Verschüttung ausgraben und, im Besitz besserer Thatsachenkenntniß, mir vielleicht ein milderer Richter sein als die Mitwelt, die unter lästiger, aber auch vom Stärksten nicht wegzuzaubernder Schwierigkeit seufzt. Auch vom Stärksten nicht: wir habens erlebt.

Sie dürfen mir glauben, daß Einem, der in seiner Jugend das Idealbild eines deutschen Kanzlers dicht vor dem Auge hatte, der Weg zu einer Resignation, wie ich sie hier andeuten mußte, nicht leicht geworden ist. Ein großes, ein schweres Stück dieses Weges habe ich hinter mir. Wo das Reichsinteresse, das Gewissen und das Bedürfniß nach Selbstachtung von dem Weiterschreiten abmahnen, da muß auch der Resignirende Halt machen. Wer von mir den Versuch erwartet, mit advokatorischen Künsten zu retten, was die unbeirrbare Logik des nationalen Empfindens als unrettbar verworfen hat, Der wird an diesem Luthertag eine Enttäuschung erleben. Auch ein neben dem großen Reformator zum Zwerg Zusammenschrumpfender darf sagen: ‚Hier stehe ich. Ich kann nicht anders.‘ Und auch ihm hilft wohl ein Gott.

Mit meinen Landsleuten theile ich den sehnsüchtigen Wunsch, daß der Zustand, dessen neustes Symptom uns hier beschäftigt, nicht länger währe. Mit ihnen theile ich die Erkenntniß, daß die Unzufriedenheit sehr groß geworden ist und daß der Groll die besten Gemüther verdüstert. Insbesondere der Groll darüber, daß der im Reich Höchste, der mehr als jeder Andere auf das Vertrauen der Nation angewiesen ist, vor Fremden eine Darstellung gegeben hat, die unsere schon vorher, unter ähnlichen Umständen, schwierig gewordene Lage noch unbequemer macht und deren objektive Richtigkeit obendrein vom Zweifel angenagt werden konnte. Ich habe die zuversichtliche Hoffnung, daß

dieses Erlebniß stark genug sein wird, um das Reich und den Kaiser vor der Wiederholung so schmerzlichen Irrthumes zu schützen. Wissen Sie ein stärkeres Mittel: ich will es empfehlen, wenn es auch mir wirksam scheint, und für die Anwendung freudig meine Person einsetzen. Niemals freilich für eine Aenderung unserer Reichsverfassung. Wenn irgendwo, muß es hier heißen: Principiis obsta! Die Verfassung des Reiches giebt allen zu gemeinsamem Wirken berufenen Kräften das ihnen gebührende Recht. Statt sie im Aerger muthwillig anzutasten, sollten wir uns in dem Bemühen vereinen, ihren Geist lebendig zu machen.

Dieser Geist will nicht, daß der jeweilige Ausdruck wechselnder Stimmung, daß die ganz persönliche Auffassung eines Einzelnen die Richtlinie deutschen Handelns bestimme, das Schicksal von sechzig Millionen deutscher Menschen festlege. Und weil der nach Artikel 15 der Reichsverfassung vom Kaiser zu ernennende Kanzler zum Hüter dieses Geistes bestellt ist, darf er nach der Erfahrung der letzten Wochen nicht länger verschweigen, daß die vom Reichsoberhaupt gesprochenen und geschriebenen Worte den nationalen Willen nicht binden, sondern nur als individuelle Aeußerungen des ersten deutschen Fürsten zu betrachten und als solche zu werthen sind. Der Kaiser ist durch Pflicht und Recht berufen, das Reich völkerrechtlich zu vertreten, Bündnisse mit fremden Staaten zu schließen, Gesandte zu beglaubigen und zu empfangen, zur Abwehr eines auf das Bundesgebiet oder dessen Küsten erfolgten Angriffes den Krieg zu erklären, die Reichsgesetze auszufertigen, zu verkünden und deren Ausführung zu überwachen, die Reichsbeamten zu ernennen und erforderlichen Falles zu entlassen. In allen diesen Fällen werden die Anordnungen und Verfügungen des im Namen des Reiches handelnden Kaisers erst durch die Gegenzeichnung des Reichskanzlers giltig, welcher dadurch die Verantwortlichkeit übernimmt (Artikel 17). Wo diese Gegenzeichnung des allein Verantwortlichen fehlt, da fehlt auch das wirksame Kaiserrecht; da sind die Aeußerungen des unverantwortlichen Reichsoberhauptes nicht anders aufzufassen und in ihrer Tragweite nicht höher einzuschätzen als das gesprochene oder geschriebene Wort einer durch Rang und Erlebnißfülle interessirenden Persönlichkeit. Das sage ich mit besonderem Nachdruck dem Theil der ausländischen Presse, der in durchsichtiger Absicht den Glauben zu schaffen versucht, die deutsche Nation sei in Unfreiheit einem einzigen, willkürlich waltenden Willen unterthan. Nein, meine Herren: die deutsche Nation hat sich in Krieg und Frieden, durch Tapferkeit und Tüchtigkeit das Recht erstritten, sich selbst ihr Schicksal zu schmieden; und was in Deutschland geschehen soll, wird durch den zusammenwirkenden Willen seiner Stämme und seiner Fürsten bestimmt. Das mögen auch die Regirenden hören.

Von dem Recht, den Reichskanzler zu entlassen, wird Seine Majestät Gebrauch machen, wenn ihr meine Auffassung von den Pflichten und Rechten des Kaisers und des Kanzlers nicht gefällt und ihr ein Maß defensorischen Eifers nöthig scheint, das mein Gewissen nicht zu leisten vermag. Nicht die gesetzliche Befugniß zwar, aber die Möglichkeit, mich vom Platze zu vertreiben, haben auch Sie, meine Herren. Dem unzweideutigen Ausdruck Ihres Tadels, Ihres Mißtrauens werde ich sofort weichen. Nicht so ungern, wie Mancher von Ihnen glaubt. Ich habe zu leben, bin nach jeder Richtung saturirt und würde heute lieber als morgen mich in ein behagliches Privatleben zurückziehen, wenn ich nur an mich denken dürfte. In einer der heutigen irgendwie ähnlichen Situation werden Sie mich nie wieder vor sich sehen. Die Verantwortlichkeit für einen Kanzlerwechsel muß ich in dem Augenblick aber Anderen überlassen, wo eine unaufschiebbare Auseinandersetzung begonnen hat, die durch meine Erfahrung, durch meine Routine (ich wähle das anspruchsloseste Wort) immerhin entgiftet und erleichtert werden kann.

Diese Auseinandersetzung zwischen der Nation und dem gekrönten Vollstrecker ihres Willens wird zur Verständigung, zur Erneuung und Befestigung des alten Treuverhältnisses führen. Weil sie, bei Gefahr des Reichslebens, dazu führen muß. Und sie wird uns nicht schwächen, sondern wesentlich stärken. Der Widerspruch, der laut (oft leider zu laut) geworden ist, kam nicht aus undeutscher Nörgelsucht, auch nicht aus Mißvergnügen an Volk, Staatsform und heimischem Wesen, sondern aus leidenschaftlichem Patriotismus, der das Reich vor Schaden geschützt und die schönste Germanentugend, die Treue, oben und unten gegen Wurmfraß gesichert wissen will. Geliebt oder gehaßt, in einem Netz von Bündnißverträgen oder in stolzer Einsamkeit: das Deutsche Reich läßt seiner Macht nicht ungestraft spotten. Wer etwa zweifelt, daß Deutschland den Muth und die Kraft hat, jeden Angriff auf seine Ehre und auf seinen Besitz mit der Wucht einmüthigen Wollens abzuwehren, Der mag sich vor schmerzhafter Enttäuschung hüten.

Was Sie zur Beseitigung solcher Zweifel zu thun vermögen, sollten Sie, meine Herren, nicht unterlassen. Ich glaube, daß Sie nach meiner rückhaltlos offenen Beantwortung Ihrer Fragen die Probe, deren Möglichkeit ich Ihnen andeutete, wagen und jede weitere Erörterung mit ihrer verbitternden Wirkung vertagen könnten. Und ich würde einen Erfolg, nicht meiner Person, sondern des Reichsgedankens, darin sehen, wenn die patriotische Mehrheit dieses Hohen Hauses sich von der Antwort auf die Interpellationen befriedigt erklären und damit vor der neugierig lauschenden Welt beweisen würde,

daß sie, wie die mit ihr im Reichsgeschäft thätigen Beamten, von zitternder Furcht vor dem Reichsoberhaupt zwar frei ist, die ihm schuldige Ehrfurcht aber vor Schmälerung bewahren will, so lange es irgend geht."

So (ungefähr), dachte ich, würde der Reichskanzler am zehnten Novembertag die Interpellationen der Reichstagsparteien beantworten. (Die fingirte Rede ist in den ersten Morgenstunden geschrieben und vor dem Sitzungbeginn in der „B. Z. am Mittag" veröffentlicht worden.) So konnte er sprechen, wenn er am nahen Ende der Krisis die Gesundung sah, sich nicht darum zu bekümmern brauchte, ob der Advent ihn noch im Amt finden werde, und nur an eine vom Urtheil der Geschichte zu billigende Haltung denken durfte. Er hat nicht so gesprochen. Weil er um jeden Preis auf dem sonnigen Platz bleiben und für die Zeit bürdeloser Muße die Gunst des Herrn bewahren wollte? Oder weil er die Situation schlimmer sieht, als ich ihm zutrauen mochte? Er ist zu klug, um sich darüber zu täuschen, daß ihm das am letzten Oktoberabend in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung Veröffentlichte niemals verziehen werden kann. Nie vergessen, daß er gesagt hat, von seinen Vortragenden Räthen dürfe er sicherere Erkenntniß des politisch Nothwendigen und Möglichen fordern als von dem Träger der Krone. Der dazu tollkühn genug war, sollte nun wieder wie eine Schranze schlottern, wo sichs um die Reputation und den Abgangsapplaus handelt? Unglaublich. Fürst Bülow konnte sich auf die Offizialvertheidigung beschränken, mit dem vom höchsten Reichsbeamten zu fordernden Takt das unverantwortliche Handeln des Kaisers tadeln und abwarten, ob der unzufriedene Klient wagen werde, ihm das Mandat zu entziehen. Just in dieser Stunde wäre selbst Einem, für den es keine Hemmung giebt, der Entschluß nicht leicht geworden, einen Kanzler, der nicht gehen will, wegzuschicken. Doch leicht oder schwer: er konnte gefaßt werden. Wer fürchtet, daß sein Scheiden das Unheil beschleunigt und mehrt, muß bleiben. Muß versuchen, sein Bleiben zu sichern. Auch wenn er sich dadurch um einen wirksamen Gestus bringt. Das hat er allzu redlich gethan. Der Kanzler hat nie so leise, so putzlos, so behutsam gesprochen, so vorsichtig jeden Effekt gemieden. Rednerei ist sonst seine Sache (und der Reichstag, in dem kaum Einer auch nur sprachtechnisch zulänglich ist, macht sie ihm bequem). Diesmal muß er wohl einen vorher niedergeschriebenen Text auswendiggelernt haben: denn er blieb in der Schriftsprache stecken, als er die „nachstehende" Erklärung ankündete. Wie ein von neidischen Blicken Eingeschüchterter bog er jeder Beifallsmöglichkeit aus und lieferte eine kraftlose, matte Rede. Weil er bleiben will; noch bleiben zu müssen glaubt. Was ihn zur Wahrung persönlicher Würde nöthig

dünkte, hatte er in der Norddeutschen gethan. Nun mochte er dem Reichstag und der Nation mißfallen: wenn er nur nicht von seinem Wächterposten weichen mußte. Die Tonart, in der er die Interpellation beantwortete, scheint mir der Beweis einer sehr düsteren Prognose. Möglich, daß ich irre; daß es wirkich noch einen Gesättigten giebt, der unter solchen Umständen gern Kanzler bleibt. Einerlei. Wir haben mit dem Kaiser zu thun und nicht Zeit, in die Falten der Kanzlerpsyche zu leuchten. Wäre ein besserer Mann bereit: auch dann noch würde ich jetzt den Sturz des Fürsten Bülow nicht wünschen. Wenn für die Fehler des fünfzigjährigen Reichshauptes der verantwortliche Prügelknabe abgestraft wird und die Sache dann als erledigt und hinlänglich gesühnt gilt, so gerathen wir in einen Zustand, den das Reich nicht so lange ertragen könnte wie der Kaiser und der nicht die Konsequenz, sondern die Karikatur des in Deutschland geltenden Verfassungrechtes wäre. Die Zahl der in die Wüste gesandten Sündenböcke ist seit 1888 schon allzu groß geworden.

Am vierzehnten November 1906 hat Fürst Bülow im Reichstag gesagt: „Ein gewissenhafter, ein seiner moralischen Verantwortlichkeit sich bewußter Kanzler wird nicht im Amt bleiben, wenn er Dinge nicht zu verhindern vermag, die nach seinem pflichtgemäßen Ermessen das Wohl des Reiches wirklich und dauernd schädigen. Wären solche Dinge vorgekommen, so würden Sie mich nicht mehr an dieser Stelle sehen." Er hat die Schätzung des Schadens also seinem „pflichtgemäßen Ermessen" vorbehalten; und darf, da er noch auf seinem Eckplatze sitzt, nicht zugeben, daß des Reiches Wohl „wirklich und dauernd" geschädigt ist. Er hat die „verhängnißvolle Wirkung" der kaiserlichen Interview nicht einen Augenblick verkannt; findet den Schaden „groß", doch „nicht so groß, daß er nicht mit Umsicht wieder ausgeglichen werden könnte"; ein „Unglück" darf mans nennen, nicht „eine Katastrophe". Wörterbuchfragen. Auch die Wirkung einer Katastrophe kann übrigens „mit Umsicht wieder ausgeglichen werden". Wir sind bescheiden. Uns genügt die Feststellung, daß durch den Deutschen Kaiser „großer Schade", eine „verhängnißvolle Wirkung", „ein Unglück" ins Deutsche Reich gekommen ist. Das ists nach dem pflichtgemäßen Ermessen des Kanzlers. Bernhards Fürsten von Bülow, der vor zwei Jahren an der selben Stelle gesagt hat: „Ein gewissenhafter, ein seiner moralischen Verantwortlichkeit sich bewußter Kanzler wird nicht im Amt bleiben, wenn er Dinge nicht zu verhindern vermag, die nach seinem pflichtgemäßen Ermessen das Wohl des Reiches wirklich und dauernd schädigen." Was „dauernd" geschädigt hat, lehrt erst der Rückblick. Wenn je eine Handlung aussah, als müsse sie weit in die Ferne wirken, so ists die von Wilhelm selbst bestätigte; ists die

Art, wie der Kaiser über seine Landsleute, seine Thaten und Absichten und über die Geheimnisse deutscher Diplomatie vor Engländern geplaudert hat. Der gewissenhafte Kanzler, der in elfjährigem Mühen so gefährliche Dinge nicht zu hindern vermocht hat und dennoch im Amt bleibt, muß die Katastrophe sehr nah glauben und deshalb bereit sein, lieber als seine Kontrolmacht das Vertrauen in seine Gewissenhaftigkeit gemindert zu sehen.

Fürst Bülow „muß bezweifeln, daß alle Einzelheiten aus den Gesprächen des Kaisers im Daily Telegraph richtig wiedergegeben worden sind." Muß er? Dann muß er bezweifeln, daß der Kaiser im Stande ist, die Richtigkeit ihm zugeschriebener Sätze zu prüfen. Wilhelm hat das vom Oberst Stewart Wortley eingeschickte Manuskript gelesen und lobend glossirt; hat die Wiedergabe seiner Worte also richtig gefunden. Der Vertheidiger Seiner Majestät erzählt uns, weder der Kaiser noch der Große Generalstab habe jemals einen detaillirten Plan zum Kriege gegen die Buren ausgearbeitet, geprüft, nach England geschickt. Was über den Kanal spedirt wurde, waren „Aphorismen", „rein akademische Gedanken über die Kriegführung im Allgemeinen, ohne praktische Bedeutung für den Gang der Operationen und für den Ausgang des Krieges". Solche Gedanken hätten in die Briefe Wilhelms an Großmama sicher sehr gut gepaßt und Grandy hätte in ihren letzten Greisentagen solchen Kursus in Strategie und Taktik gewiß gern durchschmarutzt. Nur: das nette Histörchen läßt sich nicht halten. Im Daily Telegraph stand: „Ich ließ von einem meiner Offiziere die Kopfzahl und die Position der in Südafrika auf beiden Seiten fechtenden Truppen feststellen, entwarf nach diesen Angaben den unter solchen Umständen für Englands Interessen tauglichsten Feldzugsplan und schickte ihn, als mein Generalstab ihn gebilligt hatte, nach England. Auch dieses Dokument liegt in Windsor Castle. Und mein Kriegsplan glich in allem Wesentlichen dem vom Lord Roberts dann mit Erfolg ausgeführten. Handelt so ein Feind Englands?" Diesen Wortlaut hat Wilhelm geprüft und richtig gefunden. Und der Kriegsplan, auf den der Kaiser sich als auf das stärkste Beweismittel seines Rechtes auf dankbare Britenliebe beruft, soll niemals entstanden sein? Trotzdem in London und Berlin der Offizier genannt wird, der die Ziffern herbeigeschafft hat? Trotzdem der Kaiser davon sprach?

Weiter. Im Mai 1899, sagt der Kanzler, „haben wir den Buren keinen Zweifel darüber gelassen, daß sie im Fall eines Krieges allein stehen würden". Mag sein. Da kam die Warnung eben zu spät; und die Buren, die Murawiew auf eine Intervention hoffen ließ, glaubten, Deutschland werde sich die gute Gelegenheit nicht absperren, im Bunde mit den Nachbarn aus Ost und West

die britische Hegemonie vom Festland abzuschütteln. Das mußten sie glauben, seit Freiherr von Marschall im Reichstag den Werth unserer südafrikanischen Interessen so hoch eingeschätzt und der Kaiser in der Depesche an Paul Krüger das Deutsche Reich eine den Burenstaaten befreundete Macht genannt hatte, die ihnen auf Anruf helfen werde. Diese Depesche hat die deutsche Wirthschaft etwa hundert Millionen Mark gekostet; „das Wohl des Reiches also wirklich und dauernd geschädigt". Diese unnöthige, nur einer Stimmung Luft schaffende Depesche hat die Briten auf Jahre hinaus erbittert. Und als die Buren dann Hilfe erbaten? „Wer hat denn der Rundreise der von den Buren Abgeordneten, die eine europäische Intervention gegen Euch erwirken sollten, ein Ende gemacht? Ich. Ich weigerte mich, sie zu empfangen: und sofort hörte die Agitation auf und Eure Feinde konnten nichts ausrichten." So hats der Kaiser gesagt, gelesen, verbreiten lassen. So will ers in die Geschichte bringen. Kann der Hinweis auf die Warnung, die im Mai 1899 über den Haag nach Pretoria ging, den Groll über solches Handeln schwichtigen?

Daß der Kaiser den franko-russischen Bündnißvorschlag seiner Großmutter meldete, soll, sagt der Kanzler, nicht der Rede werth sein. „Die Sache war längst bekannt. (Lebhaftes Hört! Hört!)" Längst? Seit Wilhelm der Zweite sie in Gesprächen, die der englische Journalist Bashford vor einem Jahr veröffentlichen durfte, bekannt gemacht hat. Auf diese Gespräche, nach denen fremden Mächten in Berlin nicht mehr die Gewähr unbedingter Verschwiegenheit zu bieten sei, haben sich die Wiener berufen, als ihnen vorgehalten wurde, daß es freundschaftlich gewesen wäre, Deutschland früher als Andere auf die Annexion Bosniens und der Herzegowina vorzubereiten (Hört! Hört!) „Die sicherste Polititik ist wohl diejenige, die keine Indiskretionen zu fürchten braucht." Sprenkel für die Drosseln. Jede Politik muß Indiskretionen fürchten; selbst die redlichste. Die Bülows wie die Bismarcks; Aehrenthals wie Metternichs. Was hätte der Kanzler gethan, wenn ich vor vierzehn Tagen hier den Brief gedruckt hätte, der aus Casablanca die Geheimgeschichte des Konsularstreites brachte? Wozu ist Paragraph 92 ins Strafgesetzbuch aufgenommen worden, wenn die sicherste Politik (die wir für unser gutes Geld doch wohl verlangen dürfen) Indiskretionen nicht zu scheuen hat? Auch die saubersten und solidesten Banken und Industriegesellschaften bergen Geschäftsgeheimnisse; und der Generaldirektor oder Aufsichtrathspräsident, der sie ohne Vereinbarung entschleierte, käme um Sitz und Kredit. „Die Mittheilung konnte berechtigt sein, wenn von irgendeiner Seite versucht worden war, unsere Absichten zu entstellen oder unsere Haltung zu verdächtigen " Nach dem Bekennt-

niß zu solchem Grundsatz will Fürst Bülow für das Reich noch Geschäfte machen? Wenn Deutschlands Haltung verdächtigt wurde, durfte der Deutsche Kaiser, statt sich auf die Entkräftung des Verdachtes zu beschränken, den Plan, der in embryonischem Zustand aus Petersburg nach Berlin gekommen und unter der Voraussetzung unverbrüchlicher Diskretion dem Leiter des Auswärtigen Amtes mitgetheilt worden war, dem Auge der davon bedrohten Macht entschleiern? Solche Staatsmoral gäbe dem Botschafter Recht, der vor ungefähr zwanzig Monaten sagte, das Deutsche Reich sei nicht mehr bündnißfähig. Erstens also ist der Wille zur Intervention der Großmutter Vicky aus einer Depesche des Enkels Willy bekannt geworden; und damals, Herr Kanzler, konnte „von einer Enthüllung" doch wohl „die Rede sein". Zweitens haben Gespräche, die mit kaiserlicher Erlaubniß veröffentlicht wurden, in den Jahren 1907 und 1908 die Thatsache dieser Enthüllung ins hellste Licht gebracht. „Im Archiv des Schlosses Windsor liegt das Telegramm, in dem ich der Königin Victoria den Plan Eurer Feinde und meine abweisende Antwort meldete." Und der Nutzen des Verstoßes gegen die Spielregel der Diplomatie, den der Mandant verdienstlich, der Mandatar „unter Umständen mindestens erklärlich" findet? Hat er uns Britaniens Liebe erworben? Rußland und Frankreich, einst „Eure Feinde", waren schon im Algesirasjahr dem Inselreich innig gesellt.

Der Kaiser hat vor Briten gesagt, die Mehrheit der Deutschen sei gegen England. Gesagt, Deutschland baue seine Flotte, um für den Kampf um die Zukunft des Stillen Ozeans in Bereitschaft zu sein. So ists mit seiner Ermächtigung gedruckt worden. Der Vertheidiger stellt sich, als sei die Wiedergabe ungenau oder falsch. „Wir denken gar nicht daran, uns im Stillen Ozean auf maritime Abenteuer einzulassen." Vielleicht dünkt ihn der Kampf um die Zukunft dieses Ozeans kein Abenteuer. An diesen Kampf hat der Kaiser gedacht; an einen Kampf anglo-deutscher gegen ostasiatische Geschwader. Danach, nach dem Buddhabild, der Hunnenrede, der steten Warnung vor der „gelben Gefahr" wird Nippon auch vom geschicktesten Beschöniger leider nicht leicht zu überzeugen sein, daß es in dem Deutschen Kaiser einen Freund zu sehen habe. „Wären die materiellen Dinge in der richtigen Form im Einzelnen bekannt geworden, so wäre die Sensation keine große gewesen." Sie sind in der richtigen Form bekannt geworden; genau in der Form, in der sie der Kaiser bekannt werden lassen wollte; die er überwacht und gebilligt hat. Und wäre die traurige Sensation das Ergebniß unrichtiger Einzeldarstellung: welches Urtheil wäre dann über den verantwortlichen Geschäftsführer zu fällen, der mit der Berichtigung vom neunundzwanzigsten Oktober bis zum zehnten November

gewartet hat? Trotzdem er die „verhängnißvolle Wirkung" der kaiserlichen Interview sofort erkannte? Wie groß und wie nah muß dem Fürsten Bülow die Katastrophengefahr scheinen, da der Verwöhnte das Wagniß auf sich nahm, so brüchiges Entlastungbeweismaterial ins Reichshaus zu tragen!

Am ersten November spricht lächelnd der Kaiser: „Na, Bernhard habe ich herausgehauen!" Durch die Erlaubniß zur Veröffentlichung des Thatbestandes, der erwies, daß die londoner Publikation an die Zustimmung des Kanzlers gebunden sein sollte. Am zehnten November will der Kanzler vergelten. „Ich verstehe, daß der Kaiser, gerade weil er sich bewußt war, immer eifrig und ehrlich an einem guten Verhältniß zu England gearbeitet zu haben, sich gekränkt fühlte durch Angriffe, die seine besten Absichten entstellten. Ist man doch so weit gegangen, seinen Interessen für den deutschen Schiffbau geheime Absichten gegen englische Lebensinteressen unterzuschieben, an die er nie gedacht hat." „Immer" und „nie" sind Wörter, in deren Anwendung der über Wilhelm den Zweiten Sprechende vorsichtig sein sollte. Fürst Bülow nimmt als erwiesen an, was erst zu erweisen wäre; aber nicht zu erweisen ist. Er sollte sich hüten; auch gutgemeinte Provokation kann gefährlich werden. Und Eduards Köcher birgt noch manchen Papierpfeil. Dem Enkel des Koburgers und der Welfin ists so ziemlich mit allen Dingen Himmels und der Erde so gegangen wie mit den aeronautischen Versuchen des Grafen Zeppelin. Jahre lang hat er über die Arbeit des Grafen ungemein schroff abgeurtheilt, ihm, der gerade damals der Hilfe gar dringend bedurfte, die Reichsquellen nicht geöffnet und ist heftig geworden, wenn der Name des Erfinders genannt wurde. Jetzt, nach Erfolgen, die den Sachverständigsten noch nicht zur Urtheilsfindung genügen, ist ihm „die Vorzüglichkeit des starren Systems über alle Zweifel erhaben" (noch im Hochsommer wars ein nicht diskutirbarer Unsinnn); ist der Graf „der größte Deutsche des zwanzigsten Jahrhunderts" (das nächstens ins achte Lebensjahr tritt), „der Bezwinger der Lüfte" und der Würdigste, den Hohen Orden vom Schwarzen Adler zu tragen; denn er (der vorgestern Verwehmte, den man noch nach dem echterdinger Tag nur unter Aufsicht arbeiten lassen durfte) „hat uns an einen neuen Entwickelungpunkt des Menschengeschlechtes geführt und einen der größten Momente in der Entwickelung der menschlichen Kultur erleben lassen." Das klingt. Schwarzer Adler. Accolade. Küsse auf beide Backen. Vor allem Volk. Und wenn dieser Bringer neuen Heils und echter Höhenkultur vier Wochen vor seinem siebenzigsten Geburtstag gestorben wäre, hätte der Deutsche Kaiser sich an ihn als an einen dilettirenden Narren erinnert, bei dessen Nennung die Achsel zuckte. Ein Beispiel für viele, die uns den Kopf schütteln ließen,

seit Bismarck „noch sechs Monate verschnaufen“ sollte. So wars auch mit dem Verhältniß zu fremden Völkern; besonders zu England. „Der Dreizack gehört in unsere Faust!“ „Der Admiral des Atlantischen Ozeans grüßt den Admiral des Stillen Ozeans“ (um dessen Zukunft nun, da der Herr Admiral Nikolai Alexandrowitsch sich in Port Arthur den Schnupfen geholt hat, im Bund mit Albion und, wie es scheint, auch Amerika gekämpft werden soll). „Auf dem Erdball keine Entscheidung mehr ohne Mitwirkung des Deutschen Kaisers!“ „Hohenzollern-Weltherrschaft.“ „Deutschland in der Welt voran!“ Konnten solche Worte dem Briten lieblich klingen? Und schlimmere sind gesprochen worden; viel schlimmere geschrieben. Ist Engländern zu verargen, daß die hitzige Werbung um die Liebe der Mohammedaner und der Yankees, daß die Politisirung der Bagdadbahn, die als gunstloses Geschäftsunternehmen die City nicht beunruhigt hätte, ihr Mißtrauen weckte? Daß sie der Mär nicht trauen, Deutschland dehne sein Steuerrecht bis an den Bezirk der Vermögenskonfiskation, nur um seinen Handel zu schützen, trachte nur deshalb, neben dem stärksten Landheer sich eine seinen Kolonialbesitz ins Ungeheure überwachsende Flotte zu schaffen? Kriegsschiffe, deren Stapellauf mit Schlachtgesängen und hellen Fanfaren der Erobererhoffnung gefeiert wird? Ohne Verständigung über die Grenzen der Seemacht keine aufrichtige Freundschaft mit England. Niemals. Denn für England ists die Lebensfrage, ob es die ungefährdete Herrschaft über die Meere behält; und es muß Jeden hassen, ders zwingt, noch schwerere, theurere Rüstung auf sich zu nehmen. Und die anglo-deutsche Konfliktsgefahr wirkt über den Erdkreis hin und bestimmt in Orient und Occident die Gruppirung der Mächte. Das könnte jeder Nüchterne wissen. Wozu dann die stete Umwerbung, die den stolzesten Deutschen längst auf die Nerven fällt? Seit das Tempo des Flottenbaues nach jähem, leider allzu suggestivem Entschluß beschleunigt worden ist, steht Deutschlands internationale Politik unter widrigem Gestirn. Und was wird die Häufung der finanziellen und der politischen Schwierigkeiten schließlich erreichen? Was die Familienpolitik in der Burenkriegszeit erreicht hat: neue, vorher unahnbare Koalitionen.

Nur ein für die bedächtige Konstruktion und die stille Abwickelung politischer Geschäfte völlig ungeeignetes Temperament konnte sich darüber täuschen. Vor Fremden, ein Kaiser und König, so sprechen, daß dem Echo der Weg verriegelt, von dem amerikanischen Interviewer Hale das Manuskript zurückgezogen werden muß, damit durch den Kaiser der Deutschen nicht neues Aergerniß in die Welt komme. Konnte hoffen, ein Herrenvolk von alter Kultur und politischem Genie dadurch zu gewinnen, daß man, als Erbe nachgewachsener Macht,

ihm sagt: „Wenn ich Euch damals nicht gerettet hätte, wäre es Euch miserabel gegangen"; und zu verstehen giebt, wie die Gnade des Verwandten der Unfähigkeit in Kolonialkriegen ergrauter Krieger aus dem Sumpf geholfen hat; einem Volk zu verstehen giebt, dessen im Verkehr mit Deutschland empfindlichster Punkt das Bewußtsein militärischer Schwachheit ist. Wer so oft, so furchtbar geirrt hat, kann Vertrauen in seine Eignung zum Amt eines Reichsgeschäftsführers niemals mehr heischen. Fürst Bülow hat, um nicht nur in der undankbaren Rolle des Vertheidigers vor dem Thing aufzutreten, gesagt: „Die Einsicht, daß die Veröffentlichung dieser Aeußerungen in England nicht die von Seiner Majestät dem Kaiser erwartete Wirkung gehabt, in Deutschland aber tiefgehende Erregung und schmerzliches Bedauern hervorgerufen hat, wird (diese feste Ueberzeugung habe ich in diesen schweren Tagen gewonnen) Seine Majestät den Kaiser dahin führen, künftig auch in seinen Privatgespächen sich diejenige Zurückhaltung aufzuerlegen, die für eine einheitliche Politik, für die Autorität der Krone eine unerläßliche ist. Wäre Dem nicht so, dann könnte weder ich noch einer meiner Nachfolger die Verantwortung tragen." Immerhin fast so tapfer wie die elf Deklaranten. Aber hat der Kaiser die tiefgehende Erregung und das schmerzliche Bedauern denn mitgefühlt? Auch nur bemerkt? In Eckartsau (die wiener Blätter meldeten ausdrücklich, daß er sich selbst angesagt habe, nicht spontan eingeladen worden sei) schoß er drei Dutzend Hirsche, die ihm an den Stand getrieben wurden. In Donaueschingen freute er sich an Fuchsjagd und Cabaret. Deutschland las es, während Leid und Groll von Süd nach Nord schlich. Und während die vom Volk Abgeordneten sich zu einem Gerichtstag versammelten, wie das Reich ihn nie erleben zu müssen geglaubt hatte, wurde aus der Zeppelinstadt berichtet, Seine Majestät sei „in besonders fröhlicher Stimmung". Zurückhaltung in Privatgesprächen? „Der Kaiser", sagte Bismarck, „ist anders als wir. Er möchte alle Tage Geburtstag haben und nimmts wie Beleidigung auf, wenn ihm mal einer verregnet."

... „Keiner soll die Warnung vergessen, die uns Allen diese letzten Tage gegeben haben. Aber es ist keine Ursache, eine Fassunglosigkeit zu zeigen, die bei unseren Gegnern die Hoffnung erweckt, das Reich sei im Inneren und auch nach außen gelähmt." So sprach der Kanzler. Wo sah er Fassunglosigkeit? Selbst die Blindheit ist nun gewarnt. Das Reich hat sich nach dem ersten Schreck aus der Lähmung gelöst und ist stärker als jemals seit zwanzig Jahren.

Flammenka.

Zigeunerballade.

Der Vollmond erhob sich aus seiner Ruh
Und zwanzig Feuerchen glühten.
Flammenka, wer ist so schön wie Du?
Tanz, tanz auf den silbernen Blüthen!
Flammenka springt auf, ihr Tambourin klirrt,
Schon hebt sie die Füße, die nackten,
Und Wladis lockt mit der Fiedel; sie girrt
Und Brotko pocht zu den Takten.

Da kommen sie Alle: das Kind und der Greis,
Der Mann läßt Ambos und Pfropfen,
Die Frauen, die Mädchen, es schließt sich der Kreis,
Sie heben die Hände und klopfen:
Das ist ein besserer Zeitvertreib,
Als schwitzend am Feuer zu schanzen!
Flammenka, Du bist das schönste Weib!
Flammenka, wie schön kannst Du tanzen!

Flammenka tanzt. Ihrer Glieder Sammt
Glänzt auf, es klingt das Geschmeide,
Die bronzenen Kniee das Röcklein umflammt,
Rothleuchtende, knisternde Seide.
Flucht, Wirbel und Sprung und lockendes Spiel,
Furcht, Bitte und Trotzgeberde,
Herb strafft sie sich auf; nun ist sie am Ziel:
Dann taumelt sie selig zur Erde.

Doch tanzt sie im Dorf, dann sammelt sie ein,
Kehrt eilenden Fußes zurücke,
Streut lachend umher beim Feuerschein
Die Groschen und Silberstücke:
„Nehmt! Nehmt! Wie gerne schenkt' ich Euch Gold
Und funkelnde Edelkristalle!"
Flammenka, wie gut bist Du! Und so hold!
Flammenka, wir lieben Dich Alle!

Der Mond steigt steil. Doch fern im Holz
Hebt Wladis die seufzende Geige;
Sie klagt und fleht: und Flammenkas Stolz
Schmilzt hin und sie schleicht durch die Zweige.
Die Fiedel that einen Jubelschrei,
Ihr Jauchzen erlosch im Dunkel:
Und unter dem Schlehdorn saßen Zwei,
Umblüht von Mohn und Ranunkel.

Doch Brotko, der Zähe, lauert und lauscht
Und lockert den Dolch, den blanken;
Leis kriecht er heran und das Buschwerk rauscht,
Es brechen die Hopfenranken.
Schon blitzt das Eisen kalt durch die Luft;
Doch Wladis weiß sich zu hüten:
„Mein ist Flammenka, wehr' Dich, Du Schuft!
Mein ist sie, ich lach' Deinem Wüthen!"

„Nicht Dein! Nicht Dein! Flammenka bin ich!
Flammenka! Werft fort die Waffen!
Und wen ich liebe, Dem schenke ich mich!
Mit Euch hab' ich nichts mehr zu schaffen."
Doch Wladis und Brotko haderten wild
Und fluchten sich hin zu den Zelten,
Als hoch um des Mondes goldenes Bild
Silbern die Sterne sich stellten.

Stumm sinkt die Nacht. Doch stärkerer Rauch
Entwölkt sich dem schlaflosen Lager;
Brotko wirbt Freunde und Wladis auch:
Der Haß ist ein hungriger Nager.
Schon klafft der tausendjährige Stamm,
Bis in die Wurzel zersplittert,
Noch ehe über des Ostens Damm
Das erste Morgenroth zittert.

Die Sonne erhob sich, der Mond versank.
Noch weiß sich die Wuth zu verhüllen:
Flammenka wandelt die Straße entlang,
Im Dorfe das Körbchen zu füllen.
Da zuckt die Lohe des Hasses rings
Empor mit Knirschen und Zischen:
Zehn Feuerchen rechts, zehn Feuerchen links
Und leer läuft die Straße dazwischen.

Hier Wladis! Hier Brotko! Bereit des Gefechts,
Belauern sich stumm die Gewehre,
Ein Graben links, ein Graben rechts,
Dumpf blinken Pistolen und Speere.
Hier Brotko! Hier Wladis! Der Himmel glüht roth.
Die Straße läuft glatt zwischen Beiden.
Da kommt Flammenka! Sieg oder Tod!
Flammenka, Du mußt Dich entscheiden!

Sie stutzt, das Körbchen entfällt ihr, sie wankt,
Es rollen Groschen und Stüber,

Sie bittet, sie fleht, sie taumelt und schwankt
Die Straße herüber, hinüber;
Doch hart bleibt der Haß und der fressende Zorn:
Es dürsten nach Blut die Genossen,
Den Finger am Drücker, das Auge am Korn,
Die Faust um das Eisen geschlossen.

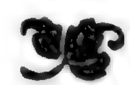
Und stärker, stärker beschwört sie den Feind,
Sie eilt und kämpft für das Leben,
Sie ringt die Hände und droht und weint,
Flucht, Wirbel und Sprung wird ihr Streben.
Schon senkt sich hier, dorten ein Büchsenlauf;
Sie wird nicht müde, zu springen.
Flammenka tanzt! Der Mond steigt herauf,
Sie tanzt, um den Tod zu bezwingen.

Schon wagt es ein Alter und pocht den Takt;
Da zerreißt sie die Hüllen, sie gleiten,
Sie flattern in Fetzen: Flammenka tanzt nackt!
Wer denkt noch an Blutkampf und Streiten?
Sie heben die Hände und pochen laut,
Haß, Zorn und Zwietracht entweichen,
Flammenka tanzt, eine nackte Braut,
Sie tanzt mit dem Tode, dem bleichen.

Und schneller treibt sie der klopfende Chor,
Flammenka tanzt Stunde um Stunde.
Steil stieg der Mond am Himmel empor,
Sie tanzte mit blassem Munde.
Sprung, Wirbel, ein Schrei: und ihrem Blick
Entlohten angstvolle Flammen.
Da warf ihr der Tod den Kopf ins Genick
Und schlug sie tückisch zusammen.

Zur Eiche schritt Brotko, den Strick in der Hand,
Und hat sein Leben gelassen;
Doch Wladis zog mit der Geige durchs Land
Und spielte auf Märkten und Gassen.
„Wer kennt Flammenka? Still schläft sie im Wald.
Schöner wie sie war Keine.
Sterben möcht' ich! Der Wind weht so kalt!
Weine, Du Fiedel, weine!"

Wandsbeck. Ewald Gerhard Seeliger.



Handelssachverständige.

In meinem Aufsatz „Prozeßreform" empfahl ich, eine Feststellung des Thatbestandes als Kontrole vor dem Erlaß des Urtheils protokolarisch zu ermöglichen, damit vermieden werde, daß das nach Wochen schriftlich begründete Urtheil wichtige Feststellungen der mündlichen Verhandlung (oft, um das ab irato gesprochene Urtheil zu rechtfertigen) unter den Tisch fallen läßt. Heute möchte ich dafür sprechen, daß in der Handelsgerichtsbarkeit die Richter mehr ihrem eigenen richterlichen Gefühl folgen mögen als Sachverständigen; besonders, wenn diese Herren über Gebräuche vernommen werden. Für den Satz, daß Recht verjährtes Unrecht ist, dürften sich nirgends so viele Beispiele finden lassen wie in der Judikatur, die sich auf Handelsgebräuche stützt. Was ist in Deutschland Handelsgebrauch? Wo fängt der Mißbrauch, die schlechte Sitte an? Und in wie viele Widersprüche verwickelt sich der Sachverständige, dem man auf den Zahn fühlt?

Gegen Waarenbezeichnungen wie „Eichelkaffee", „Malzkaffee", „Deutscher Cognac" ließe sich schließlich noch nicht viel sagen. Der Ausländer, der nicht Deutsch spricht, hat es sich eben selbst zuzuschreiben, wenn er, durch das von ihm gelesene Wort Kaffee verführt, Etwas kauft, das mit Kaffee nur den Namen gemein hat. Auf den Ausländer nimmt das Gesetz keine Rücksicht und für den Deutschen sind solche Bezeichnungen Handelsgebrauch; er weiß (oder muß, nach Ansicht des Richters, wissen), daß „Eichelkaffee" nicht etwa, wie „Kaiserkaffee" oder „Bärenkaffee", eine bestimmte Mischung eines bekannten Kaffeegroßhauses, sondern überhaupt kein Kaffee ist. Etwas, das den Kaffee gefahrlos ersetzen soll.

Berliner Weinhändler ärgern sich über die Bezeichnung „Apfelwein". Dabei vergessen sie, daß ihnen der zweite Absatz des Paragraphen 16 im Gesetz zum Schutz der Waarenbezeichnung dazu dienen muß, die ehrwürdigen Namen Rüdesheim und Johannisberg für irgendwoher gekommene Weine zu mißbrauchen, da „die Verwendung von Namen, welche nach Handelsgebrauch nur zur Benennung gewisser Waaren dienen, ohne deren Herkunft bezeichnen zu sollen", erlaubt ist. Ein Bischen weither geholt ist ja dieser Handelsbrauch; und ein Publikum, dem er kaum im ganzen Umfang bekannt ist, läßt sich nur deshalb wohl gefallen, daß ihm für theures Geld ein Johannisberger vorgesetzt wird, der Johannisberg nie gesehen hat, wahrscheinlich auch nicht einmal ein Rheingauwein ist. (Das neue Weingesetz will hierin wenigstens Wandel schaffen. Darob große Entrüstung bei manchen Weinhändlern, die behaupten, ihre ganze Existenz hänge von diesem unreellen Brauch ab. Vor solchem Bekenntniß sollte ein anständiger Kaufmann sich hüten.)

Die deutschen Richter, denen oft jede Fühlung mit den Bedürfnissen des praktischen Lebens fehlt, besonders die Kenntniß der Wege, die der Handel, das „nothwendige Uebel", geht, müssen sich auf Gutachten kaufmännisch Sachverständiger verlassen. Diese Sachverständigen werden von Korporationen, in denen nur Kaufleute sitzen, vorgeschlagen und vom Präsidenten des Gerichtssitzes bestätigt. Ihre Gebühren sind festgesetzt; nicht allzu niedrig, wie zugegeben werden soll, aber doch recht bescheiden für praktische Geschäftsleute, die mit ihrer Arbeit und mit ihrer Zeit markten, nur an Barzahlung gewöhnt sind und denen nicht systematisch von Beginn an das preußische Beamtengefühl für Theilzahlung in Ehre anerzogen wurde. Ganz unabhängige Kaufleute, die selbst einem größeren Betrieb vorstehen

müssen, drängen sich nicht dazu, für Stundenlohn den Gutachter zu spielen. Meist sind Vermittler ohne eigene Geschäfte in die Listen eingetragen. Von ihnen soll nicht behauptet werden, daß sie weniger mit Handelsgebräuchen vertraut sind als die Inhaber größerer Geschäfte; vielleicht sind sie sogar im Besitz schnellerer Auffassungfähigkeit, da sie ja mit so vielen Geschäftsleuten der Branche arbeiten, so viele befriedigen müssen. Gerade dieser Umstand mindert aber auch die Garantie für die Unabhängigkeit und Unparteilichkeit solcher Gutachten.

Man wird antworten, daß die Richter und die Parteien in der Wahl der Sachverständigen nicht beschränkt sind. Um aber den richterlichen Glauben an die Zuverlässigkeit eines gerichtlich vereidigten Sachverständigen zu erschüttern, dazu gehört mehr als der Hinweis, daß er Konkurrent oder von der Konkurrenz abhängig se:. Das Gefühl einer Partei, der Sachverständige sei voreingenommen, genügt dem Richter nicht; an die Befangenheit eines auf Unparteilichkeit vereideten und gewissermaßen beamteten Gutachters wird er erst glauben, wenn ihm Thatsachen bewiesen werden, die den Sachverständigen disqualifiziren. Das ist meist schwer.

In solchen (nicht selten vorkommenden) Situationen wird bei den Handelssenaten die richterliche Unparteilichkeit der Handelsrichter manchmal das Richtige treffen, da sie geschäftskundig sind, wissen, daß Keiner aus seiner Haut heraus kann, und, gegen sich selbst skeptisch, nicht das selbe Gefühl für den Nimbus der Gerichtssachverständigen haben wie der von gerichtlicher Autorität durchdrungene Berufsrichter. Aber auch die Handelsrichter versagen bei dem Versuch objektiver Rechtsfindung; sie überstimmen sogar den uninteressirten Berufsrichter, wenn der Handelsgebrauch in Frage kommt, wenn Neues, Ungebräuchliches sich gegen das Alte, den Gebrauch, durchsetzen will, — mag das Neue auch hundertmal besser sein.

Wer ausgefahrenen Gleisen die selbst gefundenen Wege vorzieht und nach bester Einsicht anders handelt als die Mehrheit der jeder Tradition treuen Kaufleute, Der stelle sich erst gar nicht einem von dem Alten blind ergebenen Sachverständigen berathenen Gericht: er wird doch nur den Spruch eines Parteirechtes vernehmen.

Nehmen wir einen Fall, der oft wiederkehrt. Starke Berufsorganisationen streiten mit einem Outsider der Branche. Seine Geschicklichkeit ist ihnen unbequem, seine neuen Methoden, Aufträge zu erzielen, ärgern sie; Alles an diesem Geschäftsbetrieb ist neu und schon deshalb unangenehm. Es kommt zu Prozessen. Der Richter muß sich mit den Handelsgebräuchen bekannt machen. Sein Berather, sein Lehrer ist der vor Gericht berufene Sachverständige; natürlich ein am Ort wohnhafter Kaufmann der selben Branche. Da er nur Vermittler ist, wahrscheinlich nicht mitorganisirt, ist er als einer Partei zugehörig schwer zu erweisen; trotzdem aber ganz Partei: denn meist sind es seine Kunden, die Leute, von denen seine Existenz abhängt, die auf der einen Seite stehen. Wie sein Gutachten ausfällt, kann man sich vorstellen; wenn er einen Handelsbrauch so kommentiren kann, daß das Ungekannte, das Neue den Anschein einer beabsichtigten Unlauterkeit erhält, dann wird der Handelsrichter nicht gleich merken, woher der Wind weht. Die Umstände sprechen in solchem Fall aber deutlich dafür, daß dem Einen gegen die Menge der Anderen sein Recht nie werden kann. Woher soll er den unparteiischen Sachverständigen holen, wenn nur in alter Praxis stehende Kaufleute zum Gutachter berufen sind?

In diesen Fällen, scheint mir, wäre etwas mehr graue Theorie noch immer nicht so schlimm wie die parteiische Praxis. Man schilt den grünen Tisch und vergißt,

daß von ihm die großen und von allem Persönlichen freien Gedanken kommen und daß das Recht nichts mit praktischen Interessen gemein haben soll. Was Handelsgebrauch, was Handelsmißbrauch ist, könnten, besser als die Korporationen der Kaufleute, bei denen stets das Interesse mitsprechen und das Urtheil, beim besten Willen, parteiisch färben wird, die Handelshochschullehrer entscheiden. Sie kennen die Geschichte des Handels, seiner Usancen und Mißbräuche und sind auf allen Merkantilgebieten zu Haus. Warum sollen sie nicht an der Handelsgerichtbarkeit mitwirken? Sie sind dazu doch eher geeignet als Leute, die mit allen Fasern am praktischen Handelserwerb hängen und von ihrem persönlichen Interesse nicht loskommen können. Alle Theorie ist grau? Die sich mit dem komplizirten Wesen des Handels beschäftigt hat, kann nicht gar so grau sein. Der Theoretiker soll unparteiisch die Praxis sehen, wie sie jetzt ist, hier und anderswo, wie sie früher war und später sein wird, und dem Richter ein klares Referat liefern. Der Handelsmißbrauch, den der jetzt berufene Sachverständige mitgemacht hat, an den er gewöhnt war und den er Handelsgebrauch nennt, wird dann in seinem richtigen Licht erscheinen und der nicht im Interessengetriebe stehende Fachmann wird sagen, welcher Handelsgebrauch sich vor dem Recht halten kann. Denn das Recht soll regiren. Nicht ein Recht, das eine sittlich mehr oder minder fragwürdige Praxis im Lauf der Zeit sich zu ihrem Vortheil geschaffen hat, sondern der unwandelbare Gedanke des Mißbrauch vom Brauch scheidenden Rechtes. Mißbräuche werden nicht dadurch gerechtfertigt, daß eine Gruppe sich bei ihnen wohlfühlt, weil sie ihr nützen.

Ernst Walter.

Taft.

William Howard Taft ist am dritten November mit einer großen Mehrheit zum Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika gewählt worden. Die republikanische Partei ist siegreich geblieben, weil sich, nach den Enthüllungen des „sehr ehrenwerthen" Zeitungmannes Hearst, herausgestellt hatte, daß die Sonne der Standard Oil Company ihre belebenden Strahlen sowohl republikanischen wie demokratischen Vertrauensmännern gespendet hatte. Neben den Republikanern Foraker und Sibley stehen die Demokraten Haskell und Bailey. Diese vier Senatoren hatten nicht ganz einwandfreie Beziehungen zum amerikanischen Oeltrust. So glich sich die Sache aus und die Bryanleute hatten den Anhängern Tafts nichts vorzuwerfen. Nun ist die Frage: Wird sich die wirthschaftliche Struktur der Vereinigten Staaten irgendwie ändern, wenn Roosevelt das Weiße Haus in Washington verlassen hat? Sind auf handelspolitischem Gebiet wesentliche Verschiebungen zu erwarten? Die beiden mächtigen Stützen, auf denen der Bau der amerikanischen Wirthschaft ruht, sind die Trusts und der Zolltarif. Beide Faktoren sind mit einander verbunden; nur hinter einer gigantischen Zollmauer konnten die Industrie- und Finanzcyklopen gedeihen. Im luftdicht verschlossenen Raum konserviren sie ihre Kraft. Will man die ihnen nehmen, so braucht man nur frische Luft vom Meer in das Kastell hineinwehen zu lassen. Wird Taft der starke Mann sein, der die Mauern einreißt, den Luftzug erleichtert und Hand an den Dingley-Tarif legt?

Der neue Herr hat erklärt, daß er an der Politik des Vorgängers festhalten und Roosevelts Absichten weiter durchzuführen suchen werde. Und die wichtigste der noch nicht erledigten Nummern in Teddys Katalog ist die Unterdrückung der Trusts. William Howard Taft hat sich auch für eine Zollrevision verbürgt. Er sagte in seinem Wahlaufruf: „Die republikanische Partei erklärt sich in unzweideutiger Weise für eine Revision des Zolltarifs in einer Sondertagung des Kongresses, die unmittelbar nach dem Amtsantritt des neuen Präsidenten stattfinden soll.“ Das ist ein Versprechen; und Taft fordert selbst, daß der Präsident halte, was der Kandidat gelobt hat. Wird ers? An seinem guten Willen ist nicht zu zweifeln; aber Das allein bürgt nicht dafür, daß der That Erfolg beschieden ist. Nach Allem, was man von Taft weiß, ist er keine so starke Persönlichkeit wie Roosevelt. Er ist Epigone; sein Vorgänger war der Begründer der Dynastie „Kraft-Mayr“. Und Teddys Lanzen zersplitterten wie Glas an der stahlharten Rüstung der Trusts. Der jugendfrische rough rider Theodor Roosevelt hat seine Kraft an dem alten Dyspeptiker John D. Rockefeller und dem grauhaarigen Eisenbahnkönig E. H. Harriman fruchtlos erprobt. Das Alter hat die Jugend besiegt. Wie war Das möglich? Weil in den Trusts die starken Wurzeln der Kraft des amerikanischen Wirthschaftlebens ruhen. Alte Bäume kann man nicht ausreißen, ohne in ihrer Nachbarschaft das Erdreich aufzuwühlen und alles Leben, das sich dort regte, zu vernichten. Die Hundingseiche, die durch das Haus hindurchragt. Die mächtigste Finanzgruppe in der nordamerikanischen Union ist heute die Standard Oil Company mit Rockefeller und Harriman. Wer die Trusts wirksam bekämpfen will, muß den Einfluß dieses Giganten (an Kapital und korrumpirender Kraft) beseitigen. Neben dem Oeltrust steht die Gruppe J. P. Morgans. Mit souverainer Macht herrschen die beiden Gewaltigen über Finanz, Industrie und Eisenbahnen. Wer sich aufzulehnen suchte, wurde gestürzt. So ging es den Goulds, Vanderbilts, Hill, dem stärksten Gegner Harrimans, und dem bekannten Illinoismann Fish, der doch Rothschilds Majestät hinter sich hatte, als er zum blutigen Strauß gegen den Allbesieger Harriman auszog. Er kontrolirt heute ein Schienennetz von mehr als 65 000 Englischen Meilen Länge (das gesammte Eisenbahnenkontingent des Deutschen Reiches umfaßt 55 000 Kilometer) und vereinigt in seiner Hand ein Kapital von 4 Milliarden Dollars. Kann Taft hoffen, einen solchen Riesen niederzuringen? Vielleicht erinnert man sich noch der starken Ausdrücke, die Roosevelt vor etwa anderthalb Jahren gegen Rockefeller, Morgan und Harriman gebrauchte. Den alten Harriman nannte er einen „höchst unerwünschten Bürger der Vereinigten Staaten“; und dieser „höchst unerwünschte“ Bürger ist heute der mächtigste Mann in den „Staaten“. Was kümmerts ihn, ob der Herr, der in Washington die „Shake hands“ des Volkes erwidert, Roosevelt oder Taft heißt? Er wird seinen Kampf mit Hill um Chicago und den Nordpacific mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln führen, als ob es keine Interstate Commerce Commission zur Oberaufsicht über die Eisenbahnen gäbe, und wird über Zwirnsfäden sicher nicht stolpern.

Schon seit zwanzig Jahren werden Reformen in der Verwaltung der amerikanischen Eisenbahngesellschaften gefordert; besonders laut, seit das ausländische Kapital sich an den Transportunternehmungen der Union so reichlich betheiligt. Wird Taft gelingen, was Roosevelt versagt blieb: die „grobe Mißverwaltung, die Fälschung der Ausweise und andere Ungehörigkeiten“ zu beseitigen? Die von der

„Zwischenstaatlichen Handelskommission“ angeordneten Neuerungen sind zur Farce herabgewürdigt worden. Die Rechenschaftberichte der amerikanischen Eisenbahnen sind heute nicht weniger verlogen und bieten noch immer die Möglichkeit peinlichster Ueberraschungen für die Aktionäre. Eine Gesellschaft, die, nach dem Bericht, einen Ueberschuß ausweist, kann bald danach in die Hände des receiver kommen. Von der Dividende bis zum Konkursverwalter ist in Amerika nur ein Schritt. Wird es William Howard Taft gelingen, den von den „insiders“ getriebenen Mißbräuchen zu steuern? Die „insiders“ sind die Mitglieder der Verwaltung, die Leute, die an der Krippe sitzen. Die outsiders sind die Aktionäre, die Leute, die ihr Geld hergeben und niemals erfahren, was die insiders hinter den Coulissen treiben. Viel Gutes natürlich nicht. Sie beschließen Abkommen mit anderen Gesellschaften, an denen sie durch Aktienbesitz interessirt sind. Sie gewähren diesen Gesellschaften Sondervortheile und kürzen dadurch die Dividenden der Aktionäre. Wird der neue Präsident den insiders das Handwerk legen? Dann müßte er ein Verbot durchdrücken, das den Mitgliedern einer Eisenbahnverwaltung untersagt, sich an Unternehmungen zu betheiligen, die die Dienste der Eisenbahnen in Anspruch nehmen. Das sind besonders Speditionsfirmen. Aber diese Art der geschäftlichen Inzucht ist ein wesentlicher Theil des amerikanischen Wirthschaftlebens. Die Banken und Versicherungsgesellschaften arbeiten Hand in Hand mit den Industrieverbänden und die Trusts machen mit den Eisenbahnen gemeinsame Sache. Harriman, der mehr als ein Drittel des amerikanischen Eisenbahnnetzes unter seine Kontrole gebracht hat, ist zugleich ein Hauptmacher der Standard Oil-Gruppe. Die Kraft, die nöthig wäre, um dieses Gewebe zu zerreißen, scheint man Taft nicht zuzutrauen; sonst wäre seine Wahl nicht als Haussemotiv ausgenutzt worden. In Wallstreet haben die Leute feine Nasen und wissen zwischen Roosevelt und dessen Nachfolger zu unterscheiden; wissen, daß der Schüler selten die Kraft und noch seltener die suggestive Wirkung des Meisters hat. Standard Oil hatte sich vor der Wahl für Taft erklärt. Die Republikaner behaupteten, voll Entrüstung, Das sei geschehen, um ihren Kandidaten in Mißkredit zu bringen. Die Oeltrustmänner lachten. Als ob sie von Taft mehr zu erwarten gehabt hätten als von Bryan! Mit der sittlichen Entrüstung der Yankees wird die Rockefeller-Company fertig; also konnte ihr gleichgiltig sein, ob Der oder Jener auf den Präsidentenstuhl gelangte. Dem Schwankenden aber nimmt unser alter Freund Thomas W. Lawson aus Boston die letzten Zweifel. Die Wahl schien ihm eine gute Gelegenheit, nicht nur in amerikanischen und englischen Zeitungen, sondern auch in deutschen Blättern seine bekannten Riesenreklamen loszulassen. Und Thomas ruft dem Kapital der ganzen Welt zu: „Der Radikalismus ist tot. Roosevelt ist überwunden. Taft hat gesiegt.“ Für den neuen Präsidenten ist dieser Aufruf nicht schmeichelhaft. Niemand hört gern von sich sagen, daß man ihn nicht zu fürchten brauche. Und Lawson kündet der Neuen und Alten Welt, Taft sei ungefährlich und werde nicht, wie Roosevelt, durch tolle Reden gegen die Oberen Vierhundert Finanzpaniken bewirken. Und unser guter Thomas geht gleich in medias res und fordert seine geliebten Mitmenschen zu einer kräftigen Spekulation in amerikanischen Effekten auf. Er schwört bei allen Nothhelfern, daß „die Leiter der großen Eisenbahnlinien, die ihre Ueberschüsse in Papieren anzulegen haben, die Preise in die Höhe bringen werden und daß der wildeste Haussemarkt, den die Welt jemals gesehen hat, zur Thatsache werden wird.“ Tommy ist ein Gemüths-

athlet (wer zweifelt daran?), der „viele Tausenddollarnoten für Inserate“ ausgiebt, nur „um dem Publikum die Lage des amerikanischen Effektenmarktes zu schildern, damit die vielen Anlage suchenden Kapitalisten die Gewinne einstreichen können, die sonst nur Wenigen zufallen würden. Denkt darüber nach; und überzeugt Euch in den dreißig Tagen, die der Wahl folgen, ob ich Recht habe.“ So spricht der uneigennützige Thomas; und es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Sieg Tafts wirklich so escomptirt wird, wie der Bostoner vorausgesagt hat. Ist doch den republikanischen Wählern die Versicherung gegeben worden, daß gleich nach der Wahl des Rooseveltmannes in allen Fabriken die Arbeit in vollem Umfang wieder aufgenommen werde. Als ob nur die Wahlcampagne an der wirthschaftlichen Depression schuld gewesen sei! Der letzte Quartalsausweis des Stahltrusts, der einen etwas besseren Ueberschuß brachte als die vorangegangenen Abschlüsse, wird, sub specie der Neuwahl, natürlich in den Himmel gehoben, während die geringe Neigung einzelner Kupferleute (wie Lewisons von der United Metals Selling Company), sich begeistern zu lassen, als „spekulativer Skeptizismus“ gebrandmarkt wird.

Bezeichnend für den Sanguinismus der Yankees ist das Verhalten ihrer Finanzleute in Sachen der Notenbankreform. Die war vor Jahr und Tag die schwerste Sorge der amerikanischen Geschäftswelt. Niemand glaubte, daß eine Gesundung der Verhältnisse ohne die vorangegangene Sanirung des Notenbankwesens möglich sei. Die American Bankers Association, die im vorigen Jahr, auf ihrer Tagung in Atlantic City, nur von dem Wunsch erfüllt schien, den Vereinigten Staaten möglichst bald eine Centralnotenbank zu bescheren, hat sich bei ihrer diesjährigen Zusammenkunft in Denver nur ganz flüchtig mit der Reformangelegenheit beschäftigt; als habe sie schon heute nur noch historische Bedeutung. Daß die Nationalbanken und die Trust Companies die Zeit der Rekonvaleszenz im Ganzen gut überstanden haben, darob ist die Brust des wagemuthigen Yankees stolz geschwellt. Kein Grund mehr zu Sorge. Nach der Wahl braucht man dem europäischen Kapitel neue Emissionen nicht länger zu ersparen. Die Geldplethora, die auf den großen Geldmärkten des europäischen Wirthschaftkontinents herrscht, und die Abschüttelung des Jakobiners Roosevelt: der smarte Yankee hofft auf herrliche Tage. Ein Glück, daß wir saturirt sind; die Jahreszeit ist schon zu weit vorgeschritten, um die Betheiligung an neuen amerikanischen Effektengeschäften noch reizvoll erscheinen zu lassen. Immerhin ist auch bei uns nicht jede Bank und jeder Kapitalist absolut wasserdicht, nicht jeder und jede vor der Nässe bewahrt geblieben. Beim Jahreswechsel wird wohl manche Trockenlegung nöthig werden. Die ausgedörrten amerikanischen Eisenbahngesellschaften sind schon längst auf den Augenblick versessen, der ihnen die Möglichkeit bietet, sich wieder einmal an europäischem Geld zu letzen.

Mit einer von Angst nicht ganz freien Spannung blickt Europa auf die nächste Entwickelung der amerikanischen Verhältnisse. Das Kapital hat sich wieder zusammengeschlossen und manche Risse, die spekulative Ausschreitungen zurückgelassen hatten, sind verklebt worden. Nun will man in den letzten beiden Monaten des Jahres nicht aufs Spiel gesetzt sehen, was man sich vorher mühsam zurückerobert hat. Wird der Yankee Ruhe halten? Wenns nach Thomas W. Lawson geht, stellt er die Welt auf den Kopf. Und der Bostoner ist Einer, der in seine Zeit paßt. Daß er die Schellenkappe trägt, wollen Viele nicht sehen. Wenn er nun doch Recht behielte und man nicht mit dabei gewesen wäre! Nie könnte man sichs verzeihen.

Den Berlinern fehlt die ausschweifende Phantasie der newyorker Macher; vor der Wahl haben sie an die Bedeutung des dritten Novembertages für die westliche Halbkugel kaum gedacht. Kaum so viel davon gesprochen wie vom Tode des einst hochgepriesenen Großspekulanten Jakob Platschek. Als Taft gewählt war, begnügte sich die Spekulation mit einer kleinen Spezialhausse in Amerikanern und Schiffahrtaktien. Das dauerte nicht lange. Die leidige Politik vertrieb bald jede gute Laune. Die reichte gerade noch zur Fabrizirung des Börsenwitzes: „Die Taftseite (die Futterseite des Rockes) sieht ziemlich schäbig aus.“ Daß Taft sich auf „graft“ reimt und daß graft gerade die Eigenschaft des amerikanischen Wirthschaftkörpers ist, die der Erbe Roosevelts, gleich dem Testator, bekämpfen will: auch Das wurde von den Börsenetymologen herausgefunden. Die Burgstraßen-Peripathetiker blieben ziemlich ruhig und warteten auf weitere Aeußerungen aus Wallstreet, die zeigen sollten, ob es den Zünftlern gelingt, das Publikum wieder in die Spekulation zu treiben.

Wenn die Trusts die Uebermacht behalten (woran nicht zu zweifeln ist), wird die Revision des Tarifs ein frommer Wunsch bleiben. Wie es unter Bryan geworden wäre: darüber braucht man sich jetzt nicht den Kopf zu zerbrechen. Der Status, der am dritten November hergestellt wurde, gilt nun für vier Jahre. Was dann kommen wird, braucht uns einstweilen nicht zu bekümmern. Im März 1909 tritt der neue Präsident sein Amt an und dann beginnt die Berathung der Tarifreform im Kongreß. Damit ist noch gar nichts bewirkt. Die Tariffrage wird nicht im Weißen Haus, sondern auf dem Kapitol beantwortet. Wenn Repräsentantenhaus und Senat nicht wollen, nützt alle Energie des Präsidenten nichts. Der Kongreß hat das letzte Wort; und da in beiden Häusern die Anhänger des Hochschutzzolles die Mehrheit haben, so kann man sich ungefähr denken, wie die Tarifrevision aussehen wird. Der seit elf Jahren geltende Dingley-Tarif ist ein Zollungeheuer, neben dem der Mac Kinley-Tarif wie eine harmlose Kinderfibel wirkt. Auf solcher Basis ruht der Handelsverkehr zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten; doch wurde, um uns den guten Willen zu zeigen, im vorigen Jahr ein Handelsprovisorium beschlossen, das wenigstens zum Schein Erleichterungen gewährt. An einen Handelsvertrag ist, so lange Dingley Trumpf bleibt, nicht zu denken; deshalb wurstelt man mit Provisorien fort. Die Yankees machen dabei bessere Geschäfte als ihre Partner, denen sie auch durch allerlei Zollchicanen das Leben zu versüßen suchen. Rebus sic stantibus stieg der Export der Vereinigten Staaten nach Deutschland im letzten Rechnungjahr von 256 auf 276 Millionen Dollars, während die deutsche Einfuhr in die Union von 161 auf 142 Millionen Dollars zurückging. Die amerikanischen Agrarier haben den deutschen confratres gegenüber also Recht behalten; und wenn ihnen nun eine Aenderung ihres Zollsystemes zugemuthet soll, so kann die nur darin bestehen, daß an die Stelle des autonomen Tarifes ein Doppeltarif mit Maximal- und Minimalsätzen tritt. Cui bono? Natürlich zum Besten der Yankees. Die brauchen nur die heute geltenden Einheitsätze zu Minimalsätzen zu machen: dann sind sie schön heraus und die greenhorns sind die Belämmerten. Was bleibt also von den Hoffnungen auf Taft? Die Thatsache, daß der Mann zweiundeinenhalben Centner wiegt und unter solchem Fettpolster nur für eine maßvoll ruhige Lebensauffassung Raum haben kann. Ein freundliches Geschick erhalte ihm sein volles Gewicht; dann wirds weder Kavallerieattaquen gegen die Trusts noch Finanzkrisen (als Begleiterscheinungen temperamenteller Kraftäußerungen) geben. Ladon.

❦

Monarchen-Erziehung.

Den Kronenträgern läuten diesmal die Silvesterglocken ein düsteres Trauerjahr ein. Für die kommenden Hofbälle sind die Galerien und Säle glänzend renovirt, in den Kadettenschulen sind eifrig Menuet-Kurse abgehalten worden, doch schon der erste Monat drängt ein drohendes Datum in die festliche Lust aufgefrischter Rokoko-Herrlichkeit. Am einundzwanzigsten Januar wird ein Jahrhundert verstrichen sein seit dem Tage, da Ludwig der Sechzehnte das Haupt unter die Guillotine legen mußte und die Legitimität (im Sinn Talleyrands) den Kopf verlor. Derb und brutal preßte damals der Aschermittwoch sich vor den Karneval und Camille Desmoulins fand das freche Wort, das dem Denken der Schreckensmänner die epigrammatische Fassung gab: Un roi meurt, il n'y a pas un homme de moins!

Es half dem armen Ludwig Capet nicht, daß er noch auf dem Schaffot seine Unschuld betheuerte. Gewiß: er war kein Tyrann und kein Verbrecher gewesen; er hatte es, wie man wohl sagt, gut gemeint. Mit allerlei technischen Spielereien, mit Schmiedekünsten und Uhrmacherarbeit hatte er sich die Zeit vertrieben, war auf die Jagd gegangen und hatte Rehböcke geschossen, niemals aber in Hirschparkgelüsten geschwelgt und redlich glaubte er seiner Regentenpflicht zu genügen, wenn er von unverantwortlichen Rathgebern, von den Polignacs und Genossen, sich über die Stimmung des Landes unterrichten ließ. Seine Hofhaltung verschlang ungeheure Summen und Necker, der frühere Bankier und Syndikus, der mit Turgots Finanzreform sehr groß that, fand doch nicht den Muth, seinem König die Wahrheit zu sagen. Der arme Ludwig verlor den Kopf und die Krone, weil er durch fremde Augen geschaut, durch fremde Ohren gehört und seinen hohen Beruf als eine Sinekure betrachtet hatte, die man zwischen zwei Jagden versehen könne. Seine persönliche Schuld war gering: denn zu dem Gefühl der Verantwortlichkeit war er nicht erzogen worden, und als der Unerfahrene den Thron bestieg, da mochte er glauben, die monarchie absolue, tempérée par des chansons, lasse sich noch ein hübsches Weilchen aufrecht erhalten. Seine Vorgänger aber, all die lüderlichen und leichtfertigen und anmaßlichen Herren, hatten den Acker bestellt; und als ein blutendes Opfer fiel, der sich für einen reichen Erben gehalten hatte. Vergebens waren die Lehren der Geschichte, waren die Anrufe der Warner gewesen; vergebens hatte Dante in seinem Tractatus de monarchia das Ideal eines Weltherrschers gezeigt, vergebens Rousseau den unbarmherzigen Fürstenspiegel Macchiavellis das Buch für Republikaner ge-

nannt; selbst Voltaires Ode an den König, deren Tendenz doch mehr nach Frankreich noch als nach Preußen wies, war ohne Echo verhallt. Gefällige Fälscher lagerten auf den Stufen des Thrones, jedes organische Band zwischen Fürsten und Volk war zerrissen, und als aus dem Blut, das den Grève-Platz düngte, eine neue Form der Alleinherrschaft wieder emporstieg, da war es eine monarchie parvenue, ein Regiment von des Demos Gnaden, und ein genialer Brecher alter Tafeln, ein brutaler Condottiere aus Korsika, stülpte mit herrischem Griff die Krone aufs Haupt.

Die Revolution richtete sich nicht eigentlich gegen das Königthum; sie entsprang der sozialen Ungleichheit, die Aristoteles früh, in einem zu wenig gelesenen Buch, die Quelle aller Revolutionen genannt hat; und sie hätte den Thron von Frankreich nicht gestürzt, wenn Ludwig der Sechzehnte zum Monarchen erzogen worden wäre. Der schwache Vergnügling aber aus der verlotterten Rasse fand seine Mannheit nicht einmal in der Stunde, da in den rhythmischen Reigen der Hoftänzer die Carmagnole hineinheulte, und zum letzten Gange noch schritt er ahnunglos, in dem Olympiergefühl, immer und überall das Rechte gethan zu haben.

In diesem Olympiergefühl lauert auf die gekrönten Häupter die größte Gefahr. Der byzantinische Kodex hat mit seiner Bestimmung, daß des Königs Wille Gesetz sein solle („Quod principi placuit, legis habet vigorem") nicht nur das alte Deutsche Reich zerstört: er hat auch in den Monarchen gefährliche Triebe geweckt, die mitunter verhängnißvoll an den asiatischen Ursprung des Königsgedankens erinnern. Ein Fürstensohn wächst nicht wie ein anderer Sterblicher auf; der Kampf und die Sorge, die uns mit jedem neuen Tag neue Erfahrungen bringen, bleiben dem Prinzen erspart; und so mannichfach sind die Ansprüche, die an seine Repräsentation, an seine Beherrschung äußerer Formen gestellt werden, daß für eine tiefer reichende Bildung wenig Zeit übrig bleibt und oft genug eine dilettantische Geschicklichkeit aushelfen muß. Mit diesem flüchtig erworbenen Besitz nun besteigt der vielleicht kaum mannbar Gewordene den Thron und soll eine Aufgabe bewältigen, die Kenntniß von Menschen und Dingen, Reife des Urtheils und selbstlose Bescheidenheit verlangt. Im besten Fall hat er aus der Geschichte Etwas gelernt, kennt den Kategorischen Imperativ der Pflicht und hat eine sorgfältige Erziehung erhalten; aber eine Erziehung für den Vorhof des Königspalastes, nicht für den wechselnden Anspruch eines neuen Berufes. Auch der fleißigste und am Besten begabte Kadett beherrscht nicht die Lehren der Strategie; auch der tüchtigste Prinz kann von seinem Gouverneur nicht das Herrschen erlernen. Erst

nach der Thronbesteigung beginnt für ihn die Lehrzeit. Und das Volk, das zunächst fast immer die königlichen Messages of Love, die Thronreden und die verheißenden Programme der Huld, mit „Vertrauen" aufnimmt, das Volk hat später die ernstere Pflicht, dafür zu sorgen, daß der König sich selbst erziehen kann. Jede theoretische Monarchen-Erziehung wird nutzlos bleiben (Seneca war der Lehrer des Nero!); nur durch eigene Erfahrung, und am Meisten durch schlimme, lernen die Könige dieser Welt.

... Deutschland ist mit nationalen Heimsuchungen so schwer geprüft worden, daß ihm die Verpuppung der Geldwirthschaft in republikanische Gewande vielleicht erspart werden wird. Das Deutsche Reich und der Deutsche Kaiser sind an einem Tage geboren und das Bedürfniß nach einer Aenderung der Staatsform ist heute, wo die wirthschaftliche Bewegung allen Ingrimm aufsaugt, eigentlich nirgends vorhanden. Selbst die Sozialdemokratie würde einer bürgerlichen Republik höchstens deshalb den Vorzug geben, weil der Raubbau gieriger Finanzleute dann den Untergang der herrschenden Gesellschaft rascher herbeiführen müßte. Eine direkte Gefahr für die Monarchie ist nicht zu entdecken. Und dennoch würde Der sich einer bewußten Täuschung schuldig machen, der behaupten wollte, daß heute der monarchische Gedanke bei uns noch so feste Wurzeln hat wie vor fünf Jahren. Die ruhige Sicherheit ist fort und mit wachsender Beängstigung fragt die Nation, wie der Deutsche Kaiser sich erziehen wird.

Demosthenes hat in einer seiner Philippiken die Athener verspottet, die immer zu dem Wahne neigten, in zwei Tagen könnten sich alle ihre Wünsche erfüllen. Von ähnlichen Vorstellungen mag Wilhelm der Zweite beherrscht gewesen sein, als er die Krone ergriff, und in seiner Nähe hat es wohl nicht an Polignacs gefehlt, die solchen Glauben geflissentlich zu nähren suchten. Er sonnte sich in dem rühmlichen Plan, seinem Reich und Europa ein Reformator zu werden, und als sein ungestümer Drang sich an einem Felsen stieß, suchte er dieses Hinderniß zu zerschmettern. Der Widerstand Bismarcks gegen eine zweite Reise nach Rom und Petersburg weckte Empfindlichkeiten, seine vorsichtige Skepsis in der Behandlung der Arbeiterfrage ärgerte den Elan des jungen Monarchen. Und endlich wurde das ungeheure Wagniß unternommen: Bismarck fiel. Am anderen Tag fragte, wie nach Mazarins Tode, die Welt: An wen sollen wir uns nun wenden? Und Wilhelm der Zweite zögerte nicht mit der Antwort Ludwigs des Vierzehnten: An mich!

Damals sah Europa ein klägliches Schauspiel: nicht eine Partei hielt dem Gestürzten die Treue; alle beeilten sich, in die wärmende Nähe der neuen

Sonne zu kommen. Ein verlogenes Jubelgeschrei begrüßte das Ende des persönlichen Regiments; und im Westen und Osten begannen unsere Feinde, von einer Episode deutscher Größe zu sprechen. Seitdem hat sich die widrigste Schmeichelei an den Kaiser herangedrängt und es ihm beinahe unmöglich gemacht, die wahre Stimmung des Landes zu erkennen. Sophokles, der die alten und die neuen Herren doch besser noch als unser Wildenbruch kannte, hat einmal gesagt, auch der frei Geborene werde in der Nähe der Könige schnell zum Sklaven. Wir haben erlebt, wie die Strahlen der kaiserlichen Gnade jede Regung selbständigen Denkens wegsengten und wie die Geblendeten sich beeilten, für weiß zu erklären, was sie gestern für schwarz ausschrien. Jetzt ist es einer Clique gelungen, die Dinge so darzustellen, als ob die Unzufriedenheit nur von dem großen Regisseur im Sachsenwald inszenirt worden sei, und als kürzlich das Gerücht von einer neuen Partei in die Zeitungen drang, die ihre Spitze gegen den Kaiser richten solle, da wurde geschwind gleich wieder die Parole ausgegeben: Eine antikaiserliche Partei, also eine Partei Bismarck! Weil einige reiche Leute, unter geschickter Benutzung der unter der Reichsrinde fühlbaren Stimmungen, eine politische Rolle zu spielen wünschen, wird der alte Kanzler als Schwarzer Mann hingestellt.

Diesen dummen Lügen könnte man in behaglicher Ruhe zusehen. Neuen Parteien wird, wie neuen Schönheiten im Ballsaal, immer Allerlei nachgeredet, bis sie selbst in der Lästerecke Sitz und Stimme gefunden haben. Viel gefährlicher ist die Empfindung, daß die Wahrheit heute nicht mehr an den Thron gelangt, daß der Kaiser, von Höflingen, Strebern und politischen Mittelmäßigkeiten umgeben, gar nicht erfährt, wie jeder seiner Schritte mit Mißtrauen verfolgt, jede seiner Handlungen mit unwilligen Kommentaren begleitet wird. In dieser nebeligen Atmosphäre wirkt jedes rückhaltlose Wort wie eine Befreiung; daher der nachhallende Erfolg der sorgfältig abgewogenen Rede des Herrn von Bennigsen, die für einen Oberpräsidenten keine geringe Leistung, an sich betrachtet aber doch nur ein mattes Echo der Volksangst war; daher das Hinübergleiten der Wählermassen in den Radikalismus, das auf dem Parteitag der Konservativen so seltsam sich offenbart hat. Die Menge wünscht immer dringender Rücksichtlosigkeit und sie wird ungeduldig, weil sie sieht, daß die Führer an diplomatische Spielereien kostbare Zeit vertändeln.

Der Mangel an Aufrichtigkeit, dem er überall begegnet, hindert den Kaiser (oder erschwert ihm mindestens), seine Erziehung fortzuführen und zu vollenden. Er hat eine Reihe von werthvollen Erfahrungen gemacht, die ihm gewiß nicht verloren sind, und er würde rasch weitere Erfahrungen sam-

meln, wenn die Parteien sich nicht um die Wette in den Staub würfen, um dem vorwärts Schreitenden den Weg zu versperren. Die Freisinnigen zeigen, unter aufdringlich loyalen Verrenkungen, das Bestreben, sich in regirungsfähigem Zustand zu halten (mit Ausnahme Richters und seiner Leute, die stolze Hoffnungen auf dereinstige Fackeltänze längst schon begraben und sich an die gar nicht undankbare Rolle der Mißvergnügten im düsteren Mantel gewöhnt haben). Die Nationalliberalen, denen vom Kastanienwald manchmal der Wind gute Witterung zuträgt, laviren geschickt und haben rechtzeitig sich nach einem politischen Entoutcas umgesehen, der sich bei jedem Wetterwechsel verwerthen läßt. Das Centrum fühlt sich als Herrn der Lage und scheint im Begriff, durch unerwartete Halsstarrigkeit in der Militärfrage der Regirung eine deutliche Mahnung an seine Macht zukommen zu lassen. Die Haltung der Konservativen endlich ist von der beständig wachsenden Angst vor einer liberalen Aera diktirt. Jede Partei möchte den Kaiser für ihre Zwecke einfangen, ihn, wie Bismarck einmal sagte, als Hospitanten in ihren Reihen sehen.

Das verkehrteste Spiel ist das der Konservativen; schon deshalb, weil sie viel zu verlieren, ihre Nachbarn aber nur zu gewinnen haben. Es ist ein Märchen (und ein schlecht ersonnenes obendrein), daß in Preußen und Deutschland eine konservative Partei nur von der Gnade der Regirung leben kann; wäre das Märchen Wahrheit, dann stände es übel um den Staat und das Reich, wo an der Erhaltung und organischen Fortbildung des Bestehenden Niemand mehr interessirt wäre. Eine gouvernementale Partei hat heute sehr wenig Aussicht auf Erfolg, weil die Minister von Denen, die hinter den parlamentarischen Schweifwedlern stehen, meist gering geschätzt werden und weil die Person des Monarchen noch in einer Entwickelung begriffen ist, deren Abschluß sich heute nicht annähernd überblicken läßt. Wohl aber könnte eine konservative Partei gerade jetzt Anhang und Einfluß gewinnen, wenn sie entschlossen wäre, der Opportunität keine Opfer, auch das scheinbar geringste nicht, zu bringen und mit verschränkten Armen ruhig den kommenden Ereignissen entgegen zu sehen. In der Politik, wie in der Liebe, muß man sich immer suchen lassen; wer dem Anderen nachläuft und mit werbender Geberde andeutet, daß er zu zärtlichen Diensten bereit ist, Der stößt bald auf Gleichgiltigkeit und seine Gunst sinkt im Preise. Es hat lange gedauert, bis die schwerfällige Intelligenz des Grafen Caprivi sich dieses Verhältnisses zu den Konservativen bewußt geworden ist; jetzt endlich scheint er dahinter gekommen zu sein und der bei einem Manne von so geringen Leistungen doppelt befremdliche Ton leiser Verachtung, mit dem er neuerdings konservative Bedenken abzu-

thun pflegt, sollte den Herren der Rechten doch nachgerade zeigen, daß sie auf dem besten Wege sind, sich selbst zu entwerthen. Wenn der Reichskanzler weiß, daß er sie immer haben kann, wird er sich herzlich wenig um ihre Wünsche bekümmern; und das Bemühen, durch ein möglichst weites Entgegenkommen den Kaiser von dem Experiment einer liberalen Regirung abzubringen, wird durch eine Entwerthung der konservativen Partei ganz gewiß nicht gefördert. Kluge Politiker, die über den nächsten Sonntag hinausblicken, würden in aller Behaglichkeit abwarten, wie der sogenannte entschiedene Liberalismus dadurch zu leben aufhört, daß er zu herrschen beginnt und die völlige Unfähigkeit beweist, auf der brüchigen Grundmauer seiner doktrinären Programme bewohnbare Heimstätten für Menschen aufzubauen. Verkannte Genies sind immer mit einem geheimnißvollen Reiz geschmückt; man muß ihnen die Gelegenheit nicht versagen, sich im hellsten Lichte der Oeffentlichkeit einmal nach Herzenslust zu blamiren.

Eben so wenig aber darf man einem Monarchen die Möglichkeit schmälern, Erfahrungen zu sammeln. Innerer Besitz will erworben, nicht ererbt, aus Büchern erlesen oder als ein Geschenk gefälliger Freundschaft hingenommen sein. Mit dem Feuer hat beinahe noch jeder König gespielt, auch der, dessen blutiger Schatten uns an der Schwelle des neuen Jahres drohend und warnend begrüßt: auf dem kleinen Theater in Trianon erschien Figaro mit seinem tötlichen Hohn und an den pathetisch grollenden Chorstrophen der Athalia regte die lüderliche Hofgesellschaft sich angenehm auf. Der arme Ludwig Capet hatte nicht Zeit, sich selbst zu erziehen; er hörte die dumpfen Erdstöße nicht und sein erstes Erlebniß war auch sein letztes. Seinen gekrönten Vettern aber ist er nicht umsonst gestorben, wenn sie aus seiner Geschichte lernen, daß eines Volkes Vertrauen, das echte, das aus dem Urtheil und nicht aus unklaren, flüchtigen Gefühlen stammt, nur durch eine strenge erzieherische Arbeit erworben und bewahrt werden kann, und wenn sie, statt von einem mystischen Olympierbewußtsein, von der Erkenntniß sich durchdringen lassen, daß erst mit dem Besitz der Macht und der Krone die Zeit ihrer Lehrjahre beginnt.

✶

Dieser Artikel (ein französische Zustände behandelnder Absatz ist diesmal weggeblieben) erschien hier am letzten Dezembertag des Jahres 1892. Der Verfasser wurde der Majestätbeleidigung angeklagt. Die Begründung des freisprechenden Urtheils begann mit den Sätzen: „In dem Artikel findet man eine Reihe unzweifelhafter Wahrheiten. Die Ehrfurcht vor einem Fürsten zeigt sich nicht darin, daß man ihm byzantinisch zu Füßen liegt und ihm schmeichelt, sondern die wahre und echte Ehrfurcht vor dem Monarchen erweist sich darin, daß man auch ihm gegenüber die Wahrheit hochhält, voraus-

gesetzt, daß man ihr keine strafbare Form giebt. Der Angeklagte vertritt den Grundgedanken, daß, wie jeder nach Vollkommenheit trachtende Mensch nie aufhören dürfe, an sich selbst zu arbeiten, so auch jeder Monarch nach seiner Thronbesteigung sich diesem Werk der Selbsterziehung widmen müsse und daß die Byzantiner und gefälligen Fälscher, die diesen Selbsterziehungprozeß durch Mangel an Aufrichtigkeit und Absperrung der Wahrheit vom Thron hindern oder erschweren, weder für den Monarchen noch für die Allgemeinheit Gutes wirken." Das Schicksal des Richters, der dieses Urtheil verkündete, ist bekannt. Da der erste Jahrgang der „Zukunft" vergriffen ist, ließ der Herausgeber diesen Artikel und den folgenden („König Phaeton" vom fünfzehnten Oktober 1892) noch einmal drucken; um daran zu erinnern, wie lange die Erörterung schon währt, die endlich nun, endlich vom Athem politischer und nationaler Massenleidenschaft umweht wird.

König Phaeton.

Am Nachthimmel ein lichter Streif, zwischen zwei helleren Punkten ein matt beleuchteter Steg: die Milchstraße nennen die Menschen ihn und einen schönen Mythos ersannen sie, sein mildes Dämmern zu erklären. Doch die Mythen auch, die herrlichsten selbst, blühen ab, wenn ihrer Wurzel nicht neues Erdreich aufgeschüttet wird. Und weil der dunstende Herbst, der nach klarem Tage die Nebel emporscheucht, nachdenklich stimmt und weil uns neuerlich anbefohlen ward, rückwärts schreitend den Weg der Geschichte nun abzuwandeln, deshalb vielleicht kam mirs in den Sinn, dem Mythos der Milchstraße nachzugrübeln und, an losen Fabeln alter Sänger vorbei, zu dem Sehnen mich hinzufühlen, das erst den Mythos gebar.

*

Im Sagenlande, das man Arkadien nicht heißen darf, weil es von unruhigem Wünschen im Tiefsten erschüttert war, hatte König Merops geherrscht, ein freundlicher Mann mit gütigem Blick und ein Herr, der die Zeichen der Zeit wohl erkannte. In einem verblätterten Buch hatte er gelesen, der Tag sei nah, wo aus den güldenen Kronen man Goldthaler prägen würde, mit dem Bildniß einer neuen Prinzessin, die den neuen Namen Demokratia empfangen sollte. Und da er buchgläubig war und holder Schwachheit geneigt, sah er mit mildem Mißtrauen immer die Krone an und ihrem mystischen Winken lächelte er in Wehmuth. Nicht zu majestätischen Gletschern flatterte sein Ehrgeiz; sein Gottesgnadenthum, von dem beschränktere Ahnen das Heil erwartet hatten, schlug er gering an und heischte für Reden und Handeln eben nur das Maß von Achtung, dessen Reden und Handeln auch würdig waren und das kein Verständiger dem repräsentativen Manne des Volkes weigern durfte. Uebrigens

verschloß er sich keinem guten Rath, wußte klug hinter Klügere zu verschwinden und prunkte und prahlte nie mit einer Detailkenntniß, die er nach dem Gange seiner Erziehung und in der prächtig dekorirten Enge seiner Palastexistenz doch nicht erworben haben konnte. Er war ein guter König in schlimmer Zeit. Und Die da wünschten, gegen die drohende Gefahr einer Ochlokratie das monarchische Wesen erhalten zu sehen, die priesen ihn hoch und seufzten, als er zu sterben kam.

Ihm folgte der junge Sohn. Der hieß Phaeton und seinem Ruhm hatten Geberdenspäher und Geschichtenträger längst schon die Pauke gerührt; ein windiger Schreiber, von der Zunft Einer, die mit Feder und Tinte damals das alte Weglagererhandwerk aufzunehmen begann, hatte ihn dem Großen Alexander verglichen, ein Magister dem Caesar; jedes unbedachte Wort, das ihm entfuhr, wurde als wunderkindliche Weisheit durch alle Gassen getutet und ein Lärmen vollführt, daß von der phaetonischen Aera das Volk sich ein Unerhörtes erwarten mußte. Die Bedächtigen standen bei Seite und dämpften ihre Befürchtung, denn ins Schwabenalter mußte ja Phaeton wachsen, ehe ihm noch gelingen konnte, den reichen Schatz zu verstreuen, den Merops sorgend gehäuft hatte, und so fest stand im Fabellande die Monarchie, daß eine junge Laune sie nicht gleich zu erschüttern vermochte. Und als sie gar hörten, wie der neue Herr immer wieder gelobte, in allen Stücken dem weisen Merops und seinem Beispiel nachtrachten zu wollen, da schwand auch aus der Bedächtigen Sinn die letzte Furcht und dem Jubel des Volkes lächelten sie freundlich.

Es geschah aber, daß König Phaeton andere Könige besuchte: und da vernahm er übel klingende Wahrheit. An den Kronen nagte gefräßiger Rost, der vor Edelmetall scheu sonst zurückkroch, und zum Gaste sprachen die müden Herrscher, wie zu Zarathusta sie einst, dem Weisen, gesprochen hatten: „Dieser Ekel würgt mich, daß wir Könige selber falsch wurden, überhängt und verkleidet durch alten vergilbten Großväter-Prunk, Schaumünzen für die Dümmsten und Schlausten und wer heute Alles mit der Macht Schacher treibt! Wir sind nicht die Ersten — und müssen es doch bedeuten: dieser Betrügerei sind wir endlich satt und ekel geworden. Es giebt kein härteres Unglück in allem Menschen-Schicksale, als wenn die Mächtigen der Erde nicht auch die ersten Menschen sind. Da wird Alles falsch und schief und ungeheuer.“ Viel noch von solcher Art mußte Phaeton hören; und er erkannte, wie ein trauriges Sterben des Königsgedankens durch die vom Glauben geirrte Welt schlich. Hier sah er dumpfe Dummheit auf stolzem Thron, da zerrten hitzige Spieler und gierige Dirnen an einer Krone, dort entsank das Szepter einer von un-

heimlicher Krankheit zermorschten Hand. Das Schlimmste aber war, daß die Könige selbst nicht mehr an sich glaubten und zufrieden waren, wenn hinter hohen Gittern, die man Konstitutionen hieß, sie ein behagliches Leben in reichen Gewanden und bei standesgemäßer Ernährung verbringen durften.

Anders hatte Phaeton, ganz anders, sich seine Sendung geträumt Von Otto dem Großen hatte er gelesen, dem der Statthalter Petri den Eid der Treue geleistet, und von Otto dem Dritten, den man das Weltwunder nannte und der auf seine Siegel prägen ließ: Renovatio Imperii Romanorum. Warum sollte er nicht, dessen winzigstem Worte die Erde doch lauschte, ein neues Weltwunder werden und mit frischem Glanze die Römerkrone umgolden? Auf den am Meisten gefährdeten Thron war er gesetzt. Und dann erst, also lautete des Einsiedlers alte Verkündung, wenn den gefährdetsten Thron der gefährlichste Schwärmer bestiegen habe, werde offenbar werden, daß die Vorsehung den Königsgedanken verworfen hat. Phaeton fühlte sich Mannes genug, um der Welt zu beweisen, wie fern diese Todesstunde der Monarchie noch war. Mit dem alten Wesen wurde rasch aufgeräumt; schlichte Einfachheit löste laute Pracht, stille Zurückhaltung kühnes Hervortreten ab und der König lächelte leise, so oft man ihm von seinem Vater sprach. Sein Vater! Nicht eines Menschen Sohn mochte er sein: nur ein Gott, Helios allein, der prachtvoll Strahlende, konnte aus seiner Mutter Klymene Schoß ihn gezeugt haben, denn göttlicher Art empfand er sich voll und göttlicher Odem blähte ihm trotzige Nüstern. Darin lag ja der Fehler, daß Merops in milder Schwäche zu früh sich des Gottesgnadenthumes entkleidet und das farblose Gewand eines geschäftigen Verwalters angethan hatte; sein Beispiel hatte die anderen Könige verführt und mit monarchischer Pracht (der neue Herr sah es wohl) war auch monarchische Macht nun gewichen. Der Vater hatte empfunden, daß er der Erste der Menschen nicht war, und drum mochte ers auch nicht scheinen; der Sohn klammerte sich an den Schein und wollte der Menschheit zeigen, daß er das Sein auch besaß und der Erste der Menschen drum auch heißen durfte. Alte Rumpelkammern thaten sich auf, vermottete Herrlichkeit wurde eilig wieder tragfähig gemacht, ein eifriger Wettbewerb entstand um neue Zierath und neuen Schmuck und den stolz aufgeputzten König blökte die Heerde der Höflinge unterthänigst an: Heil Phaeton, Heil ihm, dem Wunder der Welt, dem Neuschöpfer des alten Reiches! Und König Phaeton war höchst froh und allerhöchst zufrieden; denn er wußte ja nicht, der Aermste, daß es außer den Höflingen in seinem Lande noch Menschen gab.

Das erfuhr er auch nicht, als er sich ernstlich nun ans Beherrschen machte, Gesetze entwarf, Reformpläne spann und immer bedacht war, das Universum

an seine, des Allumfassers, wachsame Existenz zu gemahnen. Die Heerde der Höflinge nämlich, der längst schon auch von den Ministern Alles, was sich im Amt halten wollte, zugelaufen war, hatte einen wundervoll schlauen Zauber erdacht, des Königs Gewissen in Ruhe zu wiegen. Für gute Worte, für Geld, und auch, weil von den Parteien stets eine sich freute, wenn die andere die Ruthe bekam, fanden sich immer einige Schreiber, im Sagenlande oder auch in der Nachbarschaft, die den königlichen Schritten Beifall spendeten; und ihre Zahl wuchs an. Denn ein König, der so viel zu schreiben giebt, an dem man mit Zeilen so viel verdienen kann: Das ist eine Seltenheit, im Sagenlande sogar, und solchen Schreibermonarchen muß man wohl loben. Diese Lobschreibereien nun wurden, in sauberen Ausschnitten sauber zusammengeklebt, dem Könige vorgelegt, auf daß er erfahre, wie seinen Weg die Oeffentliche Meinung mit wohlwollenden Wünschen und zuversichtlicher Hoffnung begleite. Und wiederum war König Phaeton höchst froh und allerhöchst zufrieden; denn er wußte ja nicht, der Aermste, daß es außer den Höflingen und außer den Schreibern in seinem Lande noch Menschen gab.

Es gab noch Menschen; und allgemach wurden sie ungeduldig. Jahre lang hatten sie im Fabellande ruhig gelebt, den alten Merops ehrfürchtig gegrüßt, um sein persönliches Thun und Lassen aber sich nicht bekümmert und immer am Abend gewußt, wie am anderen Morgen der Wind pfeifen werde. Damit wars nun vorbei: hastig wurde regirt, hastig gelebt und kein Barometer half den rathlos nach Wetterzeichen Ausspähenden. Am Meisten aber verdroß sie, daß nun das hohe Gitter, das man die Konstitution hieß, durchfeilt und durchsägt wurde, daß man den König jetzt immer und überall sah und der nun verlangte, von ihm, von dem Gottentsprossenen, müßten die Menschen sich, ohne nach Weg und Richtung zu fragen oder zu forschen, willenlos leiten lassen, einem Ziel entgegen, dessen Geheimniß der Führer im Busen barg. Von den Fabellandleuten meinten die Alten, zu solchen Experimenten seien sie nicht mehr jung genug und ein König sei doch am Ende auch nur ein Mensch und meistens an Reife und Einsicht gleichalterigen Menschen nicht gleich, weil Die im Kampfe des offenen Lebens ganz andere Erfahrung doch sammeln. Die Jungen aber unter den Fabellandleuten, denen das kecke Selbstvertrauen des Führers gar gewaltig imponirte, weil er mit seiner Allwissenheit den Alten die Augen ausstach, die Jungen forderten (und schließlich stand ja auch ihnen Leib und Leben auf dem Spiel) eine Probe: Bist Du in Wahrheit Gottes Sohn, wohl, so zeige uns Deine Kraft! Helios, den Du als den Vater ansprichst, hat allen Menschen, den Armen auch und den Elenden, das Licht getheilt, daß ihrer nicht Einer im Dunkel blieb. Besteige Du

seinen goldenen Wagen, bringe in Hütten, wo Dunkel jetzt lastet und bresthafte Trübsal, das Licht zurück und die Freude am Leben: und niedersinken wollen wir gern in den Staub und mit Deinen Höflingen um die Wette anbetend rufen: Heil Phaeton, Heil ihm, dem Wunder der Welt, dem Neuschöpfer des alten Reiches!

Ein erstes Wunder geschah: der Ruf drang bis an den Thron. Und da die Luftfahrt persönlichen Neigungen des Königs entsprach, da ihm dunkel auch die Höhe des Einsatzes aufdämmern mochte (denn eine Rückkehr zum alten System des Merops gab es nicht mehr und nur Sieg oder Tod bot noch das Schicksal dem Königsgedanken), so wurde dem Wünschen der Jungen Erfüllung und gefährlichen Höhen trieb der waghalsige Lenker die scheuenden Rosse zu. Auf güldenem Gefährt im Purpur der Jüngling: jauchzend sah der Erdball das Schauspiel, das auf die verdüsterte Welt immer helleren Glanz zurückwarf, immer gleißenderen, — bis züngelnde Flammen emporleckten und in tollem Funkengestiebe die ganze durchmottete Herrlichkeit dann versank. In wildem Jagen hatte das Gespann den leichten Hütten der Armen allzu wärmende Strahlen entsandt, lichterloh flackerte das Gebälk und in heulendem Jammer wälzte es aus den Höhlen sich in die Gassen: der ganze Troß der Elenden, die das Licht gesehen hatten und denen im Dunkel nun das letzte Lager in Asche sank.

Als der Rauch sich (es war tief in der Nacht) endlich verzog, war in der Runde von Rossen und Lenker nichts mehr zu erblicken. Es gab keinen König mehr, denn Phaeton hatte mit brennender Deutlichkeit die Menschen gelehrt, daß die Vorsehung den Königsgedanken verworfen hat, da auf den gefährdetsten Thron sie den gefährlichsten Schwärmer gelangen ließ. Zum geschäftigen Verwalter berief man nun einen Bürger: im Purpur war ja nicht göttliche Macht; und ein schwarzer Rock ist viel billiger als Hermelin.

*

Am Nachthimmel ein lichter Streif, zwischen zwei helleren Punkten ein matt beleuchteter Steg: die Milchstraße nennen die Menschen ihn und einen schönen Mythos ersannen sie, sein mildes Dämmern zu erklären. Dort fuhr Phaeton entlang, spricht wohl der Vater zum Sohn; doch sein Vermessen strafte der allgewaltige Zeus. Dessen Blitz schleuderte ihn in des Eridanos Tiefen. Phaeton aber, heute wissen wirs, war ein König, der ein verblichenes Gottesgnadenthum zu der Sonne emporführen wollte. Und Der ihn schlug, war nicht Zeus, der Hochmögenden immer noch lächelte. König Phaeton fiel durch den alten Chronos. Sein Vernichter war der rächende Gott der Zeit.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Hermann Walther, Verlagsbuchhandlung G. m. b. H., Berlin W. 30, Nollendorfplatz 7.

Soeben erschien:

Harden im Recht?

Eine Betrachtung von **Frank Wedderkopp.**

Preis: 50 Pf. 5 Bogen. 8°. **Preis: 50 Pf.**

Nervenschwäche der Männer

Ausführliche Prospekte
mit gerichtl. Urteil u. ärztl. Gutachten
gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert
Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70.

Diabetes-Bauer

Koetzschenbroda-Dresden.
Sommer- und Winter-Kuren.

Dr. Möller's Sanatorium
Brosch. fr. Dresden-Loschwitz. Prosp. fr.
Diätet. Kuren nach Schroth.

Satrap-Papiere

Satralbin-Papier (7 Sorten)
zur Erzielung künstlerischer Bildwirkung
Gaslicht-Papier (12 Sorten)
Ideales Kopiermaterial für Amateure
Lassen Sie sich das Satrap-Handbuch kommen.
Bezug durch die Handlungen photographischer Artikel

Chemische Fabrik auf Actien (vorm. E. Schering) Photographische Abteilung Charlottenburg, Tegeler Weg 28/33.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW 7

Apostata

von **Maximilian Harden.**

7. bis 8. Tausend. **2 Bände à Mark 2.—.**

Inhalt vom I. Band: Phrasien. Die Schuhkonferenz. Kollege Bismarck. Gips. Genosse Schmalfeld. Franco-Russe. Der Fall Klausner. Die beiden Leo. Der heilige Rock. Das goldene Horn. Der korsische Parvenu. Der heilige O'Shea. Nicäa und Erfurt. Mahadö. Die ungehaltene Rede. Eine Mark Fünfzig. Trüffelpurée. Verein Oelzweig. Sommerfeld's Rächer. Suprema lex. Wie schätze ich mich ein?

Inhalt vom II. Band: Bei Bismarck a. D. Lessings Doublette. Maupassant. Der Fall Apostata. Gekrönte Worte. Die romantische Schule. Menuet. She-Ma-Thsian. M. d. R. Eroica. Der ewige Barrabas. Sem. Dynamystik. Der 2½ = Bund. Kirchenvater Strindberg. Der Ententeich.

Jeder Band 8°. 14 Bogen elegant broschiert.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Herbst- u. Winterkuren
Im herrlichen Zackental!
Wohnung, Verpflegung, Bad u. Arzt pr. Tag von M. 10.— ab.

„Sanatorium Zackental"

(Camphausen)
Bahnlinie Warmbrunn-Schreiberhau. Tel. 27.

Petersdorf im Riesengebirge
(Bahnstat. ...)

für chronische innere Erkrankungen, neurasthenische u. Rekonvaleszenten-Zustände. Diätetische, Brunnen- u. Entziehungskuren. Für Erholungsuchende. Wintersport. **Nach allen Errungenschaften der Neuzeit eingerichtet. Windgeschützte, nebelfreie,** nadelholzreiche Höhenlage. Seehöhe 450 m. **Ganzes Jahr besucht.** Näheres die **Administration in Berlin SW., Möckernstrasse 118.**

Patentiert und geschützt in allen Staaten.

Für Reise, Sport, Touren Haushalt und Krankenpflege

ist

Thermos

unentbehrlich!

Neu! **Thermos-Picnic** Neu!

Zum Kalt- und Warmhalten von Fleisch, Gemüse, Fruchteis etc.

Kaffee- und Tee-Kannen

Eingefüllter Kaffee, Tee, Kakao bleiben ohne den Geschmack zu verändern, ohne das Aroma verlieren, viele Stunden heiss. Thermos-Gefässe halten ohne Vorbereitung, ohne Chemikalien, ohne Feuer, ohne Eis Speisen über 20 Stunden heiss, kalte Getränke oder Speisen tagelang kalt.

Thermosflaschen in hochvornehmer Ausstattung sind von Mark 9.00 aufwärts überall zu haben

Thermos-Gesellschaft

BERLIN W., Potsdamer Strasse 26b

XVII. Jahrg. Berlin, den 21. November 1908. Nr. 8.

Herausgeber:

Maximilian Harden.

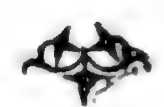
Inhalt:

	Seite
Gegen den Kaiser III.	285
Verse. Von Hans Müller	305
Neue Steuern. Von Ladon	307
An den Kaiser vor zehn Jahren	311

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1908.

Inseraten-Annahme für „Die Zukunft“ durch den Verlag der Zukunft Berlin, Wilhelmstrasse 3a sowie durch sämmtliche Annoncen-Expeditionen.

Die Hypotheken-Abteilung des
Bankhauses Carl Neuburger,
Kommanditgesellschaft auf Aktien
Kapital: 5 Millionen Mark.
Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,
hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beleihung zu zeitgemässem Zinsfusse nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei
9—4 Uhr.

Hamburg. Hotel Esplanade.
Appartements und Zimmer mit Bad.
Carlton-Ritz Restaurant.

Neues Schauspielhaus
Nollendorfplatz
Grand Hotel Excelsior
Anhalter Bahnhof
Erstklassige Wein- u. Bierrestaurants

Hamburg.
Gänzlich renoviert
HAMBURGER HOF
Weltbekanntes Haus. Herrliche Lage a. d. Alster
Zimmer mit Bad, W. C. u. laufend. Wasser.
Feine Französische Küche
Neue Direktion.

Alle Waffen sind staatlich geprüft!
Katalog Z umsonst u. portofrei.
Sämtliche existierende, bezüglich exakter Arbeit und vorzüglicher Schussleistung unübertroffene **Schusswaffen** als Jagd- u. Scheibengewehre, automatisch. Repetier-Buchsen u. Pistolen, Luftwaffen, Teschins, Revolver sowie sämtliche Jagdgerätschaften liefert die
Deutsche Waffenfabrik Georg Knaak
Berlin SW. 48, Friedrichstrasse 240-241.

Schriftsteller
Bekannter Buch-Verlag übern. literar. Werke aller Art. Trägt teils die Kosten. Günstige Bedingungen. Offerten unter B. F. 427. an Haasenstein & Vogler A.-G., Leipzig.

Satrap-Papiere
Satralbin-Papier (7 Sorten)
zur Erzielung künstlerischer Bildwirkung
Gaslicht-Papier (12 Sorten)
Ideales Kopiermaterial für Amateure
Lassen Sie sich das Satrap-Handbuch kommen,
Bezug durch die Handlungen photographischer Artikel
Chemische Fabrik auf Actien (vorm. E. Schering) Photographische Abteilung Charlottenburg, Tegeler Weg 28/33.

Berlin, den 21. November 1908.

Gegen den Kaiser.

III.*)

Persönliches Regiment.

Armand Augustin Louis Graf von Caulaincourt, Herzog von Vicenza, steht, als Gesandter Napoleons, vor Alexander dem Ersten und spricht: „Konstantinopel ist ein so wichtiger Punkt, daß sein Besitz und die Dardanellenöffnung Eure Majestät zum zwiefach gesicherten Herrn des ganzen Handels mit der Levante, mit Indien sogar machen würde. Auf dieser Basis ist eine Verständigung nicht möglich." Der Zar antwortet: „Wenn die Türken fort sind, ist Konstantinopel nur noch eine Provinzstadt am Endpunkt des Reiches. Die Geographie will, daß ichs habe; gehörts einem Anderen, so bin ich in meinem Hause nicht mehr Herr. Und Ihr Kaiser wird zugeben, daß die Anderen nicht darunter leiden, wenn ich den Schlüssel zu meiner Hausthür habe." Caulaincourt: „Dieser Schlüssel öffnet und sperrt auch Toulon und Korfu; öffnet und sperrt den Welthandel." Alexander: „Man kann aber Bürgschaft dafür leisten, daß dieser Weg niemals und unter keinen Umständen dem Handel irgendeiner Macht geschlossen werden darf." Caulaincourt: „Solche Bürgschaft wäre werthvoll, wenn Eure Majestät ewig regirten; doch die Vorsicht gebietet, daß bei einem Abkommen, das den Weltgeschicken die Bahn weisen soll, der Kaiser seinem Reich jede erdenkliche Sicherheit verschafft. Wird der Nachfolger Eurer Majestät der Freund, der Bundesgenosse Frankreichs sein? Kann Eure Majestät dafür bürgen? Graf Rumanzow bemüht sich, Rußlands Zukunft für alle Fälle zu sichern. Bei allem guten Willen, das Eurer Majestät Angenehme und Nützliche zu thun, kann der Kaiser in einer Sache

*) S. „Zukunft" vom siebenten und vom vierzehnten November 1908.

von dieser Bedeutung nicht die Interessen Frankreichs opfern." Alexander: „Ich wünsche nichts sehnlicher als die Verständigung. Wenn Ihr aber den größeren Theil nehmt und alle Folgen dieses weltgeschichtlichen Ereignisses für Euren Vortheil wirken, muß ich wenigstens den Nutzen haben, den die Geographie mir giebt. Der ist übrigens viel kleiner, als Ihr denkt. Der Kaiser kann die Dardanellen nicht für sich wollen. Will er sie einer Macht geben: warum nicht mir? Welchen Schaden brächte es ihm?" Caulaincourt: „Eure Majestät wäre dann vor der Thür von Korfu und Toulon." Alexander: „Lange nicht so nah wie Ihr der Thür von Portsmouth und England den Thüren von Brest und Cherbourg." Caulaincourt: „Deshalb sind wir auch Rivalen; selbst in Friedenszeit. Vielleicht werden wir nie befreundet, sicher nie Bundesgenossen sein. Eure Majestät wünscht doch, daß wir Freunde bleiben. Das ist nur möglich, wenn der Nutzen des Einem dem Anderen nicht schadet. Nach der Absicht des Ministers Grafen Rumanzow soll Rußland die eigentliche Levantemacht werden; was es da an neuem Landbesitz erwirbt, wird mit dem weiten Zarenreich fest verbunden. Das Gleichgewicht, das den Frieden erhält, hört dann auf. Frankreich an den Dardanellen, selbst in Konstantinopel: davor braucht Niemand zu zittern. Für Frankreich wäre es ein ferner Besitz, Etwas wie eine Kolonie. In Rußlands Hand wäre dieser Besitz eine Gefahr." Alexander: „Ich kann mein Reich nicht in unbequemere Lage bringen, als sie ihm durch die Nachbarschaft der Türken bereitet ist. Wenn Frankreich die Dardanellen hat, verliere ich, mag auch Konstantinopel russisch sein, mehr, als ich gewinne." 1808. Das Gespräch läßt die Standpunkte und Pläne der Gegner klar erkennen, die einander ihre Freundschaft betheuern. Weder Frankreich noch Rußland soll über die Meerengen herrschen; und noch weniger solls, nach Beider Willen, England. Was sonst aus der Türkei wird: diese Nebenfrage erregt nirgends die Geister der Staatsmannschaft. Keine Großmacht bekennt sich für den Islam; keine will für seine Erhaltung, sein ungehemmtes Fortleben auf Europas Boden die schwere Bürgschaft übernehmen. Auch der Korse nicht. Im ersten Aerger über die londoner Parlamentsreden hat er versucht, den Zaren, den der gekrönte Parvenu Monsieur mon frère nennen darf, in ein Bündniß gegen England zu locken. „Nur großes, weitausblickendes Handeln kann uns noch den Frieden sichern und unser System festigen. Eure Majestät muß die Kopfzahl und die innere Kraft des russischen Heeres mehren. Was ich an Beistand leisten kann, leiste ich gern und aus redlichem Herzen. Denn ich hege gegen Rußland nicht Eifersucht, sondern wünsche ihm Ruhm, Glück und ein erweitertes Machtgebiet. Wir hätten, Beide, lieber friedliche

Tage in unseren weiten Reichen verlebt und uns bemüht, sie durch die Künste und durch die Wohlthaten der Verwaltung noch mehr zu beleben und zu beglücken. Doch die Feinde der Welt wollen es nicht. Wider unseren Willen müssen wir größer sein. Weisheit und Politik rathen, den Befehl der Vorsehung auszuführen und dem unwiderstehlichen Gang der Ereignisse zu folgen. Dann wird das Pygmäengewimmel, das nicht einsehen will, daß den Vorgängen von heute ähnliche nur im Buch der Geschichte, nicht in den Zeitungen des vorigen Jahrhunderts zu suchen sind, sich endlich beugen und die von Eurer Majestät und von mir befohlene Bewegung mitmachen: und die Völker Rußlands werden sich des Ruhmes, des Wohlstandes, des Glückes als des Ertrages so großer Ereignisse freuen. Vielleicht wars ein Bischen Kleinmuth, der uns Beide trieb, einen sicheren Besitz einem besseren Zustand vorzuziehen; doch da England nicht will, müssen wir uns in die Erkenntniß gewöhnen, daß die Epoche der großen Wandlungen und des großen Geschehens gekommen ist." Der Plan wurde nicht ausgeführt, die Türkei nicht getheilt, weil Rußlands und Frankreichs Interessen im europäischen Orient schon damals unvereinbar waren. Aber Bonaparte hatte das Recht, solchen Plan zu entwerfen und mit dem Einsatze seiner Person zu vertreten. Denn er fühlte, daß England Alles an den Versuch wagen würde, ihn unschädlich zu machen; und er durfte auf festerem Grund als der Sonnenkönig sprechen: „Der Staat bin ich." (Der aus den Gewittern der Jakobinerrevolution gerettete Staat, dem der Caesar aus Ajaccio die Form gab.) Das durfte selbst der Russenzar nicht. Begnügte sich meist auch damit, seines Ministers Rede majestätisch zu wiederholen.

Dreiunddreißig Jahre danach wird, unter Palmerstons Auspizien, der Meerengenvertrag geschlossen. Die Unantastbarkeit der Türkei ist nun schon „politisches Axiom"; die Meerengensperre scheint auch in Friedenszeit den fünf Großmächten nöthig. Auf Preußens Thron sitzt Friedrich Wilhelm der Vierte, von dem David Friedrich Strauß gesagt hat: „Ein berliner Philosoph hat ihn neulich einen historischen Geist genannt. Mag ihm der Geist der Geschichte eine solche Lästerung vergeben! Aber so viel ist richtig: Jener Fürst war recht eine Verkörperung des neunzehnten Jahrhunderts, sofern es das achtzehnte verleugnet. Ueberfluß an Geist, aber Mangel an Menschenverstand; Gefühl nur gar zu viel, aber Charakter doch gar zu wenig; mehr Edelmuth als Rechtlichkeit; Andacht ohne Ernst der Gesinnung; vornehme geschichtliche Liebhaberei ohne gesunden geschichtlichen Trieb, ohne die Lust und die Kraft, von dem Blättern in dem bunten Bilderbuch der Vergangenheit hinweg einen männlichen Schritt in die Zukunft hinein zu thun. Und kann man denn einen

Geist historisch nennen, der zwar das Mittelalter zu verstehen und zu lieben meint, aber das Zeitalter Friedrichs und Josephs, der deutschen Vernunftkritik und der französischen Staatsumwälzung verkennt, ja, selbst an einem Luther und Calvin eigentlich nur von ihrer rückwärts, dem Mittelalter zugekehrten Seite sich angesprochen fühlt? Es gehört zu den unwillkürlichen Verdiensten, deren der romantische König sich manche erworben hat, selbst der blödesten Fassungskraft gezeigt zu haben, wohin unser Jahrhundert mit solcher Verleugnung des achtzehnten kommt. Verdumpfung und begonnene Fäulniß auf allen Gebieten, in Staat und Kirche, Schule und Wissenschaft, war das Erbe, das die Regirung Preußens antrat." Ungefähr eben so hat, aus anderer Weltanschauung, Treitschke über den König geurtheilt. „Zu allem Herrlichen schien er geboren; verschwenderisch hatte ihm die Natur Kopf und Herz ausgerüstet; nur jene einfachen, massiven Gaben, die den Staatsmann ausmachen, blieben ihm versagt. Ihm fehlte der Sinn für das Wirkliche, der die Dinge sieht, wie sie sind, und der geradaus das Wesentliche treffende schlichte Menschenverstand. Wie schwer fiel es doch diesem Künstler der Rede, dessen gesprochenes Wort so Viele bestach, in seinen Denkschriften und Briefen bestimmt zu sagen, was er eigentlich wollte! Durch gehäufte Ausrufungzeichen und zwei- und dreifache Unterstreichungen suchte er zu ergänzen, was er trotz seiner seltenen Sprachgewalt nicht ausdrücken konnte; der klare Geist bedarf solcher Krücken nicht, weil er durch den Bau seiner Sätze den Leser zwingt, die Worte richtig zu betonen. Ihm fehlte auch die frische Kraft des Wollens. In sorgloser Heiterkeit schritt er durch das Leben; kraft der Weihe seines königlichen Amtes, kraft seiner persönlichen Begabung glaubte er, alle Welt weit zu übersehen, und es gefiel ihm zuweilen, seine Absichten in ein ahnungvolles Dunkel zu hüllen, durch halbe, unklare Worte die kleinen Sterblichen in Verwirrung zu setzen. Ohne durchgreifende Willenskraft, ohne praktischen Verstand, bleibt er doch ein Selbstherrscher im vollen Sinn. Niemand beherrschte ihn; aller Glanz und alle Schmach seiner Regirung fiel auf ihn selbst allein zurück. Auf den Widerspruch seiner Räthe ließ er wohl einen Lieblingplan plötzlich fallen und dann schien es eine Weile, als ob die Gedanken in diesem unruhigen Kopfe wechselten wie die Bilder im Wandelglas: bis sich endlich mit einem Mal zeigte, daß der König an seinem ursprünglichen Plan mit einer seltsamen stillen Zähigkeit festgehalten hatte und trotz Allem, was dazwischen lag, zu ihm zurückkehrte. Er gab nichts auf und setzte wenig durch." Wenig auch von seinen Orientplänen. Das Bisthum Jerusalem, das an geweihter Stätte für die Union der Christenkirchen zeugen sollte (und von dem

Liberalen früh als das unhaltbare Werk „diplomatischer Romantik" verspottet wurde), kümmerte ein Halbjahrhundert lang hin und mußte schließlich dem Britenanspruch geopfert werden. Und dieser Wahn des Königs hatte Preußen in Kriegsgefahr gebracht, aus der nur ein unrühmlicher Rückzug es retten konnte. Die Zeit des persönlichen Regimentes war eben verstrichen und die Volksstimme heischte ihr Recht. Die wollte Friedrich Wilhelm nicht hören. Zwar pries er die britische Freiheit; mochte sie seinen Preußen aber nicht gewähren. Die führte sein Königswink herrlichen Tagen entgegen. Vergebens warb er in schimpflicher Demuth um Englands Liebe; suchte vergebens sich der modernen Weltanschauung der kühlen Kaufleute anzupassen, die in den Hauptstädten der Westmächte die Geschäfte besorgten. Der Enttäuschung entwuchs die Wuth; und der Wüthende ist bald vereinsamt. Im Orient und im Occident hat Friedrich Wilhelm nichts erreicht. „Preußen stand in der diplomatischen Welt so einsam wie seit Jahren nicht. Sein König hatte verstanden, in kurzer Zeit die alten Freunde Oesterreich und Rußland mit Mißtrauen zu erfüllen; er hatte mit seinen Freundschaftwerbungen in England wenig Anklang gefunden. Und kaum war die Kriegsgefahr vorüber, so bemerkt man bald, daß Preußen jetzt auch an den kleinen deutschen Höfen weniger geachtet war als einst unter dem alten König. Die ruhige Würde des Vaters erweckte Vertrauen, die bewegliche Geschäftigkeit des Sohnes Zweifel und Argwohn." So weit wars, nach Treitschkes Urtheil, schon im Jahr 1843. Drei Jahre nach dem Rausch des Huldigungfestes. Am fünfzehnten Oktober 1840 steht, auf dem in Gold und Purpur prangenden Anbau des Schlosses, vor dem Thron der König und spricht zu dem Volk, das die mit Flaggentuch geschmückten Tribünen füllt und aus den Fenstern, von den Dächern auf ihn blickt: „Wollen Sie mir helfen und beistehen, die Eigenschaften immer herrlicher zu entfalten, durch welche Preußen mit seinen vierzehn Millionen den Großmächten zugesellt ist, nämlich: Ehre, Treue, Streben nach Licht, Recht und Wahrheit, Vorwärtsschreiten in Altersweisheit zugleich und heldenmüthiger Jugendkraft? Wollen Sie in diesem Streben mich nicht verlassen noch versäumen, sondern treu mit mir ausharren durch gute wie durch böse Tage: o, dann antworten Sie mir mit dem klarsten, schönsten Laute der Muttersprache, antworten Sie mir ein ehrenfestes Ja!" Aus abertausend Kehlen dröhnt der erbetene Laut über den Schloßplatz. Und der König jauchzt auf: „Dieses Ja war für mich! Das ist mein Eigen! Das lasse ich nicht! Das verbindet uns unauflöslich in gegenseitiger Liebe und Treue! Das giebt Muth, Kraft, Getrostheit! Das werde ich in meiner Sterbestunde nicht vergessen!" Schon ein Jahr danach gehen Jacobys „Vier Fragen, be-

antwortet von einem Ostpreußen", durchs bang schweigende Land. Wieder zwei Jahre: und der König ist in Preußen, ist in Europa vereinsamt. Seine Schuld? Die Folge des persönlichen Regimentes, gegen das drinnen und draußen der Genius der Volkheiten sich aufbäumt? Er wills nicht glauben. Kann nicht. Hält sich für verkannt, für mißverstanden und schnöd verleumdet. (Bunsen fragt: „Wenn man ihn verstände, wie könnte man ihn begreifen?") Noch im Juni 1847 schreibt er, im Zorn über die widerspenstigen „Unterthanen", an den Rand eines Berichtes: „Ungezogene Kinder zur rechten Zeit die Ruthe fühlen zu lassen, ist schon durch Salomon und Sirach empfohlen." So lange währt die Verblendung. Acht Monate danach muß, im abgesperrten, spärlich erhellten Palast die selbe Hand hastig die Todesurkunde des preußischen Absolutismus schreiben:

An meine lieben Berliner!

Durch mein Einberufung-Patent vom heutigen Tage habt Ihr das Pfand der treuen Gesinnung Eures Königs zu Euch und zum gesammten deutschen Vaterlande empfangen. Noch war der Jubel, mit dem unzählige treue Herzen mich begrüßt hatten, nicht verhallt, so mischte ein Haufe Ruhestörer aufrührische und freche Forderungen ein und vergrößerte sich in dem Maße, als die Wohlgesinnten sich entfernten. Da ihr ungestümes Vordringen bis ins Portal des Schlosses mit Recht arge Absichten befürchten ließ und Beleidigungen wider meine tapferen und treuen Soldaten ausgestoßen wurden, mußte der Platz durch Kavallerie im Schritt und mit eingesteckter Waffe gesäubert werden und zwei Gewehre der Infanterie entluden sich von selbst, Gottlob: ohne irgend Jemand zu treffen. Eine Rotte von Bösewichtern, meist aus Fremden bestehend, die sich seit einer Woche, obgleich aufgesucht, doch zu verbergen gewußt hatten, haben diesen Umstand im Sinne ihrer argen Pläne durch augenscheinliche Lüge verdreht und die erhitzten Gemüther von Vielen meiner treuen und lieben Berliner mit Rachegedanken um vermeintlich vergossenes Blut erfüllt und sind so die gräulichen Urheber von Blutvergießen geworden. Meine Truppen, Eure Brüder und Landsleute, haben erst dann von der Waffe Gebrauch gemacht, als sie durch viele Schüsse aus der Königsstraße dazu gezwungen wurden. Das siegreiche Vordringen der Truppen war die nothwendige Folge davon.

An Euch, Einwohner meiner geliebten Vaterstadt, ist es jetzt, größerem Unheil vorzubeugen. Erkennt, Euer König und treuster Freund beschwört Euch darum, bei Allem, was Euch heilig ist, den unseligen Irrthum! Kehrt zum Frieden zurück, räumt die Barrikaden, die noch stehen, hinweg und entsendet an mich Männer, voll des echten alten berliner Geistes mit Worten, wie sie sich Eurem Könige gegenüber geziemen: und ich gebe Euch mein Königliches Wort, daß alle Straßen und Plätze sogleich von den Truppen geräumt werden sollen und die militärische Besetzung nur auf die nothwendigen Gebäude, des Schlosses, des Zeughauses und weniger anderer, und auch da nur auf kurze Zeit, beschränkt werden wird. Hört die väterliche Stimme Eures Königs, Bewohner meines treuen und schönen Berlins, und vergesset das Geschehene, wie ich es vergessen will und werde in meinem Herzen, um der großen Zukunft willen, die unter dem Friedens-Segen Gottes für Preußen und durch Preußen für Teutschland anbrechen wird.

Eure liebreiche Königin und wahrhaft treue Mutter und Freundin, die sehr lei-

dend darnieder liegt, vereint ihre innigen, thränenreichen Bitten mit den meinigen. Geschrieben in der Nacht vom achtzehnten zum neunzehnten März 1848.

Friedrich Wilhelm.

Fünfzig Jahre später. Rußland hat vorgeschlagen, den Prinzen Georg von Griechenland zum Gouverneur von Kreta zu ernennen. Auf diesem Posten, hat Abd ul Hamid erwidert, werde er nie einen Fremdling dulden. Dennoch wird, als in Kandia der Britenkonsul während eines Straßenkampfes von wüthenden Musulmanen getötet worden ist, die fremde Besatzung auf Kreta verstärkt und die Pforte gezwungen, ihre Truppen von der Insel zurückzuziehen. Am dreißigsten Oktober 1898 spricht in Bethlehem der Deutsche Kaiser zu den evangelischen Pfarrern: „Auf die Mohammedaner kann nur das Leben der Christen Eindruck machen. Daß sie vor dem christlichen Namen keine Achtung haben, kann ihnen kein Mensch verdenken. Politisch reißt man, unter allen möglichen Vorspiegelungen, ein Stück nach dem anderen von ihnen weg, wozu man gar keine Berechtigung hat." Acht Tage danach antwortet er in Damaskus auf die Ansprache des Scheichs: „Angesichts der Huldigungen, die uns hier zu Theil geworden sind, ist es mir ein Bedürfniß, für den Empfang zu danken, für Alles, was in allen Städten dieses Landes uns entgegengetreten ist, vor Allem zu danken für den herrlichen Empfang in der Stadt Damaskus. Tief ergriffen von diesem überwältigenden Schauspiel, zu gleicher Zeit bewegt von dem Gedanken, an der Stelle zu stehen, wo einer der ritterlichsten Herrscher aller Zeiten, der große Sultan Saladin, geweilt hat, ein Ritter ohne Furcht und Tadel, der oft seine Gegner die rechte Art des Ritterthumes lehren mußte, ergreife ich mit Freuden die Gelegenheit, vor allen Dingen Seiner Majestät dem Sultan Abd ul Hamid für seine Gastfreundschaft zu danken. Möge Seine Majestät der Sultan und mögen die dreihundert Millionen Mohammedaner, welche, auf der Erde zerstreut lebend, in ihm ihren Khalifen verehren, Dessen versichert sein, daß zu allen Zeiten der Deutsche Kaiser ihr Freund sein wird." Zu allen Zeiten. Das ist ein festes Versprechen. Drei Wochen vorher ist das Gerücht von einem anglo-deutschen Vertrag durchgesickert und der Reichskanzler hat den Wunsch der Kolonialgesellschaft (die für Krügers Transvaalstaat fürchtet), den Wortlaut zu veröffentlichen, mit der Berufung auf „feststehende diplomatische Gepflogenheiten und wichtige politische Rücksichten" abgelehnt. Krisenstimmung. Nikolai Alexandrowitsch hat die Abrüstung empfohlen. Bei Faschoda wird eine neue Reibungfläche zwischen England und Frankreich sichtbar.. Hat das Deutsche Reich wirklich den Briten Südafrika sammt der Delagoabai überlassen, dann ist Frankreichs Kolonial-

macht bedroht; wird die Republik die Folgen der Unklugheit spüren, die, als Hanotaux gefallen war, den deutschen Vorschlag einer Verständigung über die ostasiatischen Fragen unbeantwortet ließ. Chamberlain rühmt in Wakefield das neue anglo-deutsche Abkommen als einen wichtigen Erfolg der Unionistenregirung und versichert die „deutschen Freunde", daß England ihnen nie zumuthen werde, für englische Interessen Opfer zu bringen. Schon am Lordmayorstag aber erwähnt Salisbury in der Guildhall die Freundschaft mit Deutschland nicht mehr; erinnert er an die Möglichkeit eines um das Türkenerbe entbrennenden Krieges, für die Britanien seine Seemacht stärken müsse. Was ist geschehen? Der Deutsche Kaiser ist als Triumphator durch das Osmanenreich gezogen und hat dem Islam ungefährdetes Leben verbürgt.

Persönliches Regiment. Kaum Einer hatte gewußt, welches Unheil da wuchs. Einer, ders ahnte, stöhnte, als der Plan der Orientreise auftauchte, im Sachsenwald, seine Trompete sei leider durchschossen; sonst hätte er mit letzter Lungenkraft noch das alte Warnerlied wieder geblasen. Und wäre gewiß wieder nicht gehört worden. Hier wurde gefragt, ob man wirklich glaube, daß die Westmächte still zuschauen werden, wenn der Deutsche Kaiser versuche, im Orient alle anderen Herrschergestalten zu überstrahlen; ob der Papst nicht für sein Protektoratsrecht, Oesterreich-Ungarn für seinen Balkanhandel fürchten werde. Vergebens. Hundert Posaunen preisen die hohe Bedeutung der Reise. „Auf Allerhöchsten Befehl" wird, als kehre ein vom Sieg gekrönter Kreuzritter heim, ein feierlicher Einzug veranstaltet. Am ersten Dezembertag steht Herr Kirschner barhäuptig, trotz schlechtem Wetter, am Brandenburger Thor, reckt die Denkerstirn in die Höhe des Pferdekopfes und giebt, im Namen der „braven Bürgerschaft", dem Dankgefühl und dem Huldigungbedürfniß der Reichshauptstadt mannhafte Worte. Fünfzig Jahre nach Achtundvierzig; und Wilhelm nennt, wie der Großohm, die Stadtgenossen „meine lieben Berliner". In der Thronrede wird die Reise ausführlich erwähnt; wird auch gesagt, dem Deutschen Kaiser (dessen Titel und Macht doch nicht aus den Wolken, sondern aus der versailler Spiegelgalerie stammt), sei „die Gewalt von Gottes Gnaden verliehen". Wie in der Zeit, da Zions Herrlichkeit durch den Traum Friedrich Wilhelms spukte. Um die aufhorchenden Westmächte rasch zu beruhigen, versichert Graf Bülow, der Staatssekretär, im Reichstag, die Orientreise habe nicht die „ihr untergeschobenen Motive und Ziele" gehabt. „Deutschland hat im Orient keine direkten politischen Interessen." Zu den Reden von Bethlehem und Damaskus stimmt die neue Tonart nicht. Dahinter steckt Etwas, denkt man in London; denkts in Paris. Vergessen

ist die Glückwunschdepesche, die Wilhelm prompt nach Kitcheners Sudansieg an die Großmutter sandte; ist alle Artigkeit, die er eifernd Franzosen erwies. Delcassé klopft, noch mit schüchternem Finger, bei Salisbury und Curzon an. „Seht Ihr nicht, was Euch bevorsteht? Uns Allen? Um die Liebe der Muselmanen wirbt der Imperator, weil er will, daß sie in der seinem Trachten günstigen Stunde die britische Herrschaft vom Erdball abschütteln. Die Bagdadbahn, für die er sich wie ein Aufsichtrathsmitglied oder ein anderer Acquisiteur eingesetzt hat, soll ihm den trockenen Weg nach Indien sichern. Und daß der hastige Flottenbau nicht von der Nothwendigkeit des Handelsschutzes geboten ist, brauche ich Euch nicht erst zu beweisen." Wo die Wuth über Wilhelms Telegramm an Paul Krüger nachzittert, muß solche Warnung wirken. Durch die Dreyfuskrisis und den Burenkrieg wird die Entwickelung verzögert. Englands Mißtrauen ist aber nie mehr geschwunden. Auch nicht, als der Enkel der Großmutter den Plan zur Vernichtung der Buren geschickt und ausgeplaudert hat, daß Rußland und Frankreich ihn in einen antibritischen Concern ziehen wollten. Nie wieder. Die Mächte, von denen 1808 Caulaincourt gesagt hatte, sie könnten niemals Bundesgenossen werden, und die noch bei Faschoda, noch in den Tagen bei Ladysmith und Mafeking unversöhnbar schienen, befreunden sich, verloben sich gegen die „deutsche Gefahr". Weil der Deutsche Kaiser Poseidons Dreizack und das Weltarbitrium für sich geheischt, die Buren zum Kampf ermuntert, die gelbe gegen die weiße Menschheit aufgestachelt, nach ostasiatischem Besitz die Hand gestreckt, sich den Admiral des Atlantischen Ozeans genannt, im Khalifat und im Scherifenreich die Rolle des Islamretters an sich gerissen hat. Nur deshalb... Persönliches Regiment.

Dessen Werk war die franko-russische, die franko-britische, die anglorussische Verständigung. Was unmöglich schien, wurde Ereigniß. Totfeinde verscharrten den alten Haß und schworen einander Treue. Wer trieb sie in so seltsame Bundesgenossenschaft? Warum sah ein Reich, das Tag vor Tag seine friedliche Absicht betheuerte und von keiner Beute je einen saftigen Fetzen erschnappte, sich plötzlich auf allen Seiten von Feindschaft umringt? Weil das Haupt dieses Reiches zu oft den Mund geöffnet, zu oft mit der Ankündung großer That, mit Verheißung, Drohung, Werbung den Erdkreis beunruhigt hatte und weil schließlich Jeder die Einkreisung des Ruhestifters wünschte. Daß dieser Kreis nicht undurchdringlich ist, zeigt sich, als das Meerengenrecht wieder streitig wird. Den Russen ist, als Entschädigung für die in der Straße von Tschili und am Persischen Golf bestattete Hoffnung, die Oeffnung der Dardanellen zugesagt. Von Eduard; der in Makedonien und am Goldenen Horn den Tür-

ken zeigen will, daß sie von dem Deutschen Kaiser nicht mehr zu erwarten haben als die Marokkaner. Alles ist fertig und abgemacht: da stürmen die am Trog der Westmächte gemästeten Jungtürken ans Ziel und der Osmanenstolz flackert in so dicken Feuergarben auf, daß die drei Verbündeten fürchten, beim Zugreifen sich die Finger zu verbrennen. Rußland muß warten. Und auf Albions Gewinnkonto ist einstweilen nur der deutsche Prestigeverlust zu buchen. Schon aber naht eine neue Ueberraschung. Franz Ferdinand und Aehrenthal haben das Fürchten nicht gelernt. Da Rußland warten muß, können auch sie auf den Sandschak und auf Saloniki fürs Erste verzichten; stecken aber Bosnien und die Herzegowina ein. Britania kreischt zornig auf; weil sie fühlt, daß ein gesichert scheinendes Geschäft ihr zu entgleiten droht. Wird Rußland geduldig bleiben, der heißen Welle der Slavenwuth sich entgegenstemmen, wenn Oesterreich-Ungarn draußen die Serbensaat zerstampft und sich als souveraine Balkangroßmacht vor die Türkenthür setzt? Kann die Verschiedenheit der Interessen nicht das fein gesponnene Netz der Verträge lockern? Britania muß laut kreischen: sonst wittern die Kontrahenten Verrath; glauben die Enttäuschten, Eduard sei in Ischl oder Marienbad Mitwisser des wiener Planes geworden. Rußland will eine schwache, Frankreich eine starke Türkei; denn in Frankreich liegen ungefähr vier Milliarden Turbanwerthe und große Posten anderer Balkanpapiere. Wo England gern die Kriegsfurie losgekettet sähe braucht, in Südosteuropa, die Französische Republik friedliche Ruhe. Löst sich der neue Dreibund so schnell? Zuerst versucht man, Deutschland von Oesterreich wegzulocken. Doch Herr Iswolskij ist allzu täppisch; und Fürst Bülow hat die Konjunktur erkannt. Oesterreich vertritt auf dem Balkan unser Interesse; nicht aus Gefälligkeit, nicht etwa als „brillanter Sekundant" (solcher Dienst würde nicht dauern), sondern, weil das Dehnungbedürfniß die Doppelmonarchie zwingt, den Mächten unbequem zu werden, die Deutschland einkreisen wollten. Nur ein Blinder würde in dieser Stunde den Wien mit Berlin verbindenden Draht durchschneiden. Herr Iswolskij wird in der Wilhelmstraße mit Kalter Küche bewirthet und muß dem londoner Mandanten melden, daß zwischen den verbündeten Kaiserreichen jetzt nicht Zwietracht zu stiften ist. Zum ersten Mal bekommt Deutschland wieder Luft; hellt sich über ihm der Himmel. Frankreich, das Greys Kongreßplan durch die Publikation vereitelt hat, muß, als Türkengläubiger, die austro-deutsche Orientpolitik in dieser Stunde der britischen vorziehen. Kommt der große Spieler im Buckinghampalast um seinen Gewinn? Das darf nicht sein. Noch hat er die stärkste von seinen Künsten nicht angewandt. Das dreimal glühende Licht wirkt sicher. Wil-

helms Tischreden werden im Daily Telegraph veröffentlicht: und schnell ist der Kreis wieder geschlossen. Rußland, Frankreich, die Niederlande, China, Japan, Australien, die Afrikander, Amerika selbst wenden sich in wildem Grimm gegen den Deutschen Kaiser; und der Grimm wandelt sich bald in Hohn. Als den schwersten Anschuldigungen der verdammende Spruch gefolgt ist, fragen die Briten noch spöttisch, wem sie denn nun glauben sollen: dem Guildhallredner, der betheuert hat, daß die deutsche Nation ihres Kaisers Liebe zu England theile, oder dem Gast auf Highcliff, der, noch im selben Monat, die Mehrheit der deutschen Landsleute der Feindschaft gegen England anklagte.

Der Kreis ist wieder geschlossen. Gemeinsamer Widerwille ist stärker als die Sucht nach Augenblicksvortheil. Alle mißtrauen dem Deutschen Kaiser; aus allen Ecken züngelt der Hohn nach ihm: und wir haben keine Waffe, die ihn wirksam vertheidigen könnte. In den skandinavischen Ländern sogar ist offiziös erklärt worden, seit man Wilhelm so kenne, wie er sich in der Interview selbst dargestellt habe, müsse man von ihm abrücken und in den Britenconcern eintreten. Und der Islam? Abd ul Hamid und Abd ul Aziz wissen, was berliner Rede werth ist. Muley Hafid ist noch nicht anerkannt; trotzdem wirs vor neun Wochen stürmisch forderten. Der englische Premierminister verspricht den Franzosen Hilfe für den Fall naher Fährniß. Und Sir Ernest Cassel, Eduards Freund und Freundinherberger, besorgt in Paris das neue Türkenanleihegeschäft. Das eine Beispiel zeigt den sichtbaren Segen des persönlichen Regimentes. Jedes der zwanzig Unheilsjahre, die hinter uns liegen, hat ihn jedem wachen Auge gezeigt. Warum ist Deutschland, das, trotz seiner Kraft, in dieser Zeit Keinem auch nur das winzigste Stück genommen hat, vereinsamt und ringsum gehaßt? Weil es sich von dem unsteten Willen eines Kaisers lenken ließ, der keinen Blutstropfen eines Staatsmannes in sich hat. Neun Zehntel aller Schwierigkeiten, die das Reich hemmen, hat die persönliche Politik dieses Kaisers bewirkt. Sie zu enden, ehe von ihr, wie Bismarcks trüber Blick ahnte, das Reich zerstört ward, ist nationale Pflicht. Bonaparte hatte sich mit dem Schwerte den Weg auf den Thron gebahnt und zwar nicht den Landbesitz, doch den Phantasieschatz und den Kriegerruhm eines nach Anerkennung dürstenden, kaum der Lilienfron entlaufenen Volkes für die Dauer gemehrt. Dem Lande, das er allein vor den Bütteln Europens zu schützen vermochte, durfte er, so lange die Schlachtenfortuna ihm lachte, den Willen seines hemmunglosen Genius aufzwingen. Friedrich Wilhelm der Vierte war ein schwächlicher Schöngeist, der den starken Mann spielen wollte und dessen krankes Hirn wähnen mochte, Fritzens Preußen sei für die Freiheit noch nicht

reif. Wilhelm der Zweite, der vierzig Jahre nach der Revolution auf den Zollernthron kam und im Reich kein Monarch ist, hat der Nation nie Nützliches geleistet und für seinen Willen dennoch die höchste Geltung verlangt. Nun sieht er die Ernte. Wenns ihn, nach allem Geschehenen, möglich dünkt, wird er die Krone auf seinem Haupt behalten. Doch niemals wieder darf an seinem Willen das Schicksal des Deutschen Reiches, deutscher Menschheit hängen.

Gerichtstag.

Daß es so nie wieder werden dürfe, ist im Reichstag nicht deutlich genug ausgesprochen worden. Anständige Reden. Staunend blickten die Fremden von den Tribünen herab. Wer sich um so großen Gegenstand regt, Der, hatten sie gedacht, kann nicht so gelassen, so ohne Temperamentsfarbe sprechen wie ein Budgetkritiker. Nun erlebten sies dennoch. Leidenschaft und Persönlichkeit lassen sich nicht herbeizaubern. Wir müssen mit der unverwischbaren Thatsache zufrieden sein, daß kein einziger vom deutschen Volk abgeordneter Mann gewagt hat, den Kaiser zu vertheidigen. Alle haben ihn schuldig gesprochen: Adelige, Bourgeois und Proletarier (nur der Herzog von Trachenberg sprach auch diesmal wieder wie Einer, der sich in Bereitschaft halten will, und nöthigte dadurch seine Fraktion, ihm den minder behutsamen Freiherrn von Gamp ins Gefecht nachzuschicken); und als der kluge Herr von Heydebrand, der in Preußen selbst fast ein König ist, gesagt hatte, lange schon habe im Volke sich der Unmuth über das kaiserliche Wesen und Handeln angesammelt, war für die Majestät nichts mehr zu hoffen. Daß am zweiten Tag das Hohe Haus wieder von der leidigen Lachlust und Witzelsucht gepackt wurde, war zu bedauern. Muß man in jeder Stunde lachen, weil die Zunge eines Kollegen ein paar Konsonanten verwechselt? Herr von Kiderlen, den an Praktikerbegabung und an Jägerwitterung reichsten unserer Diplomaten, einen Mann, der wohl längst Botschafter wäre, wenn ihn der edle Liebenberger nicht beim Kaiser verklatscht hätte, wie einen Tölpel begröhlen, weil er eine häßliche Weste trägt, der Schwabenmundart sich nicht entwöhnt hat und sich in die undankbare Pflicht locken ließ, in dieser Debatte das Auswärtige Amt zu vertheidigen, dessen Arbeit er seit vierzehn Jahren doch aus dem Auge verlor? Ein Parlament, das einem Kaiser imponiren will, müßte sich besser in Zucht halten. Allzu harte Rüge könnte aber das Ansehen des Volkshaufens schmälern, das wir jetzt mehr als je brauchen. Die Kaiserkrisis hat erst begonnen und ihr Ernst verpflichtet uns, alle zur Mitwirkung am Reichsgeschäft berufenen Faktoren, Kanzler, Bundesrath, Reichstag, zu stärken, so lange sie zu muthiger That entschlossen scheinen. Und besser

ists immerhin ja geworden, seit Eugen Richter bei seinem Sturmlauf gegen die kaiserliche Allverwaltung vor Boettichers blaß bebenden Lippen vereinsamt blieb. Viel besser. Heute spürt Jeder, daß dem Vaterlande die Gefahr droht, in den jämmerlichen Zustand zurückzusinken, wo es (nach dem Wort des treuen Görres) „auf einer Seite wie vom Schlagfluß gelähmt ist, auf der anderen im Veitstanz sich bewegt und, während die eine Hälfte asthenisch in dumpfen, leeren Träumen brütet, die andere hypersthenisch in phantastischen, ausschweifenden Delirien sich abmüdet". Daß die Wahrheit endlich aus den letzten Schleiern geschält werden muß, damit dem jungen Reich die Monarchentragoedie erspart bleibt, die das Kunstgebild aus Menschenhand nicht so leicht überstünde wie der Leib des alten, einheitlichen, im Wesenskern gesunden Preußenstaates. Wir sind weiter gekommen; viel weiter, als noch unterm Herbstmond zu hoffen war. Alle Parteien haben den Kaiser schroff getadelt. Der Kanzler hat gesagt, daß durch die Interview Wilhelms „großer Schade", „eine verhängnißvolle Wirkung", „ein Unglück" entstanden sei und daß der Kaiser sich fortan die Zurückhaltung auferlegen müsse, „die für eine einheitliche Politik, für die Autorität der Krone eine unerläßliche ist". Seit den Tagen der Stuarts ward einem Gekrönten Aehnliches kaum je mehr angethan.

Der Reichstag hat endlich wieder von der Nation Dank verdient; und man sollte nicht länger mit ihm darüber hadern, daß er noch nicht die Kraft zu einmüthiger Forderung fand. Eine, die rechts und links genügt hätte, wäre zu dünn gewesen. Mit einem Manifest, einem Versprechen, wäre nichts erreicht; nicht einmal mit der allzu märzlichen Bitte, „das Geschehene zu vergessen". Neue Wortkünste? Wir haben an den alten genug. Das Königthum, schrieb Lagarde, „ist zu verschiedenen Zeiten verschieden aufgefaßt worden. Jetzt wird so leicht Niemand mit dem mystischen Unsinn früherer Tage kommen: Alle werden einig darüber sein, daß der König der Vertrauensmann der Nation ist. Ein Königthum deutscher Art ist nur denkbar, wenn des Königs Persönlichkeit des Höchsten ausgebildet und mit allem Reichthum reinen Wollens, fragefähigster Lernbegier, unschwankender Einsicht, der Verantwortung bewußtester Demuth bis an den Rand gefüllt ist. Weh dem Menschen, der jemals den Thron zum Genießen mißbrauchte: verscherztes Vertrauen wird nie zurückgewonnen." Auch unausgesprochene Forderungen können vernehmbar sein. Der Kaiser hatte seit dem neunundzwanzigsten Oktobertag zur Ueberlegung Zeit. Er konnte an den Rand eines Berichtes, der vom Kanzler oder vom Reichstag kam, einen Satz schreiben, wie ihn sein Großvater unter Roons Bericht vom ersten März 1861 geschrieben hatte: „Für Ihren Freimuth ge-

bührt Ihnen mein Dank für ewige Zeiten!“ Dann war, ohne Zwang, geleistet, was die Forderung erlangen konnte. Er hats nicht gethan. Er war über die „Schimpferei“ der Presse und des Parlamentes empört, überzeugt, daß „sein Volk“ anders denke, und fand sich vom Kanzler unzulänglich vertheidigt.

Mehr als den Verzicht auf einen Beschluß, eine dem Kaiser vorzulegende Forderung muß man den Mangel an Detailkenntniß bedauern, den die Verhandlungen enthüllten. Wer die Reden hörte oder las, erfuhr nicht, welche Reichsschädigung vor der Interview von Highcliff dem Reichshaupt nachzuweisen gewesen sei. Wissen die Abgeordneten davon nichts? Oder schweigen sie, weil sie den illuminirten Weg in die Wüste mit Jubelrufen betreten haben? Warum leben einem Volk von sechzig Millionen Menschen, einem starken, fleißigen, ehrlichen Volk, das seit dem Geburtstag seiner Einheit auf der Erde nichts Beträchtliches erobert, nur verlorene Brosamen aufgesammelt hat, nicht überall Freunde? Warum ist es, das keinem Nachbar das Erbe entreißen, keiner Rasse den Bodenraum rauben will, nicht umworben? Dieser Frage war im Reichstag die Antwort zu finden. Die ganze Jammergeschichte dieser zwanzig Jahre zu erzählen, ihres Irrens, ihrer Räusche, ihrer unfruchtbaren Geschäftigkeit, und schlicht und ernst dann auszusprechen, was jedem guten Deutschen längst auf der Lippe liegt: daß niemals noch hochgemuth unternommene Versuche trauriger mißlungen sind als die Wilhelms des Zweiten und daß die Vertrauenssumme, die dem Unbewährten, als dem Enkel des treuen Reichshaushalters, bewilligt ward, bis auf den letzten Heller nun aufgebraucht ist. Schon im Algesirasfrühling fast aufgebraucht war. Wenn sichs nur um Feste, Hofpomp, Rednerei und unbedachte Tischgespräche gehandelt hätte, wäre unsere Lage nicht so unbequem geworden; könnte Deutschland noch einmal vertrauen lernen.

Die Minister des Königs von Preußen, die in die Hauptstadt berufenen Vertreter der Bundesstaaten haben einstimmig den Kaiser getadelt. Der Saal, in dem der Bundesrathsausschuß tagte, hat das Gelöbniß vernommen, die Zerrüttung des Reiches, auch wenn sie von dem unsteten Sinn und der Kurzsicht eines ersten Reichsfürsten drohe, mit aller Kraft abzuwenden. Kanzler, Bundesrath, Reichstag, Preußens Ressortleiter: Alle einig. Die zum Ewigen Bund vereinten Souverains, Beamtenschaft, Heer und Flotte müssen stumm bleiben, so lange es irgend geht. Dürften sie reden: der Rügerchor wäre noch stärker geworden. Ein Minister, Geheimrath, Offizier, Industriedirektor, Geschäftsführer, der so von allen Instanzen verurtheilt würde, müßte vom Platz weichen. Und hier wars ein Kaiser. Dem wurde gesagt: Der Beamte, der das von Dir vor Fremden Gesprochene, von Dir Gelesene und überschwäng-

lich Gelobte nicht vor dem Licht bewahrt hat, ist unfähig, eines wichtigen Amtes Bürde weiterzutragen. Dem wurde gerathen, sich schleunig zu ändern.

Le roi s'amuse.

Als der verhängnißvolle Artikel im Daily Telegraph erschienen war, empfahl der Kaiser den Rekruten in zorniger Rede strenge Selbstzucht. Als Deutschland in Scham und Schmerz erbebte, ging er auf die Jagd. Zuerst nach Eckartsau, wo er sich dem Erzherzog Franz Ferdinand als Gast angesagt hatte. Die Frau des Schloßherrn lag, mit schwerer Influenza, in Kindsnöthen. Der Mann mußte ihr, für die er der Hoffnung auf ebenbürtige Nachkommenschaft entsagt hat, fern bleiben und für das Jagd- und Tafelvergnügen des hohen Gastes sorgen. Das Paar lebt einfach, wie andere Edelleute auf dem Land. Nun mußten Automobile herbei (der Kaiser braucht ein Halbdutzend für sich und sein Gefolge); mußte aus dem Waldrevier das Wild zusammengetrieben, das Schloß zu Prunk und Lustbarkeit gerüstet werden. Wir lasen, daß Franz Ferdinand die Flinte nicht in die Hand nahm; daß Wilhelm an einem Tag drei Dutzend Hirsche schoß und in fröhlichster Stimmung war; auch die kleinen Unbequemlichkeiten, die er in dem nicht vom Auge der Herrin bewachten, für so pomphafte Feste nicht eingerichteten Schloß hinnehmen mußte, wurden leider gemeldet. Dann gings nach Donaueschingen zum Fürsten Max Egon von Fürstenberg. Ob der muntere Kavalier sich diesmal eine Wachsnase geklebt hat, die er in der Wärme des Kerzenlichtes langsam abtropfen ließ, erfuhren wir nicht; dieses Kunststückchen soll ihm früher viel Beifall eingebracht haben. Sogar die Zahl der geschossenen Füchse blieb uns verborgen. Mancherlei aber vernahmen wir. Aus Berlin und aus Frankfurt waren Bänkelsänger gerufen worden, die Couplets vortrugen. An den Abenden, wo Europa die Berichte über die Kaiserdebatte des Reichstages las. Die höchsten und hohen Herrschaften amusirten sich königlich (vielleicht auch kaiserlich). In demselben Blatt der Frankfurter Zeitung standen zwei Depeschen, die einander ergänzen. „Aus Donaueschingen meldet die Badische Presse: Dem Kaiser wurde Dinstag abends gegen neun Uhr der stenographisch aufgenommene Reichstagsbericht durch das Telegraphenamt in Donaueschingen zugestellt. Gegen zwölf Uhr nachts wurde darauf für kaiserliche Depeschen nochmals eine einstündige telegraphische Verbindung hergestellt." Und im Inseratentheil las man: „Frankfurts Uniontheater vor Deutschlands Kaiser! Das Uniontheater wurde vom Fürsten Fürstenberg eingeladen, am Dinstag vor Seiner Majestät dem Deutschen Kaiser in Donaueschingen eine Separatvorstellung im

Musiksaal des Schlosses zu veranstalten. Wir erhalten darüber heute folgendes Originaltelegramm: ‚Zweistündige Vorstellung im Schloß zu Donaueschingen vor dem Deutschen Kaiser, dem Fürsten Fürstenberg und dem Grafen Zeppelin mit sensationellem Erfolg nachts um halb ein Uhr beendet. Der Kaiser und die hohen Herrschaften applaudirten stürmisch und sprachen in persönlicher Unterredung ihre dankbare Anerkennung für das brillant gewählte Programm und die tadellose Vorführung aus.'" Vorher hatte ein in Berlin sehr bekannter Cabaretier mit zwei Gefährten der Jagdgesellschaft einen frohen Abend bereitet. Geschmackssache. Da an Bord der „Hohenzollern" Matrosenkapellen, vermummte Coupletsänger, Damenkomiker, Salonzauberer, Gedankenleser, sogar Generale als Cancantänzer gern gesehen sind, mag solches Biervergnügen auch an der Donau munden. König Lear und Frau Alwing wären nichts für müde Jäger, die nach des Tages langer Mühe wacker gezecht haben. Nur sollte Einer, den der berliner „Schwarze Kater" und das frankfurter Uniontheater erfreut, modernen Europäern lieber nicht vorschreiben, an welchem Kunstborn sie ihren Durst zu stillen haben. Einerlei. Jagd, Frühstück im Wald, Tafelmusik, Tingeltangel, ausgelassene Heiterkeit: der Kaiser und König wollte keinen Zweifel darüber lassen, daß ihn die im Reichshaus anberaumte Gerichtssitzung nicht bekümmere. Kanzler, Bundesrath, Reichstag, Staatsministerium betrauern des Reiches Noth und fordern den Thronenden auf, das Ansehen der Krone fortan besser zu wahren; das Land bebt in Krämpfen und kann seinen Gram nicht, kann seine Scham nicht länger bergen; aus spöttischem Auge blickt der Fremdling über die Grenze und scheint zu fragen, ob, was er da sieht und hört, sich wirklich im Reich Wilhelms und Bismarcks ereigne. Der Kaiser will der Welt beweisen, daß solches Getriebe ihm nicht eine Abendstunde verdüstert. „Mein Kurs ist der richtige und er wird weitergesteuert." Der Kaiser jagt, schlägt sich, wenn der Bänkelsang einen saftigen Witz bringt, auf den Schenkel und lacht, daß die Scheiben zittern. Der Kaiser ist lustig. Das ist sein Recht. Er ahnt nicht, was draußen wird.

„Die Jagd ist eine der sinnlichen Vergnügungen, die den Leib bewegen und dem Geist nichts sagen. Man verfolgt mit wildem Eifer ein Thier und hat eine grausame Freude daran, es zu töten. Ich weiß, daß große Männer die Jagd leidenschaftlich geliebt haben. Auch sie hatten ihre Fehler und Schwächen: laßt uns, statt sie im Kleinlichen zu kopiren, ihrer Größe nachahmen. Die Jagd, wirft man ein, ist gesund, hilft zu hohen Jahren und ziemt, als ein harmloses Vergnügen, den großen Herren, die dabei ihren Kummer vergessen, ihre Pracht entfalten können und im Frieden das Bild des Krieges er=

blicken. Ich denke gar nicht daran, ein maßvolles Vergnügen zu verdammen; nur vergesse man nicht, daß solche Uebung nur den Zügellosen nöthig ist. Und muß man Alles thun, was ein langes Leben verheißt? Die Mönche leben meist länger als andere Menschen: soll man deshalb Mönch werden? Nicht darauf kommt es an, daß der Mensch bis in Methusalems Alter träge und unfruchtbare Tage hinschleppe; je mehr er sich seinen Gedanken überläßt, desto mehr Gutes und Nützliches wird er leisten, desto reicher wird also sein Leben werden. Von allen Lustbarkeiten ist die Jagd übrigens die für Fürsten ungeeignetste. Ihre Herrlichkeit können sie auf hundert andere, den Bürgern viel nützlichere Arten zeigen; und schädigt die Ueberfülle des Wildes den Landmann, so kann die Pflicht, die Thiere zu töten, bezahlten Jägern überlassen werden. Fürsten dürften eigentlich nur eine Beschäftigung kennen; nur danach trachten, sich zu bilden, Kenntnisse zu sammeln, regiren zu lernen, damit sie ihren Beruf sicher erfassen und in seiner Ausübung konsequent handeln. Um ein großer Heerführer zu werden, braucht man nicht Jäger zu sein. Gustav Adolf, Turenne, Marlborough, Prinz Eugen, denen Keiner den Ruhm geschickter Generale bestreiten kann, waren nicht Jäger; auch von Caesar, Alexander, Scipio überliefert das Buch der Geschichte uns keine Jagdleistung. In der Armee müßte man die Jagd sogar verbieten, weil sie zu Unordnung auf den Märschen verführt. Den Fürsten mag man die Jagd verzeihen, wenn sie diese Vergnügensart selten wählen und nur als Erholung von ihrem ernsten und oft recht traurigen Geschäft betrachten. Ich will kein anständiges Vergnügen verbieten. Aber die Bemühung, gut zu regiren, den Staat zur Blüthe zu bringen, alle Künste zu schützen und zu fördern, ist sicher das größte Vergnügen; und der Fürst ist zu beklagen, der ein anderes braucht." Das sind Sätze aus dem „Antimacchiavell" Fritzens von Preußen. Der, sagt man, kein Ofenhocker, kein schlapper Kerl war.

Wilhelm jagt mehr als seit der Unheilszeit Ludwigs des Sechzehnten wohl je ein Regirender; und eine Jagdart, die in kurzen Stunden Dutzende, Hunderte von Thieren zur Strecke bringt, ist von edlem Waidwerk recht fern. Wer sich das Wild in Rudeln vor die Flinte, die Standgabel hetzen läßt und allen Komfort eines üppigen Hofes in den Wald mitnimmt, braucht weder Ausdauer noch überlegene List. Aus dem Hofbericht müßte festgestellt werden, wie viele Tage im Jahr der Kaiser auf der Jagd verbringt. Er reist und zerstreut sich überhaupt ein Bischen viel. Eduard macht meist Geschäftsreisen, von denen er Etwas heimbringt; geht er an die See oder in die böhmische Quellenstadt, dann lebt er wie ein reicher Privatmann und lernt dabei Leute kennen, die er sonst nicht sieht. Der bewegliche Victor Emanuel macht sich auf seiner Halb-

insel zu schaffen und sucht im Gewühl zu verschwinden. Selbst der alte Franz Joseph lebt in Ischl kaum anders als ein wohlhabender Feldzeugmeister. Nur Wilhelm zieht immer mit dem ganzen Imperatorprunk durch die Welt. Diese Freude wäre ihm zu gönnen, wenn ihr nicht ein höchstgefährlicher Irrthum erwüchse. Wo was zu schauen ist, sammeln sich Gaffer. Wo das Auge sich umsonst sättigt, ist die Hand zum Applaus, die Kehle zum Jubel bereit. Den Wenigen, die ihm vom Unmuth des Volkes zu sprechen wagten, hat der Kaiser lachend geantwortet: „Sie sind wohl nicht von hier? Auf meinen Reisen sehe ich doch, wie das Volk denkt. Zeitungschreiber und Parteibonzen nörgeln. Die Nation jauchzt mir zu." Leider: weil ihr Jubel nicht aus dem Herzen kommt; nur aus heftig erregten Sinnen. Auch dem Perserschah würde zugejauchzt, wenn er in solcher Pracht einherkäme. Die Reizmittel des Caesarismus wecken in jeder Masse die Lust, mit Hand und Mund wenigstens in dem Ausstattungstück mitzuwirken, das da durch die Straßen geführt wird. Werben dem in ewiger Glorie Spazirenden aber nicht haltbare Liebe. Der Kaiser hat sich einst einen „Richter in Empfängen" genannt. Diese Empfänge werden sorgsam inszenirt und oft vorher mit Statisten durchprobirt, bis „Alles klappt". Das Schauspiel ist ohne Eintrittsgeld zu genießen: kein Wunder, daß die Menge herbeiströmt. Nach dem grauen Alltag ein buntes Vergnügen: „Hurra!" Am Abend freut der Kaiser sich dann des Kinematographen, der den Empfangenen und die Empfänger im Bild zeigt. „Wie mein Volk heute wieder gejubelt hat, als es mich sah!" Und ist glücklich. Wenn der Dalailama in der Kutsche, der Afghanenemir auf dem Pferd gesessen hätte, wäre der Jubel vielleicht noch lauter geworden. Was er werth war, könnte Wilhelm jetzt wissen.

Nicht der Jagd nur, den Einzugsfreuden und dem Bänkelvergnügen waren die dunklen Novembertage geweiht. Als am berliner Königsplatz der Gerichtstag dämmerte, ließ das Kommando der Hochseeflotte an alle Gefechtseinheiten eine Verfügung ergehen, die offenbar der kriegsherrlichen Initiative entstammt. Lest sie; und lobet den Herrn, der Alles weislich verfüget.

Kiel, den zehnten November 1908.

Seine Majestät der Kaiser haben befohlen, daß das Hurrarufen innerhalb des einzelnen Schiffes absolut gleichmäßig unter Hochnehmen der Mützen zu erfolgen habe. Beim Paradiren und Hurrarufen ist daher nach folgendem Befehl zu verfahren: Es sind Posten mit Winkflaggen auf beiden Brückennocken, auf der Hütte, am Bug, am Heck und an sonst geeigneten Stellen des Schiffes aufzustellen. Auf das Kommando: „Drei Hurras für . . ." werden die Flaggen hochgenommen. Gleichzeitig verläßt die rechte Hand der paradirenden Leute das Geländer und geht an den Mützenrand. Auf das erste Kommando „Hurra" gehen die Winkflaggen nieder, das Hurra wird wiederholt, während die Mützen durch Strecken des rechten Armes unter einem Winkel von etwa fünfundvierzig Grad kurz hochgenommen und, sobald das Hurra verklungen ist, unter Krümmung des Armes

kurz vor die Mitte des Oberkörpers genommen werden. Gleichzeitig gehen die Winkflaggen wieder hoch. Beim zweiten und dritten Hurra wird entsprechend verfahren; nur werden die Mützen nach dem dritten Hurra nicht wieder vor die Mitte des Oberkörpers genommen, sondern kurz aufgesetzt, worauf die rechte Hand wieder auf ihren Platz am Geländer geht.

Bei der bevorstehenden Anwesenheit Seiner Majestät des Kaisers zur Rekrutenvereidigung ist bereits nach diesen Bestimmungen zu verfahren.

J. V.

von Holtzendorff.

Am siebenzehnten November wollte der Kaiser in Kiel die Rekruten vereidigen. Der wichtige Erlaß ward gewiß im Donauschloß besonnen.

Was wir wollen.

„Es ließ mir keine Ruhe: ich mußte reden", schrieb Friedrich Wilhelm der Vierte an Thile. Könnte auch sein Großneffe geschrieben haben. Er muß reden. Und Niemand hat das Recht, ihn zu hindern. Nur: die Nation will für seine Reden nicht länger verantwortlich sein. Für von ihm Gesprochenes und Geschriebenes nicht. Denn sie glaubt nicht, daß der fast Fünfzigjährige sich ändern, „sich Zurückhaltung auferlegen" könne. Als er darum ersucht worden war, kam das Zeppelinspektakulum als Trutzantwort. Wurde der alte Graf vor allem Volk aufgefordert, so rasch wie möglich neue Luftschiffe zu bauen. Warum so rasch? Der Brite fragts; und erwidert selbst: Weil der Kaiser uns an den Inselleib will. Das ist gedruckt worden. Da haben wirs also wieder. Ein Geschäftsmann ruft nicht über den Markt, was er vorhat. Ein Deutscher Kaiser, der die Kriegsschiffe für Meer und Luft nicht schnell genug fertig haben kann, mag tausendmal betheuern, daß er nichts Arges gegen Britanien sinnt: kein Engländer wirds ihm glauben. Das Reichsgeschäft fordert ein politisches Temperament, nicht ein dramatisches. Der Kaiser langt nach der Augenblickswirkung und freut sich, als wäre die Welt eine Schaubühne, an Worteffekten, Gruppenbildern, Abgängen und Aktschlüssen. Wir freuen uns nicht daran; haben für solches Vergnügen höchstens von Acht bis Zehn abends Zeit. Wir wollen die Geschäftsleitung ungeschmälert Politikern gesichert wissen, die über den Augenblick hinaus denken und jedes Thuns, jedes Unterlassens Folge bis ans Ende ermessen. Die sich nicht stets vor dem Photo- oder Kinematographen fühlen. Gründlich vorgebildet sind und alle Stunden des Tages (und, wirds nöthig, auch der Nacht) ihrer Arbeit hingeben. Denn ohne zu arbeiten, von früh bis spät, kann heute selbst ein Genie nicht regiren. Für einen Jupiter, der aus der Wolke hervorblitzt, danken wir. Wollen endlich in gleich starker Rüstung mit den Rivalen um das Lebensrecht kämpfen. Und Leuten, die an die Staatsspitze nicht taugen, nicht auf ewig unlöslich verbunden sein. Uns die Möglichkeit wahren, takt-

lose, ungeschickte oder kompromittirte Menschen wegzujagen. Solche Möglichkeit bleibt nur, wenn diese Menschen nicht im Purpur geboren sind.

Damaskus, Kiautschou, Tanger. Krüger, Stoessel, Witte, Loubet, Goluchowski, Tweedmouth, Hill, Wortley, Hale.. Wer zählt die Völker, nennt die Namen? Wir haben genug. Schon müssen Manuskripte, die Bekenntnisse des Kaisers enthalten, heimlich zurückgekauft werden (und in England liegt noch gefährlicher Sprengstoff in Fülle). Schon müssen wir knirschend hören, wie in Westminster der Premier und die ehrenwerthen Abgeordneten das Reichshaupt in offener Sitzung höhnen. Wir wollen nicht mehr. Wilhelm der Zweite hat bewiesen, daß er zur Erledigung politischer Geschäfte ganz und gar ungeeignet ist; hundertmal bewiesen, daß ihm selbst bei günstigster Marktkonjunktur kein Abschluß gelingt. Er mag viele Fähigkeiten haben; diese fehlt ihm völlig. Und hätte er den Keim in sich, so fände er, der Soldat und Seemann, Theologe und Historiker, Maler und Aesthetiker, Dichter und Komponist, Jäger und Yachtman, Prediger, Maschinentechniker und Regisseur ist, nicht die Muße, die innere Stille, ohne die nichts hienieden zu reifen vermag. L'univers sous ton règne: Das paßte vielleicht in die Tage des Sonnenkönigs. Heute würde durch die Ubiquität eines Herrschers nur Aergerniß gegeben. Wer mag denn immer von Einem hören, in jedem Morgen- und Abendblatt neidisch seines Erlebens Spur finden? Wir wollen auch nicht, daß der Kaiser seine Standarte über die Wälle einer Festung wirft, die für uns werthlos ist und deren Schanzen wir dann doch stürmen müssen, um die Standarte zurückzuholen. Gehts wie bisher weiter, so müssen wir einen Krieg führen, um die verlorene Achtung wieder zu erwerben und uns vom Fluch der Heerdenlächerlichkeit zu lösen. Das wollen wir nicht. Ein langwieriges Schauspiel nur: da wäre der Blutpreis zu hoch.

Der Kaiser ist nicht Monarch. Das Reich ist souverain; nicht der Kaiser. Der darf das Reich nicht ohne die Zustimmung Sachverständiger binden. Und diese Sachverständigen dürfen nicht gezwungen sein, drei Viertel ihrer Kraft immer erst an die Beantwortung der Frage zu verwenden, wie ihr vernünftiges Planen dem Kaiser plausibel zu machen ist. Wir wollen nicht Tag vor Tag in unserem Kulturgefühl gebildeter Europäer durch Rede und Schrift beleidigt sein. Wir wollen Staatsgeheimnisse wahren. Fremden weder schmeicheln noch drohen. Unwahrhaftigkeit, Gaukelspiel, Byzantinerprunk verachten. Wieder bündnißfähig werden. Uns vor Händeln hüten, unvermeidliche aber ohne feiges Zagen ausfechten. Uns nie ohne Deckung zu weit vorwagen, nie aber auch vor einer Gefahr oder einem Bluff zurückweichen. Dieser Wille schon zwingt die alte Reichskraft herbei. Und die alte Achtung kehrt wieder, seit bewiesen ist, daß der Deutsche auch gegen den Kaiser noch zu wollen wagt.

✤

Verse.

Religion.

Laß, in dieser tiefverschwiegnen Nacht,
Mich, erfüllt vom Strom der Ewigkeiten,
Ihres Mantels blumenschwere Pracht
Keusch erzitternd auseinanderbreiten.

Wunder über Wunder löst sich los
Aus dem Band der schwankenden Umhüllung.
Jäh entfluthet dem entblößten Schoß
Dieser Nacht die herrlichste Erfüllung.

Lichtgrün siehst Du junge Wälder stehn
Auf den goldnen Sternen, die erwachen,
Und Du ahnest: Gottes Hände gehn
Durch die Kronen, die Dich überdachen.

Sieh! Dort zieht auf silberbleichem Quell
Deiner Wünsche Bot mit sicherm Kiele,
Ringsum wird die Weite himmlisch hell,
Klar im Lichte grüßen Dich die Ziele.

Was verworren war, wird rein und mild,
Alle Harfen wissen selige Lieder
Und Dir ist, der Gottheit Gnadenbild
Neigt, im Tiefsten Dein, die Lippen nieder.

Kranz der Hände.

Ein scheuer Knabe, durft' ich, tiefstes Wesen
Der einsam dunkeln Seele in den Händen,
Aus ihrer Adern klarem Spiegel lesen.

Aus bleichen, kranken, die wie Seufzer enden,
Aus weichen, schlanken, die wie Fliederblüthen
Wollust und Süße durchs Gemach verschwenden,

Und aus den eisenharten, kraftdurchsprühten
Fäusten, die sich im Schmiedefeuer regen,
Und aus verschlungnen, die der Liebe glühten.

Viel Hände sind auf meinem Haupt gelegen,
Manch' Hände fühlt ich meine Stirn umkrallen.
Ein bleicher Kranz von Fluch, doch auch von Segen.

Ich aber bin so fern von ihnen allen,
So seltsam, märchenseltsam fern von ihnen,
Die sich noch immer falten oder ballen,

Und seh dem Reigen zu mit solchen Mienen:
Daß Lust und Haß mir nur ein leises Spiel sind
Und alle Hände allen Händen dienen.

Und weiß zwei Hände, die mein letztes Ziel sind,
Zwei Priesterhände im verhüllten Garten,
Darin die Wipfel von den Winden kühl sind ...

Und muß nur gehn, zwei Hände zu erwarten.

Nachtwandler.

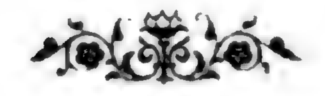
Leise, leise, traumumfangen,
Tast' ich durch verklärtes Dunkel.
Einer Ahnung süßes Bangen
Füllt mein Herz mit Lichtgefunkel.

Nimmer weiß ich, wie ich schreite,
Und ich lausch' nicht, was ich singe.
Grenzen schweben hin ins Weite,
Schatten reichen sich die Dinge.

Ewig will ich jetzt vergessen,
Daß am Ziel mir Kränze winken;
Wonne, tief und unermessen,
Fühl' ich, schweigend hinzusinken.

Aus des Tages Hast und Fülle
Ruft mich kühle Nacht der Geister.
Leben wächst aus Trug und Hülle:
Den es träumt, Das ist sein Meister.

Wien. Hans Müller.



Neue Steuern.

Daß die Sanirung der Reichsfinanzen und die Fortführung der Sozialpolitik nur nach starker Anzapfung des im großen Gebiet der Volkswirthschaft arbeitenden Kapitals möglich sein soll, will den durch neue Steuerprojekte Bedrohten nicht einleuchten. Wer kanns ihnen verdenken? Sie sehen ja, daß der Haß gegen das „mobile Kapital" nicht nur nicht verschwindet, sondern in immer neuen Auflagen erscheint. In der Zeit der römischen Caesaren wurden Sklaven, die dem Herrn werthvolle Dienste geleistet hatten, manchmal getötet, damit sie nicht der Hybris verfielen. Das Kapital ist der moderne Sklave des Fiskus, der auch Caesarengelüste kennt. Nur schlägt er den dienstwilligen Heloten nicht mit einem Streich tot, sondern zehrt ihn allmählich auf. Jeder Tag gebärt jetzt neue Steuerpläne. Und wenn die Erfindungsgabe der Herren Fiskale besteuert werden könnte, wären die Sydow und die Rheinbaben bald geborgen. Mit besonderer Begeisterung wurde die neue preußische Gesellschaftsteuer und die fürs Reich geplante Gas- und Elektrizitätsteuer begrüßt. Die Vorlage des preußischen Finanzministers will Aktiengesellschaften, Berggewerkschaften, Eingetragene Genossenschaften und Konsumvereine auf eine neue Art besteuern. An Argumenten und Gegengründen (diese natürlich nur zum Zweck sofortiger Erledigung) fehlts dem Entwurf nicht; eine geschickte Arbeit, die unter der Leitung eines firmen Steuermannes hergestellt worden ist und wohl ohne ernste Fährniß in den Hafen gelangen wird. Der Börse war die ganze Steuerouverture farcimentum. „Nur keine künstliche Aufregung. Wenn die 2500 Aktiengesellschaften in Preußen bis jetzt 22 Millionen Mark Steuern aufgebracht haben, dann werden sie an 44 Millionen auch nicht zu Grunde gehen." Und die Gas- und Elektrizitätsteuer? „Die ist ja so blödsinnig, daß kein Mensch uns zumuthen kann, an das Blech zu glauben." Schnell fertig ist die Börse mit dem Wort. Aber diesmal wird der bewährte Cynismus kaum helfen. Die Aktiensteuer läßt sich nicht einfach mit der Erklärung abthun, daß die betroffenen Gesellschaften sie „schon aushalten" werden. Das erinnert an die bekannte Geschichte: „Die Stadt ist ruhig; aber die Leute machen Spektakel." Die Aktiengesellschaften werden nicht viel sagen; aber die Aktionäre werden den Mund aufthun. Und da ein Aktienunternehmen noch immer aus einem Konglomerat einzelner Aktien besteht, so wird, wenn die Aktionäre die Konsequenzen aus dem Vorgehen des Fiskus ziehen und ihre Papiere verkaufen, von den Steuerobjekten nicht viel übrig bleiben.

Der Aktionär zahlt Steuer aus seinem Einkommen an Dividenden. Die Aktiengesellschaft als solche muß den Gewinn auch versteuern; und natürlich wirkt die Höhe der Steuer, die vom Ueberschuß abgezogen wird, auf die Dividende. Also haben wir hier eine Doppelbesteuerung der Aktie. Die Aussicht auf die Erhöhung der Privateinkommensteuer bereitet Denen, die im glücklichen oder unglücklichen Besitz von Dividendenpapieren sind, auch nicht gerade Vergnügen. Man sollte glauben, daß die Intimität der Beziehungen des Aktionärs zu seiner Gesellschaft und deren Ueberschüssen nicht bestritten werden könne. Der preußische Finanzminister aber sagt (in der Begründung zu seinem Steuergesetzentwurf): „Bei der Aktiengesellschaft ist der Zusammenhang zwischen dem Aktionär und der Gesellschaft so lose, daß er die Besteuerung der Gesellschaft nicht als eine ihn selbst treffende Belastung empfindet. Die Vorstände der Aktiengesellschaften sind im Allgemeinen be-

strebt, an die Aktionäre in den einzelnen Jahren möglichst gleichmäßige Dividenden zu vertheilen. In der Höhe der Dividende wird daher die durch das Gesellschaftsteuergesetz den Aktiengesellschaften auferlegte, im Verhältniß zum Gewinn nicht beträchtliche Steuermehrleistung überhaupt nicht zum Ausdruck gelangen, so daß die Aktionäre in ihren Bezügen nicht geschmälert werden." Diese Erklärung wird mit der apodiktischen Bestimmtheit des Gesetzesparagraphen abgegeben; vorher war die Thatsache, daß die Gesellschaften mit beschränkter Haftung von der neuen Steuer frei bleiben, mit der fiskalischen Abneigung von einer Doppelbesteuerung begründet worden. Daß die Interpretation des Verhältnisses zwischen Aktionär und Dividende nicht den Reiz der Neuheit habe, wird Niemand so leicht behaupten. Sehen wir zu, was die Praxis dazu sagt. Nach dem geltenden Modus zahlen die Aktiengesellschaften eine Staatseinkommensteuer, die 3 bis 4 Prozent des Reingewinnes beträgt, ohne daß dabei das Verhältniß des Ueberschusses zum Grundkapital berücksichtigt wird. Ob die Gesellschaft, die 100 000 Mark Gewinn zu versteuern hat, diesen Ertrag mit einem Aktienkapital von einer oder von zehn Millionen Mark erzielte, ist einerlei. Der steuerliche Tribut beträgt in beiden Fällen 3000 bis 4000 Mark, obwohl bei dem kleineren Unternehmen der Gewinn 10, bei dem größeren nur 1 Prozent des Grundkapitals ausmacht. Darin lag von vorn herein ein Fehler des alten Systems, der aber auch ohne eine so riesige Mehrbesteuerung, wie der neue Entwurf sie will, beseitigt werden konnte. Künftig wird die Höhe der Steuer nach dem prozentualen Verhältniß von Ueberschuß und Grundkapital abgestuft. Eine Art Dividendensteuer also, mit der Einschränkung, daß der ausgewiesene Reingewinn niemals voll an die Aktionäre vertheilt wird, sondern sich noch allerlei Abzug gefallen lassen muß. So werden die nicht gesetzlichen Rücklagen (Alles, was über das gesetzlich vorgeschriebene Minimum hinaus den Reserven zugewiesen wird) dem Reingewinn entnommen. Die zur Ansammlung von Reservefonds gehäuften Beträge müssen mit versteuert werden. Dieser Zwang wird viele Gesellschaften bestimmen, ihre Reserven weniger reichlich zu bemessen, um die steuerliche Mehrbelastung dadurch zu Gunsten der (trotz Rheinbaben) auf Dividenden angewiesenen Aktionäre, auszugleichen. Steuerfrei sind die „zulässigen Abschreibungen". Solche und ähnlich unklare Begriffe werden den zur Anwendung und Auslegung der Steuervorschriften eingesetzten Beamten später manche frohe Stunde bereiten. Das Gesetz bietet gleichsam eine Prämie auf niedrige Abschreibungen, denn es bedroht Abschreibungen, die das „gesetzlich zulässige" Maß übersteigen, als „verschleierte wirkliche Vermögensrücklagen", mit der Versteuerung. Zu niedlich. Ueber dem neuen Gesetz sollte als Motto der Satz stehen: „Hütet Euch vor Reserven!" Der Steuerfiskal will die Aktiengesellschaften einfach zwingen, ihre Ueberschüsse möglichst ungeschmälert als vertheilbare Gewinne auszuschütten und die bisher geübte Praxis der inneren Gesellschaftfestigung aufzugeben. Ein wundervolles Prinzip, das die ganze „Aktienmoral" über den Haufen wirft. Die Statistik, die dem Verfasser der Steuervorlage zu einem prozentualen Durchschnittsüberschuß von rund 11 Prozent verhilft, kann auf absolute Wahrheit kaum Anspruch erheben, da andere Berechnungen niedrigere Ziffern ergeben haben. Dagegen wird sich nicht viel ausrichten lassen; denn die neuen Steuersätze sind stabilirt und werden mit der fanatischen Begeisterung des heulenden Derwischs vertheidigt werden. Die heute noch übliche „Respektfrist" bis zu 3½ Prozent Dividende fällt künftig weg. Je-

des Gewinnprozentchen muß versteuert werden. Im Durchschnitt übersteigt der neue Steuersatz den alten um mehr als das Doppelte Das läßt sich an jedem beliebigen Beispiel nachweisen. Die Deutsche Bank zahlte für 1907 an Steuern und Abgaben 2,38 Millionen. Bei einem Gewinn von rund 30 Millionen oder 15 Prozent des Aktienkapitals würde die Bank künftig 6,8 Prozent oder 2,04 Millionen Staatssteuer zu entrichten haben. Dazu hundert Prozent Kommunalsteuern und andere Abgaben: macht zusammen mehr als 4 Millionen, also 2 Prozent der Dividende. Nun muß man weiter bedenken, daß die allgemeinen Unkosten von Jahr zu Jahr wachsen; und dann bringe man den Muth auf, zu sagen, die Dividenden der Aktionäre werden durch die „unerhebliche“ steuerliche Mehrbelastung nicht berührt. Bei der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft steigt die Steuer von rund 1 Million auf 2 Millionen (bei dem Ueberschuß von 1906/07) Für die Laurahütte ist der Steuerzuwachs auf beinahe 400 000 Mark veranschlagt worden; statt der 420 000 müssen nun 810 000 Mark (oder 2¼ Prozent des Aktienkapitals) dem Fiskus hingelegt werden. Man darf ohne Uebertreibung behaupten, daß die neuen Steuern die Dividenden der preußischen Aktiengesellschaften um etwa 1½ Prozent kürzen müssen. Wer das entstehende Risiko, die Gefahr laxer Bilanzirungvorschriften, nicht sieht, wills eben nicht sehen. Hinzu kommt die Angst vor überreichlichen Kapitalverwässerungen. Die neue Steuer berechnet sich nach dem prozentualen Verhältniß des Reingewinnes (die Vorlage spricht bald von Ueberschuß, bald von Betriebsgewinn, bald endlich von Reingewinn. Kunterbunt durcheinander Als ob man im preußischen Finanzministerium von den durch das Handelsgesetzbuch eingeführten Bezeichnungen keine Ahnung hätte) zum Aktienkapital Der Höchstsatz von 7,4 Prozent wird bei 18 Prozent Gewinn erreicht. Nun ist die Sache sehr einfach: 180 000 Mark Gewinn machen auf 1 Million Mark Aktienkapital 18 Prozent aus, auf 2 Millionen dagegen nur 9 Prozent. Im ersten Fall beträgt die Steuer 7,4 Prozent, im zweiten Fall nur 5,6 Prozent. Also verdünne man die Aktienkapitalien nach Kräften; das bei der Ausgabe neuer Aktien erzielte Agio braucht ja nicht mit versteuert zu werden. Bei verwässerten Kapitalien hört aber die Stetigkeit der Dividende, die Herr von Rheinbaben als eine unveränderliche Größe zu schätzen scheint, auf. Die Entwerthung der Aktienrente ist vielleicht das bedenklichste Moment der ganzen Steueraktion Denn eine Verminderung der Dividenden löst natürlich keine Sympathie, sondern nur den Wunsch aus, die Aktien los zu werden. Niemand kann gezwungen werden, seine Papiere zu behalten; also muß es zu Massenverkäufen kommen, die den Kurs herunterdrücken. Da wird man nicht mehr von „buchmäßigen“ Verlusten sprechen, die das Kapital betroffen haben; wer Hunderte von Millionen verloren hat, fühlt den Schaden. Damit bezahlt das in den preußischen Aktiengesellschaften investirte Vermögen der Bevölkerung die vom Fiskus gewünschten 22 Millionen Mark an Mehreinnahmen aus der Gesellschaftsteuer. Lohnt der Aufwand wirklich den Erfolg? Mir scheint, daß gerade Preußen keinen Grund hätte, blind auf die Erlangung neuer Steuern loszugehen. Die Verkürzung des Aktionärgewinnes, die durch das neue Gesetz bewirkt werden muß, rächt sich bei der Einkommensteuer. Wer weiß, welcher Ueberschuß der Regirung schließlich bleibt?

Bei den Gesellschaften, die durch großen Aktienbesitz an anderen Unternehmen dauernd betheiligt sind, wird die Doppelbesteuerung besonders fühlbar. Zunächst wird der Reingewinn der Untergesellschaft versteuert; dann im Ueberschuß der Centrale

noch einmal. Die finanziellen Trustgesellschaften sind von dieser Doppelbelastung mehr als andere bedroht. Die Deutsche Bank besitzt die Aktien ansehnlicher Provinzinstitute (Bergisch-Märkische Bank; Schlesischer Bankverein; Hannoversche Bank). Diese Banken sind nicht völlig in die Deutsche aufgegangen; sie haben sich ihre Selbständigkeit bewahrt und werden also zur Steuer herangezogen. Die Doppelbesteuerung besteht natürlich heute schon und wird nicht erst durch das neue Gesetz geschaffen. Wichtig ist nur, daß die Erhöhung der Steuer Unternehmen, die Interessengemeinschaften mit anderen haben, doppelt trifft. Der Effekt ist eine neue Schmälerung der Dividende; denn die Ueberschüsse aus den dauernden Betheiligungen sind für den Gesammtertrag manchmal recht wichtig. Statt der Betheiligung wird man später vielleicht die Fusion wählen. Und man hat sich doch nicht ohne Grund gescheut, die Amerikanisirung unserer Geschäfte noch weiter zu führen. Die Steuerfurcht verscheucht aber schnell alle Bedenken. Es lebe die Konzentration! Eine vorsichtige Verwaltung wird ihre Ueberschüsse mit allen Mitteln vor der Steuerbehörde zu schützen versuchen. Und Karl Fürstenberg wird das von ihm jüngst prophezeite Ende aller Interessengemeinschaften viel rascher nahen sehen, als es ohne die thätige Mitwirkung des preußischen Finanzministers zu erwarten war. Schon sind den bedrohten preußischen Aktiengesellschaften „Rächer" erstanden. Gewichtige Leute, die zur Schaffung einer Reichsdividendensteuer aufrufen. Die hat natürlich gerade noch gefehlt; und Herr von Rheinbaben sieht nun, wie gefährlich es ist, den Kollegen vom „Reich" zu zeigen, auf welche Art man seine Einnahmen vermehrt.

Auch die Gas- und Elektrizitätsteuer hat der Börse keine Angst gemacht. Entweder, sagt sie, sind die Leiter der Elektrizitätgesellschaften vorher gefragt worden: dann schadet die Steuer nicht; oder sie sind wirklich so entrüstet, wie sie scheinen: dann wird nichts aus der Geschichte. Und eine „Verbrauchssteuer" wird ja doch auf den Konsum abgewälzt. Bleibt die Frage, ob durch die Vertheuerung der beiden nicht nur dem Luxus, sondern zum größten Theil industriellen Zwecken dienenden Licht- und Kraftquellen die Einnahmen der Erzeuger und der Verbraucher sich so ändern können, daß die Entwickelung dadurch gehemmt wird. Diese Frage kann nicht verneint werden. Und manche Gesellschaft, der die erhöhte preußische Aktiensteuer droht, soll nun auch im Reich noch mehr geschröpft werden. Der elektrische Strom ist durch tausend Kanäle in das gewerbliche Leben eingedrungen. Die Uebertragung der elektrischen Kraft von einer Centrale ermöglicht dem kleinsten Betrieb und dem entlegensten Ort die Benutzung der Elektrizität. Im Bergwerkbetrieb, in der chemischen Industrie, bei den Straßen- und Vorortbahnen ist der elektrische Strom das Leben spendende Element. Aber nicht jedes Unternehmen rentirt so, daß es eine starke Vertheuerung seiner Kraftquelle vertragen kann. Man denke, zum Beispiel, an die Straßenbahngesellschaften, von denen manche jetzt schon ihr Kapital unzulänglich verzinsen. Sollen sie den Fahrpreis erhöhen, um die Steuer auf das Publikum abzuwälzen? Die letzte Entscheidung liegt bei den Verbrauchern. Können sie höhere Ausgaben für Gas und Elektrizität tragen: gut; sonst wird der Konsum sich verringern und dann sind die Produzenten die Leidtragenden ... All diese Steuerpläne wären mit größerer Gelassenheit hinzunehmen, wenn man sicher sein könnte, daß unserer Wirthschaft herrliche Tage bevorstehen. Wer aber verbürgts? Wenn nicht gute Politik gemacht wird, ist auf gute Geschäfte selbst unter wolkenlos heiterem Himmel nicht zu rechnen. Und auf gute Politik hofft man bei uns kaum noch. Ladon.

✱

An den Kaiser vor zehn Jahren.*)

Eurer Majestät Gestalt hat in den eben verstrichenen Tagen öfter als sonst noch die Blicke der Bürger auf sich gelenkt. Mit ehrlicher Freude ward es von ernst gestimmten, dem lauten Gassenlärm und der Prunksucht abholden Deutschen begrüßt, als bekannt wurde, der Kaiser habe das seltsame Ansinnen abgelehnt, die kurze, vielfach von schlimmen Irrungen und Wirrungen erfüllte Zeitspanne seiner Regirung durch ein geräuschvolles Fest zu feiern, und schlicht und still nur, als ein fromm gläubiger Christ, der Hoffnung Ausdruck verliehen, Gott, der über diese zehn ersten Jahre hinweggeholfen habe, werde auch weiter helfen. Das klang wohlthuend in das vom steten Festlärm übersättigte Ohr und nährte den tröstenden Glauben, die leidige Lust an Jubelchören, geputzten und erleuchteten Häusern, an Menschenspalieren und buntem Fahnenpomp entstamme einer unterhalb des Thrones gelegenen Region. Dann kam die Kunde,

*) Vor acht Tagen habe ich hier zwei Aufsätze aus dem Jahr 1892 abgedruckt, die beweisen, daß an dieser Stelle früh und deutlich genug gesagt worden ist, was (leider) gesagt werden mußte. Für diese Erinnerung haben freundliche Leser mir gedankt. Heute bringe ich eine andere, die persönlicher scheint. Nur scheint. Der persönliche Anlaß, der mich im Juni 1898 zu dem Brief an den Kaiser bestimmte (die Eröffnung eines Verfahrens wegen Majestätbeleidigung, die in dem Artikel „Pudel-Majestät“ gefunden werden sollte), ist längst verschmerzt. Ich bin damals zu sechs Monaten Festung verurtheilt worden; nicht wegen des zuerst inkriminirten Artikels, in dem das Gericht keine Beleidigung fand, aber wegen eines Satzes (den ich deshalb weglassen mußte) aus dem hier reproduzirten Brief, eines Satzes, der aus dreizehn Wörtern bestand, und wegen einer Fabel, an der heute selbst der hitzigste Prokurator nicht mehr Anstoß nähme. Verschmerzt; nicht leicht freilich. Der Brief lehrt aber, wie damals die Redefreiheit geknebelt war; lehrt einen Zustand erkennen, dem das jetzt von Aller Augen erblickte Unheil entkeimen mußte. Noch ein Anderes lehrt die Rückschau: daß schon damals über die selben Uebel zu klagen war, die uns heute hart drücken. Schon vor zehn Jahren. Und warum wurden sie nicht lauter, nicht nur an einer sichtbaren Stelle beklagt? Warum fanden nicht alle Organe der Oeffentlichen Meinung den Muth zur Wahrhaftigkeit? Der Brief giebt die Antwort: weil nicht Jeder frei vom Joch bourgeoiser Unternehmerbedenken war, denen die Störung der Konjunkturruhe der schrecklichste aller Schrecken schien, nicht Jeder Lust hatte, sich der Schererei eines Strafverfahrens auszusetzen, das, selbst wenn es am Ende ergebnißlos blieb, große Opfer an Zeit, Nervenkraft, Geld forderte. Private Profitsucht und Bequemlichkeit zeugten die Oeffentliche Meinung, die das Volk und den Kaiser trog. In der Zeit, da Deutschlands Bürger ihre äußere Haltung dem Geist der „Woche“ anpaßten, ihre innere Stimmung aus dem „Simplizissimus“ empfingen, in dieser Zeit unwürdiger Schwachheit haben wirs so herrlich weit gebracht, wie nun offenbar ward. 1892, 1898, 1908. Das Heft vom fünfundzwanzigsten Juni 1898 ist kaum noch zu haben; und Einer, der rathen und warnen will, hat das Recht, zu beweisen, daß er die Pflicht nicht versäumt hat.

mehr als zwei Millionen erwachsener, zur Mitwirkung an den Reichsgeschäften nach der Verfassung berufener Männer hätten bei der Wahl ihre Stimme für die internationale, in ihrem besonderen Sinn revolutionäre und nach eigenem Bekenntniß antimonarchische Sozialdemokratie abgegeben; und erschreckt fragte Mancher, wie diese Botschaft wohl auf den Träger der Krone wirken werde, der in den schärfsten und schroffsten Wendungen das Volk so oft zum Kampf wider diese Partei aufrief und nun erleben muß, daß gerade während seiner Regirungzeit die Zahl ihrer Anhänger sich fast verdreifacht hat. Ungefähr um die selbe Stunde erfuhr man, der Monarch habe sich öffentlich zu einem Gefühl „tiefer Achtung vor den exakten Wissenschaften" bekannt; man freute sich dieses modernen Bekenntnisses und glitt gern über die heikle Frage hinweg, ob es an die rechte Stelle gerichtet, ob an dem Begnadeten nicht vielmehr nur die technische Geschicklichkeit und die Gabe, fremde Leistungen sich behend anzueignen und sie Laien elegant vorzuführen, zu rühmen war. Nicht so erfreulich klang das Glaubensbekenntniß, das Eure Majestät vor den versammelten Mitgliedern Ihrer Hoftheater abzulegen für gut hielten. Viele Kunstverständige und künstlerisch Empfindende können die dort ausgesprochene Ansicht nicht theilen, das Theater solle „eine der Waffen des Herrschers" sein und pädagogisch-patriotischen Zwecken dienen; sie können nicht finden, daß die Leistungen der berliner Hofbühnen „in allen Ländern mit Bewunderung" betrachtet werden, sondern fällen gerade über die neusten Leistungen dieser Bühnen ein sehr hartes, ein rückhaltlos verdammendes Urtheil und rathen jedem Ausländer, die deutsche Theaterkunst an anderen Stätten kennen zu lernen; sie sind auch nicht, wie Eure Majestät, der Meinung, daß von „Materialismus und undeutschem Wesen" unserer Bühne heute die schlimmsten Gefahren drohen, sondern sind überzeugt, daß es die Aufgabe des jetzt lebenden Geschlechtes ist, seiner vom Determinismus, von der Entwickelunglehre und allen übrigen Ergebnissen der eben erst von Eurer Majestät gepriesenen exakten Wissenschaften beherrschten Weltanschauung den künstlerischen Ausdruck zu suchen und zu finden; sie glauben, daß die von außen, namentlich von Norden, Osten und Westen, gekommenen Anregungen für das Werden unserer Dichtung von schwer zu überschätzendem Werth gewesen sind und daß es für die deutsche Kunst förderlicher und deshalb auch im höchsten Sinn patriotischer ist, diesen Anregungen großer Europäer zu folgen, als pomphaft aufgeputzten Dilettantendramen, nur weil sie dynastische Legenden lärmend zu kurzem Scheinleben gestalten, die Theaterthüren zu öffnen. Doch da kein Vernünftiger dem Kaiser das Recht zu freister Aussprache der eigenen Mein-

ung bestreiten kann, wurden auch diese fremd klingenden Worte mit der geziemenden Ehrerbietung hingenommen. Aehnlich war das Empfinden, das bald darauf die in Potsdam vor der Front der Leibregimenter gehaltene Rede hervorrief. Die Klage des Sohnes, der den Schmerz über den Verlust des Großvaters und Vaters noch nicht verwunden hat, weckte sympathischen Widerhall und die Klage des Königs, der sich lange verkannt wähnte, überraschte durch einen aus diesem Munde neuen Ton trübsinniger Resignation. Rasch aber meldeten sich doch auch diesmal Bedenken. Hat wirklich nur das Heer zuerst an den dritten Kaiser im Deutschen Reich geglaubt, ist gerade ihm nicht, mehr als irgendeinem anderen deutschen Fürsten, die weit überwiegende Mehrheit des Volkes mit froh liebendem Vertrauen, wie nur je ein Bräutigam der Braut, entgegengekommen? Ist wirklich die Armee „die Hauptstütze des Landes und des Thrones", von dem doch in der Volkshymne gesungen wird, daß ihn auf steiler Höhe nicht Rosse noch Reisige sichern, daß nur des freien Mannes unerzwungene Liebe ihn wirksam zu schützen vermag? Und kann es heutzutage, in der Zeit der allgemeinen Wehrpflicht, überhaupt nützlich sein, das Heer, durch dessen strenge Schule jeder waffenfähige Mann zu gehen hat, als eine in sich abgeschlossene, zu begrenzende Kasteneinheit in einen Gegensatz zu der Masse des Volkes zu bringen? Der Armee hat, wie Eurer Majestät bekannt ist, auch die große Mehrheit der zwei Millionen Männer angehört, die jetzt für die Sozialdemokratie gestimmt haben; auch sie thaten im Waffenrock ihre Pflicht und eigneten sich da den vielleicht wichtigsten Theil der Fähigkeiten an, die sie nun zu brauchbaren Werkzeugen einer antimonarchischen Bewegung machen: den blinden Gehorsam, die straffe Disziplin und die Bescheidenheit, die sich damit begnügt, in einem riesigen Maschinenbetrieb ein kleines, unscheinbares Rädchen zu sein. Wenn die Armee den jungen Kaiser mit getrostem Vertrauen begrüßte, dann kam dieses Vertrauen aus der in stolzer Jugendkraft prangenden Generation, die damals das Heer bildete und heute, obwohl sie zum großen Theil Sozialdemokraten wählt, noch nicht aus dem Heeresverbande geschieden ist. Der Gegensatz, den der Kaiser zu sehen glaubt, ist, so dachte das Volk, in der Wirklichkeit unserer deutschen Zustände, die keine Prätorianer kennt, nicht vorhanden. Und kaum war das Staunen über diese Rede verhallt, da kam auch schon die Nachricht, wieder sei ein Blatt konfiszirt, wieder ein Verfahren wegen Majestätbeleidigung eingeleitet worden. Wie viele Prozesse solcher Art werden wir noch erleben? Wird die Sozialdemokratie nicht triumphirend nächstens die Ziffer veröffentlichen, die mit Majestätprozessen in diesen zehn bangen Jahren erreicht worden ist, und auf ihre Art so das

Jubiläum feiern? So fragte man flüsternd ringsum. Und Die sich das verbotene Blatt, in dem sie Fürchterliches finden zu müssen erwartet hatten, insgeheim noch verschaffen konnten, schüttelten, beinahe enttäuscht, die Köpfe und fragten beängstigt weiter: Ist es möglich, daß in einem modernen Lande Solches geschieht, möglich, daß der Deutsche Kaiser sich durch diesen harmlosen Artikel beleidigt fühlt, der offenbar geschrieben wurde, um einen häßlichen und gefährlichen Verdacht von der Majestät abzulenken? Sollen wir in der Stickluft der Eunuchenpresse den freien, erfrischenden Athemzug mählich verlernen, der das Germanenthum Jahrhunderte lang Kraft schöpfen ließ? Wieder verstand das Volk seinen Kaiser nicht, wieder erwachte, wie so oft schon, seit Eure Majestät dem Vater auf den Thron gefolgt ist, die Sorge, ob nicht binnen kurzer Frist die monarchische Entwickelung uns schwere Krisen heraufführen werde.

Das konfiszirte Blatt ist die „Zukunft“, der angeblich das Majestätrecht verletzende Antikel ist von mir geschrieben. Da die Angelegenheit mich also leider sehr persönlich betrifft, bitte ich um die Erlaubniß, zunächst darüber sprechen zu dürfen. Sie*) werden gleich sehen, daß es sich nicht, wie es scheint, um eine persönliche, das öffentliche Interesse nicht berührende Sache, sondern um ein sehr ernstes Symptom handelt.

Als der das erste Jahrzehnt Ihrer Regirung endende Tag nahte, las man in manchen Blättern präludirende Artikel, nach deren Schilderungen im Deutschen Reich Alles über jeden Begriff herrlich bestellt sein müßte. Kein Schatten einer Verstimmung zwischen Kaiser und Volk, keine Spur einer Minderung des deutschen Ansehens in der Welt, — im Gegentheil: ein wundervolles Wachsen, Blühen und Gedeihen unter dem Szepter eines Monarchen, den die große Mehrheit der Nation in überschwänglicher Liebe verehrt und um den ringsum uns alle Völker der bewohnten Erde beneiden. Mir wurden solche Artikel, wurden Gedichte und Anzeigen von Jubiläumswerken, die buchhändlerische Spekulation zu diesem Tage spenden zu sollen glaubte, in ganzen Haufen ins Haus geschickt. Sie ärgerten mich; denn sie widersprachen der Wahrheit, auch der subjektiven, zu der die Verfasser sich unter vier Augen bekennen würden. Soll, so dachte ich, das alte, unwürdige Spiel fortgesetzt, sollen

*) Wenn ich mir im Folgenden gestatte, den Kaiser einfach in der üblichen Pluralform der bürgerlichen Gesellschaft anzureden, so weiß ich, daß diese Form nicht dem Kurialstil entspricht, bemerke aber, für strebsame Staatsanwälte, daß sie in der sogenannten getragenen Rede längst Heimathrecht erworben hat und daß Georg III. von England sich von Junius und selbst der spanische Philipp von Posa so anreden ließen, ohne darob beleidigt oder auch nur verstimmt zu sein.

die unheilvollen Versuche, den Kaiser über die wahre Stimmung zu täuschen, auch bei diesem Anlaß erneuert werden? Das Volk ist mißtrauisch; es kratzt gern, nach neugieriger Kinder Art, von flimmernden Gegenständen den Goldfirniß ab, glaubt gern, daß auch die durch ihre Geburt hoch über die Masse Erhöhten kleiner Menschenschwäche zugänglich sind, und kichert vergnügt, wenn es unter dem Purpur die Fleischfarbe entdeckt. Es will einen Herrn haben, aber dieses Herrn Wesenheit soll sich von der eigenen nicht allzu sehr unterscheiden. Werden ihm nun Schriften gezeigt, die den Monarchen im niedersten Schranzenstil verherrlichen, dann ist es schnell mit der Ansicht bei der Hand, solche Hymnen müßten doch wohl nach dem Geschmack des Besungenen sein. Und diese Meinung muß selbst im Hirn der Verständigen Wurzel schlagen, wenn ihnen geschwätzig erzählt wird, der Gefeierte habe sich „huldvollst zur Entgegennahme" eines Buches „bereit erklärt", in dem er als ein auf allen Gebieten menschlicher Bethätigung zur Meisterschaft Herangereifter geschildert wird und dessen Absatz die Unternehmer im Prospekt durch die Bemerkung zu mehren suchen, die Liste der Besteller werde Ihrer Majestät der Kaiserin unterbreitet werden, die einen Theil des Ertrages wohlthätigen Werken zuwenden wolle. Ein solcher Prospekt, einer von vielen, wurde mir, mit recht unfreundlichen Glossen eines Vernunftmonarchisten versehen, gesandt und stimmte den Sinn zu allerlei ernsten Gedanken. Es ist nicht möglich, dachte ich, daß der Kaiser an diesen Dingen, die so übel nach Byzanz duften, im Innersten Freude hat, nicht möglich, daß es ihn befriedigen kann, wenn er erfährt, in der Thiergartenstraße, wo man doch keinen Grund hat, sich für den Bau neuer Protestantischer Kirchen besonders zu erwärmen, seien so und so viele Exemplare von Leuten gekauft worden, die ihre Namen vor das Auge seiner Frau bringen möchten, — wie es ihm auch nicht angenehm sein kann, daß auf Plakaten und in Theaternotizen sein hoher Titel zu Reklamezwecken mißbraucht wird. Er läßt wohl, weil er sie nicht hindern kann, den Dingen ihren Lauf, lobt vielleicht auch den Eifer der Unternehmer; aber seiner innersten Neigung entspricht solches Gebahren sicher nicht. In diese Stimmung wehte der Zufall die Erinnerung an Laboulayes reizvolles Märchen vom Prince-Caniche hinein. Das weltberühmte, durch Geist und Grazie entzückende Buch schildert, wie ein edler Fürstensohn allen Versuchen der Byzantiner, ihn zu verblenden und zum Tyrannenwahn zu erziehen, siegreich widersteht, weil die Erfahrungen, die er selbst macht — der Märchendichter läßt sie ihn als Pudel machen —, ihn zu ganz anderer Anschauung und zu weiser Selbstbescheidung führen. Hyazinth hat als fünfzehnjähriger Prinz, dessen Geist eine

schlechte Tradition verwirrte, die eigene Kraft überschätzt, seiner Körperstärke und namentlich seiner Intelligenz zu viel zugetraut, aber er findet sich, als er auf den Thron gelangt ist, bald selbst und wird nicht nur ein guter König, nein: ein Musterbild moderner Monarchentugend. Da hatte ich ja, was ich brauchte, um die auch in loyalen Gemüthern entstandenen Zweifel schnell und hoffentlich für immer zu verscheuchen. Wilhelm der Zweite gleicht, wenn er ihm je glich, nicht mehr dem Prinzen, gleicht, wenn mein Blick nicht trügt, noch nicht dem König Hyazinth: er steht in der Mitte des von jedem temperamentvollen, mit einem reichen Erbe beschenkten Monarchen zu durchmessenden Weges und erst das zweite Regirungjahrzehnt kann über sein Charakterbild volle Klarheit schaffen. Jetzt aber, gerade jetzt, nach dem von der Profitsucht bewirkten Jubiläumslärm und nach den Wahlen, schien mir die Stunde gekommen, wo man andeuten durfte und sollte, wie eine sympathische Monarchenpersönlichkeit das Herandrängen byzantinischer Liebedienerei empfinden muß, wie sie das Maß des eigenen Wesens viel richtiger und viel bescheidener zu bestimmen weiß als der Troß der kleinen Leute, die sie, geschäftig wedelnd, umdienern, weil sie dabei einen fetten Bissen oder mindestens einen Huldbeweis zu erschnappen hoffen. Der in der kleinen Fabel skizzirte König weist allzu hitzige Bewunderer in ihre Schranken zurück und bekennt sich zu Ansichten, die jeden Monarchen zieren müßten. In der Märchenwelt könnte er so sprechen, wie ich ihn sprechen ließ, könnte er auch die Einstampfung von Schriften befehlen, deren Geruch ihm nicht wohlgefällig ist. In der gemeinen Wirklichkeit hat der moderne Monarch diese Macht nicht, spricht er auch wohl vor Privatpersonen aus einer ihm fremden Gesellschaftschicht nicht seine geheimsten Gedanken aus. Ist es aber beleidigend, anzunehmen, daß auch ein moderner Monarch über byzantinische Regungen im Innersten wenigstens so denkt, wie der zum Muth der Wahrheit gereifte König Hyazinth in der Fabel darüber spricht? Ist es eine Verletzung des Majestätrechtes, wenn man dem Volk sagt, es solle den Monarchen nicht für Erscheinungen verantwortlich machen, die er gewiß mit nicht geringerem, vielleicht mit größerem Unwillen sieht, als die Massen selbst sie sehen? Kann es im Jahre 1898 einem Monarchisten im Deutschen Reich verboten sein, in einer kleinen Fabel, deren Held der wärmsten Sympathien würdig ist, zu zeigen, wie eine edle, durch schmerzliche Erfahrung geläuterte Monarchennatur allzu beflissene Verherrlichungen als unerfreulich empfindet, — schon, weil sie fühlt, daß solche unerbetenen Dienste dem Volk ein falsches, gefährliches Bild ihres Wesens geben können?

Diese drei Fragen hat ein von der Staatsanwaltschaft veranlaßter

Amtsgerichtsbeschluß bejaht. Anno 1898. Wer an die neue und neuste Gerichtspraxis nicht gewöhnt ist, wird staunend forschen, wo denn die Beleidigung der Majestät in einem Artikel wohl zu finden sei, in dem der Kaiser nicht mit einer Silbe erwähnt wird und in dem er, wenn sein Wesen wirklich der Pudel-König verkörpern sollte, doch nur in der anmuthigsten Gestalt erschiene. Und der Forscher wird weiter fragen, ob ein Märchen, das in Frankreich vor einunddreißig Jahren, in der schlimmsten Zeit der napoleonischen Büchercensur, in den Tagen des erbitterten Polizeikampfes gegen Rocheforts Lanterne, unbeanstandet blieb, heute im Deutschen Reich den Thatbestand eines Majestätverbrechens enthält, — vielleicht auch, ob nicht viel eher die Annahme beleidigend gewesen wäre, der Kaiser könne mit innerem Behagen auf die üppig ans Licht wuchernden byzantinischen Künste blicken, könne sich freuen, wenn er liest, daß er auf allen Gebieten menschlicher Bethätigung ein Meister ist, könne am Ende gar befriedigt schmunzeln, wenn der von seinem Wink abhängige Theaterintendant ihm ins Gesicht zu sagen wagt: „Nur unter den Augen Eurer Majestät, nur dem weisen Rath, den allzeit das Richtige treffenden Anweisungen, dem hohen und feinen Kunstverständniß, dem umfassenden Wissen Eurer Majestät ist es möglich gewesen, die Königlichen Theater so weit zu bringen, daß ihre Aufführungen, wie ich sagen darf, mit wenigen Ausnahmen wohl jederzeit als Parade- und Festvorstellungen vor Eurer Majestät gegeben werden könnten." Die Annahme, solches Gerede könne den Kaiser erfreuen, würde auch ich heute noch für ungerecht, für beleidigend halten; sie zu entwurzeln, war der Zweck der kleinen Fabel; und kaum Etwas konnte mich mehr überraschen als der Versuch, in ihr eine Kränkung des Kaisers zu finden. Da ich aber recht oft schon das Objekt der vivisektorischen Bemühungen strebsamer Staatsanwälte gewesen bin, habe ich mich in die dunklen Gedankengänge solcher Herren nachgerade hineinfühlen gelernt und kann mir auch jetzt schon ungefähr vorstellen, wie sie ihre übereilte Anklage später begründen werden; bei solchen „Begründungen" wird fast immer ja nach dem Satz Edmonds Scherer verfahren: „Rien n'est plus répandu que la faculté de ne pas voir ce qu'il y a dans un article, et d'y voir ce qui n'y est pas." Ein Herr in der Robe wird sich also am festgesetzten Tage des Termines vom Sitz erheben, das Barett aufstülpen und sprechen: „Der Angeklagte macht geltend, er habe einen der höchsten Sympathie würdigen Monarchen geschildert und ihn Worte sprechen lassen, die jedem Herrscher zur Ehre gereichen müßten. Das ist unbestreitbar richtig, wird auch von der Anklagebehörde natürlich nicht bestritten. Da aber dem Angeklagten bekannt war,

daß unseres Kaisers Majestät nicht so zu reden geruht haben, wie er seinen Fabelkönig reden läßt, wollte er einen Vergleich heraufbeschwören, der die Allerhöchste Person zu verhöhnen und verächtlich zu machen voll und ganz geeignet ist. Er wollte sagen: ‚So müßte ein guter Monarch sprechen, — fragt Euch, Ihr Leser, also selbst, ob Einer, der nicht so spricht, ein guter Monarch sein kann!‘ Der Angeklagte hat demnach die Absicht, des Kaisers Majestät herabzusetzen, in sein Bewußtsein aufgenommen; er hat freilich, aus dem Gefühl einer Vorsicht, die man weniger höflich auch Feigheit nennen könnte, die Folgerungen seinen Lesern überlassen, mindestens aber mit unbestimmtem Dolus gehandelt und deshalb habe ich, im Interesse der durch solches Treiben gefährdeten Rechtsordnung, zu beantragen“ .. und so weiter. Vorher aber wird er sich emsig bemühen, dem Gerichtshof zu beweisen, alles Ungünstige, was über den Prinzenknaben Hyazinth gesagt ist, müsse unbedingt auf den Kaiser bezogen werden, während die überaus günstige Schilderung des Königs Hyazinth für das Urtheil gar nicht in Betracht kommen könne ... Ich will nicht erst fragen, ob solche Gesinnungriecherei, solches Schnüffeln nach Anspielungen überhaupt der Rechtspflege eines modernen Landes würdig ist, nicht prüfen, was mit solchen Waffen gegen Treitschkes Charakteristik Friedrich Wilhelms des Vierten auszurichten gewesen wäre. Aber ist dem begründenden Staatsanwalt der Unterschied zwischen dem Märchenstil und den Lebensformen unserer Alltäglichkeiten denn wirklich unfaßbar? Weiß er nicht, daß in der Märchenwelt, wo Baum und Busch, wo Alles, was freucht und fleucht, mit menschlicher Stimme und menschlichem Intellekt begabt ist, jedes handelnde oder leidende Wesen aussprechen darf und muß, was es in der Wirklichkeit schweigend fühlen würde? Und hat er nicht einmal bemerkt, daß ich selbst in der Märchenform noch ausdrücklich sagte, der Bericht über die Rede des Königs entstamme wahrscheinlich einem Organ der Umsturzpartei (einer märchenländischen Umsturzpartei, die, nach alter Legendensitte, den König gegen die Kamarilla auszuspielen versucht), während das unter ministerieller Verantwortlichkeit redigirte Regirungblatt keine Silbe davon mittheilte? Mit fast zu derber Deutlichkeit wies diese Bemerkung den Leser doch darauf hin, nicht in offiziellen Berichten etwa das Echo des Empfindens zu suchen, das in der Seele eines Monarchen lebt, und sich durch die Kahlheit solcher Berichte nicht den Glauben an den guten Geschmack eines Regenten rauben zu lassen.... Wenn man den kleinen Artikel so versteht, wie er gedacht ist und von Unbefangenen nur aufgefaßt werden kann, aufgefaßt worden ist: wo bleibt dann die Spur einer beleidigenden Absicht oder Wirkung?

Ich sehe dem Prozeß seelenruhig entgegen. Noch sind wir am Ende doch nicht so weit, daß man im Deutschen Reich Richter finden könnte, denen dieser Artikel hinreichenden Stoff zu einer Verurtheilung böte. Wären wir so weit, dann hätten wir allzu redlich den Hohn des Auslandes verdient, das schon jetzt von dem Khalifat Deutschland sich höhnisch zu raunen erdreistet. Dann wäre der alte Ruhm deutscher Rechtspflege im Fundament erschüttert und Treitschkes wehmüthiges Wort furchtbare Wahrheit geworden, daß eine ernste Publizistik bei uns nicht mehr möglich ist. Dann müßten wir auf gekrümmten Knien um gnädige Wiedergewährung der alten Präventivcensur betteln, deren Zustände im Vergleich mit den heutigen paradiesisch zu nennen wären. Aber wir sind nicht so weit, können so weit nicht sein, — und deshalb will ich nicht bärmlich über die neue schwere Schädigung jammern, nicht fragen, ob der Anblick solcher Prozesse die zusammenschrumpfende Schaar der monarchisch Gesinnten mehren und die Fremden lehren kann, wie herrlich unter dem Szepter des dritten Kaisers in Deutschland Wohlfahrt und Freiheit blüht. Eine Enttäuschung ist diesmal selbst dem Pessimisten nicht denkbar; denn das Gericht, das mich verurtheilte, spräche damit ja aus, mein Glaube an den guten Geschmack und den bescheidenen Sinn des Monarchen sei unberechtigt gewesen. Ich werde mir diesen Glauben durch keine Tölpelei des Uebereifers zerstören lassen und nicht wankend werden, wenn zur Abwechselung auch einmal ein juristischer Staatsbeamter das Bedürfniß fühlt, sich im hellsten Licht zu blamiren. Ich werde weiter der Ueberzeugung leben, daß Wilhelm der Zweite so denkt, wie ich Laboulayes Hyazinth sprechen ließ. Und wenn ich offiziell und unzweideutig darüber belehrt werden sollte, daß er wider Erwarten nicht so denkt, dann werde ich mir sagen: Er kennt die Stimmung des Volkes nicht, hält, was künstliche Mache, was der Brunstschrei der nach Gunst oder nach Vortheil gierigen Profitwuth ist, für das Echo der Wahrheit und glaubt, der Volksstimme, mag sie ihn mit der Schmeichelsucht der Liebe auch nach seinem Gefühl überschätzen, den Weg zu seinem Ohr nicht versperren zu dürfen ... Und hier wird die scheinbar private zur öffentlichen Angelegenheit; hier mündet die Klage des Einzelnen in die Besorgniß eines großen und wichtigen Theiles der deutschen Volksgemeinschaft.

„Sire", so sprach Junius einst zum dritten Georg, „es ist das Unglück Ihres Lebens und die tiefste Ursache der unheilvollen Erscheinungen, die wir unter Ihrer Regirung erleben mußten, daß Sie die Sprache der Wahrheit nicht hören, sie in den Klagerufen Ihres Volkes nicht belauschen können. Noch sind wir bereit, alle bejammernswerthen Vorgänge zu vergessen und auf das

natürliche Wohlwollen Ihres Wesens die stolzesten Hoffnungen zu setzen. Weit sind wir von dem Gedanken entfernt, Ihre Absicht könne übel, könne auf die Zerstörung der Grundrechte gerichtet sein, auf denen alle bürgerliche und politische Freiheit in Ihrem Lande beruht. Nährten wir einen für Ihr Ansehen als eines gewissenhaften Königs so schimpflichen Verdacht, dann würden wir für unsere Vorstellungen schon längst nicht mehr den Ton demüthiger Klage wählen. Englands Volk hält dem Hause Hannover die Treue, nicht, weil es eine Familie der anderen vorzieht, sondern, weil es überzeugt ist, daß für die Erhaltung seiner bürgerlichen und religiösen Freiheiten die Herrschaft dieser Familie nothwendig war und ist. Ein Fürst, der dem bösen Beispiel der Stuarts folgen wollte, sollte gerade durch dieses Beispiel belehrt und gewarnt werden und, statt sich stolz seines hohen Königstitel zu rühmen, lieber still bei sich bedenken, daß Kronen in Revolutionen nicht nur gewonnen, nein, auch verloren werden können." Die Verhältnisse lagen in mancher Beziehung damals in England anders als heute im Deutschen Reich; und mir fehlt die Kraft, die des Junius Stimme weithin durch die Lande trug. Nicht zum Wortführer der deutschen Nation bin ich berufen, sondern nur, wie ich vor sechs Jahren schon schrieb, zu der Rolle des Knaben, der in Andersens Märchensatire von des Kaisers neuen Kleidern dem von den Schranzen belogenen Monarchen die Wahrheit sagt. Das habe ich, so weit meine Kraft es erlaubte, oft gethan, ganz direkt und unzweideutig, ohne Verhüllung und mit einer Schärfe, die der jetzt inkriminirte Artikel nicht annähernd erreicht. Vielleicht wurde dieser harmlose, nah an allzu zärtliches Vertrauen in die Urtheilsfähigkeit eines persönlich mir doch Unbekannten streifende Artikel auch nur herausgesucht, auf daß man den Richtern vorreden könne, es sei meine Art, Bosheit in die Falten eines Fabelgewandes zu wickeln. Wenn diese freundliche Absicht bestünde, würde sie vereitelt werden. Man greife den schärfsten Artikel heraus, den ich je über ein Wort, eine Handlung Wilhelms des Zweiten geschrieben habe, klage mich als Verfasser dieses Artikels an: und sehe zu, ob selbst in der erregten Rede die gute Absicht so verkannt werden kann, daß eine Verurtheilung möglich wird. Aber man wage wenigstens, diesen Weg offen zu beschreiten. Soll ich schon wiederum vor dem Richter stehen, dann will ich nach meinen ernsten Bemühungen, nicht nach einer im Märchenreich erwachsenen Unbeträchtlichkeit, beurtheilt sein. Im Deutschen Reich ist heute, wie einst im England des Junius, nichts wichtiger als daß an einer Stelle mindestens noch die subjektiver Ueberzeugung entspringende Wahrheit rückhaltlos ausgesprochen wird; vielleicht dringt sie dann doch auf die Höhe des

Thrones. Man kann mir durch fortgesetzte Tracasserien, durch Verbote, Anklagen und Konfiskationen, das Leben völlig verekeln, mich, der gern den Rest seiner Nervenkraft retten möchte, zur Einstellung meiner Thätigkeit zwingen. So lange ich aber noch Athem habe, so lange ich auf diesem Posten nicht von dem besseren Mann, den ich herbeisehne wie den Befreier, abgelöst werde, wird nichts, gar nichts, mich hindern, auszusprechen, was ist. Und wenn der Wunsch, mich ins Gefängniß zu bringen, endlich erfüllt, wenn auch jeder Andere, der noch ein offenes Wort zu sagen wagt, unschädlich gemacht würde: was wäre dann gewonnen? ... Schopenhauer schrieb einmal: „‚Die Wahrheit steckt tief im Brunnen‘, hat Demokritos gesagt und die Jahrtausende haben es seufzend wiederholt. Aber es ist kein Wunder, wenn man, sobald sie heraus will, ihr auf die Finger schlägt.“ Mich mag man in täppischem Eifer auf die Finger schlagen, meinetwegen auch auf den Kopf; an mir liegt nichts. Damit man aber sieht, daß mich das Ausholen zum Schlage noch nicht wie einen Jammermann erschlottern läßt, will ich, was mir wahr scheint, wenigstens gründlich sagen, — auf die Gefahr, der Strebsamkeit neues Material zu neuen „Begründungen“ zu liefern.'

Sie werden, Herr Kaiser, schmählich seit Jahren belogen. Die Stimmung ist nicht so, wie sie Ihnen geschildert wird, ist vielmehr so, daß die wärmsten Anhänger der Monarchie sie bekümmert, mit wachsender Besorgniß sehen. Ihnen hat man, wie ich annehme, gesagt, zuerst habe die von Friedrichsruh gespeiste Bismarckfronde, dann die Agrarfronde gegen Ihr Ansehen gewühlt; Beider Tücke, so fahren die Tuschler wohl fort, sei siegreich längst durch die Macht Ihrer strahlenden Persönlichkeit überwunden, der sich der Erdkreis in Bewunderung beuge, und nun schalle, außerhalb des Lagers der rothen Rotte, nur eine hell jauchzende Stimme des Jubels über Ihre Reden und Thaten durch das deutsche Land. Als Beweisstücke werden Ihnen dann wahrscheinlich Zeitungausschnitte vorgelegt, aus denen das höchste Lob Ihnen entgegenklingt. Das Alles ist unwahr. Die Jubelartikel werden bei Parteiführern bestellt, denen man ins Ohr flüstert, es sei für die Fraktionzwecke nützlich, den Kaiser bei guter Laune zu erhalten, oder sie entstammen dem Geschäftssinn der Bourgeoisie, die aus Plusmachersucht um jeden Preis die Ruhe bewahrt wissen möchte und erst ungeberdig werden wird, wenn eines häßlichen Tages der kleinste Konflikt die Schachermachei und deren heiligste Güter bedroht. Die Leute, die, weil der Brotherr es heischt, diese Artikel schmieden müssen, glauben kein Wort von Dem, was sie schreiben; sie sitzen, während an Daumen und Zeigefinger noch die Tintenspur klebt, abends im Wirthhaus und erzählen einander

Kaiseranekdoten. Genau das Selbe thun die Offiziere in den Kasinos, die Beamten in den Ministerien und Präsidialbureaux. Die konservativen Abgeordneten, die in dröhnendem Prologpathos ihre monarchische Gesinnung betheuern, haben ihrem Gutsnachbar eben den neusten Hofklasch über Sie mitgetheilt. Die Herren vom Hofdienst, die Ihnen aufwarten, haben aus dem Simplizissimus oder dem Kladderadatsch in wonnigem Behagen eben eine möglichst gepfefferte Anspielung auf Ihre letzte Soldatenrede geschluckt. Und die Richter, die eben einen Beleidiger der Majestät ins Gefängniß schickten, schlürfen grinsend beim Frühstück den neusten Kaiserwitz ein, der gestern in einer Gesellschaft hoch betitelter Männer von Mund zu Munde ging. Daß solche erbärmliche Heuchelei dem deutschen Boden entkeimen konnte, dünkt Sie undenkbar. Thun Sie den Männern nicht Unrecht, von denen ich sprach! Sie sind Ihnen treu, lieben die Institutionen, deren Vertreter Sie sind, und wären glücklich, wenn sie nie ein unfreundlich kritisirendes Wort über den Monarchen hören müßten. Aber sie hören es überall; denn wo heute zwei Monarchisten, die einander der Denunziantenschmach nicht für fähig halten, beisammen sitzen, da wird dieses Thema berührt; muß es berührt werden, weil fast jeder öffentliche Vorgang, jedes politische, wissenschaftliche oder künstlerische Ereigniß den Betrachter schnell auf Sie und Ihre Stellung zur Sache zurückführt. Wenn alle Leute, die bei solchem Anlaß gegen die strenge Auslegung des Strafgesetzes verstoßen, von Ihren Staatsanwälten der Majestätbeleidigung angeklagt würden, säße bald die ganze Elite des deutschen Volkes hinter Kerkermauern und die Welt würde beklommen dann erkennen, daß Treitschke Recht hatte, als er zu sagen pflegte, jeder ehrliche Royalist sündige heutzutage mindestens einmal in jedem Monat gegen den Majestätparagraphen. Sie dürfen nicht zürnen, wenn von dieser allgemeinen Stimmung nach und nach auch die Männer angesteckt worden sind, die in Ihrem Namen das Recht sprechen, Rekruten drillen und Verfügungen ins Land gehen lassen. Keine Bismarckfronde und keine Agrarfronde hat diese Stimmung erzeugt: eine Reihe unseliger Mißgriffe und Mißverständnisse hat sie geschaffen und Bismarck hat, mit seinem weit vorausschauenden Blick, nur früher als Andere die dräuend heraufziehende Gefahr erkannt. Lassen Sie mich über die Ursachen der monarchischen Krisis heute schweigen. Ich habe sie oft zu schildern, oft die Hindernisse einer Verständigung aus dem Wege zu räumen versucht und es scheint mir nicht geziemend, in direkter Rede jetzt hier früher Gesagtes zu wiederholen und einem Kaiser ins Gesicht vorzurücken, was er nach meiner Ansicht in seinem Wandel etwa

verfehlt haben könnte. Eins nur will und muß ich noch sagen: Die monarchische Mehrheit des Volkes fürchtet, daß die Freiheit Ihres Auges durch eine Binde gehemmt ist, die schlaue Höflingskunst der Liebediener fältelte und schlang, und daß, wenn diese Binde nicht sehr bald entfernt wird, die Möglichkeit harmonischen Zusammenwirkens von Kaiser und Volk rascher und völliger vernichtet werden muß, als Sie in der königlichen Einsamkeit des Hofgetriebes heute noch zu ahnen vermögen.

Das ist meine Wahrheit, ist die Wahrheit, die tausend ernste, ihrem Kaiser treu ergebene Männer täglich ausstöhnen und in deren Dienst auszuharren sie mich in ergreifenden Briefen beschwören. Nicht mir, dem unbequemen Schreiber, sollen Sie glauben. Fragen Sie Ihre Minister, und wenn Die nicht klipp und klar antworten, Ihre greisen, in den Ruhestand verabschiedeten Offiziere. Die werden nicht lügen, werden im Angesicht des Todes nicht die unmännische Sünde auf sich laden, die der alte General Pape vor ein paar Jahren Hochverrath in Reihe und Glied genannt haben soll. Fragen Sie den Fürsten Bismarck, Herrn Bronsart von Schellendorff, Aug in Auge sogar den Freiherrn von Stumm, ob die Stimmung nicht genau so ist, wie ich sie hier geschildert habe, ob nicht die Grundmauern des monarchischen Fühlens sacht schon zu wanken beginnen und nur die Heuchelei noch, der oft verhöhnte Cant, das Dekorum wahrt. Fragen Sie Ihre gekrönten Vettern, die Bundesfürsten, wie es in ihren Staaten aussieht und welche Erwägungen während der letzten Jahre in den zur Reichsgründung opferfroh vereinten Dynastien erwachsen sind. Wer Ihnen die Dinge anders darstellt, lügt in seinen Hals oder hat nie Gelegenheit gehabt, die Verhältnisse in der Nähe zu sehen. Und wenn Sie über Einzelheiten wahrhaftig unterrichtet sein wollen: lassen Sie sich von dem Rektor der Alma Mater erzählen, wie von den berliner akademischen Lehrern Ihr Wort beurtheilt worden ist, Schule, Universität und Theater hätten „Werkzeuge des Monarchen“ zu sein; und fragen Sie auf Ehre und Gewissen den Grafen Bolko zu Hochberg, ob er wirklich glaube, Sie seien der Einzige, dessen Leitung und Weisung die Hofbühnen fördern könne. Rufen Sie die bewährtesten Vertreter der exakten Wissenschaften und des Heeres herbei und fordern Sie von ihnen hüllenlose, ungeschminkte Wahrheit. Versammeln Sie die vorragendsten Künstler um Ihren Thron und lassen Sie sie, als wären sie unter sich und unbelauscht, über die Wirkung Ihres Einflusses auf die deutsche Kunstgestaltung sprechen. Wenn sich aus Alledem dann ergiebt, daß ich das reine Bild der Wahrheit wissentlich ent-

stellt, ihre Züge bübisch verzerrt habe, dann wird es Zeit sein, den ungeduldigen Bütteln zu winken... Aber mir bangt — soll der Patriot sagen: leider? — nicht vor dem Nahen solcher Fährlichkeit.

... Zwei Männer, denen Genie und Erfahrung das tiefste Dunkel monarchischen Wesens erhellte, haben über die heute wohl wichtigste Königspflicht gute, einander ergänzende Worte gefunden. Bonaparte sagte: Un roi n'est pas dans la nature; il n'est que dans la civilisation. Il n'en est pas de nu; il ne saurait être qu'habillé. Und Bismarck fügte, ohne vielleicht Napoleons Wort zu kennen, die besser pointirte Lehre hinzu, ein moderner Monarch solle sich so selten wie möglich ohne ministerielle Bekleidungstücke zeigen. Thut er es, wie es sein Recht ist, dennoch, dann darf er sich über die Wirkung solchen Wagemuthes nicht wundern; dann muß er auf seine Rede großmüthig auch die Gegenrede dulden; muß der nackt Einherschreitende gestatten, daß hier und da ein Knabe ihm zuruft: Herr König, Ihr seid ja nackt! Solcher Ruf mag manchem schüchternen Gemüth skandalös scheinen; der Rufer darf sich aber mit Augustinus trösten, der meinte, wenn eine Wahrheit skandalös sei, müsse man, um sie hören zu können, den Skandal eben in den Kauf nehmen. Da sich kein Besserer meldete, habe ich gewagt, die Wahrheit zu sagen, — und das Wagniß dünkt mich, offen gestanden, nicht einmal allzu groß. Die Zeiten sind ja längst vorbei, wo Karl der Zehnte Berryers Bedenken lächelnd mit dem Wort abwehren konnte: „Ich bedarf keiner Erfahrung. Sie halten mein Beginnen für tollkühn; aber Gott steht mir täglich durch Mittheilungen bei, über deren Ursprung ich mich nicht täuschen kann." Die Geschichte der Dynastien hat gelehrt, daß jeder Monarch der Erfahrung bedarf, und der Märchendichter hat gezeigt, wie solche Erfahrung die Befreiung aus dem Bannkreis des Schranzenthumes zu bringen vermag. Wer Laboulayes Pfaden folgte, kann, auch Das lehrt nun die Erfahrung, heute im Deutschen Reich eines Majestätverbrechens angeklagt werden. Aber kann man, Herr Kaiser, einen Monarchen mehr ehren, das feste Vertrauen in seine reine, den edelsten Zielen zugewandte Absicht besser beweisen als dadurch, daß man offen den Glauben bekennt, er wolle die Wahrheit hören?

Daß sie, von keiner Schranke, keiner spanischen Wand, keiner Lakaienkunst gehemmt, Ihr Ohr erreichen möge, wünscht aufrichtig und in Ergebenheit

25. 6. 1898. M. H.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Hochaktuelle Schriften! **Caligula.**

Eine Studie über römischen Cäsarenwahnsinn
von Professor **L. Quidde.** — Preis 50 Pfg.
Sensationsbroschüre. Bisheriger Absatz ca. **150 000** Exemplare.

Der Kaiser und die Kunst.

Von **Jean Paar.** — Preis Mk. 1.50.
Mit **rücksichtslosem Freimut** geht der Verfasser an dieses **heikle Thema** heran.
Max Altmann, Verlagsbuchhandlung in **Leipzig.**

Hermann Walther, Verlagsbuchhandlung G. m. b. H., Berlin W. 30, Nollendorfplatz 7.

Soeben erschien:

Harden im Recht?

Eine Betrachtung von **Frank Wedderkopp.**

Preis: 50 Pf. 5 Bogen. 8°. **Preis: 50 Pf.**

Stottern heilt unter Garantie **C. Buchholz.** Hannover 2. Lavestr. 54. 2. Anst. **H.-Kirchrode.**

Ehe-schliessungen rechtsgiltige, in **England** Prosp. fr.; verschlossen 50 Pfg **Brock & Co.**, London, E. C. Queenstr 90/91.

Musik im Hause.

Das seelen- und gemütvollste aller Hausinstrumente:

HARMONIUMS

mit wundervollem Orgelton, von 78 Mk. an **Illustrierte Pracht-Kataloge gratis**

Aloys Maier, Hoflieferant, **Fulda.**

Prospekte auch über den neuen

Harmonium-Spiel-Apparat

(Preis m. Notenheft v. 270 Stück **nur 30 M.**) mit dem **jedermann ohne Notenkenntnis sofort 4stimmig Harmonium spielen kann.**

Elektrische Kuren
eine **Reform-Naturheilkunde**
Sommer- u. Winterkuren
Prospekte gratis und franko
J. G. Brockmann
Dresden A 3, Moscziaskystrasse 5.

Eine neue Lehre

Nach dem Zeugnis distinguierter Persönlichkeiten **handelt es sich bei den zu froher** Lebensbetätigung aneifernden Büchern wie bei den brieflichen Charakterbeurteilungen (nach eingesandten **Handschriften von P. P. L.**) um Kunstwerke **von hypnotischer Kraft,** von leuchtender, stolzer Vornehmheit. **Praxis seit** 1890. Manche nach simplen „Deutungen" bleiben unberücksichtigt. Direktiver Prospekt über [illegible] Wirkungen der brieflichen [illegible] **kostenlos durch P. Paul Liebe,** Schriftsteller und Psychographologe, **Augsburg I Z. Fach.** (Original-Methode).

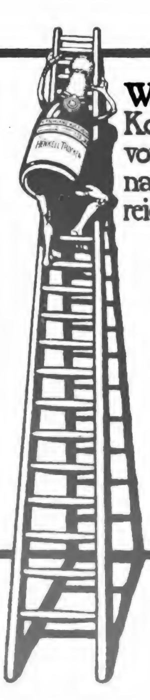
Herbst- u. Winterkuren
im herrlichen Zackental!
Wohnung, Verpflegung, Bad u. Arzt pr. Tag von M. 10.— ab.

„Sanatorium Zackental"

(Camphausen)
Bahnlinie Warmbrunn-Schreiberhau. Tel. 27.

Petersdorf im Riesengebirge
(Bahnstation)

für chronische innere Erkrankungen, neurasthenische u. Rekonvaleszenten-Zustände Diätetische, Brunnen- u. Entziehungskuren. Für Erholungsuchende. Wintersport.
Nach allen Errungenschaften der Neuzeit eingerichtet. **Windgeschützte, nebelfreie,** nadelholzreiche Höhenlage. Seehöhe 450 m. **Ganzes Jahr besucht.** Näheres die **Administration** in **Berlin SW., Möckernstrasse 118.**



Weitere mächtige Konſumſteigerung von Henkell Trocken, nachgewieſen durch reichsamtliche Zahlen!

Aus den soeben reichsamtlich veröffentlichten Zahlen des letzten Etatsjahres geht hervor, daß die Umsatzsteigerung nur der Marke Henkell Trocken ein Drittel beträgt der Umsatzsteigerung sämtlicher anderen 215 Sektkellereien von Deutschland und Luxemburg zusammengenommen.

Durch gewaltige Vorräte fertiger Weine, die, wie steueramtlich festgestellt, fast gleich sind den fertigen Beständen sämtlicher anderen 215 deutschen und luxemburgischen Sektkellereien zusammengenommen, haben wir in allerweitgehendster Weise für die vortreffliche Ablagerung unserer Marke gesorgt.

HENKELL & C°

Für Inserate verantwortlich: Rob. Bönig. Druck von G. Bernstein in Berlin.

Digitized by Google

XVII. Jahrg. Berlin, den 28. November 1908. Nr. 9.

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Waffenstillstand	325
Eine königliche Revolution. Von August Strindberg	343
Buch der Jugend. Von Herman Bahr	357
Reich und Bundesstaaten. Von Ladon	359

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.

Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1908.

Die **Hypotheken-Abteilung** des

Bankhauses Carl Neuburger,

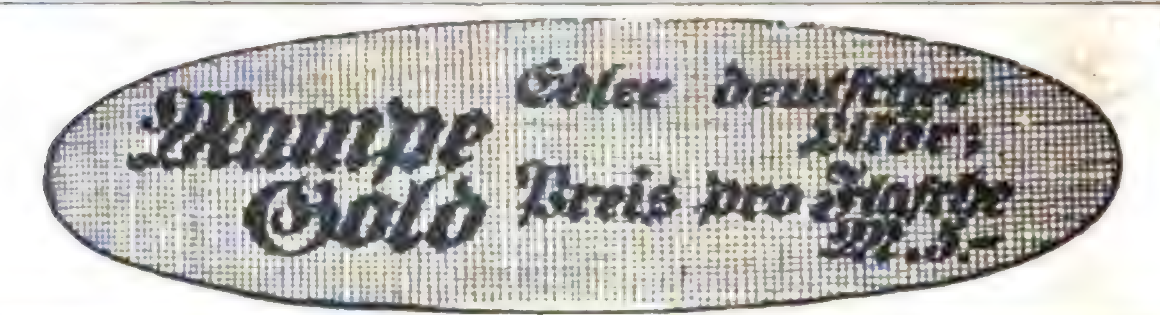
Kommanditgesellschaft auf Aktien

Kapital: 5 Millionen Mark.

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beleihung zu zeitgemässem Zinsfusse nachzuweisen, und zwar für den Geldg ber völlig kostenfrei.

9—4 Uhr.



Hamburg. Hotel Esplanade.

Appartements und Zimmer mit Bad.

Carlton-Ritz Restaurant.

Neues Schauspielhaus	Grand Hotel Excelsior
Nollendorfplatz	Anhalter Bahnhof

Erstklassige Wein- u. Bierrestaurants

Hamburg.

Gänzlich renoviert

HAMBURGER HOF

Weltbekanntes Haus. Herrliche Lage a. d. Alster

Zimmer mit Bad, W. C. u. laufend. Wasser.

Feine Französische Küche

Neue Direktion.

Sämtliche existierende, bezüglich **exakter Arbeit** und vorzüglicher Schussleistung **unübertroffene Schusswaffen** als Jagd- u. Scheibengewehre, automatisch. Repetier-Büchsen u. Pistolen, Luftwaffen, Teschins, Revolver sowie sämtliche Jagdgerätschaften liefert die

Deutsche Waffenfabrik Georg Knaak
Berlin SW 48, Friedrichstrasse 240-241.

Schwaneberger Briefmarken-Album das Beste

für Markensammler. Wird von keinem ähnlichen Werk an Vollständigkeit auch nur annähernd erreicht. Einziges Album, das in Ausgaben mit und ohne Markenvordruck geliefert wird. Unerreicht praktische Texteinteilung, die es Ihnen ermöglicht, die Sammlung nach Ihrem Ermessen zu arrangieren. Anerkannt bestes aller Permanentsysteme.

Ausgabe 1909 soeben erschienen.

Buch-Ausgaben v. [illegible] bis [illegible] Mk. pro Stück. Permanent-Ausgaben mit Schrauben v. [illegible] Mk. bis [illegible] Mk. pro Stück. — Verlangen Sie große illustrierte Preisliste 1908 kostenlos.

Probeblätter grat. **Verlag von J. J. Arnd, Leipzig.**

Digitized by Google

Berlin, den 28. November 1908.

Waffenstillstand.

Majestät.

„Unter den Aposteln bin ich der geringste; bin eigentlich, weil ich die Gemeine Gottes verfolget habe, unwürdig, ein Apostel zu heißen. Aber von Gottes Gnade bin ich, was ich bin. Und seine Gnade an mir ist nicht vergeblich gewesen, sondern ich habe viel mehr gearbeitet denn sie Alle; doch nicht ich that so, sondern Gottes Gnade, die mit mir ist.“ Diese Sätze schrieb Paulus an die Korinther. Als Saulus hatte er mit Drohen und Morden lange wider die Jünger des Herrn geschnaubet. War auf dem Weg nach Damaskus dann vom Lichte des Himmels umloht und zum Glauben an den Christus bekehrt worden. Und gestand in Demuth drum den Korinthern, daß er geirrt und erst durch den gnädigen Willen des höchsten Herrn den Pfad ins Land der Wahrheit gefunden habe. Vierhundert Jahre später, als Nestorius von Konstantinopel das Menschliche vom Göttlichen des Christus trennen wollte, als Cyrillus von Alexandria ihm entgegentrat und, um die jüdische Abkunft des Galiläers zu heiligen, die Anbetung der jungfräulichen Mutter als neuen Kult heischte, ward nach Ephesus ein Konzil einberufen und in dieser im Erleben des Paulus wichtigen Stadt das alte paulinische Wort zu neuer Geltung gebracht. Cyrillus siegt über die Nestorianer; und die versammelten Bischöfe setzen die Worte „Dei gratia“ vor ihren Titel: werfen sich als demüthige Knechte unter die Gnade des Herrn. Die neue Formel (die, seit der übermächtig gewordene Bischof von Rom das Amt des Statthalters Christi an sich gerissen hatte, erweitert ward und nun lautete: „Dei et Apostolicae Sedis gratia“) blieb lange den Trägern geistlicher Würde vorbehalten. Ins Weltliche sollen die Karlinger, die sich der Abstammung vom metzer Bischof Ar-

nulph rühmen durften, sie eingeführt haben. Vom fünfzehnten Jahrhundert an ist der Herrscher, der unumschränkt über das Leben und die Habe der ihm Unterthanen gebietet, „von Gottes Gnaden". Noch nicht jeder darf sich „Majestät" nennen. Die Majestas rei publicae und populi romani war auf die Imperatoren, die des Staates erhabene Hoheit verkörperten, war später auf die Kaiser im Römischen Reich Deutscher Nation übergegangen; wurde den Königen aber bis ins sechzehnte Jahrhundert bestritten. Noch im Friedensvertrag von Cambrai heißt nur Karl der Fünfte Majestät. Heinrich der Zweite von Frankreich, der Mann Katharinens von Medici, ließ sich bald danach von Montmorency und dessen Hofklüngel so nennen; offiziell wurde erst Franz dem Ersten (im Frieden von Crépy) der Titel „Königliche Majestät" zuerkannt. Europa sieht allerchristlichste (Frankreich), allergnädigste (most gracious; England), katholische (Spanien), allergetreuste (Portugal), apostolische (Ungarn) Majestäten; und alle stützen den Rechtsanspruch ihrer Erhabenheit auf Gottes Gnade. Nur dem Himmelsherrn, sprechen sie, sind wir, die von ihm die Krone empfingen, verantwortlich und nirgends durch Menschensatzung in unserem Handeln gehemmt. Aus dem Worte der Demuth ward ein hochmüthiges Wort; aus dem Bewußtsein der Abhängigkeit von dem umwölkten Willen ward der Wahn, mit dem Goldreif göttliche Allweisheit erhalten zu haben, die den Gekrönten über den Troß gemeiner Sterblichen hoch hinaufhebt. Die Völker nahmen das neue Wesen geduldig hin. Hatte nicht Roms stolze Bürgerschaft selbst die Gewalt und die Würde des Staates einem Einzelnen, dem Augustus, überwiesen? Kindervolkheiten wollen nicht nach dem Rath kühler Vernunft einen höchsten Vertreter ihrer Interessen küren; wollen nur Einem huldigen, den Gottes Odem gnädig umhaucht. Der übersinnliche Ursprung des Königsberufes wird nicht bestritten. Das Wort aus dem Korintherbrief hat nun anderen Sinn. In williger Geduld beugen die Völker sich unter die sanfte, fast lieber noch unter die harte Hand der Majestät von Gottes Gnaden.

Wie solche Majestät aussah, lehrt die Geschichte auf hundert Blättern. Wie sie aussehen sollte, lehrt, besonders eindringlich, Bossuets Politique tirée des propres paroles de l'Écriture Sainte. Wir sind weit von der dumpfen Welt Samuels, des Furchtsamen, der Israels von Gott abtrünniges Volk vor dem König warnte. „Eure Söhne wird er nehmen zu seinen Wagen und zu Reitern, die vor seinen Wagen hertraben; sie werden seine Kriege führen, seine Aecker bestellen, ihm Waffen und Rüstzeug schmieden und Geräth fertigen müssen. Eure Töchter wird er zu Köchinnen, Bäckerinnen, Heilgehilfinnen machen. Eure besten Aecker, Weinberge und Oelgärten wird er seinen Knechten

geben, Eure feinsten Jünglinge aber, Eure Knechte, Mägde und Esel für sein Geschäft verwenden. Von Allem, was er Euch läßt, von der Ernte und von den Heerden, wird er ein Zehntel nehmen. Ihr werdet seine Knechte werden. Solches Recht habt Ihr von dem König zu erwarten.“ Bossuet denkt nicht an einen König, der den Herrn des Himmels auf der Erde entthront hat („Sie haben mich verworfen, daß ich nicht mehr König über sie sei“, spricht Jahwe zu Samuel), sondern an die allerchristlichste Majestät, die unter dem Wink und unter der Hut des dreieinigen Gottes steht. „Denn die Könige handeln als Diener Gottes, von dem alle Macht kommt, und sind hienieden seine Statthalter. Der Königsthron ist der Thron Gottes, nicht eines Menschen. Deshalb ist die Person des Königs heilig, und wer sie mit frevler Hand antastet, lästert Gott. Sie sind vom höchsten Herrn gesalbt und auserwählt, den Willen der göttlichen Majestät auf der Erde zu vollstrecken. In der Ehrfurcht, die man den Königen zollt, ist ein religiöses Element; schon Tertullian hat gesagt, daß wir in ihnen die Wahl und das Urtheil Gottes ehren, der ihnen die Herrschgewalt über die Völker gegeben hat. Weil diese Gewalt ihnen aber von oben kommt, dürfen die Könige sie nicht nach willkürlicher Laune anwenden, sondern mit Gewissenhaftigkeit und Zurückhaltung; sie schulden Gott ja von der Anwendung Rechenschaft. Zitternd müssen sie ihres Amtes walten und stets bedenken, wie grausig das Verbrechen wäre, wenn sie die von Gott ihnen verliehene Macht zum Bösen gebrauchten. Wer von Gott die Macht hat, muß wie Gott herrschen: edel, uneigennützig, wohlthätig. Die Könige mögen ihr Ohr der Wahrheit öffnen, daß sie echten Ruhm nur erwerben können, wenn sie nicht für sich selbst und für ihren Vortheil, sondern für das Wohl der Völker leben. Ein König, der nicht nützt, nicht für das Wohl des Volkes sorgt, ist ein schlechter Diener des Herrn und wird eben so bestraft wie einer, der gewaltthätig im Lande haust. Auch Undank des Volkes darf die Güte des Königs nicht mindern. Noch weniger darf er persönlichem Empfinden gehorchen; nie darf ihn Laune, Abneigung von noch Hinneigung zu Personen und Dingen beherrschen. Nur die Vernunft soll ihn leiten. Je nach dem Vortheil des Volkes soll er sein Leben der Gefahr aussetzen oder vor ihr bewahren. Einem verhaßten König droht in der nächsten Stunde der Untergang. Wie der König die Hand von unschuldigem Blut rein halten soll, so soll er auch die Zunge hüten, die nicht minder gefährliche Wunden schlägt. Ueble Nachrede und dreiste Spottsucht kleiden den König noch häßlicher als jeden Anderen. Was ist von einem König zu erwarten, der die Zunge nicht zügeln kann und dessen Rede unaufrichtig ist? Daß die Königsmacht absolut ist, beweist nicht, daß sie will-

kürlich angewandt werden dürfe. Die ganze Staatsgewalt Dem zu übertragen, der an ihrer Erhaltung und Wahrung das größte Interesse hat, ist vernünftig. Aber auch die Könige sind dem selben Gesetz unterworfen wie andere Menschen; und sind vor anderen zu höchster Gerechtigkeit verpflichtet. Die Zumuthung ungerechten Handelns müssen sie ablehnen und dieses Eine nur fürchten: Unrecht zu thun. Furchtlos müssen sie sonst sein, von festem Charakter und Muth. Gefestet auch gegen den Ansturm der Günstlinge. Unbeirrbar in reiflich erwogenem Entschluß. Meinungwechsel, Weichheit, Unentschlossenheit taugen nicht auf den Thron Wer sich einschüchtern läßt, ist kein rechter König. Die Schwierigkeit der Geschäftsführung kann nur durch unermüdliche Arbeit überwunden werden. Eigensinn ist nicht Festigkeit. Wer auf dem Thron um jeden Preis seinen Willen durchzusetzen trachtet, wird den Völkern zur Gottesgeißel. Starrheit kann, wie Weichheit, zum Verhängniß werden. Drehe Dich nicht nach jedem Wind, mahnt der Prediger Salomo; aber auch: Versuche nicht, den Lauf eines Flusses zur Umkehr zu zwingen! Willst Du über ein Volk herrschen, so beherrsche zunächst Dich selbst; dämme Laune und Leidenschaft. Einer, der sich große Macht wünscht, muß sich, nach dem Wort des Augustinus, vorher einen unbiegsam graden Willen wünschen. Darf auch den Schein der Schwachheit nicht scheuen. Solche Scheu wäre die ärgste Schwäche. Fester Wille ist die Frucht der Weisheit. Weisheit und rechte Vernunft helfen den Fürsten zu allen Gütern, die sie brauchen. Den weisen König, der sich zurückhält und nur da, wo es nothwendig wird, kraftvoll handelt, ehrt Jeder gern. Dieser König kennt die Gesetze und die Geschäfte; kennt vor Allem aber auch sich selbst. Nicht Alles schickt sich für Alle. Drum muß man wissen, wozu man sich eignet. Mancher würde für ein bestimmtes Geschäft sehr gut passen und wird dennoch verächtlich, weil er sich einem widmet, für das er nicht paßt. Seine Fehler und Mängel erkennen: wer Dies erreicht, ist wichtiger Wissenschaft voll. Die von Schmeichlern umlagerten Könige erreichen dieses Ziel selten. Sie sollten nicht nur auf die alten Propheten hören, sondern in Jedem, der ihnen Fehler und Mängel ihres Wesens zeigt, den von Gott zur Enthüllung der Wahrheit Gesandten sehen Mag der Mund, der unbequeme Wahrheit spricht, ihnen gefallen oder mißfallen: nur wer Tadel verträgt, darf sich der Herrschaft über sich selbst rühmen. Die Kunst der Rede soll dem König nicht ein versperrtes Gebiet sein. Doch darf er auch nicht zu viel reden. Ein Wäscher, heißts im Ekklesiastes, ist nicht besser denn eine Schlange, die unbeschworen sticht. Wer zu unrechter Zeit redet, wird nicht nur lästig, sondern schadet geradezu. Ein Narr, sagt Salomo, macht viele Worte über Gewesenes und über Das, was nach

ihm sein wird: und von Beidem weiß der Mensch doch nichts. Der König muß Herr seiner Zunge sein. Schweigen zu können, ist seine wichtigste Pflicht: denn ohne Wahrung des Geheimnisses frommt auch der nützlichste Entschluß nicht und ohne Schweigsamkeit ist keine Kraft. Wer viel redet und wenig hält, Der ist wie Wolken und Wind ohne Regen. So stehts unter den Sprüchen Salomos. Und ferner: Wer seine Zunge nicht im Zaum halten kann, ist wie eine offene, der Mauern beraubte Stadt. Viele Könige haben durch verwegene, unbedachte Rede Unruhe gestiftet. Drum rief der weise Priesterkönig: Leget ein Schloß auf meine Lippen und stellt Wächter um meinen Mund, auf daß meine Zunge mich nicht verderbe! Der König soll nicht glauben, daß er Alles sehe, Alles wisse, mit seinen Augen auskomme und des Rathes nicht bedürfe. Er braucht Berather und muß dafür sorgen, daß diese Berather in voller Freiheit vor ihn hintreten dürfen. Der beste Berather ist die Zeit: sie entschleiert die Geheimnisse und liefert die Gelegenheiten. Der Rückblick auf Vergangenes lehrt Künftiges klar erkennen. Geht nicht über den von Euren Ahnen gezogenen Grenzstrich hinaus und wahrt die Grundsätze, auf die einst die Monarchie gebaut ward und auf denen sie gut geruht hat: auch diese Weisheit lehrt Salomo. Und im Deuteronomium sind die Großen vor dem Glauben an Vogelschauer, Zauberer, Geisterbeschwörer, Totenbefrager gewarnt. Hütet Euch, Ihr Könige der Erde, die Trüger, die sich Astrologen, Zeichendeuter, Geisterseher nennen, in Eure Nähe zu lassen! Wähnet auch nicht, daß Eure Majestät in dem Pomp, der um Euch ist und dessen Glanz den gemeinen Mann blendet, offenbar wird. Die Majestät ist das Bild der göttlichen Größe, die in dem König wirkt. Der König ist nicht als Privatmann anzusehen; er gehört der Oeffentlichkeit. Das ganze Staatswesen ist in ihm lebendig, des ganzen Volkes Wille in seinen einbegriffen. Die Majestät hat er von Gott. Der gab sie ihm zum Heil der Völker, die der Führung durch eine höhere Macht bedürfen. Gebraucht drum, Ihr Könige, kühnlich Eure Macht: denn sie ist göttlichen Ursprunges und dem Menschengeschlecht heilsam; bleibt in ihrem Besitz aber demüthig. Im Innersten läßt sie Euch schwach. Trotz dieser Macht könnt Ihr sündigen, müßt Ihr sterben. Und vor Gottes Thron bürdet sie Euch nur eine noch schwerere Verantwortung auf." Diese Sätze sind aus den zehn Büchern des Werkes zusammengetragen, das Bossuet, der Bischof von Meaux, der Kronprinzenerzieher, seinem Zögling gewidmet hat. Sie genügen zu dem Beweis, daß auch er, der die christliche Majestät mit dem Auge des Augustinus sah, den Kaisern und Königen nicht Allmacht, Allwissenheit, Allgegenwart zuschrieb. Daß ihm die Völker nur noch nicht reif für die Aufgabe schienen, ihres Schicksals Ring selbst zu schmieden.

Die aber fühlten sich, im Westen wenigstens, reif; fanden sich mündig und langten aus schwüler Mystik in die kühle Klarheit der Vernunftatmosphäre. Der Brite schritt tapfer voran. Während des Kampfes zwischen Sachsen und Franken, zwischen der Weißen und der Rothen Rose hatte in Angelland tyrannische Willkür geherrscht, dem Recht Gewalt angethan und das Parlament in ein Schattendasein geknebelt. Als nach dem Tod Elisabeths der Schottenkönig Jakob, der Sohn Mariens Stuart und ihres Darnley, den Angelnthron bestiegen hatte, sah Britanien einen neuen Monarchentypus. Der Mann, den Schmeichler den britischen Salomo nannten, mochte den Satz des Seneca, daß nicht der Staat dem König, sondern der König dem Staat gehöre, nicht anerkennen; er verachtete den weisen Lehrer und eiferte dem tollen Schüler nach: schwelgte beinahe neronisch in üppigen Prunkfesten und im Arm schlanker Jünglinge, haschte nach dem Ruhm des Literaten und des Theologen und tröstete sich im Kreis der Freunde an den Künsten der Zauberer und Geisterbeschwörer. Er war unstet, treulos, geschwätzig, feig, von schwächlichem Willen: der Prototypus des im Geschlechtsempfinden Angekränkelten. Wollte aber den allmächtigen, allwissenden, allgegenwärtigen Vater des Volkes mimen, jede sein Königsrecht hemmende Schranke wegräumen und den ihm Unterthanen sich in der Glanzrolle des Statthalters Gottes zeigen. Seine „Opera“ vertheidigen den Absolutismus der Königsgewalt; die Werke seiner Regirung haben erreicht (was die Häuser York und Plantagenet nicht vermocht hatten), daß der Brite der Frage nachzudenken begann, ob es vernünftig sei, die ganze Staatsmacht Einem anzuvertrauen und in dem fuchtelnden, schwatzenden, schmatzenden Komoedianten den Träger göttlicher Gnade anzustaunen. Jakob selbst kam noch glimpflich davon; hat weder die freche Anmaßung seines Gottähnlichkeitwahnes noch die Liebschaften mit den Kerr und Konsorten gebüßt. Als sein Sohn Karl aber (1628) dem Haus der Lords zurief, er schulde für sein Handeln nur Gott Rechenschaft, als er zwölf Jahre lang ohne Parlament regirte, auch den Privy Council, die Versammlung aller hohen Beamten, nicht berief, sondern mit seiner Kamarilla die Geschäfte bebrütete, brach das Unwetter los. Ein Volk ohne König, sprach das Unterhaus, können wir uns vorstellen, nicht aber einen König ohne Volk. The king kan do no wrong: Das heißt nicht, Alles, was der König thut, sei Recht, sondern, dem König sei verwehrt, Unrecht zu thun, und er müsse deshalb, wenn er sich in den Grenzen seiner Macht halte und nicht, nach Bractons Wort, aus einem Statthalter Gottes sich in einen Satanspriester wandle, immer und überall das Rechte thun. Die Gewalt hat er vom Volk; hat sie nur so lange, wie er dem Gesetz,

das über ihm ist, gehorcht. Diesen Rechtszustand dankt England dem klaren Blick seines Adels; den muthigen, auch zum Opfer muthigen Baronen, denen Pitt später so beredt den Dank des freien Volkes ausgesprochen hat. Und es war früh entschlossen, diesen Idealbesitz sich nicht verkümmern zu lassen. Karl heischt Vertrauen (confidence) und wüthet, wenn im Parlament Argwohn (jealousy) laut wird. Er versichert das Haus der Gemeinen seiner väterlichen Liebe (Messages of Love), beruft sich feierlich aber auf seine Souverainetät und hofft, mit unverbindlichen Redensarten die Helfer zu schwichtigen. Vergebens. Sir Edward Coke, der greise Vertreter des britischen Rechtsbewußtseins, ruft ihm zu: „Auf zärtliche Botschaft ist kein Verlaß. Auch nicht auf mündliche Betheuerung des Königs. Ich will Seiner Majestät nicht mißtrauen. Auf unsere Beschwerde, die bis ins Einzelne begründet ist, hat der König aber nicht mit allgemein giltigen Versicherungen zu antworten, sondern mit einer Urkunde, die auf jeden Punkt unseres Protestes eingeht. Souverainetät ist ein schönes Wort; taugt aber nicht in das Rechtsgebäude, das unter Mitwirkung des Parlamentes errichtet worden ist, und kann dessen Grundmauern nach und nach lockern. Unser Recht ruht auf der Magna Charta; und dieser stramme Bursche duldet keine souveraine Gewalt über sich." Diese Worte wurden bei der Berathung der Petition of Right gesprochen. Die Warnung des ersten Rechtslehrers verhallt ungehört. Und am dreißigsten Januartag des Jahres 1649 verblutet, vor dem Schloßthor von Whitehall, Karl Stuart auf dem Schafot.

Das Wetter zieht weiter; zieht, langsam, über den Kanal. Auch im Land Ludwigs des Heiligen bröckelt der alte Glaube, nagt der Holzwurm im überlieferten Gebälk. Auch hier soll der König fortan nicht nur dem Himmelsherrn, soll er dem vom Volk beschlossenen Gesetz verantwortlich sein. Wie die ersten Stuarts, so haben auch die letzten Louis in ihrem Reich ein Pachtgut gesehen, dessen Einkünfte des Königs Taschengeld, dessen sechsundzwanzig Millionen Bewohner dem König hörig sind; einen Jagdgrund, auf dem launische Willkür birschen und feistes Wild vor die Schußgabel treiben darf. Ludwig der Sechzehnte giebt für seine Hofgarden in jedem Jahr acht, für seinen Stall sechs Millionen Livres aus; seine Jagdliebhaberei kostet alljährlich ungefähr zwölfhunderttausend Francs. (Im Verlauf von vierzehn Jahren hat er mehr als zweihunderttausend Thiere getötet; an einem Tag, dem letzten Augusttag des Jahres 1781, nach eigener Aufzeichnung vierhundertsechzig.) Die Hofhaltung des Königs und seiner Verwandten, in der fünfzehntausend Personen beschäftigt sind, verschlingt fünfundvierzig Millionen: den zehnten Theil der Staatseinnahmen. Von 1775 bis 1789 hat der König 1562 Tage

auf der Jagd, 370 auf anderen Reisen und Ausflügen verlebt. Am fünften Oktober 1789 schreibt er in sein Tagebuch: „Jagd bei Chatillon; 81 Stück erlegt; durch die Ereignisse unterbrochen.“ Die Ereignisse: damit war der Parisermarsch nach Versailles gemeint; das erste unüberhörbare Grollen der Revolution. Noch am zwölften Oktober hat er in Port-Royal auf Hirsche gejagt. Drei Jahre und drei Monate vergehen: und Ludwigs Haupt liegt unter dem Fallbeil. Bossuet hat zu innerer Läuterung gemahnt, Robespierre, nach Cromwells Beispiel, des Eisens Schärfe verordnet. Aus dem Insularvorgang war, spät freilich, ein europäisches Datum geworden. Und als Bonaparte, aus einer Korsenfamilie, deren plebejischen Ursprung jeder Schüler nachweisen konnte, den Thron der Lilienkönige bestiegen hatte, mußte (nach dem Prophetenwort Josephs de Maistre) allen Königen ein neuer Morgen dämmern. Kein heller. Die Vernunft saß zu Gericht, grinste höhnisch, wenn von den Angeschuldigten Einer sich auf Gottes besondere Gnade, die in ihm wirke, berief, und wollte nur eine Majestät noch anerkennen: die vom Volke kommt, für Thun und Lassen, Sieg und Niederlage dem Volk verantwortlich ist.

Fritz von Preußen hatte, als ihm von Paris und Versailles erzählt ward, gesagt, wenn er König von Frankreich wäre, würde er zunächst einen anderen König ernennen, der an seiner Stelle den Hof zu halten hätte: denn die zur Huldigung bereiten Nichtsthuer brauchen einen Faulpelz, der sich huldigen läßt. Der Sohn des gekrönten Korporals hat die Lehre Massillons besser als Ludwig der Fünfzehnte verstanden. Schon als Jüngling die Fürsten vor dem schwächenden Wahn gewarnt, die Völker seien für sie, nicht sie für die Völker geschaffen. Und bis an seines Lebens Ende die Warnung oft wiederholt. „Die Könige haben auf dieser Welt nur die Aufgabe, die Menschen glücklich zu machen, und müssen mit dem Blut des Volkes, als des Körpers, dessen Seele sie sind, mit dem Blut der Bürger geizen, in denen sie ihr Ebenbild sehen. Die gute Meinung, die ich von den heute regirenden Königen habe, läßt mich hoffen, daß sie verdienen, die Wahrheit zu hören. Das beste Lob spendet Der ihnen, der vor ihrem Ohr offen alle das Königthum erniedernde, Menschlichkeit und Gerechtigkeit schändende Laster eines Königs zu tadeln wagt.“ Mit diesen Sätzen schließt der „Antimacchiavell“. „Glaube nicht, daß Dein Land für Dich geschaffen ward, sondern sei gewiß, daß die Vorsehung Dich auf die Welt kommen ließ, um diesem Volk das Glück zu bringen. Denke an seinen Wohlstand stets eher als an Dein Vergnügen. Der Erdkreis wird Dich bewundern, wenn Du dem Nutzen des Volkes Deine Wünsche zu opfern weißt.“ („Fürstenspiegel“; Lehrbrief an den jungen Her-

zog Karl Eugen von Württemberg.) „Der König muß sich oft an die Stelle des armen Mannes versetzen und sich fragen, was er, unter solchen Lebensbedingungen, vom Monarchen wünschen würde. Wenn der König seine Pflicht erfüllen will, darf er nie vergessen, daß er ein Mensch ist, wie der Geringste der ihm Unterthanen, und als erster Diener des Staates so redlich, klug und uneigennützig zu handeln hat, als müsse er in der nächsten Stunde den Mitbürgern von seiner Verwaltung Rechenschaft geben." („Ueber die Formen der Regirung und die Pflichten der Könige.") Den Ursprung der Souverainetät findet er in dem menschlichen Streben nach festem, für Alle gleichen Gesetz, Er rühmt den englischen Parlamentarismus, der dem König alle Kraft zum Guten, doch keine zum Schlechten lasse, als das Muster verständiger Regirung Aendert im Kirchengebet die Worte „Ihro Majestät unserm theuersten König" in „Deinen Knecht, unseren König." Und schreibt mit bescheidenem Stolz in sein Testament: „Die Staatseinkünfte habe ich wie die Bundeslade betrachtet, die keine profane Hand berühren darf. Was ich für mich brauchte, war in keinem Jahr mehr als zweihundertzwanzigtausend Thaler. Von den öffentlichen Einnahmen habe ich niemals meinem Privatgebrauch Etwas zugewendet." Mit Hobbes spricht er: Salus populi suprema lex esto! Schreibt an D'Alembert: „Die Hauptpflicht des Fürsten ist, taugliche Geschäftsleiter zu wählen." Kennt kein Vorurtheil. „Könige sind Menschen wie andere; haben nur Wichtigeres zu thun. Wer sich für besonders merkwürdig hält, meint in seiner Eitelkeit, die Welt wolle jede Kleinigkeit erfahren, die ihn angeht. Wer immer regirt hat, ist, wie ein Gott, an den Weihrauch gewöhnt und müßte verschmachten, wenn ihm das Lob versagt bliebe. Der König nennt sich zwar ‚Wir', ist aber nicht etwa vielfach da. Wie der Herrgott während der Messe, so dürfte auch der König sich stets nur in seiner Herrlichkeit zeigen." So spricht er. Noch als grämlicher Greis. Und wirkt so stark auf die Feinde selbst, daß Leopold der Zweite an Marie Christine schreibt: „Auch der Erbkönig ist nur ein Beamter seines Volkes." Da ist die Ernte aus fritzischer Saat.

Daß über Preußen, während von West her der Sturm heulte, der Himmel hell blieb, war das Verdienst des Königs, der neuen Geist in die alte Form goß, und des Volkes, das noch nicht wollen gelernt hatte. Auch unter dem dicken Lüdrian und Wundersucher nicht lernte. Nach dem Tag von Jena noch sich im Pferch der Unterthänigkeit leidlich wohl fühlte. Einen König nach dem Herzen Bossuets hätte es angebetet (und vielleicht gar gemerkt, daß er, trotz Aufklärung und Vernunftherrschaft, dem Monarchen von Fritzens Gnaden ziemlich nah verwandt ist); Friedrich Wilhelm der Dritte aber war ein allzu reiz-

loser, allzu unköniglich kleinmüthiger Herr. Als in der vorigen Woche der hundertste Geburtstag der preußischen Städteordnung gefeiert wurde, sagte im berliner Rathhaus der König: „Mit der Gewährung der Selbstverwaltung hat mein Ahn seinem Volk einen Beweis seines Vertrauens gegeben und an die geistigen und sittlichen Kräfte des Bürgerthums appellirt." Wars so? Friedrich Wilhelm hat sich um die Reform der Stadtverwaltung nicht gekümmert. Erst als Alles fertig war, erfuhr ers aus dem Immediatbericht der Minister Schroetter und Stein; und dieser Bericht verschwieg, damit der König nicht die Unterschrift weigere, den Theil, den militärische Mißbräuche an dem Verfall der Städte hatten. Dem Bürgerthum vertraute, an das Bürgerthum appellirte in der Zeit schwerer Noth Freiherr vom Stein (den Wilhelm der Zweite nicht erwähnte); nicht der König. Der hatte im Sommer die Vorschläge der Triumvirn Stein, Scharnhorst, Gneisenau ablehnt, den Gedanken des Freiherrn, die Nation zum Aufstand zu bewegen, weit von sich gewiesen und vertraute dem Franzosenkaiser mehr als dem eigenen Volk. Dem im Bürgerthum beliebten Minister wich er aus, hörte gern, daß die Höflinge ihn schalten und höhnten, daß Hardenberg und Goltz gegen ihn wühlten, und entließ ihn fünf Tage nach der Sanktion der Städteordnung aus seinem Dienst. Der undankbare König bedachte nicht, ob dieser Mann der Nation nützen könne; war froh, den Unbequemen mit guter Manier loszuwerden. Und dürfte von einem preußischen Ministerpräsidenten, der seinem König eine Festrede zu liefern hat, drum nicht gelobt werden. Eine winzige Majestät. Die sich klüglich auch im Schatten hielt. Auf den dritten Friedrich Wilhelm folgt der vierte. „Keiner Macht der Erde soll je gelingen, mich zu bewegen, das natürliche, gerade bei uns durch seine innere Wahrheit so mächtig machende Verhältniß zwischen Fürst und Volk in ein konventionelles, konstitutionelles zu wandeln. Von Gott allein habe ich meine Krone und nur ihm bin ich von jeder Stunde meiner Regirung Rechenschaft schuldig." So spricht er. Muß unter der schwarzrothgoldenen Fahne umherreiten, vor den Leichen der Rebellen den Hut ziehen, unter die Urkunde der Verfassung seinen Namen setzen. Die Bureaukratie hat er sein Leben lang gehaßt (vor Herren dieses Schlages dürfen selbst umkettete Byzantiner sie ungefährdet bespötteln); ihre ernste Formenstrenge nie gewürdigt, ihr stolzes Pflichtbewußtsein als „Dieneranmaßung" getadelt und nicht eingesehen, um wie viel früher er ohne ihre treue Arbeit von der steilen Höhe geglitten wäre. Der Rausch der Huldigungtage war ja kaum ausgeschlafen: da merkten die Berliner schon, mit wem sie jetzt zu thun hatten, und verzerrten des Königs stete Formel „Das gelobe und schwöre ich" in den Schnodderwitz: „Das jlobe ick schwerlich!" Die

Majestät war vom Fluch der Lächerlichkeit umkrallt. Der König von Gottes Gnaden zur Zielscheibe des Pöbelspottes geworden. Und just dieser Monarch hatte sich an den Mystikerwahn verloren, in einer gewandelten Welt könne er ein anderes Gottesgnadenthum, als in demüthigem Sinn es Paulus einst, der Apostel geringster, träumte, er allein zu neuem Leben erwecken.

Lysis?

Am siebenzehnten Novemberabend lasen wir im amtlichen Theil des Reichsanzeigers die folgenden Sätze: „In der heute dem Reichskanzler gewährten Audienz hörte der Kaiser einen mehrstündigen Vortrag des Fürsten von Bülow. Der Reichskanzler schilderte die im Anschluß an die Veröffentlichung des ‚Daily Telegraph‘ im deutschen Volk hervorgetretene Stimmung und ihre Ursachen; er erläuterte ferner die Haltung, die er in den Verhandlungen des Reichstages über die Interpellationen eingenommen hatte. Der Kaiser nahm die Darlegungen und Erklärungen des Reichskanzlers mit großem Ernst entgegen und gab seinen Willen dahin kund: Unbeirrt durch die von ihm als ungerecht empfundenen Uebertreibungen der öffentlichen Kritik, erblicke er seine vornehmste kaiserliche Aufgabe darin, die Stetigkeit der Politik des Reiches unter Wahrung der verfassungmäßigen Verantwortlichkeiten zu sichern. Dem gemäß billigte der Kaiser die Ausführungen des Reichskanzlers im Reichstag und versicherte den Fürsten von Bülow seines fortdauernden Vertrauens.“ Seit dieser Abendstunde hoffen gläubige Herzen wieder. Hat das Fieber, das zwanzig Tage lang den Leib Deutschlands schüttelte, um ein paar Gradtheilchen von seiner ungesunden Hitze verloren.

Der Text ist genau zu prüfen. Der Vortrag war nicht mehrstündig; hat fast genau hundert Minuten gedauert. „Im Anschluß an die Veröffentlichung des ‚Daily Telegraph‘“ ist die Stimmung „hervorgetreten“. Also nicht durch sie erst geschaffen worden (der Stil ist schlecht, der Sinn aber unzweideutig) und deshalb sind ihre Ursachen zu schildern. Das thut der Kanzler; und erläutert die Haltung, die er im Reichstag „eingenommen hatte“. Erläutert, warum er am ersten Tag nicht anders sprach, am zweiten schwieg. Daß der Kaiser ihm „mit großem Ernst“ zuhörte, brauchte nicht offiziell erwähnt zu werden. Sollte er lachen? Lächelnd das Damenwort wiederholen, eine Compagnie werde genügen, um den Reichstag zur Raison zu bringen? Er hätte sich selbst aufgegeben, wenn er nicht ernsthaft geblieben wäre. Und was kündet sein Wille? Manches, was ihm öffentlich vorgeworfen worden ist, dünkt ihn übertrieben und deshalb ungerecht. (Natürlich. Wann hat ein so hart Ge-

tadelter je anders empfunden? Und konnte er, als Kaiser, zugeben, daß jeder Vorwurf ins Schwarze traf? Ists nicht genug, daß er jeden, ohne Rachsucht zu zeigen, hinnahm? An dieser Wortverbrämung zu zupfen, ist unklug.) Trotzdem erkennt er, daß die „verfassungmäßigen Verantwortlichkeiten" (der Plural ist seltsam; die Reichsverfassung kennt nur eine Verantwortlichkeit: des Kanzlers; der nicht das Recht hätte, sie mit dem Kaiser kollegialisch zu theilen) künftig gewahrt werden müssen, weil sonst die Stetigkeit der Reichspolitik nicht zu sichern ist. Besinnt, was Ihr hörtet. Wilhelm, der seit zwanzig Jahren Kaiser ist, sagt, die Reichspolitik müsse stetiger, die von der Verfassung bestimmte Verantwortlichkeit gewahrt werden. Kann er mehr sagen? Schwereren Fehl, vor Europens gespitztem Ohr, auch nur andeuten? Die Politik war nicht stetig, weil zwei Leitungen den Verkehr mit den fremden Mächten vermittelten: eine kaiserliche und eine des Kanzlers. Von nun an soll die Exekutivmacht, das Recht zu Handlung und thatgleichem Wort nur dem Verantwortlichen zustehen. Das wird im Reichsanzeiger amtlich verkündet. Und das Wichtigste kommt noch: „Der Kaiser billigt die Ausführungen des Reichskanzlers im Reichstag." Was sprach Dessen Mund?

Die Interview, sprach er, hat „großen Schaden", eine „verhängnißvolle Wirkung", ein „Unglück" ins Reich gebracht. In den Hauptpunkten war das von Wilhelm zu dem Oberst Stewart Wortley und zu dem Journalisten Harold Spender (dem Bruder Alfreds, der die „Westminster Gazette" redigirt) Gesagte, von Wilhelm Gelesene, Gelobte, mit der Druckerlaubniß ans Licht Gelassene nicht richtig. Kein Burenkriegsplan: „akademische Erörterungen über die Kriegführung im Allgemeinen". Keine Entschleierung von Staatsgeheimnissen: „berechtigte Mittheilung, weil versucht worden war, unsere Haltung zu verdächtigen". Kein Kampf um die Zukunft des Stillen Ozeans: „wir denken gar nicht daran, uns im Stillen Ozean auf maritime Abenteuer einzulassen." Und die Angabe, die Mehrheit der Deutschen sei gegen England, lasse sich auch nicht halten. Der Kaiser müsse sich auch in seinen Privatgesprächen die Zurückhaltung auferlegen, die für eine einheitliche Politik und für die Autorität der Krone unerläßlich ist. („Auch", nicht: „nur" in seinen Privatgesprächen.) Sonst könne kein Kanzler die Verantwortung tragen. Das hat Fürst Bülow gesagt. Das hat der Kaiser gebilligt. Und diese Billigung ist im Reichsanzeiger dem Erdkreis gekündet worden. Wer mehr fordert, vergißt, daß ein Kaiser nicht reden kann wie ein Kutscher. Noch wie ein slavischer Sünder, der das Kreuz auf sich nimmt und von der Gemeinde der Rechtgläubigen Verzeihung erbittet. Vergißt auch, daß der Reichstag nach langem Gerede nichts postulirt und die ganze Last dem Kanzler aufgepackt hat (der, weil er sie

nicht mit kleidsamem Gestus abwarf, sogar von einem Stallmächtigen und von anderen Freunden des ungemein thätigen Donnersmärckers gescholten ward). Ich muß die Verfassung künftig höher achten, besser für die stetige Einheit der Politik sorgen, mich vor jeder Ingerenz in den Rechtsbezirk des allein Verantwortlichen hüten; ich habe Falsches erzählt, dem Reich großen Schaden gethan und darf nicht mehr so viel reden: Einer, der Kaiser und König bleiben will, konnte nicht härtere Sühne gewähren. Einem, dem zwanzig Jahre lang gesagt worden ist, daß er als Assyriologe eben so riesengroß sei wie als Techniker, als Prediger und Regisseur so hoch übers Mittelmaß aufrage wie als Segler und Aesthetiker, als Regent die stärksten Kräfte der berühmtesten Ahnen in sich vereine, einem so mit Schmeichelei Ueberfütterten muß diese Erklärung schwer geworden sein. Sie ist ohne Beispiel in der Geschichte moderner Fürsten. Ist eine Urkunde, die nie vergilben kann und im Erleben des Reiches und des deutschen Königsrechtes wirklich ein „Markstein"; ein papierner: der dennoch wie Erz dauern und bezeugen wird: Wilhelm, von Gottes Gnaden Kaiser und König, hat sich vor dem Willen der Nation gebeugt.

Sich unter die Kritik des Kanzlers gestellt, den er zu ernennen hat, und vor allem Volk laut gesagt: Sein Tadel war gerecht und ich muß anders werden. Eine Bürgschaft hat er freilich nicht gewährt. Welche auch? Die Reichsverfassung bedarf keiner Aenderung; sie giebt dem Bundespräsidenten, dem „Neutrum" und „Charaktermajor", nicht zu viele Rechte. Das, den Kanzler zu ernennen, kann der Reichstag leicht dadurch unwirksam machen, daß er einem Kanzler, der ihm nicht paßt, das Gehalt oder auch das ganze Budget weigert. Die Reichsverfassung bietet dem Volke genug; nur muß mit viel regerem Eifer als bisher für die Wahrung ihres Geistes gesorgt werden. In Preußen ists anders; wo aber ist die Partei oder Koalition, die auch nur daran denken kann, Preußen zu modernisiren? Der König von Preußen ist Monarch; der Kaiser ists nicht. Aus Preußens Boden wächst dem primus inter pares eine Macht zu, die zum Mißbrauch verleiten könnte. Da droht eine Gefahr. Die sich vor dem Mehrheitwillen ducken, dürfen aber nicht klagen, wenn diese Mehrheit Anderes will als sie. Erzwingt in Preußen das Wahlrecht, zermalmt Konservative und Centrum zwischen dem blaßrosigen und dem blutrothen Mühlstein der Demokratie: und schließt dann mit dem König einen neuen Vertrag, der Euer Sehnen stillt. Einstweilen ists nicht zu erreichen; und nur Kinder langen nach Unerlangbarem. Was sonst? Ein bündiges Versprechen, artig zu sein und „es nicht wieder zu thun"? Das wäre das Ende aller Kaiserei. Seit dem siebenzehnten Novemberabend ist aus dem Majestätgedanken ein beträcht-

liches Stück herausgebrochen; eins, das nie wieder eingefügt werden kann. Das ist nicht des Volkes Schuld, sondern des Kaisers. Weh Dem, der wähnt, was da, nach zwanzig Jahren in zwanzig Tagen, verloren ward, sei je zu ersetzen!

Wilhelm hat den Kampf, zu dem Mancher ihn bereit glaubte und der ihm von Hofmarodeurs empfohlen ward, nicht ausgefochten. Das war verständig. Denn das Reich ist in den vier Lustren des Schwankens und Wankens, Zauderns und Plauderns so siech geworden, daß es solchen Kampf kaum heil überstanden hätte. Wilhelm hat (wie auf anderem Feld Fürst Bülow) gethan, was sein Interesse gebot. Wer ihm dafür Dankeshymnen singt, beweist nur, daß er politisch unmündig geblieben ist und nicht verstanden hat, um welches nationale Gut gekämpft wird (beweists auch, wenn er im Reichstag die stattliche Fassade des Parteiführers zeigt). Hier ist gar nichts zu danken. Ist weder für Vertrauen noch für Vergessen in den Hirnen schon Raum. Vertrauen will durch Thaten erworben sein; Worte, selbst solche härtester Selbstzüchtigung, genügen nicht. Am Geburtstag der Städteordnung hat Wilhelm der Zuversicht Ausdruck gegeben, daß „an trüben Tagen aufsteigende Wolken ihren Schatten niemals trennend zwischen mich und mein Volk werfen werden". (Zwischen mein Volk und mich: wäre richtiger gewesen; denn vor dem König war das Volk, nach dem König kann das Volk sein und es hat ihn, nach Fritzens Wort, nur gekürt, um für Recht und Gesetz einen höchsten Hüter zu haben, den persönliches Interesse an des Landes, des Volkes Sorge und Sehnsucht binden muß.) Der Schatten liegt wie ein Bahrtuch zwischen Volk und Herrscher. Der Wunsch, daß er sie, die unlöslich geeint sein sollten, nicht für immer trenne, darf nicht vergessen lehren, was dieser Herrscher diesem Volke angethan hat.

Hale.

Einem deutschen Zeitungschreiber hat der Deutsche Kaiser des Herzens Schrein nie noch entriegelt. Engländer, Amerikaner, Romanen fanden den Weg zu ihm. Auch ein Beschwerdepunkt: die bis zur Umwerbung gehende Begünstigung der Ausländer. Mancher deutsche Künstler, Gelehrte, Industrielle, Kaufmann gäbe ein Jahr seines Lebens hin, um Wunsch und Planen ins Ohr des Kaisers zu bringen. Kann aber nicht erreichen, was den Armour, Menier, Etienne, Gunsbourg in den Schoß fällt. Das Ansehen der Deutschen wird schmaler, wenn ihr Repräsentant sie seltener als Fremde in seine Nähe zuläßt. Unter den Amerikanern, die ans Ziel kamen, war auch der Journalist William Bayard Hale. Zwei Stunden lang hat der Kaiser zu ihm gesprochen. Was er da gesagt hatte, sollte veröffentlicht werden; nach dem Willen des Auswärtigen

Amtes, dem der Bericht vorgelegt worden sein soll, in einer Monatschrift ersten Ranges. Nach dem londoner Oktoberskandal mühten die Leiter des Amtes sich hastig, die Veröffentlichung zu hintertreiben, und stimmten (mit welchen Argumenten, sei hier nicht untersucht) den Verlag des „Century Magazine“ wirklich zum Verzicht auf den fetten Bissen. Nun sind wichtige Theile des Berichtes in Pulitzers newyorker Zeitung „World“ dennoch ans Licht gekommen.

Was Wilhelm dem für Zeitungen schreibenden Clergyman gesagt haben soll, klingt beim ersten Hören unglaublich. Horcht! England hat, da es sich den Japanern verbündete, die Sache der weißen Rasse verrathen und wird in naher Zeit für diese Sünde zu büßen haben. Der Krieg um die Zukunft des Stillen Ozeans ist nicht lange mehr zu vermeiden. Wenn zwischen den Vereinigten Staaten und Japan der blutige Kampf beginnt, muß England wählen. Bleibt es dem Bündnißvertrag treu und ficht für die Gelben, so wird es in der weißen Welt verhaßt und verliert mindestens in Amerika seine Kolonien; daß Australien und Neuseeland ihm auf diesen Weg nicht folgen würden, zeigt schon die Einladung, die das Sternbannergeschwader jüngst an ihre Küsten rief. Läßt es die Japaner im Drang allein, so schürt deren wüthende Enttäuschung in Indien die fortglimmenden Funken; in ganzen Stößen liegen Proklamationen in Tokio fertig und der Aufruhr wäre das Werk kurzer Wochen. Diese gefährliche Wahl wird den Briten nicht erspart. Und wer, wie Deutschland, unter britischem Hochmuth leidet, wer, wie Wilhelm, vom König Eduard zwei Jahre lang „geschnitten“ worden ist, muß wünschen, daß diese Entscheidung nicht zu lange hinausgeschoben werde. Mit den Vereinigten Staaten ist das Deutsche Reich einig. Beide werden, mit der Hilfe der Mohammedaner, die für diesen Fall mit deutschen Gewehren bewaffnet, von deutschen Offizieren erzogen sind, gegen die anglo-japanische Koalition kämpfen, sie niederzwingen und sich China verbünden, dessen Gebiet unantastbar und allen Völkern offen sein soll. Als Preis verlangt Deutschland nur Egypten und das Recht, den Türken das Heilige Land zu entreißen. Dann droht von Asien keine „gelbe Gefahr“; bleibt Europa auch vor dem Schrecken britischer Hegemonie bewahrt. Das Volk, das den schnöden, niederträchtigen Krieg gegen die Buren geführt hat, ist von Gottes Zorn bedroht. Mit Frankreich wird, wenn der Britenleu erst aus der Hand frißt, Deutschland sich leicht verständigen. Britanien ist ein sinkendes Reich und sein König ... Auf Eduards Haupt hageln die Pfeile.

Alles erfunden, heißts in Berlin; nie hat Wilhelm auch nur ein ähnlich klingendes Wort gesprochen. Die Offiziösen sagens; der Kanzler wiederholts und unterstreicht die Ableugnung noch dick. Das befiehlt ihm die Pflicht.

Und England dankt ihm, daß er sie so pünktlich erfüllt und dem Foreign Office dadurch die leidige Nothwendigkeit erspart, in Berlin um Aufklärung des unfreundlichen Aktes zu bitten. Ist aber wirklich Alles erfunden? Trotzdem Handschrift und Korrekturen des Herrn Hale in Pulitzers Millionenblatt faksimilirt zu sehen waren? Keiner glaubts. „Nach allgemeiner Ansicht ist der Bericht glaubwürdig. Er läßt den Kaiser zwar nicht in der ersten Person, nicht in direkter Rede sprechen; giebt aber ungefähr ein Dutzend seiner Aussprüche, die eben so heftige Feindschaft gegen England wie hitzige Freundschaft für Amerika verrathen. Die Interview war sehr lang und wir werden wohl noch mehr von ihr erfahren." (Daily Chronicle.) „Als Herr Hale dem Auswärtigen Amt das aus dem Munde des Kaiser Gehörte mitgetheilt hatte, hieß es dort, schon die leiseste Andeutung könne die Welt in den unseligsten aller Kriege reißen; unverantwortlich, meinten die Offiziösen, sei, daß der Kaiser die Launen seines Temperaments nicht sorgsamer eindämme. Ob Herr Hale jetzt leugnet oder nicht: daß der Bericht korrekt ist, unterliegt nicht dem leisesten Zweifel." (Standard.) „In Deutschland wird der Bericht natürlich für falsch erklärt; er giebt das Gehörte aber treulich wieder. Bald nach dem Frieden von Portsmouth kamen ein paar Kongreßmitglieder aus Washington nach Berlin, wo der Kaiser sie empfing. Er sprach rückhaltlos offen zu ihnen, bat sie aber dringend, nichts von dem Gehörten an die Oeffentlichkeit gelangen zu lassen. Was er ihnen sagte, war, in die Sprache der Alltagspraxis übertragen, genau so wie das jetzt in Amerika Gedruckte." (Morning Post.) Und so weiter. Von allen für die Urtheilsfindung Wichtigen zweifelt im Innersten Keiner an der richtigen Wiedergabe des Gespräches (nicht einmal Herr Stead, der Weltfriedensapostel). Sie zu bestreiten, könnte das Patriotengefühl uns drängen. Dessen Regung diesmal aber unwirksam bleiben müßte. So spricht Wilhelm der Zweite. In solchem Umfang wird er von wechselnden Stimmungen beherrscht. Wir wären verpflichtet, die Möglichkeit zu leugnen, daß der Deutsche Kaiser, der fünfzig Jahre alt ist und seit zwanzig Jahren regirt, zu einem Fremden bei erster Begegnung so sprechen könne, — wenn wir nicht leider wüßten, daß er so spricht, zu Vielen schon so gesprochen hat. Das Yankeeblut mag Einzelnes übertrieben haben. Egyptens Eroberung wäre, zum Beispiel, nur denkbar, wenn wir Malta und mindestens eine Seite der Heraklessäulen besäßen, also sämmtliche Großmächte Europas für uns gewonnen oder überwunden hätten. Doch was nützt die Beleuchtung solcher Mängel? Was die derbste Ableugnung? Der Sinn ist, mag Herr Hale, aus triftigen Gründen, noch so laut über Fälschung zetern, richtig wiedergegeben. Zu viele Leute leben, die solche Gedanken, fast in der selben Fassung, auf Wilhelms Lippe gefunden haben; auch in Deutschland zu viele.

Und die Stunde ist für kleine Dementirkünste zu ernst. Zu trächtig von Unheilsfrucht. Wortley und Etienne, Spender und Hale: stets nur Symptome des selben Leidens. So lebt das Deutsche Reich. Seit zwanzig Jahren.

Salus populi.

Wenn wir heute leugnen, werden wir morgen überführt. Wenn wir heute aufathmen, schnürt morgen neuer Gram, neue Scham uns die Kehle zu. Je schneller das Gift herauseitert, je rascher der im Inselreich gehäufte Sprengstoff zerprasselt, um so besser für Deutschland. Wir könnens dem Kaiser nicht ersparen. Warum ersparte er uns nicht die Wahl, zuerst an ihn oder ans Reich zuerst zu denken? Er hat in den beiden Interviews Britanien, Rußland, Frankreich, Japan, Holland, die Türkei gekränkt, alle Anderen mißtrauisch gemacht und in Amerika, wo er so eifernd Liebe gesät hatte, nur Haß und Hohn geerntet. Vorbei. Zwei Möglichkeiten boten sich ihm. Er konnte dem Reich das Opfer freiwilliger Abdankung bringen oder auf das Amt des Geschäftsführers verzichten, für das er nicht paßt und das heute keinem Gekrönten und drum Unentfernbaren zufallen darf. Diesen Verzicht hat er öffentlich ausgesprochen; braucht unser Vertrauen in seine Politikerfähigkeit also nicht mehr. Darf, wie jeder Gentleman, aber fordern, daß seinem Wort geglaubt wird. Er will nicht in Bossuets, nicht in Fritzens Sinn ferner noch deutsches Schicksal regiren, sondern der still thronende König und Kaiser reifer und selbstbewußter Völker sein, die mit seinen Ahnen Verträge geschlossen haben. Ob ers vermag, müssen wir in Geduld abwarten. Doch entschlossen sein, jedem Schritt, der auf den Weg ins Unglück zurückführen könnte, uns wuchtig entgegenzustemmen. Nicht Friede ist: Waffenstillstand.

Auch Deutschlands Volk muß sich ändern. Dem Tand, dem Prunkschauspiel, der Titelsucht entsagen, dem Schmeicheldienst sich entwöhnen, seine Grundrechte gebrauchen, dem König und Kaiser imponiren lernen. Wer kennt denn die Verfassung gründlich? Wer nur von Denen, die sie jetzt umstülpen oder flicken möchten? Sie genügt dem Bedürfniß noch; mit geringeren Rechten und Machtmitteln hat Britaniens Parlament die Stuarts unter den Willen des Gesetzes gebeugt. Kriecht nicht vor dem Kaiser noch haltet Euch fern von ihm wie, in der Sterbestunde, Chinas Edle von dem Himmelssohn, dessen Siechbett Keiner nahen darf und der in Asiens Hofpomp einsam verröchelt. Seht ihn menschlich; den Menschen. Wenn an seinem Willen auch nie wieder das Schicksal deutscher Menschheit hängen darf: ein guter Vertreter leuchtender Reichshoheit kann dieser Impressionable, mit seinem wirbelnden Eifer, seiner fluthenden und ebbenden Einbildnerkraft, morgen noch werden. Macht es ihm

leicht; unüberwindlich schwer nur die Erfüllung des jäh etwa aufflackernden Wunsches, wieder in den Bereich nüchterner Geschäfte hineinzutosen. Ringt ihm Achtung ab; die Erkenntniß, daß Ihr sicherer, als er that, aus der Summe des Möglichen das Nothwendige herausrechnen könnt. Und sprecht gelassen dann, mit artiger Tapferkeit, zu den Fremden: „Daß Euch des Kaisers Zunge gekränkt hat, schmerzt uns. Daß er in der Stunde des Scheltens und Drohens eben so ehrlich war wie in der des Werbens und Streichelns, braucht Ihr nicht zu glauben. Wir wissens. Fragt fortan nicht immer nur ihm nach. Meint nicht, Ihr Briten, weil seine vom Onkel gereizten Nerven von Weltkatastrophen träumten, für die Abwehr deutscher Erobererheere Euch rüsten zu müssen. Im Bannkreis solchen Spukes müßte Euer Wohlstand, wie unser jüngerer, versiechen; und trotz der Interessenspaltung sind wir doch Verwandte und nicht für ewige Zeit vor der gelben, der braunen und schwarzen Menschheit in sicherer Hut. Wenn Ihr die Hoffnung aufgebt, sechzig Millionen arbeitsamer, gestählter und geschulter Menschen je wieder als arme Vettern aus dem Kontinentalwinkel behandeln zu dürfen, werden wir uns eines Tages auch über die Flotte verständigen. Weil wir müssen. Beide. Schon denkt mancher Ernüchterte wie Fritz von Preußen einst. ‚Ich glaube nicht, daß wir uns je überreden lassen dürfen, eine Kriegsmarine zu schaffen. Den großen Flotten Europas würde unsere doch nie an Kraft gleichen; und wenn wir weniger Schiffe haben als andere Nationen, ist die Ausgabe nutzlos. Um das für die Flotte nöthige Geld aufzutreiben, müßten wir am Landheer knausern. Mir aber scheint nützlicher, die stärkste Armee Europas zu haben als unter den großen Seemächten die schwächste zu sein.‘ (Exposé du gouvernement prussien, des principes sur lesquels il roule, avec quelques réflexions politiques.) Luftschiffe werdet Ihr nicht langsamer bauen als wir. Wollt Ihr, weil wir Euch vereinsamt scheinen und auf der See und in der Luft noch fern vom Ziel unbedachter Sehnsucht sind, für ein Jahrhundert ein muthiges, mit gefährlicher Schnelle sich mehrendes Volk Euch verfeinden? Einem habt Ihr fürchterliches Planen zugetraut. Er blitzt nicht mehr; wird Euch mit Donner nicht mehr aufschrecken; ein Kaiser wie andere Kaiser werden. Merkts Alle, in West und Ost! Wie Wilhelm über eine Person, eine Sache denkt: daran hängt von morgen an die Entscheidung nicht. Der Versuch, ihn durch Schmeichelei zu ködern oder durch Bluff einzuschüchtern, verheißt nicht länger Lohn. Wer mit dem Deutschen Reich Geschäfte machen will, muß die Stimmung des deutschen Volkes errechnen. Wer dem Deutschen Reich Schaden oder Schande stiften will, auf die einmüthige Abwehr vom deutschen Volk gefaßt sein. Das will in ernster Stille mit starkem Arm seiner Kinder Land bestellen. Und sein Kaiser hat auf die Möglichkeit verzichtet, Unrechtes zu thun.“

❧

Eine königliche Revolution.*)

Im Speisesaal des Schlosses Hufvudstad bei Stockholm stand der Tisch für ein Trinkgelage gedeckt; eine ostindische Bowle mit grünen Gläsern; Gipspfeifen und Tabakspakete. Aber mitten auf dem Tisch stand ein Blumentopf mit einem pyramidenförmig geschnittenen und mit Bändern geschmückten Lorberbaum. Drei rothe Mützen von ungewöhnlicher Form waren auf Gläser gepflanzt; blutroth waren sie und glichen in der Form den Blüthen der Akelei oder näherten sich der Hirtenkappe, womit der griechische Paris abgebildet wird, also etwa der phrygischen Mütze.

In einem schwarzen Ledersofa saß Graf Adolf Ludwig Ribbing, Hauptmann bei der Leibgarde, vierundzwanzig Jahre alt, Sohn des Reichsrathes, Gouverneur des Herzogs Friedrich Adolf.

Im Saal auf und ab ging der sechsundzwanzigjährige Klaus Friedrich Horn, der Sohn von Friedrich Horn, dem früheren Freunde Gustavs des Dritten, der gebeten hatte, sich zur Erinnerung an die gelungene Revolution von 1772 Gustavsfreund nennen zu dürfen, die Erlaubniß aber nicht bekam. Der junge Horn, der Schwärmer, der Dichter, hatte vor einigen Jahren als Major der Festungartillerie seinen Abschied genommen und saß jetzt als Majoratsherr auf Hufvudstad.

Die beiden jungen Männer erwarteten Jemand, denn sie hatten die guten Dinge auf dem Tisch noch nicht angerührt. Um sich für die Sitzung in Stimmung zu bringen, sprach Horn im Aufundabgehen, vielleicht auch, um einer steigenden Unruhe entgegenzuwirken. „Ja, unser Dichter Thorild ist in England, scheint aber seinen frohen Glauben an die Rettung des Menschengeschlechtes verloren zu haben."

„Warum ist er nicht nach Paris gegangen? Das ist der rechte Ort jetzt!"

„Paris? Wie weit sind sie dort gekommen?"

„So viel weiß ich: Die Maigesetze wurden im vorigen Jahr aufgehoben, die Notabelnversammlung konnte nichts ausrichten und jetzt sind die Stände zusammengerufen; Necker hat am Neujahrstag sein Résultat du Conseil abgegeben und dadurch die ganze Fäulniß bloßgelegt."

„So? Thorild war wohl ein Seher, der geahnt hat, was kommen wird. Erinnerst Du Dich: ‚Die Weltherrschaft muß durch eine unsichtbare Regirung geschehen. Das ist der Beruf der Genies; deren sichtbares Heer sind die Helden. Das Ziel ihrer gemeinsamen Thätigkeit ist, die Menschheit gegen ihre Unterdrücker zu waffnen, die Erde zu befreien oder, kurz und gut, Thoren zu stürzen und Schelme zu schlagen, die nicht nach gewöhnlichem Menschenrecht gerichtet werden können, die frech und offenbar die menschliche Seligkeit verhindern; alle Kriecher und Schmeichler, alle feigen Väter der Knechtschaft, Könige und Minister, für die Gesetzbrechen nichts bedeutet; Priester, die kriechend und jasagend Gott, Volk und Eid verrathen; Gelehrte und Talente, die auf einen Wink Würde und Ehre, Natur und Wahrheit opfern.' Erinnerst Du Dich?"

„Ob ich mich erinnere? . . . Anckarström läßt warten . . ."

---

*) Ein Abschnitt aus dem Band „Schwedische Miniaturen", den Herr Emil Schering, Strindbergs unermüdlicher Apostel, übersetzt hat und bei Georg Müller in München erscheinen läßt. Einem Bande, der auch den Strindberg der Historien wiedererkennen läßt.

„Aber er kommt sicher. Kannst Du mir sagen, warum Anckarström den König so unmenschlich haßt?“

„Er war ja einmal Page; möglich, daß der Haß daher datirt. Aber einen hassenswürdigen Menschen hassen, ist kein Fehler für mich; so Viele lieben den Elenden aus Interesse . . .“

„Elender? Nein! Aber die Treulosigkeit, Unredlichkeit, Charakterlosigkeit in Person! Weißt Du, als er seinen finischen Krieg nöthig hatte, verlas er im Rath einen Brief vom Russischen Gesandten, ließ aber die versöhnenden Ausdrücke der Freundschaft fort. Solche Dinge machen ihn verhaßt. Und doch war dieser Mann groß bei der Revolution von 1772. Er rettete Schweden aus der tiefsten Erniedrigung. Russische, Englische und Französische Gesandte bestimmten die Ausschußwahlen; der Schwede war buchstäblich ein für den Meistbietenden angeworbener Soldat.“

„Soll man gut von einem Feind sprechen?“

„Das soll man lernen und daraus sehen, wie tief er gesunken ist. Vergiß nicht, daß er die Marter und die außerordentlichen Gerichte abschaffte, die Haussuchungen verbot, Druckfreiheit und Gewerbefreiheit gab.“

„Nein, aber der Augenblick ist schlecht gewählt ... Warte, bis er tot ist! ... Hör' mal: hast Du die Thür geschlossen?“

„Nein, alle Thüren stehen offen; so will ichs. Meine Frau ist auf Besuch bei Verwandten und meinen neugierigen Bedienten habe ich in die Stadt geschickt.“

„Wer ist Anckarström? Sein exotischer, aber schöner Kopf hat nicht einen nordischen Zug.“

„Sein Stammvater hieß Depken und weigerte sich, den Adel anzunehmen; dann kommt ein Franzose mit Namen Futtje, einem wahrscheinlich verstümmelten Namen; und im ersten Zweig des Stammbaumes findet man eine schottische Frau Honong . . . Dazwischen ein solcher Wirrwarr von Stiefkindern, Adoptivkindern, daß man nicht weiß, ob er wirklich von Adel ist. Doch wer fragt danach, ob der Henker Ahnen hat?“

„Ist er nur Henker? Ist er nicht, wie wir, von den Geistern der Zeit ergriffen, welche die Luft wie Gewitter reinigen? Hat er nicht, wie wir, für Rousseau und Thorild geschwärmt?“

Anckarström stand an der Thür des Saales und zog die Filzsohlen aus, welche die Verschworenen benutzten, um an den Schritten Unbefugte von Eingeweihten unterscheiden zu können. Er war ein siebenundzwanzigjähriger Mann mit einem schönen Kopf, der dem des Hadrian nicht unähnlich war. Reich, vornehm verheirathet, Vater mehrerer Kinder; er führte ein geordnetes Familienleben und machte den Eindruck eines soliden Mannes.

Nachdem sich die Freunde durch Handschlag begrüßt hatten, setzten sie sich stumm an den Tisch und bedeckten sich mit den seltsamen Mützen, die sie den Dogen von Venedig ähnlich machten.

„Willst Du ein Schreibzeug haben, Jakob?“ begann Horn.

„Nein, danke, wir schreiben nichts!“

„Willst Du also sprechen, Jakob?“

„Ich will sprechen, bitte Euch aber, auf Besuch gefaßt zu sein, damit Ihr Eure Gesichter im Zaum haltet und der Eintretende nicht schleunigst davon abliest.

Wie Ihr wißt, legten über hundert Offiziere ihre Degen dem König zu Füßen und weigerten sich, gegen Rußland zu kämpfen, weil der Krieg wahnwitzig und ungerecht sei. Der König floh, als man ihn fesseln wollte, nach Haus. Dann brach der dänische Krieg aus, wurde aber in Göteborg durch die Intervention von England und Preußen erstickt. Dank der finischen Verrätherei gegen Schweden hat der König seine Popularität wieder gewonnen. Das Volk begrüßte die heimkehrenden Offiziere am Hafen mit Schimpfworten; und als Karl de Geer sie in Schutz nahm, wandte sich das Volk vom Herrenhaus ab und dem König zu. Damit ist der Staatsstreich sicher und man erwartet ihn jeden Tag."

„Er muß verhindert werden!" rief Horn.

„Warte einen Augenblick! Der Zweck des russischen Krieges war, die Schulden des Königs mit der Schuld des Reiches zu verquicken; da Das aber nicht gelang, sondern die Reichsschuld um zwanzig Millionen stieg, versuchte ers mit abenteuerlicher Politik. Er bemüht sich um ein Subsidienbündniß mit der einen Macht nach der anderen, sogar mit Spanien, um zu Geld zu kommen; er hat Angelhaken nach der polnischen Krone ausgelegt; er behauptet, durch seine dänische Königin ein Erbrecht auf die dänische Krone zu haben; er hat Pläne mit Norwegen. Das ist eine Art Caligula; und wird er Alleinherrscher, dann ist Schweden verloren."

„Wie ist denn unsere Stellung?" fragte Ribbing.

„Die Unzufriedenheit ist so verbreitet, von oben bis unten, daß wir nur dem aufgeklärten Willen Ausdruck geben, wenn wir die Exekution in die Hand nehmen. Denkt Euch: er wagte es nicht, seinen eigenen Bruder Friedrich Adolf nach Finland zu senden, weil er sich nicht auf ihn verlassen konnte. Herzog Karl erhielt Schreiben von den Finen, die ihm den Großfürsten anboten; und ein Gerücht lief, der Herzog sei in eigener Sache von Finland mit der Flotte nach Karlskrona abgesegelt."

„Aber die Verschwörung?"

„Es giebt zwei Verschwörungen. Die große allgemeine, die den König absetzen und Herzog Karl als Thronfolger haben will, und die kleine, die . . ."

„Bei welcher ist denn Pechlin?"

„Das weiß man nie. Er wünscht wohl, daß das Beil fällt, will aber, daß es hinter seinem Rücken geschieht. Doch habe ich dafür gesorgt, daß er kompromittirt wird; dann ist sein Rückzug unmöglich. Was die Chancen des Königs angeht, so hat er große Aussichten auf ein Gelingen. Da aber Alles, was der Mann thut, pervers ist, so hat er diesmal zwei Priester zu Handlangern: Wallqvist und Nordin. Er glaubt nicht mehr an Religion als Voltaire, aber er benutzt sie. Als er in Mora war und als Bauer verkleidet Gustav Wasa mimte, nahm er zuerst das Abendmahl; das Schwein! Da habt Ihr aber die Priester! Der Bürgerschaft will er Privilegien geben, wie den Bauern. Die kleinen Leute führt er an der Nase herum, indem er die Strafe für Kindesmord mildert: da habt Ihr die Mägde! Schließlich hat er die alte görtzische Sache entdeckt. Der schwedische Staat hat seit dem Tode Karls des Zwölften mit den görtzischen Erben prozessirt, um eine vermeintliche Forderung herauszubekommen. Jetzt aber hat die Untersuchungskommission gefunden, daß der schwedische Staat den görtzischen Erben siebenzigtausend Reichsthaler schuldet. Was sagt Ihr dazu? Der König benutzt natürlich die Konjunktur und läßt bezahlen. Damit hat er den Geräderten rehabilitirt und

die Holsteiner gewonnen. Daß Karl der Zwölfte dabei Etwas abkriegt, freut nur die Russenfreunde, die im Augenblick Legion sind . . . Ihr seht also, daß dieses Mannes Garn durchgeschnitten werden muß, weil es nicht geordnet werden kann."

„Wie soll seine Revolution denn vor sich gehen?" fragte Ribbing.

„Durch Verhaftungen natürlich. Dein Vater, Klaus Horn, ist auf der Proskriptionliste roth angestrichen."

„Mein Vater, Gustavs Freund, der ihm bei der Revolution von 72 half? Man hat keine Freude mehr am Leben, wenn man sieht, wie Alles heruntergezogen und schlecht gemacht wird!"

„Das darf aber keinen Einfluß auf Deinen Entschluß haben, Klaus! Weder Freundschaft noch Feindschaft darf den Richter bestechen."

„Was soll geschehen?" unterbrach Ribbing.

„Was that Brutus, als Caesar die Freiheit mordete?"

„Und Das willst Du thun?"

„Ja! Aber Du bist Hauptmann der Garde, Ribbing, und mußt mir helfen!"

„Mehr als gern! Hast Du einen Plan?"

„Viele; und sie ändern sich nach seinen Winkelzügen. Er schläft aus Furcht nicht zwei Nächte mehr im selben Zimmer. Zur Zeit wohnt er auf Schloß Drottningholm, wo General Armfelt mit dem Bauernregiment in Quartier liegt. Dorthin fährt der König in der Nacht auf Umwegen . . . Still, Pechlin ist da! Ich höre ihn schnaufen. Er kennt nicht die Treppen, denn er ist noch nie hier gewesen. Jetzt zieht er den Pelz aus; den Fuchspelz. Oft legt er den nicht ab . . . Still!"

General Pechlin stand in der Thür. „Störe ich?" fragte der jetzt neunundsechzigjährige General, der schon seinen vierten Regenten erlebte.

„Nein, wie könnt Ihr Das denken?" antwortete Anckarström. „Ihr seid erwartet und willkommen. Setzt Euch, Herr General."

Der Alte setzte sich und musterte die Gesellschaft und die Requisiten. „Horn und Ribbing! Hm! Der junge Horn stammt ja aus der Familie Nacht-und-Tag! Hieß davon nicht Einer Mons Bengtsson, der Engelbrecht ermordete? Gewiß! Und der junge Ribbing stammt von den Folkungern und den Stures, also von den Wasas, da Gustav der Erste ein Sture war."

„Ja", antwortete Ribbing, „Das hat seine Richtigkeit; aber mein Stammvater, Peter Ribbing, war Richter bei dem Blutbad von Linköping, als Horns Stammvater zum Tode verurtheilt, doch auf dem Schafott begnadigt wurde."

„Da Ihr gerade von einem Blutbad sprecht", unterbrach ihn Anckarström: „ich erinnere mich an einige Ribbings, die in Jönköping enthauptet wurden, zur selben Zeit, wo das stockholmer Blutbad stattfand."

Das Gespräch, das sich eigentlich ausgesponnen hatte, um Das zu verbergen, von dem man sprechen mußte, aber nicht recht wollte, war von dem blutigen Stoff, an den Alle dachten, nicht losgekommen; gegen seinen Willen hatte man gesagt, was man verheimlichen wollte. Man fühlte sich auf einmal verrathen und eine peinliche Pause entstand, die Anckarström beenden zu müssen glaubte.

„Wißt Ihr, General, daß Göran Persson hier auf Hufvudstad gewohnt hat?"

„Das wußte ich nicht!"

„Ja, der Ränkeschmied hat hier gehaust; und er soll noch heute spuken."

„Spuken?" Pechlin griff den Spuk auf, um das unangenehme Wort Ränke-

schmied zu streichen, das sein ständiges Beiwort war und das Anckarström in den Augen des Alten gelesen haben mußte. Da aber der Spuk nichts mehr abwarf, griff der Alte nach einem Stoff, der näher lag, um die peinlichen Hintergedanken abzuleiten. „Was für Rauchmützen haben die Herren da aufgesetzt?"

„Das ist die letzte pariser Mode", antwortete Anckarström.

„Und dieser Strauch? Ist Das ein Maibaum? So früh im Jahr?"

„Nein, Das ist ein sogenannter Freiheitbaum."

„Hm, hm! ... Wie ist es mit der Freiheit im alten Schweden?"

„Die Einen nehmen sich die Freiheit, zu tyrannisiren; die Anderen aber... Nein, General, wir wollen keine Komoedie spielen! Wir haben von dem Komoedianten auf dem Thron genug."

Pechlin liebte offene Sprache nicht; die nannte er brutal; darum verschloß er sich und that, als habe er nichts gehört. Anckarström aber ließ ihn nicht los, sondern zwang ihn an den Abgrund.

„Seid Ihr darauf gefaßt, morgen verhaftet zu werden?" fragte er.

„Ich werde ja immer verhaftet, sobald eine Unruhe fühlbar wird!" antwortete der General ausweichend.

Anckarström wurde ungeduldig und beschloß, die Pulvertonne in Brand zu stecken, um Leben in den Alten zu bringen.

„Wenn aber der König stirbt, so kommt Ihr mit bloßer Haft nicht weg!"

„Stirbt? Woran sollte er sterben?"

„An einem Schuß oder an einem Stich, vermuthe ich."

„Was sagt Ihr? Handelt es sich um ... Nein, dann mache ich nicht mit! Ich bin kein . . ."

„Das ist zu spät bedacht, General!"

„Was, in Jesu Namen, sagt Ihr! Wenns wahr ist, so zeige ich Euch an!"

„Das ist bereits gethan", antwortete Anckarström. „Ich habe unser Aller Namen angegeben, außer einzelnen."

„Und meinen auch?"

„Euren zuerst. Uebrigens, General: bei Eurem Alter müßtet Ihr wissen, daß es keine Geheimnisse giebt. Wir besitzen ja die Listen des Königs, sowohl von Denen, die verhaftet werden sollen, wie von Denen, die verhaften sollen. Da aber Alles und Alle voll Falschheit sind, so glaubt kein Mensch an unsere Verschwörung. Man ahnt wohl, daß es Mißvergnügte giebt, und man weiß, daß eine Regimentsveränderung geplant wird, aber an unsere Absichten glaubt Niemand."

„Aber Das ist ja eine Komoedie!"

„Wir spielen Komoedie mit dem größten Komoedianten, der je auf einem Thron gesessen hat."

„Wenn er nur nicht mit Euch Tragoedie spielt! Wißt Ihr, daß er mich auf dem Weg hierher beinahe überfuhr? Es war am Sabbatsberg. Und er grüßte: Guten Tag, alter Freund, wohin willst Du? Ich will nach Husvudstad, antwortete ich. Grüße die Verschworenen! rief er mir nach. Wenn er herkommt! Er liebt dramatische Szenen und ist wenigstens nicht bang."

„Das ist er; aber er verbirgt seine Furcht hinter einer angenommenen Freimüthigkeit. Und er verläßt sich auf seine Fähigkeit, die Menschen zu bezaubern; deshalb glaube ich, er kommt hierher, um uns zu bekehren."

„Dann möchte ich aber vorher gehen!“

„Das dürft Ihr nicht!“

„Sind denn die Thüren geschlossen?“

„Nein, aber wir haben zwei dressirte Bluthunde, die auf Befehl Euch wie einen geschossenen Hasen beim Kragen nehmen und apportiren.“

„Daß ich mich von diesen jungen Leuten anführen ließ! Daß ich ein solcher Thor war . . .“

„Trinkt ein Glas, raucht eine Pfeife und seid Philosoph, Herr General! Hört, was Thorild singt:

Freiheit! hallten die nordischen Berge.
Und Freiheit war ihres Himmels Laut;
Helden lachten, trotzend dem Schicksal,
Wenns Mädchen im Thalgrunde sang.
Schicksal trübte sich; thürmende Wolken
Gleich wölbte der Himmel in schwarzer Nacht.
Trau! Trau! Trau! brüllten die Lügen
Aus Wolken. Das Zitternde fiel.“

„Bravo!“ war vom Korridor zu hören.

„Das ist der König!“ flüsterte Pechlin. Alle erhoben sich.

In der Thür stand die kleine, elastische Person, die weniger durch Verstand und Staatsklugheit als durch persönliche Liebenswürdigkeit und gewinnendes Benehmen das Schicksal Schwedens nun bald achtzehn Jahre gelenkt hatte. Friedrich des Großen Schwestersohn, Gustav der Dritte, Schüler Voltaires und Rousseaus, der das Vaterland thatsächlich von ausländischem Subsidienjoch befreit hatte, ein Dichter, der das Leben als ein Theaterstück behandelte und selbst in allen Rollen auftrat; unter Ränken und Intriguen erzogen, früh an Verstellung gewöhnt, ohne andere Richtschnur für seine Handlungen als einen angeborenen guten Willen und viel Humanität; ein Mann, der nicht boshaft war, der Feinden verzeihen und Unrecht vergessen konnte; ein aufgeklärter Despot, der im Grund allein die ganze Opposition bildete; ein Paradoxer, dessen beste Thaten Schelmenstreichen glichen und dessen schlimmste Streiche wie die Früchte des guten Herzens aussahen; vor Allem aber ein Komoediant und ein Deklamator.

Die Szene, die er jetzt sah, gefiel ihm; sein Entree war gut vorbereitet; er hatte selbst das Stichwort gebracht und war nun in der Rolle. Ein banaler Gruß hätte den Akt zerstört; darum sprang er mit beiden Füßen in den Stoff hinein; es handelte sich ja um den Dichter Thorild, den er einmal bewundert, nachgeahmt, gefördert hatte. Die Verse fortsetzend, deklamirte er:

„Auf stand Engelbrecht, schlug auf den Felsen
Sein Schwert: und ein Feuerfunke flog;
Steckte tausend Morgenroths Flammen
Zum Tag unserer Freiheit in Brand!

Die Verse sind nicht fehlerfrei, aber Das thut nichts. Und mehr habe ich nicht behalten!“

Als Niemand zu antworten wagte, übernahm er die Leitung und beschloß, die anwesenden Personen mit seiner Zauberruthe zu berühren: ließ sich am Tisch nieder, nahm ein Glas und begann die magische Sitzung.

Pechlin aber, der die königliche Magie kannte, machte sich hart und bewaffnete sich mit seiner Zunge, die sowohl scharf wie giftig sein konnte.

Anckarström wurde verschlossen und nahm eine resignirte Miene an, die bedeuten mochte: Schwatz Du nur; ich komme doch!

„Hier sitzt also mein alter Freund Pechlin", begann der König, „und konspirirt, wie gewöhnlich, aber ungewöhnlich genug mit der Jugend. Nun, worüber konspirirt Ihr? Wißt Ihr nicht, daß ich der erste Verschwörer im Reich bin? Daß ich Euch die Freiheit gegeben habe, vor Allem die Druckfreiheit?"

„Die Druckfreiheit unter der Censur des Buchdruckers", unterbrach ihn Pechlin. „Und Halldin, der gegen den Branntwein schrieb, hätte beinahe seinen Kopf verloren. Es ist lange her, seit Majestät von der Druckfreiheit schrieben, sie sei ein Segen, da sie den Regenten über die Gesinnung des Volkes unterrichte! Und diese Worte: ‚Wäre der Druckfreiheit schon im vorigen Jahrhundert erlaubt worden, den Regenten über sein wirkliches Wohl aufzuklären, dann hätte vielleicht König Karl der Elfte nicht auf Kosten der Sicherheit solche Gesetze erlassen, die bei uns die Königsmacht verhaßt gemacht haben'."

Der König konnte Pechlin nicht böse werden, weil der General eine so nette Art hatte und zu den Menschen gehörte, denen man (warum, weiß man nicht) nicht böse werden kann. Er wäre es auch jetzt nicht geworden, wenn er nicht ein kurzes, halb unterdrücktes Lachen, in das Einer von der Gesellschaft ausbrach, gehört hätte; Den hatte er nicht bemerkt, weil er so saß, daß der König ihn nicht sehen konnte. Es war Anckarström, der jetzt erst sichtbar wurde.

Die Miene, die der König machte, war ganz unbeschreiblich; sein Gesicht verwandelte sich und verlor alle Beherrschung; die Muskeln sprangen über einander, die Augen krochen in den Kopf hinein, als suchten sie einen Winkel, sich zu verbergen; der Kehlkopf, der über der Halsbinde zu sehen war, sprang auf und nieder und der ganze Mann sah aus, als wolle er sich selbst ausbrechen.

Die Ursache dieses Hasses zwischen den Beiden ist nie ermittelt worden. Man wollte ihn einer angeborenen Antipathie zuschreiben: „Sie waren geborene Feinde." Andere wollten ihn von Anckarströms Pagenzeit datiren; damals soll der Junge Zeuge von Etwas geworden sein, das Gustav um jeden Preis verbergen wollte. Ein Memoirenschreiber hat angedeutet, Anckarström sei in die schlimme Ehegeschichte des Königs verwickelt gewesen und habe der Königin-Witwe als Zeuge gedient. Genug: diese Beiden konnten nicht im selben Zimmer sein. Und der König fühlte, daß er hinaus müsse, um nicht zu ersticken. Aber einen guten Abgang zu finden, der nicht wie eine schimpfliche Flucht aussah: da war die Schwierigkeit.

Pechlin, der Erfahrung und Geistesgegenwart besaß, wußte, wie gefährlich es ist, einen Menschen zum Aeußersten zu bringen, und fand die goldene Brücke. „Majestät kennen die letzten Nachrichten aus Paris?"

„Nein", antwortete der König, nur um eine neue Frage herbeizuführen und ein neues Gespräch in Gang zu bringen.

Anckarström, der helfen wollte, erhob sich, um den Kachelofen durchzurühren. „Der Dritte Stand darf die doppelte Anzahl in die Nationalversammlung entsenden!"

„Bravo!" rief der König. „Das ist der Hauptpunkt! Dann ist der Adel vernichtet; und den Weg müssen wir gehen! Das ist ganz mein Regime. Die Bürgerschaft, der Kern der Nation, muß heran und das Alte, Morsche muß fallen.

Thorild und ich, wir haben es geahnt und Sie werden sehen, meine Herren (jetzt wurde der Abgang vorbereitet), Sie werden sehen, meine Herren, wie die schwedische Freiheit (er zog einen Handschuh an, um den Aufbruch einzuleiten) von dem Tag datirt, an dem das Herrenhaus sein Veto gegen den Dritten Stand, und natürlich auch den Vierten, verliert! (Er griff nach seinem Glas, um ein Wohl auszubringen.) Wenn ich Sie aus Scherz die Verschworenen genannt habe, so zähle ich Sie zu meinen Verschworenen: wir konspiriren gegen die bevorrechtigten Stände, gegen die Bedrücker des Landes, gegen die kleinen Tyrannen. Und wenn ich, vom Geist der Zeit belebt, meinem treuen Volk dessen Freiheiten und Rechte wiederschenke, so bin ich den rechten Weg gegangen, und zwar an der Spitze: bin ein Mann der Revolution, ich wie Sie, wie der edle französische Dritte Stand. Darum, meine Freunde, entzünde ich dieses Trankopfer auf dem heiligen Feuer dieses Hauses, in dem ein Staatsmann von Genie, ich meine den verkannten Göran Persson, als Rathgeber seines aufgeklärten Monarchen gelebt und gelitten hat. Göran Persson kämpfte gegen den Adel, an der Seite seines volksfreundlichen Herrn. Darum habe ich auch, wie Sie wissen, meine Herren, aus der Hand des finsteren Königs Johann das Szepter brechen und es dem Bauernkönig Erich geben lassen! (Jetzt goß er den Inhalt des Glases aufs Feuer, daß die Flammen zischten; damit hatte er Veranlassung erhalten, sich vom Stuhl zu erheben und den anderen Handschuh anzuziehen.) Und jetzt, meine Herren, meine Freunde (er zog sich nach der Thür zurück, rückwärts, in der Art der Balletttänzer), lade ich Sie zu morgen in den Reichssaal. Dort empfange ich die vier Stände und dort werden wir, wenn die Freiheit in Gefahr ist, einander gegen die Tyrannen beistehen; wir Alle, die wir hier versammelt sind (dabei machte der Zauberer eine Volte mit dem Kartenspiel und zauberte die ernste Bedeutung der ganzen Situation mit einer französischen Abgangsphrase fort, die Lächeln und Applaus hervorrufen mußte), sofern sich nicht General Pechlin wie gewöhnlich wegen vorsichtigen Benehmens verhaften läßt!"

Er kratzte mit dem Fuß, verabschiedete die Gesellschaft mit einer Handbewegung, die Applaus verlangte; und er war glücklich aus dem Zimmer heraus, als wirklich der Applaus losbrach: für das ausgezeichnete Spiel und den großartigen kynischen Humor. Um sich an seinem Triumph zu weiden, trat der König wieder in die Thüröffnung und verbeugte sich nach Schauspielerart mit der Hand auf dem Herzen, aber mit einem satanischen Lächeln in den Augen, das ganz deutlich sagte: „Ihr Gänse beißt mich Fuchs nicht! Ihr wollt Komoedie mit mir spielen!" Damit verschwand er.

„Ein Teufelskerl!" rief der General, der mit offenem Munde dagesessen hatte. „Ein Teufelskerl! Kann Der den Leuten das Gesicht verkehren? Wir Revolutionäre! Thorild und ich! Und Göran Persson obendrein! Was sagt Ihr dazu?"

„Laßt ihn schwatzen", antwortete Anckarström. „Mich verhext er nicht. Aber der Apfel ist noch nicht reif."

... Einige Stunden später war der König auf Schloß Drottningholm, im Zimmer vor der großen Schlafstube. Die Thür zum Schlafzimmer stand auf und man sah den großen, vergoldeten Alkoven, der wie das Proszenium zu einem Theater gebaut und mit Draperien und Vorhängen bekleidet war. Links vom Bett war eine Loge, in der Trabanten den königlichen Schlaf bewachten; der war etwas unruhig geworden nach dem letzten russischen Krieg, als die eigenen Offiziere den Monarchen hatten

verhaften wollen. Das Schlafzimmer, das jetzt ein Schrecken für ihn geworden war, hatte er zum Arbeitzimmer und Salon umgeschaffen, in der Absicht, die Leere zu füllen, die ein am Tag unbenutzter Raum hat. Jetzt wurde der bevölkert von den Eindrücken des Tages; es saßen Erinnerungen an Klänge an den Wänden, und wo eine menschliche Stimme gesprochen hatte, war die Luft lebendig und gesellig. Und ein Zimmer, in dem man die heilige Arbeit geleistet hat, ist vom Weihwasser erfüllter Pflichten gereinigt. Nur in dem Eingeschlossenen, Unbeweglichen entstehen diese Verdichtungen, die sich zu Gespenstern materialisiren. Der klare Instinkt des im Dunkeln bangen Menschen hatte ihn zu diesem Mittel gegen Unruhe und Schlaflosigkeit geführt. Jetzt besprach der König mit seinem Günstling Armfelt die große That von morgen: den Staatsstreich.

Armfelt war kein Staatsmann; nur ein schöner Offizier. Allzu schön, um Mann zu sein. Aber er verehrte seinen Monarchen; jetzt lag er mit seinem Regiment auf Drottningholm, um des Königs Person zu schützen. Verzogen und zudringlich, hatte ers sich im Sofa bequem gemacht und spielte den geduldig zuhörenden Freund, der das ihm geschenkte Vertrauen nicht erwidern kann.

„Was meinst Du zu dieser Verschwörung?“ fragte der König, der eben die Feder hinlegte.

„Das ist nichts“, antwortete Armfelt, der das Thema Verschwörung satt hatte. „Die ganze Jugend spielt ja heute mit dem Gedanken der Revolution. Das hat nichts zu bedeuten.“

„Meinst Du?“

„Sie deklamiren in ihren Klubs; wenn Du aber zuschlägst, wird es still. Du kennst den Schweden. Anno 72 war es etwas gefährlicher, denn damals gingst Du mit dem Adel gegen die Volksversammlung; diesmal gehst Du mit dem Pöbel gegen den Adel: und da ist der Erfolg ganz sicher.“

„Allerdings. Aber trotzdem ich für die unteren Stände fühle, bin ich als König doch Edelmann; und daß sich die Meinen von mir zurückziehen, ist nicht erbaulich. Die Oper steht leer, zu meinen Empfängen kommt Niemand; die Königin und Andere vom Hofe bleiben unsichtbar; auf meine Brüder kann ich mich nicht verlassen. Schauerlich ist dies Leben.“

„Ja, manchmal; aber Das pflegt vorüber zu gehen. Hast Du Etwas gesehen, das nicht vorüber geht?“

„Du hast Recht. Als ich vor meinen eigenen Leuten übers Meer floh, war ich nicht fröhlich; ich glaubte, es sei zu Ende mit Leben und Freude. Als ich aber nach Hause kam, zog man mich im Schlitten zum Schloß hinauf . . .“

„Keine Eigenliebe! Das hatte ich inszenirt! Als aber der Hauptschuldige hingerichtet werden sollte, weigerten sich die Offiziere, den Soldaten den Befehl zur Exekution zu geben.“

„Davon habe ich nichts gehört!“

„Nein, man wollte Dich schonen; aber Du mußt die Stimmung kennen.“

Der theilnehmende Freund konnte sich nicht versagen, sich für seine Mühe dann und wann durch einen kleinen Uebergriff zu entschädigen; und wer schlechte Nachrichten in der Tasche hat, kann Trumpf spielen.

Der König hatte das unangenehme Gefühl, der Unterliegende zu sein, und wollte wieder in die Höhe. „Die drei Stände habe ich! Olof Olsson, Graf Fersens Pächter (ist Das nicht köstlich?), habe ich zum Sprecher des Bauernstandes gemacht.“

„Aber Olof Olsson ist krank; er hat zu viele Diners mitgemacht.“

„Ist er krank? Du weißt immer mehr als ich! Der Sprecher des Bürgerstandes ist Freimaurer; Du kannst mir glauben: wir haben ihn eingemauert. Und Schlächter Nordström, Rittmeister der Bürgerkavallerie, hahaha... Der springt für Geld nicht ab. Er läßt sich von den Gardeoffizieren grüßen, weil die Bürgerschaft jetzt Rang erhalten hat.“

„Ja, Du, hast gut vorgespannt!“

„Aber Eins fehlt: nervus rerum gerendarum!“

„Das ist Geld! Schick' sofort nach Appelqvist!“

„Hierher soll er kommen? Nein, dann gehen wir lieber zu ihm hinauf.“

„Gehen wir!“

Der König und Armfelt zogen sich an und gingen in den Park hiaus, um auf Um- und Hinterwegen die Scheidewasserfabrik aufzusuchen.

Es gab wirklich auf Drottningholm eine Salpetersäurefabrik, die jedoch als Schild für eine weniger saubere Hantirung oder für ihrer zwei diente. Von seinem großen Oheim Fritz von Preußen hatte Gustav gelernt, Krieg mit falscher Münze zu führen. So hatte er zum russischen Krieg vom Mechanikus Kapitän Appelqvist aus der Scheidewasserfabrik sowohl russisches Papiergeld, sogenannte Langröcke, wie auch Goldstücke, die nicht aus Gold waren, anfertigen lassen. Das war Sitte der Zeit; und mit der Philosophie der Aufklärung konnte man ja alles Unverantwortliche verantworten. Die Seele des Unternehmens war der vom Vorurtheil freie Adolf Friedrich Munck, der den ehrlichen August Nordenskjöld, den Alchemisten und Swedenborgianer, unter seinen Schutz genommen und ausgebeutet hatte. Nordenskjöld hatte in der Scheidewasserfabrik Gold gemacht, festen Glaubens, und unter seiner Führung fabrizirten die Anderen ihr falsches Gold. Als der edle Schwärmer aber entdeckte, wozu sein guter Name benutzt wurde, floh er.

Als sich jetzt der König und Armfelt, mißtrauisch wie alle Geheimnißkrämer, in die Fabrik schlichen und die Thüren, damit der Rauch abziehe, offen fanden, blieben sie stehen, um zu lauschen, denn sie hörten Stimmen im Laboratorium.

Kapitän Appelqvist saß mitten in der Rauchwolke und sprach zu seinem Gehilfen Bergklint: „Daß man niemals dahinter kommt, ob die Alchemisten Gold gemacht haben oder nicht, deutet an, die Vorsehung lasse es nicht zu, daß dies Geheimniß sich verbreite, denn es wäre für die Menschheit verderblich. Der edle Nordenskjöld glaubte blind und er hatte bei seinem Goldmachen die Absicht, das schnöde Metall zu entwerthen und damit Alle zum Arbeiten zu zwingen. Jetzt sollt Ihr meine Begründung hören, Bergklint. Der Heilige Thomas von Aquino machte Gold aus Kupfer, Silber aus Antimon. Nun wißt Ihr, zu einem gelben Metall, Bronze oder Messing, ist Kupfer und ein weißes Metall nöthig. Es ist also Kupfer, das uns das weiße gilbt. Ihr wißt aber auch, daß man aus bloßem Kupfer und Zink kein Messing erhält; es muß auch Kohlenpulver dabei sein. Diese Kohle scheint Etwas mitzutheilen, das wir nicht wissen. Als Thomas Silber und Kupfer zusammenschmolz, machte er ein edles Silber-Messing, das von Antimon fixirt wurde. Geber, der Araber des achten Jahrhunderts, nahm Kupfer und Zink und fixirte Beides mit Arsenik. Der Schwede Paykull arbeitete mit Quecksilber, Eisen und Antimon. Urban Hjärne, der nicht leichtgläubig war, erhielt den Auftrag, Paykulls Methode zu prüfen. Der scharfsinnige und gelehrte Mann wurde über-

zeugt, daß Paykull Gold gemacht habe; seine Aeußerung liegt in Handschrift auf der Königlichen Bibliothek. Swedenborg schmilzt Kupfer und Antimon, schüttelt es mit Quecksilber und destillirt es später. Was haben wir gemacht? Wir haben sechzehn Theile Kupfer, ein Theil Zink und sieben Theile Platina genommen; und damit haben wir eine Art Gold, das die gewöhnliche Probe mit kaltem Scheidewasser übersteht. Warum erscheint das Kupfer nicht in seinem blauen Schmuck, wenn das Scheidewasser kommt? Weil das edle Platina das unedle Kupfer verwandelt und es von seiner grünen Erde, von der bereits Plato spricht, befreit hat. Wißt Ihr, Bergklint, ich fange zu glauben an: wir sind nicht Falschmünzer, sonwir haben wirklich Gold gemacht."

„Meister", antwortete Bergklint, „so ist meine Meinung gewesen; manchmal aber glaube ich es nicht. Es giebt allerdings viele Arten Gold und das Königswasser ist keine Probe; denn wenn ich in Schwefeläther das Goldsalz löse, das aus echtem Gold in aqua regia entstanden ist, so erhalte ich ein Gold, das nicht vom Königswasser angegriffen wird. Es ist also Gold, aber es ist kein Gold."

Draußen waren Füße zu hören, die den Schnee abtraten. Der König drängte Armfelt in eine offene Kohlenkammer hinein, denn sie wollten sich nicht gern sehen lassen. Gleich darauf stürzte ein Herr durch den Korridor und unmittelbar ins Laboratorium hinein. Der Rauch reizte ihn zuerst zum Husten, aber auch zur Wuth, denn er schlug mit seinem Stock auf Tische und Bänke, während er zu Wort zu kommen suchte.

„Wer war Das?" flüsterte der König.

„Das war Munck!" antwortete Armfelt.

Und nun gabs im Laboratorium einen Auftritt, als seien die Retorten explodirt und das Dach eingestürzt. Der wegen seiner Roheit bekannte Graf Munck heulte: „Hilf mir, Mensch, in Jesu Namen! Rette mich vorm Satan! Worum es sich handelt? Der verfluchte Aron Isaak hat mich in Finland angegeben, daß ich 47 000 Reichsthaler in schlechter Münze unter die Leute gebracht habe."

„Was soll ich dabei machen?" fragte Appelqvist.

„Du sollst sagen, Du habest das falsche Geld von Sheldon bekommen!"

„Nein, Herr Graf, Sheldon ist ein Ehrenmann . . ."

„Das ist mir einerlei! Du mußt die Sache auf Dich nehmen! Dann kannst Du nachher fliehen!"

„Lügen und fliehen? Das thue ich nicht!"

Eine neue Explosion folgte, bei der diesmal der Stock die erste Geige spielte. Und Rufe, Hallos, Sprünge begleiteten. „Ich töte Dich!" war das einzige deutliche Wort, das die Lauschenden hören konnten.

Da aber ertönte ein neuer Laut: ein Schnauben und Sausen, wie wenn man einen Krahn öffnet. Der Raum füllte sich mit weißen Dämpfen. Munck schrie: „Ich ersticke, Giftmischer!" Dann lief er zum Korridor hinaus und verschwand.

Bergklint hatte die Glaspfropfen aus den Destillirapparaten gezogen und das fressende Scheidewasser hatte den Feind in die Flucht gejagt, während Meister und Adept sich in die Zugkapelle gerettet hatten.

„Armfelt", flüsterte der König, „diese Geschichte ist gefährlich! Damit wir nicht hineingemischt werden, ziehen wir uns in guter Ordnung zurück."

Sie gingen den selben Weg hinaus, den sie gekommen waren. Bald waren

sie draußen im Park. Der König blieb stehen und sprach gleichsam zu den Sternen: „Also morgen! Und ohne Geld! Wenn wir Gold gemacht hätten, ohne es zu wissen!“

... Die Großkirche von Stockholm stand offen am Alltag, denn die große Deputation der drei nichtadeligen Stände sollte sich hier versammeln, um zum König aufs Schloß hinaufzuziehen.

Das alte Haus vom Jarl Birger stand da mit seinen Erinnerungen: eine illustrirte schwedische Geschichte im Auszug. Magnus Erikssons siebenarmiger Leuchter von den Folkungern; Sankt Georg und der Drache der Stures; Meister Olofs Grabstein; die Tafel der Erinnerung an die Wahrzeichen, die Gustav Wasa warnten; Olofs des Heiligen Hut und Sporen aus der Kirche von Drontheim; Adler Salvius' Altarschrank; Ehrenstrahls jüngstes Gericht. Und alle die unsichtbaren Erinnerungen. Magnus, der Folkunger, wurde hier gekrönt; Christian der Tyrann, Königin Christine, Karl der Zwölfte und Andere. Und die Grabsteine, eine ganze Bibliothek von Steinschriften.

Unter Sankt Georg mit dem Drachen gingen Horn und Ribbin in halblautem Gespräch auf und ab, während sie darauf warteten, daß sich die Deputation versammele. „Freund Ribbing“, sagte der gefühlvolle und rechtschaffene Horn, „ich habe den König im Ritterhaus sprechen hören und kann nicht leugnen...“

„Kannst? Mußt!“

„Nein, Recht muß Recht bleiben, wenn auch die Welt einstürzt! Bedenke doch: er ersetzt die Rathskammer durch den höchsten Gerichtshof, bei dem der König nur zwei Stimmen hat, während die Nichtadeligen Stimme und Sitz bekommen. Das ist demokratisch. Alle Nichtadeligen erhalten das Recht, freien Grund und Boden zu erwerben. Das ist Revolution! Verdienst, nicht Geburt soll bei der Beförderung gelten. Das sind Anckarströms Lehren.“

„Aber der Adel besteht auch aus Menschen!“

„Der Adel besteht aus Menschen! Aber die Anderen sind auch Menschen. Und wie hat er nicht die ewigen Beschuldigungen der Verschwendung zurückgewiesen! Er hat ja zum Theil die Schulden Karls des Zwölften geerbt! Der Zerstörer Schwedens lebt ja noch als Quälgeist seines Volkes! Nein, Ribbing, ich kann nicht mehr mitmachen!“

„Abwarten!“

Jetzt hatten sich Menschen in der Kirche versammelt; unter ihnen war General Pechlin zu sehen, obwohl er sich unsichtbar zu machen suchte. Als er in die Nähe von Horn und Ribbing kam, that er, als betrachte er eine Grabschrift, und sprach dabei, den beiden Freunden immer den Rücken kehrend: „Anckarström ist nach Gothland geflohen. Oder gereist. Einige sagen, aus Furcht vor Verhaftung; Andere meinen, ihm seien Skrupel gekommen, nachdem er den König im Ritterhaus habe sprechen hören. Das bewiese, daß er selber nicht reif ist, wenn er sich von leerem Geschwätz anführen läßt. Man höre nur: ‚Ein gleich freies Volk muß gleiches Recht auf Grund und Boden im gemeinsamen Vaterland haben; aber (da kommt ein aber!) dem Adel bleibt das alleinige Recht auf Freigüter‘; und so weiter. Oder: ‚Nur Verdienst und Fähigkeit gelten bei der Beförderung, doch (da kommt ein doch!) werden dem Adel die höchsten Reichsämter vorbehalten!‘ Dann werden die Privilegien des Adels von 1723 bestätigt; doch nur, so weit sie dieser Sicherheit-

ahte nicht widersprechen. Das ist ja Schwindel! Nein, ich hätte Anckarström mehr zugetraut. Lebt wohl, Jünglinge! Um Elf beginnen die Verhaftungen."

Damit war er verschwunden.

Horn stand betrübt da, als habe er allen Glauben und alle Haltung verloren. „Pechlin ist ein Dämon", sagte er.

„Nein, er ist ein einfacher Ränkeschmied, der arbeitet, um zu zerstören; aber der König ist ein Teufel der Unredlichkeit, der nie den geraden Weg gehen kann, aus purer Neigung, den krummen zu gehen."

„Und Anckarström?"

„Anckarström ist wohl in die Wüste hinausgegangen, um sich auf seinen Beruf zu bereiten; aber er kommt wieder! So gewiß ich lebe. Geduld, Horn!"

Jetzt versammelten sich die Deputationen der drei unadeligen Stände, um ins Schloß hinaufzugehen. Die beiden Freunde zogen sich in den Chor zurück, um die bekannten Gesichter zu betrachten, als sich ein Mitverschworener zu ihnen hindurchdrängte.

„Pechlin ist verhaftet!" flüstert er. „Auch Fersen und De Geer und Andere. Ich habe die Regirungform in der Tasche, unsere Regirungform . . . Jetzt gehe ich nach Haus und verbrenne sie! Folgt mir! Unsere Sache ist verloren!"

„Vorläufig ja", antwortete Ribbing. „Aber bewahre die Regirungform; Herzog Karl wird sie einmal benutzen!"

Der König stand an einem Fenster des Schlosses, zum Ausfahren gekleidet, und betrachtete seine Hauptstadt, die dort sonnig und lächelnd in dem schönen Maimorgen lag. Armfelt trat unangemeldet ein, weil er gerufen war.

„Was willst Du von mir?" fragte er; da erblickte er auf dem Tisch einen großen Kranz von Palmen mit gelben und blauen Bändern.

„Du sollst mich in die Ritterholmskirche begleiten und einen Kranz aufs Grab meines Freundes Olof Olsson legen. Das war ein artiger Mann, unser guter Sprecher vom Bauernstand; er starb zur rechten Zeit, so gelegen, daß ich sein Begräbniß zu meinen Gunsten benutzen konnte."

„Das Begräbniß war ja köstlich", antwortete Armfelt etwas verstimmt. „Graf Fersen ist verhaftet und sein Pächter wird im fersenschen Grabchor begraben. Das wirkte auf die Bauern, ist aber auch schon wieder vorbei."

Der König, der zum Fenster hinausgesehen hatte, unterbrach ihn. „Was ist Das für eine Volksversammlung auf der Brücke?"

Armfelt näherte sich dem Fenster. „Das sind Fersen und De Geer, die aus dem Gefängniß kommen!"

„Aber das Volk ruft ja Hurra!"

„Ja, so ist das Volk! Und darum bite ich Dich, nicht mehr mit Olof Olssons Leiche zu spielen. Ich bitte Dich!"

„Bist Du bang? Ist meine neue Revolution nicht gelungen, und zwar ohne Blutvergießen?"

„Hier zu Lande haben nur Könige Revolution gemacht: der große Gustav, der harte Karl der Elfte und . . ."

„Ich! Es ist königtreues Volk, das gehorchen will."

„Verlaß Dich nicht darauf! Und reize Deine natürlichen Freunde nicht!"

„Bist Du nicht Demokrat?"

„Nein, ich bin Edelmann. Das bist Du auch. Keiner glaubt an Deinen Demokratismus. Sie sind erwacht, wie in Paris."

„Was ist in Paris geschehen?"

„Weißt Du Das nicht?"

„Nein!

„Die Stände sind zusammengetreten; der König ist nach Versailles geflohen, die Revolution hat begonnen!"

„In des Himmels Namen: was sagst Du?"

„Ja, siehst Du: Ludwig spielte auch den Liberalen!"

„Nein, sieh dorthin: sie tragen Fersen und De Geer im Triumph."

„Nimm Dir die Warnung zu Herzen, Gustav der Dritte, sonst sehen wir niemals Gustav den Vierten auf dem Thron."

Des Königs Gesicht wurde schmal. „Was sagst Du? Du auch? Das ist das dritte Mal, daß ich diese Worte höre. Gestern, nachts, sagte sie mir die Lenormand."

„Du bist zu der Wahrsagerin gegangen?"

„Ich kam als Neugieriger zu ihr und ging als Zweifler; jetzt aber glaube ich. Armfelt, schaff den Kranz fort, und sage, daß man ausspannt! Es wird Ernst."

„Endlich! Laß mich Dich zu dieser Entdeckung beglückwünschen. Es ist immer Ernst gewesen, Du aber hast es als Spiel genommen; als eine Komoedie, während es eine Tragoedie ist."

„Mein Freund, wenn Du, wie ich, zwischen Ränken, Intriguen und Maskenspiel herangewachsen wärst, wenn Du, wie ich, die Kehrseiten der Menschlichkeiten gesehen, wenn Du erfahren hättest, was ich erfahren, könntest Du das Leben nicht mehr ernst nehmen. Wenn ich mich einmal von einem edlen Gefühl hinreißen ließ, so stand immer Einer grinsend dabei. Wenn ich die Qual der leidenden Menschheit litt, daß mein Herz weinte, dann lachte der Haufe. Alles, was ich heilig und ernst nahm, wurde vom Schicksal in Spott und Hohn gewandt. Wenn ich wohlwollte, that ich übel! So nahm ich denn das kynische Leben kynisch. Glaube mir: es verdient nichts Besseres! Swedenborg hat wohl Recht: Das Leben ist eine Hölle und die Menschen sind Teufel; denn unsere Aufgabe scheint zu sein, einander zu quälen, die Liebsten und Nächsten zu quälen."

„Ist Dir nichts heilig?"

„Nein, ich habe nichts Heiliges gesehen, das sich nicht unheilig gezeigt hätte; nichts! Und wenn man vom Weinen müde geworden ist, lacht man. Das ist immer noch besser, als ausgelacht zu werden, wenn man Thränen im Auge hat."

„Armer Gustav!"

„Oui, Monseigneur! Verbrenne den Kranz; dann gehen wir hinunter und frühstücken! . . . Es wird lustig sein, zu sehen, wie mein Vetter Ludwig mit dem souverainen Volke Komoedie spielt."

„Nimm Dich in Acht!"

„Ach was!"

Er drehte sich auf seine gewöhnliche Art um; diese Geberde sollte bedeuten, daß er Allem gleichmüthig den Rücken kehre; vielleicht auch, daß er lächelnd, in einer Pirouette, über Dornen und Steine tanze.

Stockholm. August Strindberg.

Buch der Jugend.

Buch der Jugend. H. Heller & Co. Wien. 10 Bogen. Preis: 1 Krone. (Wirklich nur: eine Krone; nur achtzig Pfennige für einen Band von zehn Bogen. Dieser merkwürdige, unter dem Patriarchenbart nie alternde Herr Herman Bahr muß immer was Besonderes haben. Jetzt möchte er, daß jeder Gymnasiast sein neues Buch in der Tasche trage. Darum giebt er den Band so billig, in dem er allerlei ältere Arbeiten noch einmal ans Licht bringt. Aufsätze über das „wirkliche Leben", die Wahlen in Oesterreich, den Finger Gottes, über Gottfinder, Mütter, Musik und Lecture; Charakteristiken Beethovens, Stelzhamers, Olbrichs und Anderer. Ob die Gymnasiasten das Buch, das im Weihnachtmonat erscheinen soll, lesen werden, mag zweifelhaft sein; daß den Erwachsenen der Band manche Stunde guter Anregung bereiten wird, ist gewiß. Im November sind von Bahr übrigens bei S. Fischer zwei Bände erschienen: ein Novellenbuch und der Roman „Die Rahl".)

An Herrn Karl Moser (den kleinen Sohn des Künstlers Kolo Moser).

Nun trittst Du heute, lieber Karl, schon ins dritte Jahr. Zwei ganze Jahre, denk, bist Du schon alt! Da will ich Dir dies Buch, welches der Jugend ist, zuschreiben, um meine Hochachtung für Dich auszudrücken. Diese ist um ein Jahr jünger als Du. Voriges Jahr begann sie, hier auf dem Semmering, in Eurem Garten, rechts vom kleinen Teich, an den Rosen. Da stand ein weißes Wagerl, Du lagst zappelnd, die Sonne schien. Die Sonne, der Teich, die rothen Rosen, das weiße Wagerl, Deine zappelnden Beine, der Kies: dies Alles war so hell, hatte aber einen dunklen Punkt, nämlich jene düster hütende Dame bei Dir, welche Du die Nänä nennst. Als sie nun mich erblickte, der, vom blauen Hause her, auf Deine Karosse los kam, trat ihr großer, breiter schwarzer Schatten vor Dich hin, griff nach Deinem Kappl und zog das Kappl und schwang das Kappl, auf mich zu, und bog Dir den Kopf vor und sprach: „Mach schön Diener, Karli! Mach schön Diener!" Eigentlich aber sprachs sies nicht, sondern sang es mehr, in einem frömmelnden, halb lockenden, halb klagenden Ton, daß es wie eine lullende Litanei durch die glitzernde Luft floß: „Mach schön Diener, Karli! Mach schön Diener!" Doch da begab es sich, daß Dir Dies gar nicht einfiel; sondern Du bekamst ein rothes Gesicht vor Zorn und die dicken Patschen ballten sich zur Faust; bös warst, Das sah man, während sie, mit Deinem Kappl winkend, immer noch grinsend bat, in jener tückischen, süßen Freundlichkeit, die die Nänäs in der ganzen Welt haben: „Mach schön Diener, Karli! Mach schön Diener!" Es half ihr nicht. Du wolltest nicht. Siehst Du: Dies hat Dir meine Hochachtung zugezogen. Da begann sie. Und deshalb sei Dir heute, lieber Karl, dies Büchl dargebracht, das zur Jugend geht. Denn ich bin Der, weißt Du, der in Oesterreich auf der anderen Seite des Wagerls steht und gegen die Nänäs ist und eine andere Litanei für die Jugend hat, nämlich die: „Mach keinen Diener, Karl! Nie sollst Du und Niemandem den Diener machen!" Natürlich sind da die Nänäs alle sehr böse auf mich; und die Nänäs glauben ja noch, die Macht in Oesterreich zu haben. Es ist aber eine zer-

schossene und durchlöcherte Macht, die sie in den dürren, alten Händen haben, und morgen wird sie in den Staub gesunken sein. Und wenn dann die Nänäs vertrieben sind und Keiner mehr einen schönen Diener macht, dann werden aus Euch Menschen werden. Auf diese Menschen warte ich. Und mein ganzes Sein und Thun ist immer nur ein solches athemlos ausgestrecktes Warten auf die menschlichen Menschen in Oesterreich. Beeilt Euch doch ein Bischen, beeilt Euch, heranzuwachsen; ich habe nicht mehr so viel Zeit. Ich möchte so gern erleben, daß eine Jugend kommt, die mich erkennt und spricht: „Seht, da ist Der, der auf Oesterreich gewartet hat!"

Denn wenn Dir die Nänäs sagen, daß ich ein schlechter Oesterreicher sei: Das ist eine Lüge, lieber Karl. Ich bin nur kein „Patriot". Ein „Patriot" ist, wer so wenig von unserem Land und seinen Leuten hält, daß er ihnen nicht zutraut, an Europa theilnehmen zu können, sondern es nöthig findet, sie noch in den alten barbarischen Zuständen wilder Vergangenheiten zum Schutze zurückzuhalten. Wenn der „Patriot" von Gerechtigkeit, Freiheit und Menschlichkeit hört, sagt er: „Wissens, geehrter Herr, Das wär Alles recht schön, aber bei uns geht Das halt nicht; wir sind noch nicht so weit." Ich aber meine Dies nicht, sondern meine: Wir sind schon so weit, wir könnten es schon wagen, zu Europa zu gehören. Deshalb bin ich kein „Patriot". Ja, ich meine sogar, daß wir, in der Wirthschaft, in den Künsten, in der Wissenschaft, überall, an Geist, Talent und Gemüth so stark sind, es mit allen Völkern aufzunehmen und in freier Menschlichkeit neben allen zu bestehen. Wenn wir trotzdem bei den anderen wenig Achtung haben, sie überall vorlassen müssen und immer noch im Winkel sind, so muß es an unseren Einrichtungen sein, die uns den Athem nehmen. Diese sind nämlich so, daß sie den Oesterreicher hindern, die Kraft zu haben, die er hat. Mich aber quälts, Jedem anzusehen, wie er durch sie reduzirt wird, und wenn ich im Auslande dem nachsichtigen Lächeln begegne, das Jedem erscheint, der sich als Oesterreicher bekennt, wird mir heiß vor Wuth und Scham und ich möchte weinen, daß wir ihnen nicht zeigen können, wer wir sind und was wir haben. Aber die „Patrioten" lassen es ja nicht zu, weil, sagen sie, „Das lauter solche überspannte Ideen sind, die für unser armes Land nicht taugen". Nein, ein solcher „Patriot" bin ich gar nicht, ich danke sehr; erst wenn diese „Patrioten" ausgerottet sind, wird unser großes, starkes, wunderbares Oesterreich, das jetzt nur in unserer Sehnsucht, in unserer inneren Gewißheit ist, erst dann wird es erscheinen. So lange muß es warten. Es wartet auch auf Euch, Karl! Es wartet auf die Jugend. Auf eine andere Jugend: die jung sein wird.

Ich kann Euch nur wünschen: Habt den Muth zu Oesterreich! Seit Jahren rufe ich hinaus: Habt den Muth zu Oesterreich! Noch mein letztes Wort wird sein: Habt den Muth zu Oesterreich! Oesterreich ist noch nirgends als in unserer Sehnsucht und in unserer Zuversicht. Tief in den arbeitenden Menschen versteckt ist Oesterreich. Eine junge Jugend muß kommen, es zu heben. Dann wird, wenn es erscheint, von unserem frohen Wesen ein Leuchten über die Völker sein. Schlagt die „Patrioten" tot, auf daß endlich Oesterreich leben kann! Glaubt an Oesterreich! Hofft auf Oesterreich! Denn Oesterreich ist in Dir, Jugend! Sei nur, was Du bist, lasse von Dir nicht ab und lerne Dein Wesen vollbringen, mit geballter Faust!

Semmering. Herman Bahr.

❧

Reich und Bundesstaaten.

Artikel 70 der Verfassung des Deutschen Reiches lautet: „Zur Bestreitung aller gemeinschaftlichen Ausgaben dienen zunächst die etwaigen Ueberschüsse der Vorjahre sowie die aus den Zöllen, den gemeinschaftlichen Verbrauchssteuern und aus dem Post- und Telegraphenwesen fließenden gemeinschaftlichen Einnahmen. So weit die Ausgaben durch diese Einnahmen nicht gedeckt werden, sind sie, so lange Reichssteuern nicht eingeführt sind, durch Beiträge der einzelnen Bundesstaaten nach Maßgabe ihrer Bevölkerung aufzubringen." Dieser Artikel ist das böse Schicksal der deutschen Reichsfinanzen geworden. Er stabilirt die Abhängigkeit des Reiches von den Bundesstaaten und hat schließlich die Umkehr dieses Verhältnisses bewirkt. Er ist schuld daran, daß das Reich Hunderte von Millionen Mark sich selbst entzog und diesen Verlust dann durch ein plump ausgebildetes System des Schuldenmachens zu korrigiren versuchte. Der berüchtigte Artikel 70 handelt von den Matrikularbeiträgen, die auch in schlechtem Ruf stehen. Sie boten den Anlaß zu der Franckensteinschen Klausel, die im Jahr 1879 das Licht des Reichstages erblickte. Und der letzte Versuch, das System der Matrikularbeiträge zu modernisiren und sie mehr zum Objekt praktischer Finanzwirthschaft als zum Gegenstande der Kritik zu machen, ging von dem Staatssekretär des Reichsschatzamtes, Freiherrn von Stengel, aus. Die Lex Stengel vom Mai 1904 schnitt der liebenswürdigen clausula Franckenstein zwar Arme und Beine ab, ließ aber den Kopf unberührt. Und so erfreuen wir uns heute noch einer Institution, die aus den Tagen stammt, da der Begriff „Deutsches Reich" zur hohlen Formel hinabgesunken war, mit der man keinen erwachsenen Menschen aus dem Bau locken konnte. Das alte Römische Reich Deutscher Nation war ein in sich morscher Körper, der nicht die Kraft besaß, auch nur den geringsten Finanzbedarf zu befriedigen. Da mußten denn die von den Reichsangehörigen aufzubringenden Matrikularbeiträge die Mittel zur Deckung außergewöhnlicher Ausgaben liefern. In erster Linie kamen hier die Gelder zum Kriegführen in Betracht. Der Deutsche Bund übernahm die Einrichtung der „Beiträge" für Fälle außerordentlichen Bedarfs; und so sind sie in die Verfassung des Norddeutschen Bundes und von der in die Reichsverfassung gekommen, wo sie ein parasitäres Dasein führen. Sie zehren am Ansehen des Reiches, das, im letzten Grunde, auf seinem Kredit beruht. Und wir haben ja eben erst gehört, wie thöricht man in England und Frankreich die Finanzlage des Deutschen Reiches beurtheilt.

Durch die mangelhafte Regelung der finanziellen Beziehungen zwischen Reich und Einzelstaaten ist ein großer Theil der Misere, unter der wir leiden, bewirkt worden. Fünf verschiedene Versuche wurden (seit 1879) unternommen, um die Finanzen des Reiches zu reorganisiren; und jeder Versuch endete mit einem Fiasko. Daran war nicht allein Mangel an Sparsamkeit schuld, sondern auch die Zähigkeit, mit der man an der Franckensteinschen Klausel festhielt. Auch der Entwurf des Schatzsekretärs Sydow beseitigt die Matrikularbeiträge nicht; vereinfacht sie aber: als einzige Ueberweisungsteuer sollen die Reineinnahmen aus dem Zwischenhandel des Reiches mit Branntwein bestehen bleiben. Die Voraussetzung ist natürlich, daß der Reichstag das Reichsbranntweinmonopol annimmt. Die Matrikularbeiträge haben eine merkwürdige Entwickelung hinter sich; ursprünglich waren sie, wie aus dem Passus „so lange Reichssteuern nicht eingeführt sind" hervorgeht, als

eine provisorische Einrichtung gedacht. Die Einzelstaaten sollten zahlen, sobald die Einnahmen des Reiches zur Deckung der Ausgaben nicht langten. Dann kam das zweite Stadium mit der Franckensteinschen Klausel. Die Bundesstaaten sollten nun den Löwenantheil an den Einnahmen haben, während das Reich sich mit einer fixirten Summe aus dem Ertrag der Zölle und der Tabaksteuer begnügen mußte. Damit brach die Zeit der tiefsten Erniedrigung des Reiches an, das finanziell zum bloßen Schemen herabgewürdigt wurde. Denn die clausula Franckenstein verkündete den Grundsatz: Erst die Bundesstaaten, dann das Reich. Die „Ueberweisungen" eines Hauptheils der Reichseinnahmen an die Einzelstaaten (außer den Zöllen und der Tabaksteuer wurden später in die Franckensteinsche Klausel noch die gesammten Branntweinsteuern und die Reichsstempelabgaben einbezogen) sollten dem Reichstag die Möglichkeit bieten, sich in den jährlich festzusetzenden Matrikularbeiträgen einen „beweglichen Faktor" der Reichseinnahmen zu sichern. Hätte man einfach gesagt: „Dem Reich bleibe, was des Reiches ist, und die Bundesstaaten mögen mit ihren Erträgen schalten, wie sie wollen", dann hätte der Reichstag auf der Habenseite der Bilanz nichts mehr zu bestimmen. Die wäre dann eben durch die jeweilige Höhe der Einnahmen bestimmt; und das „Bewilligungrecht" käme nur bei den Ausgaben zu Wort. Da das deutsche Parlament aber als sein vornehmstes Recht betrachtet, das Budget Jahr vor Jahr im Soll und im Haben festzusetzen, so mußte die Möglichkeit offen gelassen werden, auch auf die Einnahmen Einfluß zu gewinnen. Das Mittel zu diesem Zweck sind die Matrikularbeiträge, deren Höhe sich erstens nach der Summe der Ueberweisungen des Reichs an die Bundesstaaten und zweitens nach dem Bedarf der Reichskasse richtet. Mit den wachsenden Einnahmen aus Zöllen und Abgaben hat das Reich seinen Status nicht verbessert; der ist immer schlechter geworden; denn die vermehrten Ueberschüsse werden den Bundesstaaten überwiesen, die sie allerdings in der Gestalt von Matrikularbeiträgen an das Reich zurückschieben. Aber die Form, in der Das geschieht, ist eben ein Zeichen der Abhängigkeit und Schwäche der Centralstelle. Der Artikel 70 der Reichsverfassung sollte das Motto tragen: „Lerne leiden, ohne zu klagen." Auf diese dem Reich aufgezwungene Resignation waren alle Versuche, die Finanzen zu reformiren, bestimmt. Vielleicht bringt Einer Humor genug auf, über die in ihrer Komplizirtheit beinahe komische Art der Finanzgebahrung zwischen dem Schatzamt in der Wilhelmstraße und den fünfundzwanzig Finanzministerien in den Einzelstaaten lachen zu können. Das ist nämlich so Etwas wie ein Schieberamsch: erst schiebt das Reich den Staaten die „Ueberweisungen" zu, dann schieben die Staaten die Ueberweisungen wieder zurück. Man kompensirt; und nur die „Spitzen" werden wirklich bezahlt. Das sind die über den durch Ausgleich getilgten Betrag hinausgehenden Ansprüche der Reichskasse. Bis ins Jahr 1897 haben die Einzelstaaten vom Reich mehr bekommen, als sie zurückzahlten. Seitdem aber sind die Matrikularbeiträge stets größer gewesen als die den Bundesstaaten überwiesenen Summen. Daß dieser Umstand die Begeisterung für das Reich nicht gestärkt hat, läßt sich denken. In München, Dresden, Stuttgart, Karlsruhe gilt das Reich als lästiger Kostgänger, dem man in den Bundesparlamenten die unfreundlichsten Zeugnisse ausstellt. „Wozu haben die Deutschen eigentlich das Reich, wenn sie sichs nichts kosten lassen wollen?" So fragte einmal ein Ausländer, der mit ungeheucheltem Erstaunen die Verhandlungen eines Landtages über die finanziellen Beziehungen zwischen dem Präsidium und den Mitgliedern des Bundes verfolgt hatte.

Die Nachtheile der Franckensteinschen Klausel sollten durch die Lex Stengel beseitigt werden. Durch dieses Gesetz wurde bestimmt, daß die Einnahmen aus den Zöllen und der Tabaksteuer unverkürzt dem Reich verbleiben und nur noch der Reinertrag der Branntwein-Verbrauchsabgabe, der Maischbottich- und Branntweinmaterialsteuer und verschiedener Stempelabgaben an die Bundesstaaten zu überweisen sei. Ein wirklicher Fortschritt war damit nicht gemacht. Statt der 600 Millionen wurden nur noch 400 Millionen hin und hergeschoben: Das war Alles. Die genial ausgedachte Umbucherei blieb bestehen und wird weiter, als Zeichen unzulänglicher Würdigung des Reichsgedankens, die „Organisation" unserer Finanzen zieren. Die Vorlage des Schatzsekretärs Sydow bringt nämlich, wie ich schon sagte, für die Matrikularbeiträge nur die eine Neuerung, daß die Ueberweisung der Stempelabgaben gestrichen und der hinüberzuschiebende Posten auf den Branntweinhandelsertrag beschränkt werden soll. In Zahlen ausgedrückt, heißt Das: Künftig werden nicht mehr 400 Millionen, sondern nur noch 220 Millionen geschoben. Die Matrikularbeiträge sind das gesegnete Thier, dem man den Schwanz Stück vor Stück abhackt. Eine Festsetzung des Höchstbetrages der von den Einzelstaaten zu leistenden Emolumente würde die Lage des Reiches noch unbequemer machen; denn bei einem Fehlbetrag von zwei Milliarden für das nächste Jahrfünft (nach der Berechnung den Reichsschatzamts) wäre heute noch nicht vorauszusehen, wie hoch die Anforderungen des „Kostgängers der Bundesstaaten" sich stellen können. Hinzu kommt noch, daß für unproduktive Zwecke keine Anleihen aufgenommen werden sollen. Die Voraussage, daß nach Ablauf von fünf Jahren die fünfte Milliarde der Reichsschulden voll sein werde, hat, trotzdem die Zinszahlung leicht wäre, nicht nur Herrn Sydow einen gewaltigen Schrecken eingejagt.

Seit dem Jahr 1890 hat sich die Reichsschuld fast vervierfacht und es war nicht möglich, auch nur den kleinsten Theil der Summe zu tilgen. Das ist das bedenkliche Moment: die Unmöglichkeit rationeller Anleihetilgung, wie sie in mustergiltiger Weise England durchgeführt hat. Obwohl die jährliche Tilgungsquote bei uns nur auf $^3/_5$ Prozent festgesetzt wurde, hat man noch gar nicht angefangen. Auf die unerfreuliche Seite des Reichsschuldenwesens gehört auch der hohe Betrag der Schwebenden Schuld, die, nach amtlicher Auslegung, nur eine „verschleierte dauernde Schuld" ist. Nichtfundirte Schulden dürfte es in geordneten finanziellen Verhältnissen überhaupt nicht geben. Der Pump von heute auf morgen gehört mehr zu den Requisiten südöstlicher Staatskunst als nach Mitteleuropa. Aber im Deutschen Reich hat sich das System eingebürgert, weil die Matrikularbeiträge das chronische Defizit zur öffentlichen Einrichtung machten. Und Fehlsummen lassen sich eben nicht immer durch die Heranziehung der Einzelstaaten decken. Die verfügen auch nicht über unerschöpfliche Einnahmequellen; mehr als einmal haben sie versagt.

Das Reich soll nun keine Schulden mehr machen und für die allmähliche Beseitigung der alten Anleihen sorgen; es soll ferner seine Einkünfte vermehren, unter gleichzeitiger Erhöhung der von den Einzelstaaten zu leistenden Beiträge; die Einzelstaaten erhöhen ihre Steuern, um sich für die Mehrleistung an das Reich zu kräftigen. Nicht nur zu diesem Zweck; aber auch an ihn muß man denken. Die Finanzlage der Einzelstaaten ist für das Reich natürlich von höchster Bedeutung; denn sie sind das Rückgrat im Reichskörper. Wenn das Reich einmal in ernstliche Schwierigkeiten geriethe, müßten die Bundesstaaten für Alles aufkommen. Das

ergiebt sich aus der Struktur des Gesammtkörpers von selbst. In der Schweiz und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika tritt die Zusammengehörigkeit des Ganzen und seiner Theile noch heller ans Licht als im Deutschen Reich, weil die Selbständigkeit der einzelnen Glieder von außen nicht so sichtbar ist. Die Einzelstaaten dürfen in ihren Einkünften nicht auf Kosten des Reiches geschmälert werden, weil sie Pflichten zu erfüllen haben, für die das Reich nicht aufkommen könnte. Streicht man die Ueberweisungen an die Staaten, so wird deren Einkommen nicht verkürzt; denn die ihnen von der Reichskasse überwiesenen Millionen müssen die Einzelstaaten ja, in der Gestalt der Matrikularbeiträge, an den Absender zurückgehen lassen. Die Boten des deutschen Volkes wollen sich aber zu dieser Streichung nicht entschließen. Sie fürchten die Antastung ihres Budgetrechtes und fordern wenigstens ein Aequivalent. Das soll in der Einführung einer Reichseinkommensteuer bestehen. Damit kommen wir wieder auf den erwähnten Artikel 70 der Reichsverfassung zurück, der von „Reichssteuern" spricht. Gemeint sind natürlich direkte Reichssteuern; denn indirekte giebts ja schon längst. Die wichtigste direkte Reichssteuer wäre die Einkommensteuer, die jetzt den Einzelstaaten vorbehalten ist. Die sind zum guten Theil auf direkte Steuern angewiesen, weil die wichtigsten indirekten Abgaben dem Reich zufließen. Die Einkommensteuer ist im Vermögen der Staaten auch ein „beweglicher Faktor", den sie brauchen, um sich mehr Geld zu schaffen. Da nun die Einzelstaaten, um ihre sozial-, finanz- und wirthschaftpolitischen Pflichten erfüllen zu können, wachsende Aufwendungen machen müssen, brauchen sie die „dehnbare" Einkommensteuer. Die Summe der direkten Steuern, die den deutschen Bundesstaaten im Jahr 1907 zugeflossen sind, belief sich auf rund 540 Millionen. Für den Wegfall dieses Postens müßte Ersatz geschafft werden. Der wäre nur in neuen Anleihen zu finden. Die Schulden der Einzelstaaten würden sich also, über ihre normale Vermehrung hinaus, alljährlich um den Betrag erhöhen, der sonst durch die Einkommensteuer aufgebracht wurde. Die Minderung der Einnahme würde von einer Erhöhung der Schuldenlast begleitet. Die Gesammtschuld der Einzelstaaten beträgt etwa 19 Milliarden. Das ist kein allzu hoher Betrag; aber er trägt doch schon Hochgebirgscharakter, der vor den Gefahren allzu kühner Klettertouren warnt. Das Reich könnte einem Absturz nicht ruhig zusehen; denn es ist an die Bundesstaaten angeseilt und damit, unrettbar, mit deren Wohl und Weh verkettet. Eine Reichseinkommensteuer würde eine finanzielle Schwächung der Reichsangehörigen bringen, die vermieden werden muß. Und es ist gar nicht einzusehen, warum es nicht ohne Aequivalent gehen soll. Der Reichstag behält sein Budgetrecht auch, wenn die Einnahmen seiner Ingerenz entzogen sind. Denn so lange er über die Ausgaben zu bestimmen hat, ist er de facto Herr des Etats. Man stelle also das Reich auf eigene Füße, beseitige die Matrikularbeiträge und beschränke die finanzielle Mitwirkung der Einzelstaaten auf die Fälle außerordentlichen Bedarfes, über die vom Parlament zu entscheiden wäre. Dann bliebe dem Reichstag ein großer Einfluß auf die Einnahmequellen des Reiches gewahrt und die beschämende Thatsache ständiger Alimentirung durch die Einzelstaaten könnte verschwinden. Wird außerdem für eine rationelle Schuldentilgung gesorgt, so müßte es mit dem Teufel zugehen, wenn das Deutsche Reich nicht endlich einmal so weit in die Höhe käme, daß es sich in seinem Hause selbst ehrsam und auskömmlich zu ernähren vermag. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Max Ulrich & Co., Kommanditgesellschaft auf Aktien.

Bankgeschäft, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 45.

Fernsprecher: Amt VI:
No. 675 Direktion.
„ 7913 Kasse u. Effektenabteilung.
„ 7914
„ 7915 } Kuxenabteilung.
„ 7916

Telegramme: Ulricus.

Reichsbank-Giro-Konto.

Ausführung aller ins Bankfach einschlagenden Geschäfte.

Spezial-Abteilung für Kuxe und unnotierte Werte.

9—1 und 3—5 Uhr.

MURATTI

MORPHIUM Entwöhnung absolut zwanglos und ohne Entbehrungserscheinung. (Ohne Spritze.)

Dr. F. Müller's Schloss Rheinblick, Bad Godesberg a. Rh.

Modernstes Specialsanatorium. Aller Comfort. Familienleben. Prosp. frei. Zwanglos. Entwöhn. v. **ALKOHOL**

BAD **PISTYAN**

BEI **GICHT, RHEUMA, ISCHIAS, EXSUDATE**

Wegen milder Witterung

besonders für Herbstkuren empfohlen.

Auskunft und Prospekte durch das **Reisebureau**

Hungaria-Germania Verkehrsges. m. b. H.

Berlin W., Friedrichstrasse 73.

Fahrkarten-Ausgabe der Königl. ungarischen Staatsbahnen.

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, sich mit uns in Verbindung zu setzen.

21/22 Johann-Georgstr. Berlin-Halensee. Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).

Diabetes-Bauer

Koetzschenbroda-Dresden.
Sommer- und Winter-Kuren.

Keine Alltagsmenschen

Tiefergreifende Wirkungen der anfeuernden Bücher und der brieflichen Charakteroffenbarungen (nach eingesandten Handschriften) von P. P. L.: Ein neuer Reiz, ein mächtiger Antrieb wird Ihren Sinn beschäftigen. Sie werden sich über sich selbst hinausgetragen fühlen. Der Meister arbeitet seit [illegible] nur für Gebildete. Keine simplen „Deutungen". Eindrucksvoller Prospekt kostenlos durch **P. Paul Liebe,** Schriftsteller und Psychographologe, **Augsburg I Z.** Fach. Bayern.

Stottern

heilt jed. Fall unt. Garant. **K. Buchholz,** Hannover 2. Lavestr. 54. 2. Anst. **H.-Kirchrode.**

Herbst- u. Winterkuren
Im herrlichen Zackental!

Wohnung, Verpflegung, Bad u. Arzt pr. Tag von M. 10.– ab.

„Sanatorium Zackental"

(Camphausen)

Bahnlinie Warmbrunn-Schreiberhau Tel. 27.

Petersdorf im Riesengebirge

([illegible])

für chronische innere Erkrankungen, neurasthenischen, Rekonvaleszenten-Zustände [illegible] Für Erholungsuchende. Wintersport. **Nach allen Errungenschaften der Neuzeit** eingerichtet. **Windgeschützte, nebelfreie,** nadelholzreiche Höhenlage. Seehöhe [illegible] m. **Ganzes Jahr besucht.** Näheres die **Administration in Berlin SW., Möckernstrasse 118.**

Digitized by Google

Patentiert und geschützt in allen Staaten.

Für **Reise, Sport, Touren**
Haushalt und Krankenpflege
ist

Thermos

unentbehrlich!

Neu! Thermos-Picnic Neu!
zum Kalt- und Warmhalten von Fleisch, Gemüse, Fruchteis etc.

Kaffee- und Tee-Kannen

Eingefüllter Kaffee, Tee, Kakao bleiben ohne den Geschmack zu verändern, ohne das Aroma zu verlieren, viele Stunden heiss. Thermos-Gefässe halten ohne Vorbereitung, ohne Chemikalien, ohne Feuer, ohne Eis heisse Getränke oder Speisen über 20 Stunden heiss, kalte Getränke oder Speisen tagelang kalt.

Thermosflaschen in hochvornehmer Ausstattung sind von Mark 9.00 aufwärts überall zu haben.

Thermos-Gesellschaft m. b. H.
BERLIN W., Potsdamer Strasse 26b.

Für Inserate verantwortlich: Rob. Bönig. Druck von G. Bernstein in Berlin.

Digitized by Google

XVII. Jahrg. Berlin, den 5. Dezember 1908. Nr. 10.

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Krieg?	363
Bußtag. Von Karl Scheffler	378
Ekstase und Bekenntniß. Von Martin Buber	381
Bankenschicksal. Von Ladon	392
Barrère	395

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
Wilhelmstraße 3a.
1908.

Die Hypotheken-Abteilung des
Bankhauses Carl Neuburger,
Kommanditgesellschaft auf Aktien
Kapital: 5 Millionen Mark.
Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,
hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beleihung zu zeitgemässem Zinsfusse nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei.
9—4 Uhr.

Berlin. Hotel Esplanade.
Appartements und Zimmer mit Bad.
Carlton-Ritz Restaurant.

Neues Schauspielhaus
Nollendorfplatz
Grand Hotel Excelsior
Anhalter Bahnhof
Erstklassige Wein- u. Bierrestaurants

Hamburg.
Gänzlich renoviert
HAMBURGER HOF
Weltbekanntes Haus. Herrliche Lage a. d. Alster
Zimmer mit Bad, W. C. u. laufend. Wasser.
Feine Französische Küche
Neue Direktion.

Sämtliche existierende, bezüglich exakter Arbeit und vorzüglicher Schussleistung unübertroffene **Schusswaffen** als Jagd- u. Scheibengewehre, automatisch. Repetier-Büchsen u. Pistolen, Luftwaffen, Teschins, Revolver sowie sämtliche Jagdgerätschaften liefert die
Deutsche Waffenfabrik Georg Knaak
Berlin SW 48, Friedrichstrasse 240-241.

Mädler's Patent-Koffer
Reise-Artikel
Hochfeine Lederwaren
MORITZ MÄDLER
Leipzig, Petersstr. 8
Berlin, Leipzigerstr. 101/2
Hamburg, Neuerwall 84
Frankfurt a. M., Kaiserstr. 29
Preisliste gratis: Moritz Mädler, Leipzig-Lindenau.

Inseraten-Annahme für „Die Zukunft" durch den Verlag der Zukunft Berlin, Wilhelmstrasse 3a sowie durch sämmtliche Annoncen-Expeditionen.

Berlin, den 5. Dezember 1908.

Krieg?

Blood is thicker than water.

Der Lärm, der unterm Windmond die Kaiserkrisis umheulte, hat das Ohr der Deutschen getäubt und ihren Gegnern zur Erledigung alter und neuer Geschäfte Zeit gelassen. Vielleicht hatte ein Kluger den Herren Stewart Wortley, Harold Spender und William Bayard Hale vorgeschrieben, wann ihre Bomben platzen sollten. Ein Zufall kanns kaum sein, daß sie just platzten, als Deutschland zum ersten Mal wieder freier zu athmen begann: weil im nahen und im fernen Osten der Concern Eduards zu bröckeln schien. So, erzählte in der Wandelhalle des Palais Bourbon ein Eingeweihter den lieben Kollegen, solls fortan immer gemacht werden: wenn über dem Deutschen Reich der Himmel sich hellt, muß der in England gehäufte Zündstoff zu einer Explosion helfen. Noch sind wir nicht bis zur Guerilla der petits papers gelangt, zu der Veröffentlichung kaiserlicher Privatbriefe, aus denen ein Feuer aufflackern und an den Höfen, in den Kanzleien und Parlamenten die Hirne erhitzen könnte. Fürs Erste hat der Inhalt zweier Interviews genügt. Den sandte der Draht um den Globus: und über Deutschlands Flur sah es wieder finster aus. Drei Reichserlebnisse waren seitdem zu verzeichnen. Den Franzosen, die 1905 noch um jeden Preis sich dem berliner Zorn zu entziehen suchten, ist der Muth gewachsen und sie haben im Röhricht von Casablanca gesiegt. Möglich, daß sie die gerechtere Sache verfochten; daß unser Konsul, der Blankopässe ausgab und für die Nationalität der mit solchem Papier Ausgestatteten deshalb nie recht bürgen konnte, auch in anderen Bekundungen unbedacht war. Mit dieser Möglichkeit mußte man in Berlin früh genug rechnen; durfte nicht fordern, was nicht durchzusetzen war, noch sich selbst dann das (bis in Marschalls zweite Blüthentraumzeit verschmähte) Allheilmittel der Pazifizisten, das haager Schiedsgericht, verschreiben. Herr von Schoen, ders

that, hätte triftigeren Grund zu einem Abschiedsgesuch als der Unterstaatssekretär Stemrich, der an dieser Schlappe eben so unschuldig ist wie an dem Interviewärgerniß. Eine Schlappe ists. Aber aus Marokko ist für uns nichts mehr zu holen, seit der Kaiser dreimal eingegriffen, dem General de Lacroix (nach Delcassés Sturz), dem Militärattaché Marquis de la Guiche (am Vorabend der Konferenz) seinen Willen zur Nachgiebigkeit enthüllt und in den Tagen von Algesiras die Räumung der gewählten Position befohlen hat. Marokko ist, ob Abd ul Aziz oder Abd ul Hafid Sultan heißt, dem französischen Einfluß nicht mehr zu sperren; und ein weiser Staatsmann sollte sich mit dieser unverwischbaren Thatsache abfinden, statt Gallias Leib mit Nadelstichen in Wuth zu kitzeln. Das zweite Erlebniß war die jähe Verschlimmerung der Balkankrankheit. Das dritte der zwischen den Vereinigten Staaten und Japan geschlossene Vertrag. Drei Folgen der Interviews, die Wilhelm gewährte und ans Licht kommen ließ. Marokko war längst ein verlorener Posten. Das am Balkan und am Stillen Ozean Geschehene lockert die Wurzel alten Glaubens und verrückt seinen taumelnden Blicken den Horizont.

Im Frühlenz des Jahres 1907 hielt fast die ganze Diplomatenzunft einen Krieg zwischen Japan und den Vereinigten Staaten für unvermeidlich. Wartet nur, hieß es: während im Haag die zweite Friedenskonferenz tagt, krachen im Stillen Ozean die Schiffsgeschütze; während hinter dicken Doppelthüren die Kontingentirung der Wehrmacht beschwatzt wird, versucht Nippon, das die Grenze militärischer Leistungfähigkeit beinahe erreicht hat, auf gradem Weg oder über Honolulu ans Ziel seines Sehnens zu gelangen. Ans Ziel alten Sehnens. Seit Jahrhunderten hat die pazifische Festlandsküste die Japaner gelockt. Schon der Shogun Jeyasu, der den Handel des Inselreiches heben und ihm Kauffahrer schaffen wollte, schickte Gesandte und Handelsagenten nach Mexiko hinüber; und der Dehnung Drang ward erst gehemmt, als 1636 den japanischen Schiffen jede Landung an fremden Küsten verboten, den Auswanderern Todesstrafe und Vermögenskonfiskation angedroht worden war. Angelsachsen knüpfen, in gewandelter Zeit, die abgerissenen Fäden wieder zusammen. Kommodore Perry erzwingt 1854 den Handelsvertrag von Kanagawa, der die Häfen von Shimona und Hakodate dem amerikanischen Handel öffnet. Drei Lustren danach ist die erste transamerikanische Eisenbahn gebaut, die Atlantis dem Stillen Ozean durch einen Schienenstrang verbunden; Ostasien aus jedem Bezirk der Neuen Welt leicht erreichbar. China schläft. Japan aber hat sich aus der Lähmung der Shogunatsepoche gelöst und, unter Mutsuhitos kräftiger Herrschaft, in Verfassung und Wirthschaft westlichen Vorbildern nachgetrachtet. Nur von Japan aus ist der ostasiatische

Markt zu erobern. Das sieht der Yankee; und müht sich redlich um die Freundschaft der dem Tenno Unterthanen, denen er sich noch näher fühlt, seit die Philippinen, Guam, die Sandwichinseln amerikanisch sind und Dampferlinien die Möglichkeit raschen Verkehrs sichern. Jahre lang geht Alles gut. Die Amerikaner halten sich der Gruppe fern, die Japan um den Ertrag des über China erkämpften Sieges prellt; ziehen sich im Boxerkrieg früh aus der Front zurück; und hüten sich klüglich, China zur Hingabe von Pachtland zu zwingen. Als Rußland, gegen den Rath des weisen Li-Hung-Tschang, südwärts vorgeht und die Thür, durch die der Weg auf den Asiatenmarkt führt, zu schließen droht, als Wilhelm gar sich den Admiral des Atlantischen, Nikolai den Admiral des Stillen Ozeans nennt, muß, wie John Bull, auch Uncle Sam die Schwächung des Zarenreiches wünschen. In Tokio füllt sich der Kriegsschatz mit amerikanischem Geld. In den Vereinigten Staaten werden Oyama, Nogi und Togo wie Nationalhelden bewundert; in Japan Roosevelts Tochter, der Staatssekretär Taft (der nun Roosevelts Nachfolger wird) und der Eisenbahngebieter Harriman wie souveraine Fürsten empfangen. Bald danach erkaltet die Freundschaft. Am sechsten September 1906, als in Portsmouth (New Hampshire) der russisch-japanische Friedensvertrag unterzeichnet ist, erhält der Präsident der Vereinigten Staaten aus London und aus Berlin Glückwunschdepeschen. König Eduard gratulirt ihm „zu dem guten Ausgang der Friedenskonferenz, zu dem Sie so wesentlich beigetragen haben“. In der Depesche des Deutschen Kaisers ists schon ein „großer Erfolg, der Ihren unermüdlichen Anstrengungen zu verdanken ist; die ganze Menschheit muß sich vereinen und wird Dies auch thun, um Ihnen für die große Wohlthat, die Sie ihr erwiesen haben, zu danken“. Dieses Lob klingt Herrn Theodor, klingt besonders wohl dem kühleren Staatssekretär Root allzu laut. Die Antwort, die aus Washington nach Berlin fliegt, sucht den Deutschen Kaiser den Japanern für den Friedensschluß mitverantwortlich zu machen. Wilhelm nimmts gern hin; erzählt amerikanischen Abgeordneten, er sei vom Zaren gebeten worden, die Friedenskonferenz anzuregen, und habe sich deshalb an Roosevelt gewandt, der dann die äußere Führung der Sache übernahm; prophezeit, Japan werde mit seinen billig arbeitenden Menschenmassen die Weißen von den ostasiatischen Märkten drängen, die offene Thür schließen und nur zu überwinden sein, wenn alle weißen Völker sich zum Kampf gegen die Gelbe Gefahr verbünden. So spricht er zu fremden Parlamentariern, die er zum ersten Mal sieht und die jedes Imperatorenwort natürlich brühwarm in die Presse bringen. Amerikas portsmouther Schuld scheint geringer. Der Philippinenarchipel nicht mehr gefährdet. Der Pazifikator hat nicht an den Dank der Menschheit, sondern an den Pazifischen Ozean gedacht

und zum Friedensschluß gedrängt, damit Japan nicht allzu mächtig werde und die zur Abwehr noch nicht gerüsteten Vereinigten Staaten bedrohen könne. Port Arthur und die Hälfte von Sachalin mochte es haben; aber nicht eine Kopeke. Wenn es die Bürde der Kriegskosten weiterschleppt, ists den Amerikanern nicht sehr gefährlich. Darf nur nicht gereizt werden. Der Wunsch der American Federation of Labor, den Japanern die Einwanderung eben so schwer wie den Chinesen gemacht zu sehen, wird nicht erfüllt. Man möchte die Freundschaft nicht dem Rassenstolz opfern. Da wird in San Franzisko einem Japanerknaben der Platz neben weißen Schulkindern geweigert. Auch auf der Eisenbahn will der Amerikaner nicht mehr neben den Gelben sitzen; in Meetings und Zeitungen werden Sonderwagen für die Japaner verlangt. Der Präsident mahnt zu geduldiger Ruhe; in der Botschaft vom dritten Dezember 1906 sagt er, die reiche Ernte, die dem amerikanischen Handel in Ostasien reife, werde nur einzuheimsen sein, wenn der weiße den gelben Mann gut behandle. Auch von der anderen Seite wird Eintracht empfohlen. Vicomte Aoki, der Japan in Washington vertritt, preist im Gespräch mit dem jetzt weltberühmten Herrn Hale den Nutzen der Rassenmischung: „Orient und Occident werden in gemeinsamer Arbeit eine Civilisation schaffen, die milder, duldsamer und werthvoller sein wird als je bisher irgendeine". Vergebens. Im Oktober 1906 schließt der Board of Education in Kalifornien chinesische, japanische, koreanische Kinder von den öffentlichen Schulen aus. Ein Jahr danach kommts in Vancouver zu einer Straßenschlacht zwischen Weißen und Gelben. Die kaum noch vernarbte Japanerwunde bricht auf. Amerika hat Herrn Sergej Juljewitsch Witte und den anderen Moskowitern zugejauchzt; hat das Inselvolk ins Joch eines schlechten Friedensvertrages und schwerer Steuerpflicht gezwungen. Und nun sollen die Männer, die China und Rußland niedergeworfen und den Erdball mit ihrem Ruhm erfüllt haben, auf dem Boden der jungen Republik wie Pestkranke gemieden, schlechter als ein pechschwarzer Mädchenschänder behandelt werden?

Die Diplomatenzunft glaubte an den Krieg. Hier wurde (im März 1907) daran erinnert, daß sie, die mehr auf Personalien als auf naturhistorische Nothwendigkeiten achtet, oft schon geirrt habe. Noch konnte der Tag nicht nahen, an dem Weiße einen Erdtheil den Gelben räumen müssen. Auch gabs eine Großmacht, die allen Grund hatte, diesen Krieg zu hindern. Der anglojapanische Vertrag vom zwölften August 1905 verpflichtet die Kontrahenten, in Ostasien und Indien den Frieden zu wahren und zu festigen, die Unabhängigkeit und Unantastbarkeit Chinas zu sichern, für die Freiheit des Handels im Reich der Mitte zu sorgen, ihre Territorialrechte und Sonderinteressen in Ostasien und Indien einander zu verbürgen. Wird eine der beiden

Mächte durch einen nicht provozirten Angriff in einen Krieg gedrängt, in dem sie ihre Territorialrechte oder ihre Sonderinteressen zu vertheidigen hat, so muß ihr die andere Macht ohne Säumen Hilfe leisten und nach gemeinsamer Kriegführung auch zum Friedensschluß sich ihr vereinen. In einer an Sir Charles Hardinge adressirten Note hat Lord Lansdowne nachdrücklich auf die engen Grenzen hingewiesen, die dieser zweite Vertragsartikel der Bündnißpflicht zieht. Daß Amerika das Inselreich des Ostens aus freiem Willen, ohne durch japanische Provokation dazu gezwungen zu sein, angreifen werde, war stets unwahrscheinlich. Was Japan auf den Sandwichinseln und in Kalifornien erstrebt, fällt nicht in den Bereich ostasiatischer Territorialrechte und Sonderinteressen. Ein Krieg zwischen Amerika und Japan würde die Briten also nicht, wie Wilhelm glaubt, vor die Wahl stellen, der weißen Menschheit oder dem gelben Bundesgenossen die Treue zu brechen: nur zur Abwehr eines Japan in seinem anerkannten Besitz gefährdenden Angriffes sind sie verpflichtet. Immerhin müßte solcher Krieg ihnen höchst unbequem sein. Siegt Amerika, so wird die stärkste Landmacht, auf die sie (gegen Rußland, gegen meuternde Hindu und Mohammedaner, indirekt sogar gegen Deutschland) rechnen dürfen, geschwächt, vielleicht zum Bankerot getrieben. Siegt Japan, so gehören Kanada, Britisch-Guayana und Australien zu den Ueberwundenen und alle angelsächsischen Siedelungen am Stillen Ozean werden von der gelben Fluth überschwemmt. Keins der beiden Imperien darf allzu rasch wachsen; und dem Sieger wäre eben so schneller Machtzuwachs gewiß wie nach dem Krieg gegen Spanien den Amerikanern, nach Mukden und Tsushima den Japanern. Die hat England am goldenen Halfterband. Und seit Jahren bemüht es sich um die Freundschaft der Vereinigten Staaten. Salisbury kam im Venezuelastreit den Wünschen Clevelands und Olneys weit entgegen. Chamberlain empfahl das Bündniß der angelsächsischen Brüder. Mochte sichs um Panama oder Alaska, um Neufundland oder Jamaika handeln: Britanien zeigte stets den Eifer des guten Willens. Als der Botschafter Sir Mortimer Durand in Washington nicht rasch genug vorwärts kam, wurde er durch James Bryce (den Verfasser des Werkes „The American commonwealth") ersetzt, der den Imperialisten Roosevelt für die Begrenzung der Wehrmacht gewann. Was so mühsam gesät war, sollten die tollkühnen Leute von Nippon nun zerstampfen? Nein. Zwischen dem Verwandten und dem Verbündeten darf es nicht zum Krieg kommen. „Amerika will ein Staatenbund werden, in dem nur für Amerikaner Raum ist und Alle für Einen stehen. Gelingts, so ist Britisch-Nordamerika und Britisch-Guayana verloren. Amerika ist reich genug (und scheint entschlossen), eine Flotte zu bauen, die sich mit der Englands zu messen vermag. Und diese Flotte kann,

wenn der (in Kriegszeiten nach Yankeebelieben zu sperrende) Panamakanal fertig ist, auf zwei Weltmeeren von naher Basis aus operiren. Nie noch dräute der glücklichsten Insel so ungeheure Gefahr. Ein Riesengebiet von kaum erst zu ahnendem Reichthum, das sich wirthschaftlich selbst genügt und seine politische Kraft zur Einheit zusammenballt; ein ganzer Erdtheil, der einem Willen gehorcht und dem Feind Nahrung und Kleidung, Weizen und Baumwolle versagt. Und dieser neue Kontinent rüstet sich nun für die Handelsherrschaft im fernen Osten; will seine Waaren von Manila aus nach Südchina werfen und sich im Norden eine Tunnelverbindung mit Asien schaffen. Da wird eine Welttyrannis möglich. Die andere Gefahr ist kleiner; doch nicht zu verachten. Wenn Japan Geld bekommt, wird es zu mächtig. Ein Britanien des Erdostens; und, mit seiner zähen Flinkheit, seiner Nachahmerkunst und billigen Arbeit, auf den Massenmärkten neben Jonathan der stärkste Konkurrent. Wie schützt Albion sich gegen solche Lebensgefahr? Am Ende hats die Gelegenheit schon benutzt, die Spitze des panamerikanischen Gedankens zu stumpfen, einen Strich durch die deutsche Atlantisrechnung zu machen und die Maklerprovision einzusäckeln." Diese Sätze waren hier damals zu lesen. England (so war ihr Sinn) wird im Pazifischen Ozean den Krieg, den die Zunft schon für unbezweifelbar sicher hält, verhüten; weils ihn um jeden Preis verhüten muß.

England hat ihn verhütet; und der Glaube der Diplomatengilde hat wieder einmal geirrt. Leicht wars nicht, den Rassenzorn zu dämpfen. Das franko-japanische Abkommen vom zwanzigsten Juni 1907, das dem gelben Kontrahenten den indochinesischen Waarenmarkt und den pariser Geldmarkt öffnete, mehrte den Hochmuth der neuen Großmacht. Verträge mit England und Frankreich, China und Rußland: in solchem Besitzrecht läßt sich ruhig wohnen; von so festem Stützpunkt aus ist das Wagestück eines Krieges gegen Nordamerika nicht mehr allzu gefährlich. Japan kann sich auf seiner Höhe nur halten, wenn es reiches Land und bares Geld erwirbt Beides ist von Amerika zu haben. Ist der Panamakanal erst eröffnet, die amerikanische Flotte modernisirt und gestärkt, dann wird Manila der Stapelplatz für die Hauptmärkte Ostasiens und Nippon ist um sein Erbrecht betrogen. Jetzt oder nie: heißt die Losung Die Geschäftsführer der Französischen Republik hören sie Denken der Dienste, die ihnen die Herren Roosevelt und White in den Tagen von Algesiras geleistet haben; fürchten, durch das mit Japan geschlossene Bündniß die Gunst der Yankees zu verscherzen, und erbieten sich zur Vermittelung zwischen Washington und Tokio. Werden zwar mit höflichem Dank (und der Motivirung, daß eine unmittelbare Verständigung noch möglich scheine) abgewiesen; schließen bald danach aber mit den Vereinigten Staaten einen Handels- und

Schiedsvertrag. Die zur Vermittelung berufene Macht hält sich im Dunkel. Alle Adjazenten des Stillen Ozeans fühlen sich von Japan bedroht und sind deshalb auf ein gutes Verhältniß zu England angewiesen. Doch Mutsuhitos Volk ist stolzer als je; und der Jubel, der die amerikanische Flotte in Australien und Neuseeland empfängt, verräth, wie heftig im commonwealth das Rassengefühl erregt ist. Schon haben Australier gefragt, was ihnen die Britenflotte denn nütze, wenn sie nur einen der dem Mutterland fernen Kolonie werthlosen Krieg (gegen Deutschland) vorbereite, den allein für Australien wichtigen (gegen Japan) aber nicht führen wolle. Darf England warten, bis der im Großen Ozean gesammelte Vertrauensschatz den Amerikanern zufällt? Dann ist das Greater Britain nur noch ein schöner Traum. England muß handeln. Leis; ohne sich sehen zu lassen. In Washington ist man mit der Sicherung des status quo zufrieden. Wie aber sind in Tokio die nach neuer Heldenthat Lüsternen zu kirren? Das vermöchte nur die Furcht vor einer unüberwindlichen Koalition. Herr Roosevelt hat vorgesorgt. Als die Kunde gekommen war, das Volk von Nippon mache die Amerikaner für den schlechten Frieden verantwortlich, hat er mit weithin gerecktem Arm nach Berlin gezeigt: und Wilhelm that ihm wirklich den Gefallen, sich selbst zur frühsten Förderung des Planes zu bekennen und die Gelben noch einmal dem Abscheu der Christenheit zu empfehlen. Fünf Trümpfe kann Eduard nun gegen den Neffen ausspielen: das Buddhabild, den Vergleich mit den Hunnen, die Führung im Boxerkrieg, die Pachtung von Kiautschou und die neuste Warnung vor der Gelben Gefahr. Damit ist Etwas zu machen. Noch nicht genug. Flinke Interviewer werden auf die Fährte gesetzt: und bald hat der Kaiser ihnen den Entschluß ausgeplaudert, mit Amerika und China gegen Japan zu gehen. So ziemlich das letzte Geheimniß deutscher Diplomatie; einen der Pläne, die in der Minute der Entschleierung unausführbar werden. In Buckingham Palace reibt sich Einer die Hände. Läßt dann in Tokio fragen, ob man dem eine halbe Menschenmilliarde zusammenknüpfenden Dreibund trotzen wolle, und in Washington, ob die Gemeinschaft mit so redseligen Partnern Profit bringen könne. Nein. Nun kann die Sternbannerflotte an der Küste des Dai Nippon landen; dürfen die Sieger von Manila und Tsushima sich in Theehäuschen und Hafenschänken verbrüdern. Herr William Bayard Hale hat Alles, was er aus dem Munde des Kaisers vernahm, dem Präsidenten sofort mitgetheilt. Zur Vorbereitung des Pacificvertrages war also Zeit. Zehn Tage nach der Veröffentlichung der zweiten Interview wird er unterzeichnet.

Fünf Artikel. Die beiden Mächte wollen die friedliche Entwickelung ihres Handelsverkehrs im Stillen Ozean mit aller Kraft fördern, ihre Terri-

torialrechte achten, in China, dessen Unabhängigkeit und Unantastbarkeit (nach Hays altem Programm) gesichert sein soll, allen Nationen gleiches Recht einräumen und sich im Fall drohender Gefahr über die zur Abwehr nöthigen Maßregeln verständigen. Ein Vertrag nach dem Muster des franko-japanischen, der auch aktiven Schutz des chinesischen Besitzstandes verheißt. Roosevelts letzter Erfolg; sein größter. Die Vereinigten Staaten opfern fast nichts; nur ihre Bahnspekulanten müssen dem Versuch entsagen, durch Tarifkniffe Handelsvortheile zu erlisten. Die Einwanderung der gelben Männchen wird nicht erleichtert. Und Japan hat die Yankeeherrschaft über die Philippinen und Hawaii feierlich anerkannt. Hat sich mit dem status quo, den sein expansiver Drang eben noch unerträglich fand, jetzt beschieden. Weil es mußte. Woher das zur Düngung der verdorrenden Wirthschaft oder gar zu neuem Krieg nöthige Geld nehmen, wenns aus London, Paris und New York nicht zu holen ist? Den Kraftrest braucht das unter kaum tragbarer Schuldenlast seufzende Reich des Sonnenaufganges für die kritischen Tage, die China zu erwarten hat. Der Schattenkaiser und seine energische Mutter, die das Reich mit verschmitzter Mandschuschlauheit regirte, sind aus dem Palast in die Gruft spedirt, eines Kindes Vormund gebietet den vierhundert Millionen: wer weiß, wie bald der Nachbar da zu thun bekommt? Ohne das deutsche Schreckgespenst hätten Tenno und Gerontenrath sich dennoch nicht ins enge Gehäus dieses Vertrages geduckt. Nun mußte es sein. Amerika, Deutschland, China: auch ein Heroenvolk käme dagegen nicht auf. Lieber die Hoffnung auf die Expansion gen West einsargen. Auferstehen wird sie nicht. Jeder Monat mehrt die Amerikanermacht; und wenn der Panamakanal fertig ist, hat Japan verspielt.

Der Britenleu mag sich behaglich räkeln; wie nach der leckersten Mahlzeit. Wieder ein Sieg. Wieder einer, der ohne Hingabe von Blut und Gut erstritten ward. Ein leiser; der dennoch aus Sydney, Auckland, Vancouver, Kalkutta in Jubeltönen widerhallen wird. Die Marktfreiheit in Ostasien gewahrt; die gelbe Fluth gedämmt; der Kolonialbesitz im Stillen Ozean gesichert; Nordamerika, China und Australien durch die Mediation zu Dank verpflichtet; und dem Deutschen Reich wieder ein fester Riegel vorgeschoben. Rußland, Frankreich, Amerika haben jetzt mit Japan Verträge geschlossen. Wer sagt noch, England habe, da es sich den Insulanern des Ostens verbündete, die Sache der weißen Rasse verrathen? Der Deutsche Kaiser sagts. Der aber wollte ja selbst mit den Chinesen gegen ein weißes Herrenvolk ins Feld ziehen; und muß erleben, daß die Jahre lang so zärtlich von ihm umworbenen Bürger der Vereinigten Staaten mit Japan sich zu Schutz und Trutz einen.

Hinter Eduard, Root und Roosevelt darf Herr Hale nicht vergessen

werden. Die ihm gewährte Interview hat ärgeres Unheil gewirkt als die vom Daily Telegraph enthüllte. Japan haßt in uns den Feind, ders um die Frucht des Friedens von Shimonoseki gebracht, in den Frieden von Portsmouth genöthigt und durch Drohung in die Interessengemeinschaft mit Amerika gescheucht hat. In Ostasien sind Briten, Russen, Franzosen, Amerikaner, Chinesen, Japaner assoziirt; einsam nur wir. Der deutsche Kaufmann wirds spüren. (Um ihm in China wenigstens den Weg besser zu bahnen, sollte man die Gelegenheit des Thronwechsels benutzen, um Kiautschou zurückzugeben; ehe es uns höhnisch abverlangt wird und wir mit dem Pachtland noch ein neues Stück internationaler Achtung verlieren.) Und in den Vereinigten Staaten keinen Ersatz finden. Wer während der letzten Wochen amerikanische Zeitungen lesen, amerikanische Witzblätter betrachten mußte, weiß, was die Werbung da erlangt hat. Die Franzosen hatten immer behauptet, Herr Roosevelt habe, als er mit den Admiralen Dewey und Lord Charles Beresford zusammensaß, von einem Sternbannerkrieg gegen Deutschland als von einer in naher Zukunft unvermeidlichen Nothwendigkeit gesprochen. Das klingt heute schon fast glaublicher als die Prophezeiung Wilhelms, die Angelsachsen der Neuen Welt werden sich gegen die der Alten einst dem Deutschen Reich verbünden. Briten und Amerikaner sind verschiedenen Temperaments; verstehen einander nicht leicht und gerathen manchmal in lauten Zwist. Doch bleibts ein Familienzank, bei dem Einer dem Anderen nicht ans Leben will. Den Franzosen selbst, die ihnen im Wesen ähnlicher sind und deren La Fayette mehr für sie that als Preußens großer Fritz, hätten die Amerikaner nie gegen England geholfen. Blut ist dicker als Wasser: Eduards Neffe hat die Wahrheit des Wortes, das er so oft, ohne ein Echo zu wecken, über den Kanal rief, im Stillen Ozean nun bestätigt gefunden. Wieder steht er am Grab einer Illusion. Britania hat die gelbe Faust von der Yankeekehle geschmeichelt, geschreckt und den Pacificvertrag durchgesetzt. Wir? Mit dem Evangelium von Wilhelmshaven, mit der gepanzerten Faust, dem Fritzendenkmal, dem Professorenimport, den Hulddepeschen haben wir aus Ost und West nichts Brauchbares eingehandelt. England ist nicht in der Klemme. In Peking regirt der Sühneprinz. In Tokio flucht das Volk den Deutschen. Und der Japanerliebling Taft zieht ins Weiße Haus.

The readiness is all.

Wie vor zwei Jahren, wird auch jetzt von den zünftigen Diplomaten ein naher Krieg prophezeit. Diesmal ein europäischer. An der Donau soll die Furie entfesselt werden. Wie die Gruppirung wird, weiß man noch nicht; wettet aber auf Krieg. Weil England ihn zu wollen scheint und die Südslaven nicht

mehr zu halten sind, seit Franz Joseph die Balkanprovinzen seinem Reich einverleibt hat. Vor hundert Jahren schrieb Bonaparte an den Gesandten nach Petersburg: „Le fond de la grande question est toujours là: Qui aura Constantinople?“ Und ein paar Wochen danach, aus Bayonne, an Champagny, den Minister des Auswärtigen, er solle Oesterreich in der Presse als einen des Kredites unwürdigen Staat schildern lassen. Beide Briefstellen könnten von gestern stammen. Wieder wird um Konstantinopel gestritten; und Oesterreich hörte aus dem Bereich der Westmächte Unfreundlicheres als je vielleicht in den sechzig Jahren, die seit Ferdinands Abdankung verstrichen sind. Vorbereitung zum Balkankrieg, heißts; die Annexion Bosniens und der Herzegowina soll gerächt und über die Meerengen fürs nächste Jahrhundert verfügt werden. Von wem verfügt? Von England natürlich. Cui bono? Die Antwort will nicht über die Lippe. Wer bisher von einem Balkankrieg sprach, dachte an einen Feldzug der christlichen Balkanvölker, der nicht saturirten Slaven, gegen den Padischah. Danach siehts jetzt nicht aus. Serbien und Montenegro haben sicher keine Lust, Rumänien und Bulgarien kaum einen zureichenden Grund, ihr Heer gegen die Türken zu schicken. Soll der Balkanbundplan Milans und Georgewitschs wieder aufleben? Der Serbenpeter und Nikita von den Schwarzen Bergen mögen dafür zu haben sein. König Karol und Zar Ferdinand wären wunderliche Lagergenossen der jungtürkischen Armee. Und gegen wen soll dieser Krieg geführt werden? Gegen Oesterreich-Ungarn, weils gethan hat, was schon der Vertrag von Reichstadt ihm zu thun erlaubte und was später (in der Zeit des Berliner Kongresses) ein austro-russisches Sonderabkommen ausdrücklich gebilligt hat? Oesterreich ist nicht zu weit gegangen, sondern nicht weit genug: außer Bosnien und der Herzegowina konnte es auch den Sandschak von Novibazar behalten. Das war sein verbrieftes Recht; und Aehrenthals einzige unkluge Handlung war, daß er den Sandschak nicht bis zum Tag der Kompensationen behielt. Darum Räuber und Mörder? Einerlei: der Krieg, heißts, ist gewiß.

So heißts immer, wenn England irgendeinem Unbequemen Angst einjagen will. Wer soll den Krieg denn bezahlen? In Konstantinopel, Belgrad, Cetinje sind die Kassen leer. Frankreich, der reiche Bankier der schlechten Zahler, hat Türken und Slaven fürs Erste wohl genug geliehen; ungefähr achtzehn Milliarden Francs. Bleibt Großbritanien. Das aber kaum ernstlich den Wunsch haben kann, mit seinem Geld eine Niederlage Oesterreichs (die, selbst wenn die Kriegsbereitschaft so mangelhaft ist, wie erzählt wird, durchaus noch nicht sicher wäre) zu erkaufen. Und doch hört man täglich von neuen anglo-türkischen Intimitäten. Ein britischer Admiral wird, mit einem großen Stab britischer Offiziere und Ingenieure (die von der Pforte das Dreifache ihres Heimathsoldes

erhalten) die Türkenflotte reorganisiren. Diese Flotte hat nur Werth, wenn die Meerengen dem Osmanenreich bleiben. Das wäre nur unter englischer Garantie möglich. Soll die etwa bewilligt sein? Ja, sagt der pariser Jungtürkenhäuptling; England hat uns gegen jede Gefahr assekurirt. England, das die Türken mit Sack und Pack aus Europa jagen wollte? Das Land Gladstones, der alle atrocities ins Ungeheure übertrieb, um dem Islam seine Wuth ins Antlitz speien zu können? Das Land Salisburys, der Abd ul Hamid den rothen Sultan und den großen Mörder nannte? Greys, der Makedonien aus dem Reich Osmans reißen wollte und den Russen die Meerengen zugesagt hatte? Unglaublich. Aber in allen Hauptstädten sprechen Englands Botschafter wie am Goldenen Horn der greise Großwesir. Herr Burton, der Präsident des britischen Balkankomitees, das den gladstonischen Türkenhaß geerbt hat, wird in Konstantinopel wie ein Erlöser gefeiert. England giebt Vorschüsse, bekommt Aufträge und zeigt Verstimmung, wenn in Essen oder Düsseldorf Munition für das Heer bestellt wird. Drei Monate nach dem Tag von Reval, der den Entschluß zur Liquidation der Türkei reifen sah. Diesen Wandel kann der Sieg der Jungtürken, ein vielleicht nicht einmal dauernde Herrschaft verheißender Sieg, allein nicht erklären. Wenn England nach fünfzig Jahren die Krimkriegspolitik wieder aufnimmt, will es den alten Feind treffen, den es damals traf. Rußland. Dem aber ists jetzt ja verbündet? Rußland soll auch nicht von dem Balkanbund bekämpft werden; soll ihn führen. Gegen Oesterreich. Dessen Schwächung wäre den Briten nicht sehr wichtig. Wichtiger die Gewißheit, daß Rußland, wenn es von den zuverlässigen Truppen entblößt würde, rasch in Revolution und Anarchie zurückfiele. Das Zarthum, der russische Islam könnte dann nicht lange die Kraft bewahren. Rußland müßte in Theilfürstenthümer und Republiken zerfallen, die sich mit anderen Slavengebilden zu einem Staatenbund knüpfen ließen und weder bis an den Persischen Golf noch gar bis nach Indien mit ihrer Stoßgewalt zu langen vermöchten. Ein feiner Plan; wohlausgesonnen. Nur: verwünscht gescheit oder herzlich dumm? Nach heißem Mühen hat Großbritanien eine entente cordiale mit Rußland erreicht (das auf absehbare Zeit an einen Zug nach Indien nicht denken kann): und sollte die hundertvierzig Millionen Menschen sich freiwillig jetzt wieder verfeinden? In Tagen, da der Gedanke an die Auseinandersetzung mit Deutschland das britische Handeln bis ins Kleinste bestimmt? In einem Gelände, wo Frankreich, als Gläubiger der Türken und Slaven, sich von Rußland nicht trennen, also nicht im Bund der Westmächte bleiben könnte, wenn zwischen Walfisch und Bären wieder der Streit begönne? Unglaublich. Daß England die Russen in einen Krieg gegen Oesterreich-Ungarn hetzen, die zarische Macht

brechen und riskiren will, Frankreich an den Feind zu verlieren. Denn dem listigen Vernichter des Zarenreiches könnte selbst Herr Clemenceau, heute noch Eduards Legat auf dem Festland der Ungläubigen, die Treue nicht halten.

Im Indobritischen Kaiserreich, hinter dessen Bergmauer der Eroberer nicht mehr so sorgenlos lebt, wie die offizielle Wahrheit wohlerzogener Berichterstattung glauben läßt, bekennen vierundsechzig Millionen Menschen sich zu Mohammed. Deren Empfinden brauchte Englands Regenten nicht zu bekümmern, so lange sie der Hindu sicher waren, in der islamischen Welt von einer Europäermacht nicht überboten wurden und sich im Glanz des Tyrannenbefehders sonnen durften. Das ist vorbei. Seit er erfuhr, was Farbige gegen Weiße vermochten, träumt der Hindu von Freiheit und Selbstbestimmung; und wenn diese unübersehbare Masse aus solchem Traum zu dem Entschluß erwacht, das von einem Herrenhäuflein ihr aufgezwungene Joch abzuschütteln, könnte selbst Kitcheners Eisenhärte dem Anprall nicht länger widerstehen als dem Wirbelsturm ein Rohr. Die Schutzherrschaft über die muslimische Welt hat der Deutsche Kaiser eifernd erstrebt. Und in Konstantins Stadt sollen vom Volk Abgeordnete sich zur Berathung der Reichsnoth versammeln. England sieht sich in neuer Lage; in unbequemer. Blickt es kühl auf den Osmanenlenz, dann muß es mehr als bisher noch um Indien bangen; und hilft es ihm zu früher Frucht, dann muß es fürchten, daß die egyptischen und die indobritischen Musulmanen die selbe Hilfe heischen. Dieses Dilemma entschuldigt die Schwankungen und Unklarheiten der londoner Politik. In Reval wollte sie eine bis zur Ohnmacht schwache Türkei. Will sie jetzt eine starke? Dann dürfte sie ihr nicht morgen schon die gefährliche Kraftprobe eines Krieges zumuthen. Und doch sah es Wochen lang aus, als sei dieser Krieg das Ziel der Britenwünsche. Unnatürliche Gemeinschaft und unverständliche Feindschaft wurde sichtbar. Frankreich, das nur daran denken dürfte, seinen türkischen und serbischen Schuldnern die zur Erholung nöthige Ruhe zu sichern, bleibt neben Britanien, das diese Ruhe listig zu stören sucht. Rußland hadert in grobem Ton mit Oesterreich, das ihm die Meerengen doch nicht weigern würde, und versteigt sich (wenigstens in seiner offiziösen Presse) zu Forderungen, die in Paris ärgern und die Erledigung des oft vertagten Anleihegeschäftes wieder hinausschieben müssen; scheint in den Balkanhändeln auch den Briten kaum noch so nah wie in der Zeit des Akabakonfliktes, als (vor dem accord anglo-russe) der Botschafter Sinowjew Englands Sache beim Sultan führte. Einig sind Alle nur, wenn Oesterreichs Sünde gerügt und mit grausam rächender Strafe bedroht wird. Und diese Einigkeit lenkt den Blick auf eine noch nicht beachtete Spur.

Seit in Wien der Beschluß verkündet ward, die vor dreißig Jahren in

Europas Auftrag okkupirten Provinzen dem Reich einzugliedern, bringt beinahe jeder Tag neues Ungemach über Oesterreich-Ungarn. Daß die Serben des Königreiches und Montenegros, denen eine Lebenshoffnung bestattet war, wüthend aufkreischten und allerlei Unfug trieben, ist zu begreifen. Nicht so leicht, daß der Reussenkaiser den zuchtlosen Jüngling, der für Papa Peter das Patriotengefuchtel leistet, zu sich kommen ließ. Doch Nikolai Alexandrowitsch erfährt längst nicht mehr, was sich vor dem goldenen Gitter seines Käfigs ereignet (nicht einmal, was der Heilige Synod über Raskolnikenrechte beschließt), und sah in dem cerebrasthenischen Maulhelden vielleicht einen zum Martyrium bereiten Slavenapostel. Oesterreich konnte die Wallfahrtberichte lächelnd zu den Personalakten der Herren Karageorgewitsch legen. Erlebte dann aber Schlimmeres. Schimpf aus Britanien, Rußland, Frankreich, Italien. In der Türkei werden österreichische Schiffe nicht entfrachtet, österreichische Waaren nicht gekauft; für den Lloyd und den ganzen Balkanhandel ein schwer zu verschmerzender Ausfall. Frankreich wird um Vermittelung ersucht: und versagt sie. Italienische Studenten bieten den Wienern ein Spektakel, bei dem Blut fließt (und das vorher in einem dem Einfluß des Botschafters Barrère zugänglichen mailänder Blatt angekündet worden war). In Italien und Istrien folgen Demonstrationen gegen Oesterreich; und man merkt wieder, wie heftig die beiden Völker einander hassen, die nur der Bündnißvertrag noch vor blutigen Händeln bewahrt. Auch die Czechen regen sich nun; in Prag wird gegröhlt, geprügelt, gespien und gestochen; steigt das Gelübde zum Himmel, der Annexion mit aller Lungenkraft zu widersprechen. Täglich wird irgendwoher eine Mobilmachung gemeldet. Industrie und Handel, denen das Glück, nach langer Abkehr, wieder lächelt, müssen mit naher Kriegsmöglichkeit rechnen; und die wiener Börse sieht schwarze Tage. Aufruhr in Böhmen; Unrast und Sorge im ganzen Land. Als sei Oesterreich, sonst Aller Liebling, plötzlich dem Menschengeschlecht ein Gräuel geworden. Weil es zwei Provinzen annektirt hat, die lange schon sein waren und die der Sultan selbst für verloren hielt. Oder weil es, als einzige Großmacht, noch zu Deutschland hält und in Südosteuropa das schöne Rund der Einkreisunglinie für ein Weilchen aus der Form gebracht hat? Möglich, daß unter Oesterreichs Firma Deutschland von Boykott und Aechtung getroffen werden, daß dem Islam gezeigt werden soll, wie verlassen und verhaßt dieses Reich heute ist. Wahrscheinlicher, daß sichs nur um einen Bluff handelt, einen Einschüchterungversuch, der die wiener Regirung lehren mag, wie schwer dem Freunde Deutschlands das Leben gemacht werden kann. „Britanien, Rußland, Frankreich, Italien, Spanien, Portugal, Osmanenreich, Skandinavien, Holland, Amerika, China, Japan: Alles in unserem Con-

cern vereint. Bequemt auch Ihr Euch, bei uns zu wohnen: und jede Sünde gilt gleich als gesühnt. So aber Einer mit Deutschland haust, ist jede Hand wider ihn und keines Priesters Segen löst ihn von seiner Pein."

Solche Absicht würde das sonst Unerklärbare erklären (nebenbei auch, warum am Stillen Ozean die Friedensstiftung so beschleunigt wurde). Europas Geschwür reift an der Nordseeküste. Alles politische Handeln und Planen rechnet mit dem unfreundlichen Verhältniß, das zwischen England und dem Deutschen Reich entstanden ist. Die britische Staatsklugheit kann in dieser Stunde keinen anderen Krieg wünschen als einen, der Deutschland in Lebensgefahr reißen könnte. Ein Balkankrieg, der uns in die Bundesgenossenpflicht zwänge, müßte seltsam aussehen und Russen und Türken (zwei Islams) in eine Bewegung bringen, deren Ende nicht abzusehen und deren Wirkung an der Peripherie des britischen Weltreiches merkbar wäre. Das Ziel ist auf kürzerem und gefahrloserem Weg zu erreichen. Für den Kriegsfall muß Englands Wunsch sein, uns jede Möglichkeit einer Landmachtentfaltung abzuschneiden (etwa durch eine Intervention Europas, die das Gebiet der Französischen Republik, so lange sie nicht losschlägt, dem Heer des Nachbars sperrt und die Neutralitätrechte Belgiens, Hollands und der skandinavischen Staaten mit Waffengewalt schützt) und auf dem Wasser zu isoliren. Holt es zu solchem Streich aus? Fast möchte mans glauben. Die Zeichen häufen sich. Ueberall werden Fädchen angeknüpft, Bündnisse und Verständigungen bewirkt, glimmende Funken ausgetreten. Die Veröffentlichung der Interviews. Der konzentrische Angriff auf Oesterreich. Das Alles drängt zu der Vermuthung, daß die große Kraftprobe bald gewagt werden soll. Cromer, Roberts, Rothschild, drei Lords sehr verschiedenen Schlages, sprechen offen aus, daß sie den anglodeutschen Krieg für unvermeidlich halten. Der Homeruler Birrel und der Friedensprediger Stead erklären, Deutschlands Rüstung zwinge die Briten, jede für den Flottenbau geforderte Summe zu bewilligen. Im Haus der Lords hat Roberts, der berühmteste Soldat des Inselreiches, eine Resolution beantragt, die der Regirung zur Pflicht macht, ohne Säumen ein Landheer zu schaffen, das zur Abwehr eines deutschen Einfallsversuches stark genug ist. Der Marschall scheint an die Möglichkeit einer Invasion zu glauben. Scheint. Vielleicht dachte er weniger an Abwehr als an Angriff; weniger an die englische Küste als an Badajoz und Waterloo. Vor hundert Jahren, als Wellington in Spanien kämpfte, konnte er seine geschwächten Cadres nicht mit ansehnlichen Landsleuten auffüllen. Dem oft wiederholten Ruf zu den Waffen folgten im Verlauf von fünf Monaten des Jahres 1808 nur dreitausend Engländer; und der Ersatz mußte schließlich aus den Gefängnissen geholt werden.

Daß es da an Manneszucht fehlte und der Sieger alle Begierden frei durch die erstürmten Städte hinrasen ließ, ist begreiflich. Schlechte Soldaten waren die Engländer nicht; Treitschke selbst, der Wellingtons Leistung doch recht kühl wägt, sagt von ihnen: „Wunderbares vermochten die athletischen Körper mit ihrem altenglischen Boxermuth, ihrer Muskelkraft und Ausdauer zu leisten, wenn der Drillsergeant sie einige Jahre lang unter seine Fuchtel genommen hatte; unwiderstehlich wirkte der Bayonnetteangriff der Hünengestalten der Garde oder der wuchtige Angriff der schweren Reiter auf ihren großen, edlen Rossen.“ Freilich: nur der dritte Theil der Mannschaft stammte aus England. Daran mag Roberts gedacht haben; auch an die Klage der Franzosen, daß England ihnen zu Land nicht nützen könne. Alle Bewohner des Staates sind dessen geborene Vertheidiger, sprach Scharnhorst. Daß Britanien sich mit ungeheuren Kosten über Nacht ein großes Söldnerheer schaffen will, deutet in die Richtung seiner Absicht. Von hundertsechs Lords haben vierundsiebenzig für die Resolution gestimmt. Kaum denkbar ohne die Zustimmung des Königs. Und am nächsten Tag wurde im „Standard“ gefragt, ob England, statt sich im Wettrüsten mit dem Deutschen Reich, das für die Kontingentirung der Wehrmacht nicht zu haben sei, zu ruiniren, nicht schon jetzt das Schwert ziehen solle.

Das Recht zur Antwort auf diese Frage hat nur der Brite. Bevor ers thut, sollte er erwägen, ob das Deutsche Reich, mit dem er fortan zu thun haben wird, noch in jedem Wesenszug das selbe ist, das ihm Aergerniß gab; ob ihm nöthig scheint, persönlicher Fehler wegen (die nicht immer nur diesseits vom Kanal zu verzeichnen waren) zwei große Nationen in Todfeindschaft zu verhetzen; ob er wähnt, daß Deutschland eine Niederlage wie eine heilsame Züchtigung hinnehmen würde, und ob das nicht überall unverwundbare Weltreich ein von Kämpfen gegen die stärkste Kontinentalmacht ausgefülltes Menschenalter herbeisehnen kann. Viceadmiral Galster hat in diesen Tagen gerathen, neue große Linienschiffe erst zu bauen, wenn die Erfahrung gelehrt hat, wie sie am Besten zu bauen sind; und den im klügsten Sinn patriotischen Satz gesprochen: „Das Flottengesetz darf uns nicht zwingen, gegen die Vernunft zu handeln.“ Vielleicht erwirkt die Technik mit ihren Zweifelsfragen eine Verständigung. Vielleicht beruft der Reichstag Sachverständige in seine Kommission und prüft, auf dem festen Grund der Gutachten, die Haltbarkeit des Flottengesetzes noch einmal. Neun Zehntel des deutschen Volkes sähen einen anglo-deutschen Krieg wie ein internationales Unglück nahen. Würden ihn nie provoziren. Nie aber auch ihm furchtsam ausweichen. Britanien muß wissen, was ihm frommt; obs, nach den Königen, nicht die Völker mit einander versuchen sollten. Britanien hat freie Wahl. Wir warten geduldig.

❦

Bußtag.

In diesen Tagen politischer Auseinandersetzungen ist Alles gesagt worden, was der Augenblick forderte. Eins nur blieb ungesagt. Trotzdem eine Anklage der anderen folgte, ist über das Handeln von Kaiser und Kanzler nicht oft hinaus, ist fast nirgends auf die Schuld der ganzen Nation gewiesen worden. Und doch wäre es gut gewesen, die Abrechnung mit Selbstprüfungen zu beginnen. Wie der große Feldherr ein Heer nicht von Sieg zu Sieg zu führen vermag, es trüge denn den Willen und die Kraft zum Sieg schon in sich, wie kein Regent die Quellen des Reichthums voller fließen machen kann, es sei denn, daß das ganze Volk ungeduldig schon des Reichthums harrt, so vermag auch der mächtigste Fürst eine ganze Nation nicht verderblichen Katastrophen entgegenzuführen, wenn sie selbst nicht die Vorbedingungen dazu schafft, ja, wenn sie selbst Erschütterungen nicht heimlich herbeisehnt. In der That sitzt im deutschen Volkskörper, als Folge jäher Ueberernährung, eine schlimme Krankheit. Sie zu überwinden, erwecken die guten Instinkte der Gesundheit nun ein dunkles Verlangen nach läuternden Nationalleiden. Dieses dem Bewußtsein freilich entrückte Verlangen, dem auch jetzt der Anlaß noch nicht genügte und das ein Aeußerstes will, weil nur dieses noch helfen kann, mag es sein, was auch jetzt wieder listig die Nation in ihre alte Lebensweise zurücklockt. So nur ist zu erklären, daß trotz der ernsten Mahnung Alle nun zur emsigen Güteranhäufung zurückkehren, als handle es sich wirklich nur um den Fehler eines Einzelnen und nicht um ein Krankheitsymptom, das Jeden angeht.

Seit einigen Jahrzehnten hört das deutsche Volk die innere Stimme höher gearteter Menschlichkeit nur ungern; darum ist es auch so unwillig immer über die von außen kommende Mahnung. Mancher Warner hat im kleinen oder großen Kreise das Selbe empfunden, was Paul de Lagarde genau vor dreiundzwanzig Jahren, auch an einem Totenfeste, als Abschluß einer noch heute fast unbekannten politischen Erzieherthätigkeit in schöne Form faßte:

„Ich habs gesagt und abermals gesagt:
auch hörten rings die Männer in der Runde.
Die Einen riefen Ja, doch mit dem Munde,
die Anderen haben nie ein Nein gewagt.

Die Guten faul, die Besten ganz verzagt,
und keine Hand bot sich zum Heilgen Bunde.
O großer Gott, wie ferne ist die Stunde,
in der des neuen Lebens Sonne tagt!“

Alle Fehler fast, die dem Kaiser nun mit Recht vorgeworfen wurden, sind Nationalfehler geworden. Unser Volk hat sich selbst die Bitterkeit der eben erlebten Tage bereitet. Es ist seit fünfzehn Jahren mit der Politik zu-

frieden, die uns den Katastrophen immer näher führt; es wollte diesen Weg geführt sein, will es noch heute. Wäre vom ersten Tage der Regirung Wilhelms des Zweiten ab die Nation anderen Sinnes gewesen als er, so hätte er nie die Macht gehabt, uns dahin zu leiten, wo wir nun stehen. Nur Wenige haben widersprochen; Viele haben es gehen lassen, wie es ging; die Meisten aber waren überzeugt, gut regirt zu werden. Die Opposition hat sich immer darauf beschränkt, Einzelnes, Zufälliges und Nebensächliches nach den Leitsätzen der Parteidogmen zu bemängeln. Eben diesen Kaiser wollte die unendlich arbeitsame, aber in kalten Erwerbsinstinkten täglich tiefer versinkende neudeutsche Nation. Ihrem rastlosen Materialismus entspricht der ruhelose Materialismus Wilhelms des Zweiten. Fürst und Volk sind gleichmäßig den Suggestionen der Quantitäten unterlegen und Beide verstehen gleich schlecht den Adel der Qualität; Beide begeistern sich für Expansion, für die Anhäufung von Machtmitteln, für den Besitz an Arbeit, Geld, Wissenschaft oder Kunst, nur um des Besitzes willen; Beide verwechseln fortgesetzt Civilisirungwerthe mit Kulturgütern, überschätzen die Phänomene des sichtbaren Erfolges und sind ganz einig in der Abwehr der still wirkenden aristokratischen Geistesgewalten. Diese Zeit ist ganz unfaustisch. Es ist eine Zeit ungeheurer Güteranhäufung und kühnen Unternehmerthumes, glückloser Emsigkeit und eiliger Genußgier. Das deutsche Volk dieser Jahrzehnte ist stark, ja, beinahe groß im Materiellen und nicht eine Spur von Trägheit ist in ihm; aber es ist ohne Tiefe. Kühn ist es ohne Grazie, kräftig ohne Schönheit, klug ohne Weisheit, tugendhaft ohne schöpferische Sittlichkeit, gehorsam ohne frei dienende Ehrfurcht. Immer sind wir noch in Gründerjahren und schon darum gefällt der Nation die Gründerpolitik, der Parvenu-Imperialismus. Wilhelm der Zweite ist der Kaiser der merkantilen Interessen, materialistisch trotz seiner Romantik, unpersönlich trotz seiner „Impulsivität", ein Wille und ein Selbstgefühl, doch ohne höheres kritisches Bewußtsein und darum ohne festes Ziel, ein Mensch des Augenblicks ohne geniale Instinkte und ein Genußtemperament ohne Geschmackskultur. Ein Kaiser des allgemeinen Industrie-Illusionismus, ein Fürst aller Fehler des Ueberganges. Der im Lande heute allmächtige Kaufmann hat ihn mit beleidigender Zärtlichkeit seinen „besten Geschäftsreisenden" genannt. Dieser gekrönte „Geschäftsreisende" ist es, dem die geschäftlich gewordene Nation so lange zugejubelt hat, denn unter seinem Regime ist sie reich geworden; ihn schilt sie jetzt, da sein Fehler die Geschäfte zu schädigen droht.

Aber Individuen und Völker leben zugleich zwei Leben. Hinter all diesen Sichtbarkeiten ist ein Gebiet, wo der Kategorische Imperativ unumschränkt herrscht. Er, eine göttliche Gewalt, steht, verkleidet als Gewissen, als Gesundheitinstinkt, als höherer Selbsterhaltungtrieb, wie ein transszendentales Subjekt hinter dem Lebenswandel der Einzelnen und der Allgemeinheiten. Auch hinter

dem Leben und Treiben unserer Nation steht er in dieser Stunde. Das Gewissen des deutschen Volkes beginnt merkbarer wieder, sich zu regen. Wieder meldet sich die Ahnung, daß ein Fürst der Nation zur Zuchtruthe werden kann. Man beginnt, zu fühlen, wie arm in all unserem Reichthum wir den Manen unserer Vergangenheit gegenüberstehen und daß nur aufwühlende, nach innen weisende Leiden den Deutschen wieder sich selbst zurückgeben können; der Genius der Rasse flüstert uns zu, daß die Tage der Wiedergeburt nur nach schweren Katastrophen kommen werden. Denn am Größten war der Deutsche stets im Unglück. Nie zögerte er dann, zur eigenen Lebensbürde noch die Verantwortung für die ganze Menschheit auf sich zu nehmen. Es mag nun vorkommen, daß das Individuum auf einem lange beschrittenen Weg innehält, um „ein neues Leben" zu beginnen. Niemals kommt Das aber bei ganzen Völkern vor, weil die dazu nothwendige Uebereinkunft nicht zu Stande kommen kann. Zum Lehrmeister der Nationen wird nur das aus der Nothwendigkeit geborene Ereigniß, die ursächlich herbeigeführte Katastrophe. Eben jetzt wurde uns eine Warnung; schnell aber ist das furchtbare Symptom wieder zum Guten gedeutet worden. Denn die Nation weiß in ihrem ihr selbst unverständlichen Gefühl, daß sie mehr braucht als eine Warnung, Stärkeres als nur Wetterleuchten. Sie will das große, reinigende Gewitter.

Das wird kommen. Ein furchtbarer Krieg wahrscheinlich und schwere Niederlagen. Die Prädestination des Kaisers ist noch nicht in allen Theilen erfüllt. Unsere Söhne werden, eben in dem Moment, wo sie die Früchte dieser Zeiten genießen wollen, für die Sünden der Väter mit Leben oder Gesundheit, unsere Töchter mit Unfruchtbarkeit bezahlen müssen. Auch weiterhin wird sich die Verkündigung des alten Vischer erfüllen, wie sie sich zur Hälfte schon erfüllt hat: „Sehen Sie, die Deutschen können das Glück und die Größe nicht recht vertragen. Ihre Art Idealität ruht auf Sehnsucht. Wenn sie es einmal haben und nun nichts mehr zu sehnen ist, so werden sie frivol werden, die Hände reiben und sagen: Unsere Heere habens ja besorgt, seien wir jetzt recht gemeine Genuß- und Geldhunde mit ausgestreckter Zunge. Aber nehmen wirs auch nicht zu schwer; eine anständige Minorität wird bleiben, eine Nation kann so was überdauern; es bedarf dann eines großen Unglücks und das wird kommen in einem neuen Krieg, dann werden wir uns aufraffen müssen, die letzte Faser daran setzen und dann wirds wieder besser und recht werden."

Lache Jeder solcher Betrachtungen, der noch Heiterkeit in sich hat, dem ein freies Gelächter noch glückt in dieser Zeit, die zu äußerster Thätigkeit zwingt, den Starken wie den Schwachen, über deren Arbeit aber kein Himmel blaut und die die Guten und Reinen nicht kennen will. Wo ist der heilige Segen dieser Werth auf Werth häufenden Arbeit? Es ist, als wäre ein Fluch über sie gesprochen. Und auch ich glaube: den kann nur Blut und Eisen lösen.

Friedenau. Karl Scheffler.

Ekstase und Bekenntniß.*)

Unser menschliches Lebensgetriebe, das Alles einläßt, das ganze Licht und die ganze Musik, alle Tollheiten des Gedankens und alle Varianten des Schmerzes, die Fülle des Gedächtnisses und die Fülle der Erwartung, ist nur Einem verschlossen: der Einheit. In jedem Blick blinzeln heimlich tausend Blicke mit, die sich ihm nicht verschwistern wollen, jedes schöne reine Staunen wird von tausend Erinnerungen verwirrt und noch in das stillste Leid zischeln tausend Fragen. Das Getriebe ist üppig und karg, es häuft und versagt das Umfangen, es baut einen Wirbel von Gegenständen und einen Wirbel von Gefühlen, Wirbelwand zu Wirbelwand, daß es gegen einander und über einander fliegt, und läßt uns hindurchgehen, diesen unseren Weg lang, ohne Einheit. Das Getriebe läßt mich die Dinge haben und die Ideen dazu, nur nicht die Einheit: Welt oder Ich, gleichviel. Ich, die Welt, wir, — nein, ich Welt bin das Entrückte, das nicht zu Fassende, nicht zu Erlebende. Ich gebe dem Bündel einen Namen und sage Welt zu ihm; aber der Name ist keine Einheit, die erlebt wird. Ich gebe dem Bündel ein Subjekt und sage Ich zu ihm; aber das Subjekt ist keine Einheit, die erlebt wird. Name und Subjekt sind des Getriebes und mein ist die Hand, die sich ausstreckt — ins Leere.

Aber Das ist der Gottessinn des Menschenlebens, daß das Getriebe eben doch nur das Außen ist zu einem unbekannten und allerlebendigsten Innen und daß dieses Innen sich nur der Erkenntniß, die eine Tochter des Getriebes ist, nicht aber der schwingenden und sich befreienden Seele zum Erlebniß versagen kann. Die Seele, die sich ganz gespannt hat, das Getriebe zu sprengen und ihm zu entrinnen, die ist es, welche die Gnade der Einheit empfängt. Sie mag einem lieben Menschen begegnen oder der Landschaft eines wilden Steinhaufens: an diesem Menschen, an diesem Steinhaufen entzündet sich die Gnade und die Seele erlebt nicht mehr ein Einzelnes, um das tausend andere Einzelne schwirren, nicht den Druck einer Hand oder den Blick der Felsen, sondern sie erlebt die Einheit, die

*) Die Einleitung in ein Buch, das Herr Dr. Martin Buber, unter dem Titel „Ekstatische Konfessionen“ (bei Eugen Diederichs in Jena), erscheinen läßt. Der Grundgedanke, der zu der Sammlung trieb, läßt sich kaum klarer ausdrücken, als in der Einleitung und dem (hier angeschlossenen) Vorwort geschehen ist. Der Name des Autors, dem wir die ungewöhnlich schönen und feinen Bücher „Die Geschichten des Rabbi Nachmann“ und „Die Legende des Baalschem“ zu danken haben und der „Die Gesellschaft“, eine Sammlung sozialpsychologischer Monographien, herausgiebt, bürgt dafür, daß auch diesmal eine werthvolle Gabe zu erwarten ist. Den Wunsch, Einleitung und Vorwort hier zuerst zu veröffentlichen, habe ich um so lieber erfüllt, als über das Wesen der Ekstase noch nicht viel Haltbares gesagt worden ist; trotz Allem, was gerade in neuerer Zeit über Johannes von Ruysbroek, den Doktor exstaticus, ans Licht gebracht wurde. Vielleicht das Beste hat Renan in den Kapiteln über Paulus geleistet („Les commotions cérébrales produisent parfois une sorte d'effet rétroactif et troublent complétement les souvenirs des moments qui ont précédé la crise“). Hier aber läßt der Sammler in den verschiedensten Kulturzonen uns ekstatische Zustände bestimmter Menschen miterleben. Nicht die Psychologie, Physiologie, Pathologie dieser Menschen will er uns zeigen, sondern ihr Erlebniß uns noch einmal erleben lassen.

Welt: sich selber. Alle ihre Kräfte spielen, alle Kräfte geeint und als Eins gefühlt, und mitten unter den Kräften lebt und strahlt der geliebte Mensch, der geschaute Stein: sie erlebt die Einheit des Ich und in ihr die Einheit von Ich und Welt: nicht mehr einen Inhalt, sondern Das, was unendlich mehr ist als aller Inhalt.

Und doch ist auch Dies der Seele noch nicht eine ganze Freiheit. Sie hat es nicht aus sich, sondern von dem Anderen empfangen und das Andere ist in der Hand des Getriebes. So kann irgendein Vorgang des Getriebes — ein Gedanke, der das Gesicht des Geliebten, eine Wolke, die das Gesicht des Felsens verwandelt — Macht über sie gewinnen und ihre Einheit verderben, daß sie wieder verlassen und geknechtet steht im Wirbel der Gefühle und der Gegenstände. Und auch in dem reinen Augenblick selbst kann es erscheinen wie ein Zerreißen, wie ein Hervorschauen: und statt der Einheit sind zwei Welten und der Abgrund und die schwankste aller Brücken darüber; oder das Chaos, das Gewimmel der Finsterniß, das keine Einheit kennt.

Allein es giebt ein Erlebniß, das aus der Seele selber in ihr wächst, ohne Berührung und ohne Hemmung, in nackter Eigenheit. Es wird und vollendet sich jenseits des Getriebes, vom Anderen frei, dem Anderen unzugänglich. Es braucht keine Nahrung und kein Gift kann es erreichen. Die Seele, die in ihm steht, steht in sich selber, hat sich selber, erlebt sich selber — schrankenlos. Nicht mehr, weil sie sich ganz an ein Ding der Welt hingegeben, sich ganz in einem Ding der Welt gesammelt hat, erlebt sie sich als die Einheit, sondern, weil sie sich ganz in sich eingesenkt hat, ganz auf ihren Grund getaucht ist, Kern und Schale, Sonne und Auge, Becher und Trank zugleich. Dieses allerinnerlichste Erlebniß ist es, das die Griechen Ekstasis (Das ist: Hinaustreten) nannten.

Wenn wirklich die Religion, wie man sagt, sich „entwickelt“ hat, so kann man als ein wesentliches Stadium dieses Vorganges die Wandlung ansehen, die sich in der Auffassung Gottes vollzogen hat. Zuerst scheint der Mensch mit dem Namen Gottes vornehmlich Das erklärt zu haben, was er an der Welt nicht verstand, dann aber immer öfter Das, was der Mensch an sich nicht verstand. So wurde die Ekstase (Das, was der Mensch an sich am Wenigsten verstehen konnte) zu Gottes höchster Gabe. Jenes Phänomen, das man nach einem optischen Begriff als Projektion bezeichnen kann, das Hinausstellen eines Innerlichen, zeigt sich in seiner reinsten Gestalt an der Ekstase, die, weil sie das Innerlichste ist, am Weitesten hinausgestellt wird. Der Gläubige des christlichen Zeitalters kann sie nur an den Polen seines Kosmos lokalisiren: er muß sie Gott zuschreiben oder dem Teufel. Noch Jeanne de Cambray schreibt an ihren Beichtvater: „Ich bin genöthigt, Euch die innere Noth bekannt zu machen, worin ich mich seit Euerm letzten Zuspruch befunden habe, da Ihr mich noch immer im Zweifel lasset, ob es Gott oder der Teufel sei, der mich regirt. Ist es der Teufel, so ist all mein Gebet, worin ich mich nunmehr siebenunddreißig Jahre geübt habe, zu nichts nützlich.“ Aber nicht blos jene Zeiten, die das Leben zwischen Göttliches und Teuflisches auftheilten, weil sie die Macht und Weite des Menschlichen nicht kannten, haben die Innerlichkeit der Ekstase nicht erfaßt: es giebt fast keinen Ekstatiker, der nicht sein Icherleben als Gotterleben gedeutet hätte (und wie sehr man Gott auch zu verinnerlichen suchte, ganz ins Ich, als dessen Einheit, hat ihn kaum Einer genommen). Das scheint mir im Wesen des Erlebnisses begründet zu sein.

Im Erleben der Ekstase selbst weist noch nichts nach innen oder außen.

Der die Einheit von Ich und Welt erlebt, weiß nichts von Ich und Welt. Denn (so heißt es in den Upanischaden) wie Einer, von einem geliebten Weibe umschlungen, kein Bewußtsein hat von Dem, was außen oder innen ist, so auch hat der Geist, von dem Urselbst umschlungen, kein Bewußtsein von Dem, was außen oder innen ist. Aber der Mensch kann nicht umhin, auch noch das Subjektivste, Freiste, nachdem es gelebt worden ist, in die Kette des Getriebes einzustellen und Dem, was zeit- und fessellos wie die Ewigkeit durch die Seele fuhr, eine kleine Vergangenheit, die Ursache, und eine kleine Zukunft, die Wirkung, anzuschmieden. Je eigener und gelöster aber das Erlebniß ist, um so schwerer muß es sein, es in den Kreis des Anderen, Gebundenen einzustellen, um so natürlicher und unwiderlegbarer, es Einem zuzuschreiben, der über der Welt und außer aller Bindung ist. Der Mensch, der in den Funktionen seiner Körperhaftigkeit und Unfreiheit einherstapft Tag um Tag, empfängt in der Ekstase eine Offenbarung seiner Freiheit. Er, der nur differenzirtes Erleben kennt — Erleben eines Sinnes, des Denkens, des Willens, mit einander verknüpft, aber doch geschieden und in dieser Scheidung bewußt —, erfährt ein undifferenzirtes Erleben: das Erleben des Ich. Ueber ihn, der immer nur Einzelnes von sich empfindet und weiß, Begrenztes, Bedingtes, geräth das Wetter einer Gewalt, eines Ueberschwanges, einer Unendlichkeit, in der auch seine ursprünglichste Sicherheit, die Schranke zwischen ihm und dem Anderen, untergegangen ist. Er kann dieses Erlebniß nicht dem allgemeinen Geschehen aufladen; er wagt nicht, es auf sein armes Ich zu legen, von dem er nicht ahnt, daß es das Weltich trägt; so hängt er es an Gott. Und was er von Gott meint, fühlt und träumt, geht wieder in seine Ekstasen ein, schüttet sich in einem Schauer von Bildern und Klängen über sie aus und schafft um das Erlebniß der Einheit ein vielgestaltiges Mysterium.

Die elementare Vorstellung darin ist die einer (mehr oder minder körperhaft gedachten) Vereinigung mit Gott. Ekstasis ist ursprünglich: Eingehen in den Gott*), Enthusiasmos: Erfüllt sein vom Gotte. Essen des Gottes, Einathmen des göttlichen Feuerhauchs, Liebeseinung mit dem Gott (diese Grundform ist aller späteren Mystik eigen geblieben), Neugezeugtwerden, Wiedergeburt durch den Gott, Auffahrt der Seele zum Gott, in den Gott, sind Gestalten dieser Vorstellung. Paulus weiß nicht, ob seine Seele in dem Leib oder außer dem Leib war; und Haj Gaon weist eine Meinung der Menge zurück, wenn er von dem Adepten, der die zehn Stufen überwunden hat, sagt: „Dann öffnet sich der Himmel vor ihm; nicht, daß er in ihn aufstiege, sondern in seinem Herzen geschieht Etwas, wodurch er in das Schauen der göttlichen Dinge eintritt." Und wie weit auch der Weg ist, der von Diesem zu den Platonikern, zu den Sufis, zu den deutschen Gottesfreunden führt: auch bei ihnen lebt immer noch der Gott, mit dem die Ekstase vereinigt. Nur in indischen Urworten (und vielleicht hernach noch von Einzelnen in seltener Rede) wird das Ich verkündet, das eins mit dem All und die Einheit ist.

Von allen Erlebnissen, von denen man, um ihre Unvergleichbarkeit zu kennzeichnen, sagt, sie könnten nicht mitgetheilt werden, ist die Ekstase allein ihrem Wesen

---

*) Zu den bei Dieterich, „Eine Mithrasliturgie" (dieses Buch, das ein Vermächtniß ist, darf hier nicht unerwähnt bleiben), angeführten Belegen für die Auffassung Gottes als des pneumatischen Elementes, in dem der Gläubige steht, sollte vielleicht noch der spätjüdische Gottesname Makom (Das ist: Ort) herangezogen werden, der wie die letzte Spur eines urzeitlichen Bildes erscheint.

nach das Unaussprechliche. Sie ist es, weil der Mensch, der sie erlebt, eine Einheit geworden ist, in die keine Zweiheit mehr hineinreicht.

Das, was in der Ekstase erlebt wird (wenn wirklich von einem Was geredet werden darf), ist die Einheit des Ich. Aber um als Einheit erlebt zu werden, muß das Ich eine Einheit geworden sein. Nur der vollkommen Geeinte kann die Einheit empfangen. Nun ist er kein Bündel mehr: er ist ein Feuer. Nun sind der Inhalt seiner Erfahrung und das Subjekt seiner Erfahrung, nun sind Welt und Ich zusammengeflossen. Nun sind alle Kräfte zusammengeschwungen zu einer Gewalt, nun sind alle Funken zusammengelodert zu einer Flamme. Nun ist er dem Getriebe entrückt, entrückt ins stillste, sprachloseste Himmelreich; entrückt auch der Sprache, die das Getriebe sich einst in der Mühsal schuf zu seiner Botenmagd und die, seit sie lebt, ewig nach dem Einen, Unmöglichen verlangt: ihren Fuß zu setzen auf den Nacken des Getriebes und ganz Gedicht zu werden, — Wahrheit, Reinheit, Gedicht.

„Nun spricht" (so heißt es bei Meister Eckhart) „die Braut im Hohenliede: Ich habe überstiegen alle Berge und all meine Vermögen, bis an die dunkle Kraft des Vaters. Da hörte ich ohne Laut, da sah ich ohne Licht, da roch ich ohne Bewegen, da schmeckte ich Das, was nicht war, da spürte ich Das, was nicht bestand. Dann wurde mein Herz grundlos, meine Seele lieblos, mein Geist formlos und meine Natur wesenlos. Nun vernehmet, was sie meint! Daß sie spricht, sie habe überstiegen alle Berge, damit meint sie ein Ueberschreiten aller Rede, die sie irgend üben kann aus ihrem Vermögen, — bis an die dunkle Kraft des Vaters, wo alle Rede endet."

So ganz über die Vielheit des Ich, über das Spiel der Sinne und des Denkens gehoben, ist der Ekstatiker auch von der Sprache geschieden, die ihm nicht folgen kann. Sie ist als eine Speicherung von Zeichen für die Affektionen und Nöthe des Menschenleibes entstanden; sie ist gewachsen, indem sie Zeichen bildete für die empfindbaren Dinge in Nähe und Ferne des Menschenleibes; sie ist der werdenden Menschenseele nachgegangen auf immer heimlicheren Wegen und hat Namen geformt, gelöthet, ziselirt für die trotzigsten Künste und für die wildesten Mysterien der Tausendfältigen; sie hat den Olymp des Menschengeistes erstürmt, nein, sie hat den Olymp des Menschengeistes gemacht, indem sie Bildwort auf Bildwort thürmte, bis auch noch die höchste Aufgipfelung des Gedankens im Worte stand; und Solches thut sie und wird sie thun; aber sie kann immer nur von Einem empfangen, Einem Genüge thun: der zeichenzeugenden Vielheit des Ich. Niemals wird sie in das Reich der Ekstase eingehen, welches das Reich der Einheit ist.

Sprache ist Erkenntniß: Erkenntniß der Nähe oder der Ferne, der Empfindung oder der Idee, und Erkenntniß ist das Werk des Getriebes, in ihren größten Wundern ein gigantisches Koordinatensystem des Geistes. Aber das Erleben der Ekstase ist kein Erkennen.

Das ist der Sinn Dessen, was wir in dem Buch des Hierothos (des Syrers Stefan bar Sudaili?) lesen; desselben Hierotheos, so weit wir urtheilen dürfen, von dem es in den areopagitischen Schriften heißt, er habe das Göttliche nicht blos erfahren, sondern auch erlitten, οὐ μονον μαθων ἀλλα και παθων τα θεια —

„Mir scheint es recht, ohne Worte zu sagen und ohne Erkenntniß zu verstehen Das, was über Worten und Erkenntniß ist: Dieses, meine ich, ist nichts Anderes als das geheime Schweigen und die mystische Ruhe, die das Bewußtsein

vernichtet und die Formen auflöst. Suche denn, im Schweigen und im Geheimniß, jene vollkommene und ursprüngliche Vereinigung mit dem wesenhaften Urgut."

Aber nicht blos seiner früheren Vielheit gegenüber ist, Der die Ekstase erlebt, eine Einheit geworden. Seine Einheit ist nicht relativ, nicht vom Anderen begrenzt: sie ist grenzenlos, denn sie ist die Einheit von Ich und Welt. Seine Einheit ist Einsamkeit, die absolute Einsamkeit: die Einsamkeit Dessen, der ohne Grenzen ist. Er hat das Andere, die Anderen mit in sich, in seiner Einheit: als Welt; aber er hat außer sich keine Anderen mehr, er hat keine Gemeinschaft mehr mit ihnen, keine Gemeinsamkeit. Die Sprache aber ist eine Funktion der Gemeinschaft und sie kann nichts als Gemeinsamkeit sagen. Auch das Persönlichste muß sie irgendwie in das gemeinsame Erlebniß der Menschen überführen, irgendwie aus diesem zurechtmischen, um es auszusprechen. Die Ekstase steht jenseits vom gemeinsamen Erlebniß. Sie ist die Einheit, sie ist die Einsamkeit, sie ist die Einzigkeit: die nicht überführt werden kann. Sie ist der Abgrund, den kein Senkblei mißt: das Unsagbare.

In jener Stelle des großen pariser Zauberbuches, die den Apathanatismos, die Weisung an den Mysten zur höchsten Weihe, der Neugeburt zur Unsterblichkeit, enthält, wird ihm gesagt: „. . . Sehen wirst Du aber, wie die Götter Dich anblicken und gegen Dich heranstürmen. Du aber lege sogleich den Zeigefinger auf den Mund und sprich: Schweigen, Schweigen, Schweigen, — Symbolon des lebendigen, unvergänglichen Gottes, beschütze mich, Schweigen! . . . Wenn Du nun die obere Welt rein und einsam erschaust und keinen der Götter oder Engel heranstürmen siehst, bereite Dich, zu hören Krachen gewaltigen Donners, daß Du erschüttert wirst. Du aber sprich wiederum: Schweigen. Gebet: Ich bin ein Stern, der mit Euch die Bahn wandelt und aufleuchtet aus der Tiefe."

Das Schweigen ist unser schützendes Symbolon gegen die Götter und Engel des Getriebes: unsere Hut wider seine Irrgänge, unsere Reinigung wider seine Unreinheit. Wir schweigen das Erlebniß; und es ist ein Stern, der die Bahn wandelt. Wir reden es; und es ist hingeworfen unter die Tritte des Marktes. Wir sind dem Herrn still: da macht er Wohnung bei uns; wir sagen Herr, Herr: da haben wir ihn verloren. Aber so gerade ist es mit uns: wir müssen reden. Und unsere Rede wölbt einen Himmel über uns, über uns und die Anderen einen Himmel: Dichtung, Liebe, Zukunft. Aber Eins ist nicht unter diesem Himmel; das Eine, das noththut.

Das Bewußtsein stellte die Ekstase hinaus in der Projektion; der Wille stellt sie zum anderen Mal hinaus in dem Versuch, das Unsagbare zu sagen. Auch das innerlichste Erlebniß bleibt vor dem Triebe zur Veräußerung nicht bewahrt. Ich glaube an die Ekstasen, die nie ein Laut berührte, wie an ein unsichtbares Heiligthum der Menschheit; die Dokumente Derer, die in Worten mündeten, liegen vor mir. Hier sind Menschen, die ihre Einsamkeit, die höchste, die absolute, nicht ertrugen, die aus dem Unendlichen, das sie erlebt hatten, mitten ins Endliche stiegen, aus der Einheit mitten in die wimmelnde Vielheit. Sobald sie sprachen, sobald sie (wie es der Rede Vorspiel zu sein pflegt) zu sich sprachen, waren sie schon an der Kette, in den Grenzen; der Unbegrenzte spricht auch nicht zu sich, in sich, weil auch in ihm keine Grenzen sind: keine Vielheit, keine Zweiheit, kein Du im Ich mehr. Sobald sie reden, sind sie schon der Sprache verfallen, die Allem gewachsen ist, nur nicht dem Grund des Erlebens, der Einheit. Sobald sie sagen, sagen sie schon das Andere.

Es giebt freilich ein allerstillstes Sprechen, das nur Dasein mittheilen, nicht beschreiben will. Es ist so hoch und still, als sei es gar nicht in der Sprache, sondern wie ein Heben der Lider im Schweigen. Es übt keine Untreue, denn es sagt nur aus, daß Etwas ist.

Dieser kundige Redner und Kirchenmann, Bernhard von Clairvaux, hält einmal plötzlich mitten in der Predigt inne und sagt dann leise, nicht prahlend und auch nicht demüthig (es ist kein Kunstgriff, sondern die Erinnerung hat ihn überkommen und die Rede zerbrach in seinem Munde): Fateor et mihi adventasse verbum: Ich bekenne, daß auch mir das Wort genaht ist. Sodann spricht er weiter, etwas lauter wohl, aber doch die wieder Einlaß verlangende Kunst mit schlichter Seele bezwingend: wie er fühlte, daß es da war, wie er sich entsinnt, daß es da gewesen ist, wie er geahnt hatte, daß es kommen würde, und wie er doch Kommen und Gehen nicht empfand. Wie es durch keinen Sinn eintreten konnte, das Unsinnliche, wie es nicht aus ihm selbst stammen konnte, das Vollkommene. „Wenn ich hinausschaute, fand ich es jenseits alles meines Außen; wenn ich hineinsah, war es meinem Innersten innerlicher. Und ich erkannte, daß es wahr ist, was ich gelesen hatte: daß wir in ihm leben, uns bewegen und sind; aber Der ist glückselig, in dem es ist, der von ihm lebt, der durch es bewegt wird." Ich glaube ihm sein Bekennen. Ich fühle, daß er einst, als er noch nicht wie heute reden konnte, Stunden hatte, da auch er das Göttliche erlitt. Und all die schamlose Zierlichkeit seines Redens ist mir dadurch erkauft, daß er so von seiner Stunde berichtet, daß er das Wort nicht den Worten zum Fraße hinwirft, sondern für das Wort mit seinem Schweigen zeugt wie ein Märtyrer mit seinem Blut.

Von diesem Sprechen führen viele Stufen zu jenem Erzählen von Gott und seinen Gaben, das nicht erschrickt und nicht umkehrt, sondern sagt und sagt. Es ist nicht weniger redlich, seine Sprache klingt nirgends gesprungen, wir wissen, daß es nicht lügt, sondern Gemeintes bekennt. Aber die Stille fehlt ihm, und wo keine Stille ist, da ist die Stimme der Nothwendigkeit wie eine Stimme der Willkür zu hören.

Schon das Phänomen der Projektion selbst — daß Einer, der sein Ich erlebt hat, sich und Anderen verkündet, er habe Gott erlebt — muß Manchem als Willkür erscheinen: dem Gottlosen als die Willkür eines überflüssigen Theismus (oder unreinen Pantheismus), dem Frommen als die Willkür der Ueberhebung und Blasphemie. „Und wenn sie", sagt Jeremy Taylor, der ein viel zu feiner Geist war, um sich zu empören, statt zu verstehen, „Entzückungen leiden über die Lasten und die Stütze der Vernunft hinaus, leiden sie, sie wissen nicht was, und nennen es, wie es ihnen beliebt (they suffer they know not what, and call it what they please)." Und doch ist da in Wahrheit keine Willkür, sondern Noth und Nothwendigkeit.

Willkürlicher noch muß der Inhalt der Konfession des Ekstatikers erscheinen, vor Allen Dem, der nicht an der eigenen Seele die Tragoedie erfahren hat, die aus dem Zusammentreffen des Triebes nach Veräußerung des Innerlichsten und Persönlichsten mit der gegebenen Menschensprache entsteht: den Kampf des Irrationalen mit dem Rationalen, der ohne Sieg und Niederlage endet, in einem beschriebenen Blatt Papier, das dem sehenden Auge das Siegel eines großen Leidens zeigt.

Bossuet, ein Geist weit geringerer Ordnung als Taylor und ein Liebhaber

der Logik (so lange das Dogma durch sie nicht gekränkt wird), will die Ekstatiker mit dem Witz der Aufdeckung eines Widerspruches vernichten. Sie sagen, so ruft er aus, die Betrachtung schließe nicht allein alle Bilder im Gedächtniß und alle Spuren im Gehirn aus, sondern auch jede Idee und jede geistige Erscheinung; und während sie Das sagen, sind sie gezwungen, es niederzureißen, nicht allein in Hinsicht auf die geistigen Erscheinungen und Ideen, sondern auch in Hinsicht auf die körperhaften Bilder selbst, da ja die Bücher, in denen sie sie ausschließen, davon erfüllt sind.

In der That: ein Widerspruch ist aufgedeckt. Aber was kann er für die Beurtheilung von Menschen bedeuten, die ihr Leben in der Pein eines ungeheuren Widerspruches verbringen: des Widerspruches zwischen dem Erlebniß und dem Getriebe, aus dem sie emporstiegen und in das sie wieder hinabstürzen Mal für Mal? Das ist der Widerspuch zwischen der Ekstase, die nicht in das Gedächtniß eingeht, und dem Verlangen, sie für das Gedächtniß zu retten, im Bild, in der Rede, in der Konfession.

Ja, es ist wahr: der Ekstatiker kann das Unsagbare nicht sagen. Er sagt das Andere, Bilder, Träume, Gesichte; die Einheit nicht. Er redet, er muß reden, weil das Wort in ihm brennt. Der nicht zu den Menschen redete, hat zu sich geredet; er war heiliger, weil er nach außen einsam blieb; aber vielleicht blieb er einsam, weil es ihn nicht so schlug und stieß, Botschaft zu den Anderen zu tragen; die unmögliche Botschaft?

Er lügt nicht, der in Bildern, Träumen, Gesichten von der Einheit redet, von der Einheit stammelt. Gestalten und Klänge, die, aus seinem Gottgefühl geboren, um das Urerlebniß kreisten, sind in seinem Gedächtniß geblieben: rings um den treibenden Brand, der allein als Spur des Erlebnisses selbst in ihm lebt; vielleicht mischen sich, aus dunklen Sphären seiner Seele tauchend, andere Gestalten und Klänge darein, von denen er nicht weiß, woher sie kommen, und nach denen er greift, um sich selbst zu verstehen. Denn er versteht sich nicht; und doch ist in ihm das Verlangen erwacht, das in der Ekstase erloschen war: sich zu verstehen. Er sagt die Gestalten und Klänge, und merkt, daß er nicht das Erlebniß sagt, nicht den Grund, nicht die Einheit, und möchte innehalten und kann nicht und fühlt die Unsagbarkeit wie ein Thor mit sieben Schlössern, an dem er rüttelt, und weiß, daß es nie aufgehen wird, und darf nicht ablassen. Denn das Wort brennt in ihm. Die Ekstase ist gestorben, hinterrücks ermordet von der Zeit, die nicht will, daß man ihrer spotte: aber sterbend hat sie das Wort in ihn geworfen: und das Wort brennt in ihm. Und er redet, redet, er kann nicht schweigen, es treibt ihn die Flamme im Wort, er weiß, daß er es nicht sagen kann, und versucht es doch immer und immer, bis seine Seele erschöpft ist zum Tode und das Wort ihn verläßt. Dies ist die exaltatio Dessen, der in das Getriebe zurückgekehrt ist und sich mit ihm nicht abfinden kann; Dies ist seine Erhebung, die Erhebung eines Redenden: der Erhebung des Dichters verwandt, geringer als sie im Besitz, gewaltiger im Dasein. Dies ist die Spannung zum Sagen des Unsagbaren, eine Arbeit am Unmöglichen, eine Schöpfung im Dunkel. Ihr Werk, die Konfession, trägt ihr Zeichen.

Und doch ist das Sagenwollen des Ekstatikers nicht blos Ohnmacht und Stammeln: auch Macht und Melodie. Er will der spurlosen Ekstase ein Gedächtniß schaffen, das Zeitlose in die Zeit hinüberretten; er will die Einheit ohne Vielheit

zur Einheit aller Vielheit machen. Der Gedanke an den großen Mythos erwacht, der durch die Zeiten der Menschheit geht: von der Einheit, die zur Vielheit wird, weil sie schauen und geschaut werden, erkennen und erkannt werden, lieben und geliebt werden will und, selbst Einheit bleibend, sich als Vielheit umfaßt; von dem Ich, das ein Du zeugt; von dem Urselbst, das sich zur Welt, von der Gottheit, die sich zum Gotte wandelt. Ist der Mythos, den Veden und Upanischaden, Midrasch und Kabbala, Platon und Jesus kündeten, nicht das Sinnbild Dessen, was der Ekstatiker erlebt? Haben die Meister aller Zeiten, die ihn schufen und immer wieder neu schufen, nicht aus ihrem Erlebniß geschöpft? Denn auch sie haben die Einheit erfahren; und auch sie sind aus der Einheit in die Vielheit gegangen. Aber wie ihre Ekstase nicht das Hereinbrechen eines Unerhörten war, das die Seele überwältigt, sondern Einsammlung und tiefstes Quellen und eine Vertrautheit mit dem Grunde, so lag auf ihnen das Wort nicht wie ein treibender Brand: es lag auf ihnen wie die Hand eines Vaters. Und so lenkte es sie, das Erlebniß einzuthun, — nicht als Ereigniß in das Getriebe, nicht als Bericht in die Kunde der Zeit, sondern es einzuthun in die That ihres Lebens, es einzuwirken in ihr Werk, daraus neu zu dichten den uralten Mythos und es so hinzusetzen nicht als Ding zu den Dingen der Erde, sondern als einen Stern zu den Sternen des Himmels.

Aber ist der Mythos ein Phantasma? Ist er nicht eine Offenbarung der letzten Wirklichkeit des Seins? Ist nicht das Erlebniß des Ekstatikers ein Sinnbild des Urerlebnisses des Weltgeistes? Ist nicht Beides ein Erlebniß?

Wir horchen in uns hinein: und wissen nicht, welches Meeres Rauschen wir hören.

*

Vorwort.

Die hier gesammelten Mittheilungen von Menschen über ein Erlebniß, das sie als ein übermenschliches empfanden, sind weder um einer Definition noch um einer Werthung willen zusammengestellt worden, sondern deshalb, weil in ihnen die Gewalt des Erlebnisses, das Sagenwollen des Unsagbaren und die vox humana eine denkwürdige Einheit geschaffen haben. Was von diesen Elementen zeugte, was das Zeichen des Wortes trug, ist mir der Aufnahme werth erschienen.

Es ist mir nicht darum zu thun, die Ekstase „einzureihen". Was mich angeht, ist Das an ihr, was nicht eingereiht werden kann. Gewiß hat auch sie eine Seite, durch die sie in den kausalen Zusammenhang der Vorgänge eingestellt werden kann; aber die ist nicht der Gegenstand dieses Buches. Der Ekstatiker mag psychologisch, physiologisch, pathologisch erklärt werden; uns ist Das wesentlich, was jenseits der Erklärung bleibt: sein Erlebniß. Hier hören wir nicht den Begriffen zu, die Ordnung schaffen wollen auch noch in den dunkelsten Verstecken; wir lauschen dem Sprechen eines Menschen von seiner Seele und von seiner Seele unaussprechlichstem Geheimniß.

Es ist wie mit der Freiheit des Willens. Gewiß: die große Weltorientirung darf keine Lücke haben. Gewiß: Alles ist determinirt. Aber dieser Mensch hat sich frei gefühlt. Widerlegt sein Gefühl mit Euren Begriffen! Beweist, daß sein Gefühl eine Täuschung ist: wie der Theologe beweist, daß Gott ist, weil Alles eine Ursache hat und also auch die Welt eine Ursache haben muß. Ihr lacht den Theologen aus: die Kausalität gelte nur innerhalb der Erfahrung; aber vielleicht ist

das Erlebniß eben Das, was jenseits der Erfahrung steht: weil es vor der Erfahrung steht. Ich bin die dunkle Seite des Mondes; Ihr wisset um mein Dasein, aber was Ihr für die helle festsetzet, gilt für mich nicht. Ich bin der Rest der Gleichung, der nicht aufgeht; Ihr mögt mich mit einem Zeichen belegen, aber auflösen könnt Ihr mich nicht. You would pluck out the heart of my mystery? Dieser Mensch hat sich frei gefühlt; hat Freiheit, Gottesfreiheit über seinem Handeln gefühlt. Eine Täuschung? Gut denn, so ist die Täuschung Das, was uns an ihm wesentlich ist.

So ist es mit der Ekstase: das Wort geht uns an, das Wort des Ich.

Ich bringe in diesem Buch auch Aeußerungen einiger Menschen, die zu Denen gehören, welche man krankhaft nennt. Wie die Täuschung an der „Wahrheit“, so wird die Krankheit an der „Gesundheit“ gemessen. Aber mich interessirt nicht, ob ein Arzt, der die Anna Vetterin untersuchen würde, sie als hysterisch befände; mich interessirt, wie dieses Frauenzimmer aus der Noth seiner Seligkeit redet. Ich weiß nicht, was der Wahnsinn ist; aber ich weiß, daß ich da bin, die Stimme des Menschen zu hören.

Also ästhetisch? Nein, auch nicht ästhetisch. Ich meine nicht die Worte, nicht, ob sie schön gesagt sind, ich meine das Wort. Dies ist eine andere Schönheit als die des Aesthetischen: die Stimme des Menschen, die in meinen Ohren schallt.

Des Menschen; und ich weiß nichts mehr von Graden, von der Rangordnung der Geister. Da sind Plotin, der Hohe, und Attâr, der kühnste der Dichter, da ist Valentinos, der heimliche Dämon einer Zeitenwende, und da Râmakrishna, durch den sich das ganze Inderthum in unseren Tagen noch einmal offenbart hat, da ist Symeon, der byzantinische Freund und Sänger Gottes, und da Gerlach Peters, sein niederländischer Bruder, jung und sterbensfroh und meinem Herzen viel näher als der Admirabilis; und da, neben ihnen, ist diese Hirtin, Alpais (die mir fast schon zu klug redet), da ist diese wilde Bauernmagd, Armelle, da sind die Camisarden, die mir richtig beichten, von Sünde und Erlösung, da sind diese einfältigen vertiebten Nonnen, da sind diese ungelenken Bürgersleute, die ihre Wundermär herstammeln, Hans Engelbrecht und Hemme Hayen. Da sind sie bei einander, mit einander, in der Gemeinschaft Derer, die von jenem Abgrund zu erzählen wagten; ich lebe mit ihnen, ich höre ihre Stimmen, ihre Stimme: die Stimme des Menschen.

Man wird verstehen, warum ich, nur das Eine suchend, von dem Vielen, sehr Vielen, das ich in den Jahren des Suchens zusammenbrachte, nur dieses Wenige hier aufgenommen habe. Warum ich nicht aufgenommen habe: alle nichtsubjektiv gehaltene Rede über die Ekstase (ich habe aber aus einzelnem scheinbar Unpersönlichen das Persönlichste herauszulösen versucht und überdies in einem Anhang einige bedeutende Dokumente nichtsubjektiver Aeußerung aus Völkern und Kreisen, die im Haupttheile nicht berücksichtigt werden konnten, zusammen mit einem Stück aus dem „Traktat von Schwester Katrei“, den ich in diesem Buch nicht missen wollte, beigefügt); so fehlen hier Philon und Proklos, Kabasilas und die Viktoriner, Ruysbroek und Johannes vom Kreuze; alle Beschreibungen von Visionen nichtsubjektiven Charakters; Das ist: in denen nicht ein wesenhaftes Wirken oder Leiden des Schauenden selber sich darstellt (mit Ausnahme einer Vision der Birgitta, die ganz subjektiv erscheint, obwohl sie selbst fast unbetheiligt ist); darum sind auch so merk-

würdige Menschen wie Joachim von Floris, Marguerite d'Oyngt, Zuster Hadewyk unberücksichtigt geblieben, insbesondere auch jene Topographen der Vision von Swedenborgs Art, dessen ungeheure spirituale Diarien mir nur eine ungeheure Verwunderung geschenkt haben; Alles in scholastischer oder rhetorischer, also in mittelbarer Weise Gesagte; alle autobiographischen Mittheilungen über Ekstasen als Gegenstand der Kuriosität und der Analyse (Cardano scheint mir hier der Eigenthümlichste zu sein); alles Dichterische, das sich als eine Rhythmisirung des Erlebnisses erweist (auch Jacopone, mir Einer der Liebsten, muß ich hierher zählen, wogegen ich Attâr, Rumî, Symeon, Mechthild von Magdeburg, Seuse glaubte aufnehmen zu dürfen; eine Scheidung, die ich nicht durch die Formulirung eines Kriteriums, sondern nur durch die Aufforderung zur Prüfung vertreten kann und die mir für Jacopone nicht leicht geworden ist); alle Psychologisirung des Erlebnisses, Das ist jene Art des Berichtes, die das Erlebniß wie einen Vorgang des Kausalzusammenhanges beschreibt, es objektivirt, nicht aus seiner fortwirkenden Gewalt, sondern aus einem Rekapituliren, einem Darüberdenken redet, gleichsam nicht das Nachbild, sondern das Erinnerungbild betrachtet; verwandt damit ist die klassifizirende Darstellung der berühmten Theresa, von der ich nur das Subjektivste und auch das nicht ohne Widerstreben aufgenommen habe.

Weggeblieben ist auch alles Fragmentarische, das nicht zur Gestalt der Aussprache einer Persönlichkeit gediehen ist; hiervon habe ich namentlich die indischen und gnostischen Stücke und ein reiches Material aus slavischen Sekten nur ungern unberücksichtigt gelassen (wie ich überhaupt von dem Vielen, das ich aus neueren Sekten gesammelt habe, nur die eine Camisarden-Konfession als repräsentativ gebracht habe; aus den älteren schien mir nur Einiges aus dem urchristlichen Ketzerthum zu wesenhaft, um fehlen zu dürfen).

Wenn ich aber überall das Unmittelbare suchte, so habe ich doch die Unmittelbarkeit der Ueberlieferung nicht zum Grundsatz für die Aufnahme gemacht. Ich habe Konfessionen einbezogen, die nicht von dem Mittheilenden selbst, sondern von Menschen seiner Umgebung niedergeschrieben worden sind (die Worte Rāmakrishnas und Anderer, insbesondere viele Dokumente der Klosterekstase sind von dieser Art), zuweilen von solchen, die irgendwie an seinem Erlebnisse theilnahmen, so jenes seltsame Zeugniß einer Ekstase zu Zweien, das von dem Beichtvater der Katharina von Siena herrührt; einzelnes Anonyme, das der Untersuchung widerstand (der Sang von Bloßheit und eine Vision des unbekannten „Edelknaben“); ja, auch manches offenbar Legendäre, in dem Worte des Ekstatikers weiterlebten, durch die Treue, die Generationen von Gläubigen dem Worte halten, unverkennbar bewahrt (so die ersten Sufis, Aegidius von Assisi).

Vollständigkeit irgendeiner Art habe ich nicht angestrebt. Jeder Grundtypus schien mir durch wenige bedeutende Stücke hinreichend vertreten. Nur ein Gebiet habe ich mehr berücksichtigt, als es das Gleichmaß des Buches verlangte: die Klosterekstase. Das habe ich gethan, weil mir hier in der äußeren Gleichförmigkeit einer Institution, ja, in der einer Regel ein wunderbar mannichfaches Leben entgegentrat, weil es sich mir hier am Klarsten zeigte, wie das innerlichste Erlebniß des Menschen zugleich das allgemeinste und das persönlichste ist, das, an dem er sich zugleich ganz als die Kreatur und ganz als ein unwiederholbar Einziges bekundet. Wie etwa in vier Jahrhunderten vier italienische Frauen einander

folgen: in der Zeit Duccios und der letzten Byzantiner die kontemplative, gestalt-fremde Angela, in der Zeit Giottos die mit ihrem ganzen Körper inbrünstige Sienesin, in der Zeit der Hochrenaissance die ruhevolle, klare, selbstgewisse Caterina Fiesca von Genua, in der Zeit des Barocks die alle Schranken überstürmende Maddalena. Oder im ganz engen Raum und in einer kurzen Zeitspanne: wie in dem Kloster Töß bei Winterthur, wahrscheinlich neben einander, Zwei sind, die Sofia von Klingnau, die nur sich, und die Jützi Schultheiß, die nur die Welt erleben kann, aber die Erste nicht etwa Einzelnes von sich, sondern in Allem ihr ganzes Ich, und die Zweite nicht etwa irgendwelche Dinge, sondern in allen die ganze Welt: wie Beide eigentlich das Selbe erleben und wie verschieden. Noch Manches dieser Art wird man in den Dokumenten der Klosterekstase finden können.

Schlimmer erscheint mir eine andere Ungleichmäßigkeit: daß ich aus dem Orient viel weniger bringe als aus dem abendländischen Christenthum. Das liegt ja zunächst daran, daß mir die meisten orientalischen Sprachen unzugänglich und daß, zum Beispiel, von den persischen Texten nur sehr wenige in eine europäische Sprache übertragen sind. Aber da ist noch etwas Anderes: mir scheint, daß das asiatische Schriftthum verhältnißmäßig wenige eigentliche Konfessionen enthält. Die Ekstase ist im Orient eine viel häufigere, gewöhnlichere, so zu sagen normalere Erscheinung als in Europa; ihre Aeußerung geht daher, statt in ein besonderes Bekenntniß, irgendwie in die Werke des Tages ein, in einen Vers oder in ein Thongefäß; man kann sie von persischen Zweizeilern, von chinesischen Vasen ablesen. Nur selten schafft sich das Erlebniß eine eigene Straße. Dazu kommt, daß der Orientale nicht, wie der Europäer, das Erlebniß als das seine in emporgehobenen Händen vor seinen Blick hält; er fühlt: Dieses wird erlebt.

Dies mag zur Erklärung Dessen, was in diesem Buch steht, und Dessen, was darin fehlt, genügen. Ich muß noch Einiges über die Art bemerken, wie ich die Texte behandelt habe. Daß ich Auszüge bringen, unwesentliche Stellen weglassen mußte (sie sind stets durch Punkte bezeichnet), ist in der Intention des Buches begründet. Die lyrischen Stücke habe ich in Prosa übertragen, da nur in ihr jene Art von Treue, die ich brauchte, möglich war. Vorhandene deutsche Uebertragungen habe ich nur in zwei Fällen benutzt, wo ich mir das Original nicht verschaffen konnte, in einem, wo ich einen persischen Text in keiner anderen Uebertragung vorfand, und in einem, wo für einen indischen Text eine klassische deutsche Uebertragung (die Paul Deussens) vorlag. Die Ausgaben und Uebertragungen, die ich benutzt habe, sind am Schluß genannt.

Biographien der Menschen, von denen die Konfessionen stammen, habe ich nicht beigefügt. Ihre Lebensumstände haben mit Dem, was hier von ihnen gegeben wird, nichts zu thun. Nur Zeit und Sphäre habe ich angegeben, um die Einstellung der oft wenig bekannten Personen in den Weg der Menschheit zu erleichtern. Wo Weiteres immerhin erwünscht sein könnte, wird man einen knappen Literaturhinweis in den bibliographischen Notizen finden, so weit er nicht schon durch die Nennung von Ausgaben oder Uebertragungen, die auch Nachricht über die Lebensumstände bringen, hinreichend gegeben war.

Zehlendorf. Dr. Martin Buber.

Bankenschicksal.

In den Schichten des Kapitalgebirges ist es dadurch zu Verschiebungen gekommen, daß die Oberschicht mit ihrem Schwergewicht die untere auf die Seite gedrängt hat. Unter dem Großkapital lagert in dünnen Streifen der nicht konzentrirte Kapitalbesitz. Der weicht dem Druck der Last oder vereint sich im Lauf der Zeit mit der Oberschicht. Wenn eine Provinzbank in Existenzbedrängniß geräth, beschäftigt man sich zunächst mit der „Moral von der Geschichte". „Wer ist schuld daran?" wird gefragt; nicht: „Was ist schuld?" Einer, dem das Feld verhagelt ist, denkt natürlich zuerst an seinen Schaden. Das ist menschlich. Und erklärt die Bedeutung, die der Untersuchung der Regreßmöglichkeiten beigelegt wird. Die Verwaltung muß für den Schaden aufkommen, den sie aus eigenem Verschulden Aktionären und Gläubigern zugefügt hat; und das Emissionhaus wird in Anspruch genommen, wenn es wissentlich werthlose Papiere auf den Markt brachte. Dann regnet es Grobheiten. Die bekam der Schaaffhausensche Bankverein von den in ihren heiligsten Gefühlen gekränkten Aktionären der Solinger Bank zu hören. Schaaffhausen hat auch allzu viele Reinfälle; und höchstens einen Glücksfall: daß nach der Solinger Bank die Bonner Bank für Handel und Gewerbe kam. Dazwischen die Sache der mainzer Firma Gebrüder Oppenheim und danach die Insolvenz des hildesheimer Bankhauses J. F. Hagemann. All diese Katastrophen im Verlauf weniger Wochen. Hier muß man doch wohl fragen: „Was ist schuld?" In Solingen, Mainz und Bonn Mangel an Vorsicht bei der Gewährung von Kredit. Solingen und Bonn zeigen sogar Spuren von Leichtsinn. Die Grenze zwischen Unvorsichtigkeit und Hybris ist beim Kreditgeschäft schwer zu ziehen. Jeder Exzeß ist zu tadeln; aber es kommt auch auf die Motive an. Wer auf üppigen Fluren wandelt, braucht sich nicht nach jedem Halm zu bücken; vom Stoppelfeld aber nimmt man gern Alles auf, was noch Frucht trägt. Den Banken und Bankiers draußen wird das Geschäft nicht leicht gemacht. Die feiste berliner Spinne hat Stadt und Land in ihr Netz gezogen. Ueberall giebts Filialen und Depositenkassen; und die Bankenconcerns saugen alles Erreichbare an Geld und Chancen auf. Wie soll da der Bankier oder die kleine Aktienbank das im Betrieb arbeitende Kapital anständig verzinsen? Noch Eins kommt hinzu. Ein psychologisches Moment. Das nicht zu erschütternde Vertrauen des kleinen Sparers und Gewerbetreibenden in die bodenständigen Bankfirmen. Das Heimathgefühl wird auf Alles übertragen, was von der Heimath umfaßt wird. Die Filiale der Großbank wird erst aufgesucht, wenn das Lokalinstitut versagt hat. Und die Kunde solcher Enttäuschungen braust nicht wie ein Sturmwind durchs ganze Land, der überall die Blüthen des Vertrauens knickt, sondern die Kränkung bleibt, mit all ihren materiellen Nachtheilen, in den Grenzen des Heimathbezirkes. Oder haben etwa die Bankinsolvenzen in Marienburg, Kitzingen, Bamberg die Leute in Solingen und Bonn gewarnt? Nein. Die Psyche der vom Unglück nicht Betroffenen bleibt unberührt. Die Spargelder wandern in die Kassen der Lokalbanken und Bankiers; und so lange es bei guten Dividenden und hohen Zinsen bleibt, wird jeder Versuch, Mißtrauen zu säen, zornig zurückgewiesen. Nirgends fühlt man sich besser berathen als vor den Schaltern der heimathlichen Bank oder im Geschäftsraum des Bankiers. Das Personal der Großbanken trägt noch immer zu sehr das Bewußtsein der Unfehlbarkeit zur Schau. Hier und da auch eine gute Portion Beamtendünkels. Bei

der Bonner Bank hat die katholische Kirche eine Rolle gespielt. Der Klerus hat in Finanzgeschäften keine glückliche Hand. Merkwürdig. Der Peterspfennig ist nach verunglückten Spekulationen oft schon in die profane Welt zurückgewandert; und die Depositengelder der von Eugen Bontoux einst in Paris gegründeten Union Générale stammten zum großen Theil aus den Taschen frommer Katholiken. Der Zusammenbruch dieser Schwindelbank entriß dem Vermögen der „Toten Hand“ viele Hundert Millionen. Die Bonner Bank war eine katholische Bank. Die Münsterkirche in Bonn hatte große Summen in das Institut gesteckt. Das katholische Krankenhaus, Vereine und andere klerikale Anstalten sind Gläubiger der zusammengebrochenen Bank. Dazu die vielen kleinen Handwerker und Gewerbetreibenden: treue Centrumswähler, denen die zarten Beziehungen zwischen Beichtstuhl, Kanzel und Depositenkasse beinahe zu der seit der Kindheit umfaßten Religion zu gehören schienen.

Die Bonner Bank für Handel und Gewerbe hat mit $7\frac{1}{2}$ Millionen Mark fremder Gelder gearbeitet (nach der Bilanz vom Dezember 1907), denen 4 Millionen Aktienkapital und Reserven gegenüberstanden, während die greifbaren Mittel die ganz unzureichende Summe von 1,66 Millionen ausmachten. Diese Faktoren standen also in einem argen Mißverhältniß zu einander. Trotzdem gab die Bank einzelnen Firmen sehr reichlichen Kredit. Eine godesberger Baufirma schuldet 3 Millionen; dem Gerolsteiner Schloßbrunnen wurde beinahe 1 Million kreditirt. Solche Kreditbewilligungen gehen weit über die Grenze hinaus, die der Bank durch ihr eigenes Kapital gezogen war. Und der Ausgleich sollte durch forcirten Betrieb des Depositengeschäfts bewirkt werden. Das Risiko muß dem Kapital angemessen sein; es rächt sich immer, wenn gegen dieses wichtige Prinzip gesündigt wird. Aber man hat gut reden, wenn das Wasser verschüttet ist. Die Bonner Bank gab stets anständige Dividenden; 9 bis 12 Prozent. Dadurch verbreiterte sie ihr Ansehen. Und dann bestand sie seit 1875. Ein Menschenalter gilt allein schon als gute Bürgschaft. Wie wars denn in Leipzig? Wer die Leipziger Bank angetastet hätte, wäre für kaum noch zurechnungfähig gehalten worden. In Bonn wars ähnlich. Niemand ließ sich solches Ende träumen. Aufsichtrath und Vorstand erklärten, die Liquidation der Bank solle vorgeschlagen werden, weil „die flüssigen Mittel der Gesellschaft festgelegt“ seien. Das waren sie Ende Dezember 1907 auch schon; und man hätte mit den Versuchen, das auf den Sand gerathene Schiff wieder flott zu machen, nicht ein ganzes Jahr warten sollen. Ein paar Großbanken (Schaaffhausenscher Bankverein, Rheinisch-Westfälische Diskontogesellschaft, Bergisch-Märkische Bank, Barmer Bankverein) wollten sich des bonner Institutes annehmen. L'union fait la force: die Großen stürzen sich nicht mehr einzeln auf die Beute und suchen einander die Knochen streitig zu machen (memento Kreuznach), sondern sie arbeiten in holder Eintracht. Ganz wie die Großmächte auf dem Balkan. Das lernt sich mit der Zeit. Aber aus der Hilfsaktion ist nichts geworden. Der Aufsichtrath der Bonner Bank weigerte sich, die Garantie für den dritten Theil der Depositengelder zu übernehmen. Damit ist nicht gesagt, daß die klerikalen Kunden der insolventen Bank nicht doch ihr Lager künftig bei den Ketzern aufschlagen. Aktienkapital und Reserven sind bei der bonner Insolvenz wohl verloren; insgesammt mehr als 4 Millionen. Ein anständiges Sümmchen. Der Grundstückmarkt hat unter dem Unglück der Bonner Bank mitzuleiden. Am Rhein wachsen nicht nur Reben, sondern auch Terrainspekulanten. Köln hat von allen deutschen Städten

wohl zuerst die Werthzuwachssteuer eingeführt. Und in Bonn ist in den letzten Jahren viel gebaut worden. Die Bonner Bank hat Bauunternehmern Kredit gewährt, ohne genügende Sicherheiten zu bekommen. Als das Baugeschäft stockte, wars um die Bonität der im Baugeschäft steckenden Außenstände geschehen.

Im größten Unglück giebts oft aber versöhnende Momente. Bei der Bonner Bank hat ein Justizrath für den Humor gesorgt. In der Vorversammlung der betroffenen Aktionäre und Gläubiger brachte er sein „unerschütterliches Vertrauen“ in die Bonner Bank zum Ausdruck. Er rieth den Gläubigern, den Muth nicht zu verlieren; denn er sei fest überzeugt, daß nicht nur die Einlagen gerettet, sondern auch an den Aktien keine Spargroschen verloren werden würden. Als beweiskräftiges Beispiel für die Richtigkeit seiner Auffassung führte der gläubige Jurist die „große Bank von England“ an, die sich „vor einigen Jahren in genau der selben schwierigen Lage befunden habe wie heute die Bonner Bank“. Das ist kein Witz: so sprach ein akademisch gebildeter, reifer Mann zu einer großen Versammlung; und kein Widerspruch kam aus der treuen Heerde. Die Bank von England, das erste Finanzinstitut der Welt, der Mittelpunkt des internationalen Geldverkehrs, mit der Bonner Bank verglichen! Was kein Verstand der Verständigen sieht, Das übet in Einfalt ... Mag den Bonnern der fromme Sinn erhalten bleiben: Besseres können die Banken sich kaum wünschen.

Mit Bonn trauert die Bischofsstadt Hildesheim um verlorenes Geld. Die Bankfirma J. F. Hagemann mußte ihre Zahlungen einstellen. Der Verlust wird auf 1 bis 2 Millionen Mark geschätzt; und man nimmt an, daß die Gläubiger nicht mehr als 20 Prozent herausbekommen werden. Die Firma hatte sich in allerlei Gründungen (Kali, Thon, Ziegel) stark engagirt und den Kreis ihrer spekulativen Unternehmungen weiter gezogen, als ihre Kräfte gestatteten. Die Betheiligung einiger angesehenen Institute (Berliner Handelsgesellschaft, Hildesheimer Bank, Hannoversche Bodenkreditanstalt) an einzelnen Transaktionen Hagemanns beweisen, daß man der Firma Vertrauen schenkte. Und gerade solches Vertrauen bewirkt oft, daß Privatbankiers ihre Leistungfähigkeit überschätzen und ein an sich solides Geschäft durch „großzügige“ Unternehmungen ruiniren. Aber man soll, wie ich schon sagte, solche Ereignisse nicht mit Moralinsäure behandeln. Den kleinen Banken und Bankiers in der Provinz bringt das „legitime“ Bankgeschäft eben nur noch so spärliche Früchte, daß sie mal riskiren müssen, einen großen Wurf zu thun. Verfehlt dieser Wurf sein Ziel, so muß ins Gras gebissen sein; denn „mit des Geschickes Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten.“ Wers freilich so gut hat, wie der Geheime Kommerzienrath Leopold Koppel, in Firma Koppel & Co., Der darf sich auf die Festigkeit des Bundes mit dem Schicksal verlassen. Welche unerschöpfliche Quelle neuer und lohnender Ideen ist, zum Beispiel, die Deutsche Gasglühlichtgesellschaft! Was ist da nicht allein an den Emissionen der letzten zwei Jahre verdient worden! Der Gesammtnutzen aus Provisionen und Kursgewinnen ist für die Zeit von 1905 bis Ende 1907 mit 2 Millionen Mark nicht zu hoch veranschlagt. Und dieser stattliche Ertrag ist zum größten Theil der Bankfirma Koppel & Co. zugefallen. Das Festhalten an der Auergesellschaft hat sich gelohnt. Die hat jetzt eine Dividende von 35 Prozent (13 mehr als im vorigen Jahr) verheißen. Das gab beinahe eine Sensation. Zumal im Hinblick auf die neue preußische Gesellschaftsteuer und die im Reich geplante Gassteuer wirkte die Erhöhung der Dividende wie eine stolze Herausforderung. Doch kam noch Etwas nach. Die Gasglühlicht-

gesellschaft ist wieder einmal in Geldnöthen. Sie braucht im Ganzen 6,60 Millionen, von denen, fürs Dringendste, zunächst 2 Millionen eingezahlt werden sollen. Die verfügbaren Fonds betragen, nach einer Aufstellung im jüngst veröffentlichten Geschäftsbericht der Gesellschaft, 2,30 Millionen. Für die Gewinnvertheilung aber sind 2,70 Millionen erforderlich; die Dividende kann also erst aus dem Ertrag der neuen Aktienemission gezahlt werden. Das wird mit kühler Offenheit zugegeben; in dem „Finanzplan", der im Rechenschaftbericht veröffentlicht wird, heißt es, daß eine Million Mark „zur Vorbereitung für die zur Dividendenzahlung im neuen Jahr kontrahirte Bankschuld" gebraucht wird. Unter solchen Umständen erscheint die Erhöhung der Dividende doch mangelhaft motivirt; aber was kümmern einen smarten Banker die Motive, wenn sichs darum handelt, neue Aktien auf den Markt zu bringen? In unserem Fall ist eine besonders feine Aufmachung geplant. Die fünfprozentigen Vorzugsaktien, die ausgegeben werden, sollen für das erste Jahr eine Extravergütung von 60 Mark pro Aktie erhalten. Das heißt: auf die Aktie von 1000 Mark werden 60 Mark zurückgezahlt, so daß der Kaufpreis eigentlich nur 940 Mark beträgt. Da das Handelsgesetzbuch die Ausgabe von Aktien unter Pari verbietet, hilft man sich mit der Gratifikation. Nun kommt es darauf an, wie die Zulassungstelle über dieses neuste Reklamemittel denkt. Für das Emissionhaus ist die Entscheidung sehr wichtig; denn wenn Alles klappt, giebts da wieder einen fetten Bissen zu erhaschen. Was nämlich von den neuen Vorzugsaktien zu 94 Prozent nicht übernommen wird und der Bankfirma Koppel & Co. bleibt, Das kann später, wenn die Aktien erst einmal zugelassen sind, mit einem „günstigen" Kursgewinn abgestoßen werden. So hat sich die Deutsche Gasglühlichtgesellschaft als eine milchende Kuh von seltener Ergiebigkeit erwiesen; und ihr Züchter, Geheimrath Leopold Koppel, darf mit einem frommen Blick auf die weniger erfolgreichen Standesgenossen in der Provinz ausrufen: „Wohl mir, daß ich nicht bin wie Diese!"

Labon.

Barrère.

Haben Sie von der „Affaire" des Barons Alliotti, des italienischen Botschaftrathes in Paris, gehört? Der Herr ist Antiquitäten-Amateur und erwies öfters seinen Freunden die Gefälligkeit, für Objekte, die sie los sein wollten, einen Käufer zu finden. So hatte er die Gobelins eines gewissen Herrn Sacco an den Mann gebracht. Statt mit Zeichen der Dankbarkeit wurde er von dem Herrn mit Beleidungen aller Art überhäuft, sogar schmutziger Profitmacherei beschuldigt. Um sich zu vertheidigen und ein unrühmliches Ende seiner Karriere zu vermeiden, mußte er sich an die französischen Gerichte wenden. Die pariser Zeitungschreiber, deren Sachverständniß in Moralfragen über jeden Zweifel erhaben ist, fielen sofort über Alliotti her und machten aus der Sache einen Skandal; besonders streng war natürlich L'Humanité, das von Jean Jaurès redigirte Blatt, das fragte, ob ein Botschaftrath zugleich Trödler sein dürfe und ob der Mann denn nicht von seiner Regirung bezahlt werde.

Nun ist mir aus diplomatischen Kreisen ein anderer Trödler bekannt. Keine Zeitung hat ihm bisher Moral gepredigt und er sitzt fest auf seinem Posten. Vielleicht weiß die „Humanité“ nichts davon; aber anderen Zeitungen ist ganz gut bekannt, daß Herr Camille Barrère, Gesandter der Französischen Republik am Hof des Königs von Italien, mit alten Violinen handelt. „Ja, wird denn der Mann nicht von seiner Regirung bezahlt?“ So würde die Humanité fragen, wenn Herr Barrère ein Italiener oder Deutscher wäre. Er wird bezahlt; sehr gut sogar. Als er Herrn Billot in Rom ablöste, galt seine erste Sorge der Gehaltserhöhung. Für die Repräsentation bekommt er dreihunderttausend Francs; so viel hat kaum je ein Staat seinem Vertreter zu freier Verfügung überlassen. Und trotzdem wird mit alten Geigen gehandelt.

Mancher Leser weiß vielleicht nichts Rechtes von dem Botschafter Barrère. Schade. Eine so interessante Persönlichkeit müßte allgemein bekannt sein. Doch man bekümmert sich heute weniger um die Diplomaten als um die Könige und Kaiser, die fast immer unterwegs sind, persönlich Ententen vermitteln und einander in Toasten coram publico preisen oder warnen. Diese Betriebsamkeit verträgt sich zwar schlecht mit der Verfassung, namentlich mit der ältesten in Europa; aber sie gefällt und nährt den Glauben, daß die Diplomaten überflüssig geworden sind. Das ist nicht richtig. Der moderne Diplomat muß nur anders arbeiten als der aus alter Schule. Früher wurde die internationale Politik fast ausschließlich hinter den Thüren der Kanzleien gemacht und der Masse so lange verborgen, wie es den Ministern paßte. Der Diplomat hatte sich in der Fremde eigentlich nur mit dem Hof und der Regirung zu beschäftigen; da konnte er spioniren und intriguiren; wenn da sein Einfluß durchdrang, war er Sieger. Heute muß er auf die Oeffentliche Meinung horchen, die wirthschaftlichen und sozialen Verhältnisse des Volkes, bei dem er beglaubigt ist, durchforschen und seine Fühlfäden nach allen Seiten ausstrecken: sonst kann er auf münzbare Erfolge nicht hoffen. Hofeinfluß und Kanzleiintriguen: Das ist vieux jeu; jetzt gilts, auf die Parlamente und auf die Presse zu wirken. So machts Herr Barrère. Auf diesem Gebiet der modernen Diplomatie ist er unerreicht. Seine Kollegen wirken neben ihm wie lebende Anachronismen. Nur er weiß, wie es heute gemacht werden muß. Der Deutsche Botschafter (ich bedaure, daß ichs in einer deutschen Zeitschrift sagen muß) leidet am Meisten unter dem Vergleich. Er ist ein steifer Aristokrat, oft, auch im Verkehr mit dem Auswärtigen Amt, zu wenig verbindlich, zu starr und hält sich von all den Leuten fern, die, wenn sie auch heute nicht im Amt sind, doch politischen Einfluß haben. Der französische Kollege dagegen kocht auf allen Feuern.

Herr Barrère war Mitglied der pariser Commune und rühmt sich seiner Abkunft von Bertrand Barrère, den Macaulay „das feigste, grausamste und unehrlichste Mitglied des Comité de Santé Publique“, einen „Hofspion und

Königsmörder" nennt. Bertrand Barrère endete im Elend (nach einem erfolglosen Versuch, unter Napoleon auf die Höhe zu kommen); Camill. Barrère hats vom Communard bis zum Botschafter gebracht. Ist aber Demokrat geblieben. So sagt er. Demokratische Sitten hat man freilich kaum an ihm wahrgenommen. Von den Mitgliedern der französischen Kolonie in Rom sieht er die Millionäre am Liebsten und ärgert sich, wenn einer dieser Reichen nicht in den Palazzo Farnese kommt. In Kairo kam er als Gesandter einmal als Heinrich der Vierte auf einen Maskenball. Ein französischer Journalist, der ein römisches Blatt redigirte, war erstaunt, den Vertreter einer Republik in der Tracht eines Monarchen zu sehen, und fragte in seiner Zeitung, ob Herr Barrère die tote Monarchie gar so sehr liebe. Diesen Witz hat ihm der Diplomat nicht verziehen; vielleicht, weil er eine wunde Stelle getroffen hatte. Einerlei. Abkunft, Charakter und Liebhabereien des Herrn Barrère mögen Stoff zu Spötteleien liefern: die Interessen Frankreichs hat er in Rom mit Geschicklichkeit und Erfolg vertreten und das Vertrauen, das ihm die pariser Regirungen seit elf Jahren entgegenbringen, ist vollauf verdient.

Er kam 1897 nach Rom und führte zunächst die schon ziemlich weitgediehenen Vorarbeiten zu dem franko-italienischen Handelsvertrag zu gutem Ende. Zu einem für Frankreich guten Abschluß; Italiens Export hat er nicht genützt. Trotzdem wurde der Vertragsabschluß mit großem Lärm gefeiert nnd die Franzosenfreunde schrien, man müsse der Republik für ihr Wohlwollen dankbar sein. Das schienen auch unsere Minister zu glauben. Sie blickten nur noch nach Paris und kamen, Schritt vor Schritt, so zu dem Mittelmeerabkommen, dessen erste Früchte in Algesiras sichtbar wurden. In der Zeit Bismarcks und Crispis war kein Reich bei uns so hochgeschätzt worden wie Deutschland; und der gute Wille der Minister Rudini und Visconti-Venosta hätte nicht ausgereicht, um diese Stimmung zu ändern. Die Hauptarbeit hat Barrère geleistet. Er hat viele Leute von Gewicht für Frankreich gewonnen und ist der wahre Schöpfer der franko-italischen Freundschaft geworden.

Ich behaupte nun nicht, daß die dreihunderttausend Francs, die Herr Barrère in jedem Jahr zu freier Verfügung hat, zum Zweck der Bestechung verwendet worden seien. Niemand weiß so recht, wohin sie geflossen oder gesickert sein können. Rauschende Feste und prunkvolle Empfänge giebts im Palazzo Farnese nicht; für die Repräsentation kann also nicht besonders viel ausgegeben werden. Doch dem Gerede fehlt der stützende Beweis (der hier freilich schwer zu erbringen wäre); und so kann man nur sagen, daß Botschafter, Presse und Politiker gut zusammen gearbeitet haben, um eine franzosenfreundliche Stimmung in Italien zu schaffen. Spielverderber hatte Herr Barrère nicht zu fürchten. Auch das Deutsche Reich, das doch ein Interesse an der Erhaltung der italienischen Sympathien haben mußte, that nichts, um die Arbeit dieses

emsigen Botschafters zu erschweren, der geschäftliche und intellektuelle Verbindungen aller Art suchte und fand und jeden seiner Erfolge an allen Ecken ausposaunen ließ. Er weiß, wie man Oeffentliche Meinung macht. Jedes Geschäft, das er abschließt, mag sichs um Finanz oder Kunst handeln, wird mit dem nöthigen Trara verzeichnet. Er weiß auch, was die Eigenliebe des Italieners an täglicher Nahrung braucht. Und wo die Gefahr eines Mißverständnisses oder Zerwürfnisses entsteht, ist er sofort zur Stelle und beschwichtigt die Gemüther. An Organen fehlts ihm ja nicht. Seine Sache wird mit Nachdruck vertreten. Warum so eifrig? Mein Gott: er ist eben beliebt.

Ein leises Unbehagen ist dennoch spürbar. Man bewundert den geschickten Eifer, mit dem Barrère für sein Land arbeitet, denkt manchmal aber schon wieder der Zeiten, da Frankreichs Gesandte sich als Protektoren in Italien aufspielten und, zum Beispiel, die Vertreter Louis Napoleons in Turin und Florenz sich Freiheiten gestatteten, die heute unerträglich wären. Herr Barrère ist ein moderner Mensch und kennt die Grenzen des jetzt noch Möglichen. Immerhin hat man bemerkt, daß er bei Krisen des römischen Ministeriums seine Hand im Spiel hatte und heimlich die pariser Finanz mobil machte (deren Liebling bekanntlich der Abgeordnete Luigi Luzzatti ist). In solchen Zeiten sieht der unermüdliche Botschafter von früh bis spät Politiker zur „Besprechung“ bei sich; und hat dennoch Muße, sich um die Presse und die Depeschenbureaux zu kümmern: denn die Art, wie sie die Ereignisse darstellen, ist ja höchst wichtig. Aber auch sonst ist er wachsam. Von seinem römischen Observatorium aus betrachtet er die internationale und besonders die vatikanische Politik und berichtet seiner Regirung flink Alles, was zwar nicht in die Zeitung kommt, ihm aber von seinen Agenten mitgetheilt wird.

Die italienische Regirung weiß es; will aber Ruhe haben, mit Barrère, der in der Presse so viele Freunde hat, gut stehen und die Pariser nicht verstimmen. Geht es so weiter, wird der Botschafter nicht in seinem Treiben gestört, dann wird eines Tages vom Dreibund gelten, was von dem Soldaten galt, der in die Schlacht zog, als er schon tot war.

Und bei all der Arbeit hat Barrère noch Zeit, alte Geigen einzuhandeln? Ja. Herr Renucci, den er zum Französischen Konsul in Rom gemacht hat, soll ihm sehr billige Violinen verschafft haben; aber auch andere Leute haben sich bemüht, für ihn solche Instrumente aufzutreiben. Ist der Werth zweifelhaft, so wird aus dem Palazzo Farnese bei Herrn Silvestre, dem pariser Geigenfabrikanten und Kenner, angefragt. Da giebts also kein Risiko. Dieser Botschafter, der lieber zu wenig als zu viel bezahlt, kennt wirklich alle Sorten des Geschäftes (auch des politischen) und paßt famos in die Welt.

* * *

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Schwaneberger Briefmarken-Album das Beste

für Markensammler. Wird von keinem ähnlichen Werk an Vollständigkeit auch nur annähernd erreicht. Einziges Album, das in Ausgaben mit und ohne Markenabarten geliefert wird. Unerreicht praktische Text-Einteilung, die es Ihnen ermöglicht, die Sammlung nach Ihrem Ermessen zu arrangieren. Anerkannt bestes aller Permanentsysteme.

Ausgabe 1909 soeben erschienen.

Buch-Ausgaben v. 10 Pfg. bis 50,— Mk. pro Stück. **Permanent-Ausgaben auf Lebenszeit v. 10,— Mk. bis 180,— Mk. pro Stück.** — Verlangen Sie große illustrierte Preisliste 1908 kostenlos.

Probeblätter grat. **Verlag von J. J. Arnd, Leipzig.**

MORPHIUM Entwöhnung **absolut zwanglos** und ohne Entbehrungserscheinung. (Ohne Spritze.)

Dr. F. Müller's Schloss Rheinblick, Bad Godesberg a. Rh.

Modernstes Specialsanatorium. Aller Comfort. Familienleben. Prosp. frei. Zwanglos. Entwöhn. v. **ALKOHOL**

BAD **PISTYAN**

BEI **GICHT, RHEUMA, ISCHIAS, EXSUDATE.**

Wegen milder Witterung

besonders für Herbstkuren empfohlen.

Auskunft und Prospekte durch das **Reisebureau**

Hungaria-Germania Verkehrsges. m. b. H.

Berlin W., Friedrichstrasse 73.

Fahrkarten-Ausgabe der Königl. ungarischen Staatsbahnen.

Eine neue Lehre

Nach dem Zeugnis distinguierter Persönlichkeiten handelt es sich bei den zu froher Lebensbetätigung anfeuernden Büchern wie bei den kostenlosen Charakterbeurteilungen (nach eingesandten **Handschriften von P. P. L.**) um Meisterwerke von hypnotischer Kraft von seltener, stolzer Vornehmheit. Praxis seit 1890. Wünsche nach kompletten „Sendungen" bleiben unberücksichtigt. Effektiver Prospekt über tiefgreifende Wirkungen der brieflichen Fernstunden kostenlos durch P. Paul Liebe, Schriftsteller und Psychographologe, Augsburg I Z. Fach. (Original-Methode).

Wollen Sie

beim Bezuge Ihres Bücherbedarfs für Weihnachten

viel Geld sparen

so verlangen Sie unseren **Räumungs-Katalog Nr. 111** (mit erstaunlich billigen Preisen) **grat.** u. postfrei. **Lipsius & Tischer**, Verlags-, Sortiment- u. Antiquar.-Buchhandlg. in **Kiel 100.**

Herbst- u. Winterkuren

Im herrlichen Zackental!

Wohnung, Verpflegung, Bad u. Arzt pr. Tag von M. 10.— ab.

„Sanatorium Zackental"

(Camphausen)

Bahnlinie Warmbrunn-Schreiberhau. Tel. 27.

Petersdorf im Riesengebirge

(Bahnstation)

für chronische innere Erkrankungen, neurasthenischen Rekonvaleszenten-Zustände. Diätetische, Brunnen- u. Entziehungskuren. Für Erholungssuchende Wintersport. **Nach allen Errungenschaften der Neuzeit eingerichtet! Windgeschützte, nebelfreie, nadelholzreiche Höhenlage.** Seehöhe 440 m. **Ganzes Jahr besucht.** Näheres die **Administration** in **Berlin SW., Möckernstrasse 118.**

Für Inserate verantwortlich: Rob. Bönig. Druck von G. Bernstein in Berlin.

Digitized by Google

XVII. Jahrg. Berlin, den 12. Dezember 1908. Nr. 11.

Herausgeber:

Maximilian Harden.

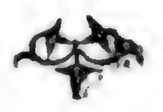
Inhalt:

	Seite
Ministerverantwortlichkeit	399
Die Zukunft Polens. Von Karl Jentsch	407
Hütet Euch vor Hebbel! Von Herbert Eulenberg	412
Das unrettbare Ich. Von Eduard Goldbeck	421
Die Familie Lowositz. Von Auguste Hauschner	424
Emil Rathenau. Von Ladon	431

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1908.

Die Hypotheken-Abteilung des

Bankhauses Carl Neuburger,

Kommanditgesellschaft auf Aktien

Kapital: 5 Millionen Mark.

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beleihung zu zeitgemässem Zinsfusse nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei.

9—4 Uhr.

Berlin. Hotel Esplanade.

Appartements und Zimmer mit Bad.

Carlton-Ritz Restaurant.

Neues Schauspielhaus — Nollendorfplatz

Grand Hotel Excelsior — Anhalter Bahnhof

Erstklassige Wein- u. Bierrestaurants

Hamburg.

Gänzlich renoviert

HAMBURGER HOF

Weltbekanntes Haus. Herrliche Lage a. d. Alster

Zimmer mit Bad, W. C. u. laufend. Wasser.

Feine Französische Küche

Neue Direktion.

Sämtliche existierende, bezüglich exakter Arbeit und vorzüglicher Schussleistung unübertroffene **Schusswaffen** als Jagd- u. Scheibengewehre, automatisch. Repetier-Büchsen u. Pistolen, Luftwaffen, Teschins, Revolver sowie sämtliche Jagdgerätschaften liefert die

Deutsche Waffenfabrik Georg Knaak

Berlin SW 48, Friedrichstrasse 240-241.

Schwaneberger Briefmarken-Album das Beste

für Markensammler. Wird von keinem ähnlichen Werk an Vollständigkeit auch nur annähernd erreicht. Einziges Album, das in Ausgaben mit und ohne Markenabarten geliefert wird. Unerreicht praktische Text-Einteilung, die es Ihnen ermöglicht, die Sammlung nach Ihrem Ermessen zu arrangieren. Anerkannt bestes aller Permanentsysteme.

Ausgabe 1909 soeben erschienen.

Buch-Ausgaben v. 10 Pfg. bis 50,— Mk. pro Stück. Permanent-Ausgaben auf Lebenszeit v. 10,— Mk. bis 180,— Mk. pro Stück. — Verlangen Sie große illustrierte Preisliste 1908 kostenlos.

Probeblätter grat. **Verlag von J. J. Arnd, Leipzig.**

Berlin, den 12. Dezember 1908.

Ministerverantwortlichkeit.

Der Wetterschlag vom siebenundzwanzigsten Oktober hat dem Ruf nach Schaffung staatsrechtlicher Garantien für eine verstärkte Ministerverantwortlichkeit ein neues Echo geweckt. Die Forderung stammt nicht erst aus den Tagen der Reichsdecadence, wurde, als Korrelat der Unverantwortlichkeit des Staatsoberhauptes, oft erhoben, häufig besprochen, viel beschrieben. Hier, aus verschiedenen Zeiten und bis heute noch geschiedenen Lagern, ein paar Proben über Minister- und Monarchenrecht.

I. Thatsächliches.

„Dem Kaiser steht die Ausfertigung und Verkündigung der Reichsgesetze und die Ueberwachung derselben zu. Die Anordnungen und Verfügungen des Kaisers werden im Namen des Reiches erlassen und bedürfen zu ihrer Giltigkeit der Gegenzeichnung des Reichskanzlers, welcher dadurch die Verantwortlichkeit übernimmt." (Artikel 17 der Reichsverfassung.)

*

„Ganz allein kann sich die Frage darum handeln, welche Rechte uns bereits jetzt für die Durchführung dieser Verantwortlichkeit gegeben sind; mögen sie in diesem Augenblick noch begrenzt sein, sie sind bereits vorhanden; sie sind in der Verfassung selbst in einer gewissen Beschränkung ausdrücklich anerkannt. Wenn die Verfassung uns einmal sagt: eine derartige Verantwortlichkeit der Reichsbehörden gegenüber dem Reichstage besteht, so giebt die Verfassung auch die Zusicherung, uns diejenigen Mittel, die zur Durchführung dieser Verantwortlichkeit dienlich sind, nicht vorzuenthalten." (Abgeordneter Hähnel in der Reichstagssitzung vom neunten März 1878.)

*

„Diese (Hähnels) Behauptung findet man auch sonst häufig, aber sie ist unrichtig. Nach der Reichsverfassung ist der Reichskanzler nur einer moralischen, einer politisch-parlamentarischen Verantwortlichkeit unterworfen. Der

Artikel 17 begründet keine rechtliche Verantwortlichkeit; er spricht nur ein politisches Prinzip von großer praktischer Bedeutung aus und deutet mit keiner Silbe an, daß dieses Prinzip noch eine besondere rechtliche Ausgestaltung erfahren oll." (Richard Passow, Das Wesen der Ministerverantwortlichkeit in Deutschland

*

„Durch ein besonderes Gesetz werden die Verantwortlichkeit und das zur Geltendmachung derselben einzuhaltende Verfahren geregelt." Antrag von Bennigsen im konstituirenden Reichstag 1867. Der Antrag wurde abgelehnt.

*

„Als der Verfassungentwurf für den Norddeutschen Bund zuerst zur Revision gelangte, da war der Reichskanzler durchaus nicht mit den bedeutungvollen Attributionen ausgestattet, die ihm durch den einfachen Satz, der sich heute im Artikel 17 der Verfassung befindet, zugeschoben sind. Er ist damals durch eine Abstimmung in das jetzige Maß hineingewachsen, während er vorher einfach Das war, was man in Frankfurt in bundestäglichen Zeiten einen Präsidialgesandten nannte, der seine Instruktionen von dem preußischen Minister der Auswärtigen Angelegenheiten zu empfangen hatte und der nebenbei das Präsidium im Bundesrath hatte. Nun wurde die Bedeutung des Reichskanzlers plötzlich zu der eines kontrasignirenden Ministers und nach der ganzen Stellung nicht mehr eines Unterstaatssekretärs für deutsche Angelegenheiten im auswärtigen preußischen Ministerium, wie es ursprünglich die Meinung war, sondern zu der eines leitenden Reichsministers heraufgeschoben." (Bismarck am fünften März 1878 im Reichstag.)

*

„Die Verantwortlichkeit des Reichskanzlers ist nur ein politisches Prinzip, das seiner Verwirklichung durch Rechtssätze noch harrt, welches aber doch als solches nicht ganz wirkunglos ist, sondern die sogenannte politische oder parlamentarische Verantwortlichkeit begründet. Die praktische Folge besteht im Wesentlichen darin, daß der Reichskanzler sich der politischen Nothwendigkeit nicht entziehen kann, auf Angriffe gegen seine Geschäftsführung im Bundesrath und Reichstag Rede zu stehen." (Laband: Das Staatsrecht des Deutschen Reiches.)

*

II. Problematisches.

„Auch in Bezug auf die Unverantwortlichkeit seiner Regirunghandlungen ist die Unverletzlichkeit des Königs im Königthum und zunächst schon in seiner Lebenslänglichkeit enthalten. Regiren und verantwortlich sein, gleichzeitig gedacht, sind Widersprüche; nun erscheint für den lebenslänglichen Herrscher der Zeitpunkt seiner Verantwortlichkeit vor Menschen nimmer. Wo aber bleibt der Schutz der mit den Ständen verabredeten Gesetze, wenn Niemand hernach für die Verletzung einsteht? Politische Erfahrung hat hier einen Ausweg gefunden. Ein Gericht kann über Regirunghandlungen dadurch allein ergehen,

daß ein Unterthan sie sich zu eigen macht und ihre Verantwortung auf eigene Gefahr übernimmt. Darum muß in jedem Staat, der zwischen dem Willen des Fürsten und dem Gesetze unterscheidet, der nothwendigen Forderung der fürstlichen Macht, daß sie einen Antheil an der Gesetzgebung habe, die ebenfalls nothwendige Forderung der gesetzlichen Freiheit gegenüberstehen, daß der Herrscher Staatsminister anstelle und dem Volke bekannt mache, welche für die Gesetzmäßigkeit jeder Regirungmaßregel bürgen . . . Die Amtsthätigkeit der Minister geht den ganzen Staat an. Kein Wunder daher, daß man die Minister als in höherem Grade verantwortlich betrachtet; verantwortlich nicht blos für die Gesetzlichkeit, sondern auch für die Zweckmäßigkeit ihrer Handlungen. (F. C. Dahlmann: Die Politik.)

*

„Die Ministerverantwortlichkeit hat überhaupt nicht die Tendenz, den Monarchen am Regiren zu hindern, sondern nur, dafür zu sorgen, daß der den Gesetzen und Interessen des Staates widerstreitende persönliche Wille desselben, die Willkür, keine Vollziehung finde; die Ministerverantwortlichkeit soll dem Fürsten nicht die Macht entziehen, sondern den Gebrauch derselben in den Schranken der Pflicht sichern." (Samuely: Das Prinzip der Ministerverantwortlichkeit in der konstitutionellen Monarchie.)

*

„Auch steht bei jener Verantwortlichkeit ein würdiger Minister zugleich geschützt gegen unziemende und beleidigende Angriffe, fester als bei einer Staatsordnung, wo nur Hofgunst ihm die Dauer seiner Stelle verbürgt und Engel der Finsterniß ihn umschweben." (Klüber: Oeffentliches Recht des Deutschen Bundes.)

*

„Es soll der Minister Souffre-douleur des Monarchen sein"; jedoch „nur da und nur so, wo und wie es ausdrücklich und ganz besonders festgesetzt ist." (Buddeus: Die Ministerverantwortlichkeit in der konstitutionellen Monarchie.)

*

„Le prince lui même doit se soustraire à l'action et se borner à un rôle passif. (A. Cherbuliez: Théorie des garanties constitutionelles.)

*

„Ce n'est pas un homme, c'est un pouvoir neutre et abstrait au dessus de la religion des orages. Ich habe erklärt, daß zu der Unverletzlichkeit der königlichen Gewalt nothwendig die Unmöglichkeit unfähigen Handelns gehöre. Daher darf er überhaupt nicht handeln, wo ein Uebel statthaben kann." (Benjamin Constant: Cours de politique constitutionelle.)

*

„Die Verantwortlichkeit der Minister bedarf zur Rechtfertigung nicht der Handlungunfähigkeit der Staatsoberhäupter und der vollständig freien Thätigkeit der Exekutivorgane. Es ist ein Trugschluß, zu sagen: weil die Minister verantwortlich sind, müssen sie auch die Regirungfunktionen selbständig

ausüben können. Es ist auch ganz überflüssig, den Satz: the king can do no wrong buchstäblich wahr zu machen. Es soll nichts weiter sein als ein politisches Prinzip mit der Aufgabe, die Integrität des Souverains zu sichern und die politischen Kämpfe von ihm fernzuhalten." (H. v. Frisch, Die Verantwortlichkeit der Monarchen und höchsten Magistrate.)

*

Wenn man oft gegen den Monarchen behauptet, daß es durch ihn von der Zufälligkeit abhänge, wie es im Staat zugehe, da der Monarch übel gebildet sein könne, da er vielleicht nicht werth sei, an der Spitze des Staates zu stehen, und daß es widersinnig sei, daß ein solcher Zustand als ein vernünftiger existiren solle: so ist eben die Voraussetzung hier nicht, daß es auf die Besonderheit des Charakters ankomme. Es ist bei einer vollendeten Organisation des Staates nur um die Spitze formellen Entscheidens zu thun, und um eine natürliche Festigkeit gegen die Leidenschaft. Man fordert daher mit Unrecht objektive Eigenschaften an dem Monarchen; er hat nur Ja zu sagen und den Punkt auf das I zu setzen. Denn die Spitze soll so sein, daß die Besonderheit des Charakters nicht das Bedeutende ist . . Die Monarchie muß fest in sich selbst sein, und was der Monarch noch über diese letzte Entscheidung hat, ist Etwas, das der Partikularität anheimfällt, auf die es nicht ankommen darf. Es kann wohl Zustände geben, in denen diese Partikularität allein auftritt, aber alsdann ist der Staat noch kein völlig ausgebildeter oder kein wohl konstituirter. (G. W. Fr. Hegel: Philosophie des Rechtes.)

*

„Aber, Herr Abgeordneter Hausmann, wir unterscheiden uns doch noch in einer anderen Auffassung: für Sie ist der Kaiser eine Einrichtung, für uns ist er eine Person." (Der konservative Abgeordnete von Oldenburg am elften November 1908.)

*

„Wir in Preußen haben das Recht der Ministeranklage abgelehnt, weil es eben die Minister unseres Königs sind." (Julius Stahl.)

*

„Es ist ja bekannt, daß heute überall die sogenannte politische Ministerverantwortlichkeit, die ununterbrochen von den Parlamenten gehandhabt wird, die durch Ministeranklage vor einem Staatsgerichtshof geübte sogenannte staatsrechtliche Verantwortlichkeit in den konstitutionellen Monarchien thatsächlich ersetzt hat. In Oesterreich, zum Beispiel, erschöpfte sich bisher die sichtbare Bedeutung der staatsrechtlichen Verantwortlichkeit darin, daß ein Antrag auf Ministeranklage im Reichsrath als Demonstration- oder Obstruktionmittel gebraucht werden konnte. In anderen Staaten mit fein ausgeklügelten Verantwortlichkeitgesetzen ist es bisher nicht einmal zu solchen mehr oder minder gelungenen Scherzen gekommen." (Jellinek: Verfassungänderung und Verfassungwandlung.)

*

„La responsabilité qui est censée régir les rapports parlamentaires n'aboutit qu'à l'irresponsabilité générale.“ (Ostrogorski: La démocratie et l'organisation des partis politiques.)

*

„Écrire en tête d'une charte, que le chef est irresponsable, c'est mentir au sentiment publique, c'est vouloir établier une fiction, qui s'est trois fois évanouie au bruit des revolutions.“ (Napoleon III. am vierzehnten Januar 1852.)

*

„Ich: ‚Eure Königliche Hoheit haben im ganzen Staatsministerium keine einzige staatsmännische Kapazität, nur Mittelmäßigkeiten, beschränkte Köpfe.‘ Der Regent: ‚Halten Sie Bonin für einen beschränkten Kopf?‘ Ich: ‚Das nicht; aber er kann nicht ein Schubfach in Ordnung halten, viel weniger ein Ministerium. Und Schleinitz ist ein Höfling, kein Staatsmann.‘ Der Regent empfindlich: ‚Halten Sie mich etwa für eine Schlafmütze? Mein Auswärtiger Minister und mein Kriegsminister werde ich selbst sein; Das verstehe ich.‘ Ich deprezirte und sagte: ‚Heut zu Tage kann der fähigste Landrath seinen Kreis nicht verwalten ohne einen intelligenten Kreissekretär und wird immer auf einen solchen halten; die preußische Monarchie bedarf des Analogen in viel höherem Maße. Ohne intelligente Minister werden Eure Königliche Hoheit in dem Ergebniß keine Befriedigung finden.‘“ (Bismarck: Gedanken und Erinnerungen.)

*

„Ich habe natürlich während der bewegten und gelegentlich stürmischen Entwickelung unserer Politik nicht immer mit Sicherheit voraussehen können, ob der Weg, den ich einschlug, der richtige war, und doch war ich gezwungen, so zu handeln, als ob ich die kommenden Ereignisse und die Wirkung der eigenen Entschließungen auf sie mit voller Klarheit voraussehe. Die Frage, ob das eigene Augenmaß, der politische Instinkt, ihn richtig leitet, ist ziemlich gleichgiltig für einen Minister, dem alle Zweifel gelöst sind, sobald er durch die königliche Unterschrift oder durch eine parlamentarische Mehrheit sich gedeckt fühlt, man könnte sagen, einen Minister katholischer Politik, der im Besitz der Absolution ist, und den die mehr protestantische Frage, ob er seine eigene Absolution hat, nicht kümmert. Für einen Minister aber, der seine Ehre mit der des Landes vollständig identifizirt, ist die Ungewißheit des Erfolges einer jeden politischen Entschließung von aufreibender Wirkung ... Dem jedesmaligen Minister die Verantwortlichkeit für das Geschehene aufzuerlegen, ist für monarchische Auffassungen der nächstliegende Ausweg. Aber selbst wenn die Form des Absolutismus der Form der Verfassung Platz gemacht hat, ist die sogenannte Ministerverantwortlichkeit keine von dem Willen des Monarchen unabhängige. Gewiß kann ein Minister abgehen, wenn er die königliche Unterschrift für Das, was er für nothwendig hält, nicht erlangen kann; aber er

übernimmt durch sein Abtreten die Verantwortlichkeit für die Konsequenzen desselben, die vielleicht auf anderen Gebieten viel tiefgreifender sind als auf dem gerade streitigen.“ (Bismarck: Gedanken und Erinnerungen.)

*

„Zieht man aus Allem die Summe, so ist von der juristischen Verantwortlichkeit der Minister nur wenig Nutzen zu erwarten. Wir haben hier eine Lücke in der preußischen Gesetzgebung, die ich ausgefüllt sehen möchte, um den radikalen Schreiern, die beständig davon reden, wir hätte keinen gesicherten Rechtsboden unter den Füßen, um denen einmal den Mund zu stopfen. Aber man soll sich nicht zu viel davon versprechen. Diese ganze Lehre von der juristischen Verantwortlichkeit der Minister gehört in die Zeit der Schlosser und Rotteck, in eine überwundene Epoche konstitutioneller Doktrin.“ (Heinrich von Treitschke: Politik.)

*

„Die Anklage der Minister ist das äußerste Mittel des Widerstandes, ich nenne es das Schwert der Stände; sie dürfen es nicht leichtsinnig ziehen, nicht wie ein Rappier zu Fechterstreichen brauchen. Die wirksamste Verantwortlichkeit wird geräuschlos täglich gehandhabt von einem auf sein Gemeinwesen aufmerksamen Volke; sie erhebt ihre Stimme in der Presse, in der jährlichen Prüfung der Stände, verstärkt sie in der Beschwerdeführung.“ (F. C. Dahlmann: Politik.)

*

1678, in dem Prozeß gegen den Lordschatzmeister Grafen von Danby, sprach das englische Unterhaus zum ersten Mal den Grundsatz aus, daß ein Minister nicht nur für die Gesetzlichkeit, sondern auch für „honesty justice and utility“ seiner Handlungen hafte.

*

„Wenn man erwägt, daß das Recht einen objektiven, absoluten Maßstab für die Beurtheilung einer Handlung gewährt, während die Frage nach der Utilität einer Maßregel nur nach subjektivem Ermessen zu entscheiden ist, wenn man bedenkt, daß die zu konstatirende Rechtsverletzung etwas in sich Abgeschlossenes darstellt, das Verhalten einer Maßregel zum Staatswohl dagegen sehr oft erst in der ungewissen Zukunft seine Lösung findet, so gelangt man zu dem Schluß, daß die Ausdehnung der Staatsanklage auf Mißregirung nicht zu billigen sei, daß damit die Ministerverantwortlichkeit, statt ein sicherer Schutz verfassungmäßigen Regiments zu bleiben, zu einer Handhabe der Parteipolitik herabsinken müßte.“ (Fr. Hauck: Die Lehre von der Ministerverantwortlichkeit.)

*

„Die große Entwickelung der politischen oder parlamentarischen Ministerverantwortlichkeit, der unermeßliche Einfluß der Oeffentlichkeit, die Kritik und Kontrole, der alle Regirunghandlungen im Parlament, in der Presse, in Versammlungen und Vereinen, an Biertischen, auf Kegelbahnen und so weiter unterworfen werden, hat die Bedeutung der rechtlichen Ministerverantwort-

lichkeit in erheblichem Grade geschmälert. Kein Minister kann sich der Pflicht entziehen, öffentlich über alle von ihm getroffenen Maßregeln Rede zu stehen, auch wenn keine positive Verfassungbestimmung ihn dazu verpflichtet. Diese Enthaltung der parlamentarischen Thätigkeit, ihre Erstreckung auf alle Verwaltungsgebiete, die Ausbildung des politischen Zeitungwesens, die Schnelligkeit der Nachrichtenbeförderung gehören in der Hauptsache erst der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts an. Sie haben zur Folge, daß die politische Verantwortlichkeit die juristische ganz in den Schatten gestellt und entbehrlich gemacht hat.“ (P. Laband in der Deutschen Juristenzeitung.)

*

„Die wirksame Verantwortlichkeit: Das ist die öffentliche jährlich wiederkehrende unumwundene, unbeschränkte Diskussion; die wirkliche Verantwortlichkeit: Das ist jene Oeffentliche Meinung, die in unseren Tagen nicht mehr die sechste, sondern die erste der Großmächte genannt werden muß. Keine Regirung hat in den modernen Verhältnissen Bestand, die auf die Dauer vor dem Ausspruch dieses Gerichtes nicht besteht. Dieses Gericht ist in Wahrheit die höchste entscheidende Kassationinstanz.“ (Sybel am dreiundzwanzigsten März 1867.)

*

„Ich gestatte mir gegenüber den Ausführungen des Herrn Abgeordneten Singer erst recht darauf hinzuweisen, daß, wenn er sich innerhalb der verfassungmäßigen Grenzen halten will, er nur den Herrn Reichskanzler angreifen kann und niemand anders. Wenn wir hier im Reichstag, meine Herren, fortgesetzt dahin kämen, daß man über die Person des verantwortlichen Reichskanzlers hinaus andere Personen angreift, so lägen darin die Keime schwerer Konflikte. Ich möchte also dringend bitten, daß wir gegenseitig unsere staatsrechtliche Stellung achten. Wir sind bereit, Ihnen Tag für Tag hier als Kugelfang zu dienen: zielen Sie also, bitte, nur nach uns.“ (Graf Posadowsky im Reichstag am neunundzwanzigsten Januar 1898.)

*

„In Staaten, wo das Parlament bereits auf breiterer oder schmälerer demokratischer Basis aufgerichtet ist, sind nicht mehr bloße Vertröstungen auf Verbesserungen des Systems möglich. Dessen Wirkungen zeigen sich dann, stets der Eigenart eines jeden Volkes angepaßt, in definitiver Weise. Da kann es sich dann herausstellen, daß ein solches Parlament nicht im Stande ist, die Führung der Nation zu übernehmen. Kein großes Volk steht seiner Repräsentation so kühl gegenüber, wie das deutsche Volk dem Deutschen Reichstag, der zu den politisch schwächsten parlamentarischen Gebilden zählt. Das liegt aber keineswegs, wie wohl behauptet wird, an dem Maße des ihm zugebilligten Rechtes — mit noch viel geringerem haben kontinentale Parlamente die Herrschaft an sich zu ziehen gewußt — sondern in erster Linie in der Thatsache, daß er, in mehr als ein Dutzend Parteien gespalten, nicht geeignet ist, irgendwie dem einheitlichen Willen der Nation Ausdruck zu geben. Darum

vermag er auch nicht, seinen Willen als einen gleichwerthigen dem der Reichsregirung an die Seite zu stellen. Die deutsche staatsrechtliche Theorie, welche den Reichstag nicht an den Herrschaftbefugnissen des Reiches theilnehmen läßt, sondern ihn nur als ein einschränkendes Element zu der mit aller Herrschermacht ausgerüsteten Regirung hinzutreten lassen will, sie entspricht den thatsächlichen politischen Verhältnissen durchaus. Und Das würde auch mit Einführung der Verhältnißwahl, mit einer billigeren Eintheilung der Wahlkreise und anderen von verschiedenen Seiten geforderten Neuerungen nicht anders werden, da es in absehbarer Zeit ganz ausgeschlossen ist, daß irgendeine Partei zum Siege gelangen könnte. Daher haben auch Forderungen, wie die nach parlamentarischen Reichsministerien, wenn sie überhaupt noch erhoben werden, einen rein doktrinären Charakter: einem durch unversöhnliche Gegensätze in dauernde Minoritäten gespaltenen Parlamente muß eine außerparlamentarische, zwar nicht parteilose, aber immerhin auf kein festes Parteiprogramm eingeschworene Regirung noch immer wünschenswerther erscheinen als eine auf faulen Kompromissen unnatürlicher und daher gebrechlicher parlamentarischer Koalitionen beruhende. In keinem Lande der Welt würde eine parlamentarische Regirung eine so erbitterte Opposition finden wie im Deutschen Reich, wo nur durch völlige Umbildung der Parteien und Verschmelzung der Fraktionen zu großen Gruppen eine Aenderung angebahnt werden könnte. Wie Dem auch sein mag: die Geschichte des Deutschen Reiches hat gelehrt, daß auch ein durchaus demokratisches Parlament keineswegs mit Nothwendigkeit das Schwergewicht des Staates in sich zu verlegen vermag. Thatsächlich steht im Deutschen Reich die Regirung dem Reichstag viel unabhängiger gegenüber, als es in manchen Staaten mit einer auf beschränktem und abgestuftem Wahlrecht aufgebauten Abgeordnetenkammer der Fall ist." (Jellinek: Verfassungänderung und Verfassungwandlung.)

*

„Als König von Preußen ist der Kaiser Mitbesitzer der Reichsgewalt, wie jeder andere deutsche Bundesfürst, aber als Landesherr des hervorragendsten und größten der Mitgliedsstaaten thatsächlich wie rechtlich primus inter pares. Als Kaiser nimmt er im Verfassungorganismus des Reiches eine doppelte Stellung ein: einmal theilt er mit der Gesammtheit der Verbündeten Regirungen die Reichssouverainetät, ist alleiniger Inhaber einzelner Theile der Centralgewalt; sodann ist er unmittelbar durch die Reichsverfassung, also aus eigenem Rechte, in Person zur Ausübung wesentlicher Bestandtheile der Reichsgewalt berufen, die proprio jure der Gesammtheit der fünfundzwanzig Staatensouveraine zustehen, ist also insoweit Delegator der Reichsgewalt, der dauernde Regent des Reiches an Stelle des handlungunfähigen Souverains . . Die Verfassungform des neuen Deutschen Reiches ist demnach eine konstitutionelle, monarchisch beschränkte Aristokratie." (Dr. R. Fischer: Das Recht des Deutschen Kaisers.")

Die Zukunft Polens.

Seit dem Spätsommer 1905 hat George Cleinow von Petersburg aus über die innere Umwandlung Rußlands Berichte geschickt, deren strenge Sachlichkeit das Vertrauen auf ihre unbedingte Zuverlässigkeit erweckte. Im letzten Frühjahr hat er „unter der Führung von Ansiedelungspezialisten" die Provinz Posen bereist und nun auch über die dort empfangenen Eindrücke den „Grenzboten" berichtet. Im einleitenden Artikel sagt er, der Hauptinhalt des Ostmarkenproblems scheine ihm so zu bezeichnen: „In Ostelbien hat sich ein Wirthschaftstypus, der landwirthschaftliche Großbetrieb, nicht befähigt erwiesen, den gewaltigen, durch unsere industrielle Entwickelung hervorgerufenen Fortschritten zu folgen. Diese Thatsache fand ihren Ausdruck in einem starken Abstrom von geistigen und körperlichen Arbeitkräften aus allen sozialen Schichten der Ostmark und von Geldmitteln, was wieder eine allmähliche Verkümmerung aller Theile der ostelbischen Wirthschaft zur Folge hatte. Die preußische Staatsregirung suchte nun dem vorhandenen kräftigeren Wirthschaftstypus, dem bäuerlichen Kleinbetriebe, die Stellung zu verschaffen, die ihm wegen der einmal vorhandenen Lage gebührte, die einzunehmen ihn aber politische und soziale Vorurtheile hinderten. Das konnte nur geschehen durch Auftheilung einer ganzen Zahl von großen Gütern, besonders der sich im Niedergang befindenden, und durch Ansetzung von Bauern aus anderen, kultivirteren Gegenden." Diese Auffassung des Ostmarkenproblems unterschreibe ich; den sich daran schließenden Sätzen könnte ich nur mit Einschränkungen beistimmen; doch kommt bei den Berichten Cleinows wenig auf die vorausgeschickten und eingestreuten grundsätzlichen Betrachtungen an. Das Wesentliche sind diese Berichte selbst, die sich durch die selbe Genauigkeit und Objektivität auszeichnen wie die aus Rußland. Und das Selbe gilt von des Verfassers soeben (bei Grunow in Leipzig) erschienenem Buche „Die Zukunft Polens". Nach einem Rückblick auf die Geschichte Polens stellt es, auf eine Fülle urkundlichen Materials und auf eigene Wahrnehmungen gestützt, die Fürsorge der russischen Regirung für das Wirthschaftleben im „Zarthum Polen" und dieses Wirthschaftleben selbst dar.

Die Maßregeln nun, in denen sich diese Fürsorge bekundet, „das Gartenspalier", an dem sich die Pflanze Volkswirthschaft emporranken soll, tragen einen ganz eigenthümlichen Charakter. Diesen eigenthümlichen Charakter erzeugt „das unsinnige Bestreben, wirthschaftliche Angelegenheiten ausschließlich nach politischen Gesichtspunkten zu behandeln". So will die Regirung zwar den Bauernstand heben: sie hat seine Zahl vermehrt und begünstigt ihn gegenüber dem Adel, auf dessen Schwächung, ja, Vernichtung sie ausgeht, aber zugleich fesselt sie den Bauernstand, indem sie statt wirklicher Selbstverwaltung der Kreise und Gemeinden nur deren Schein gestattet, wirthschaftliche Organisa-

tionen aber, so weit sie sie nicht ganz verhindern kann, wenigstens nach Möglichkeit erschwert. Das Verhalten der Regirung den Genossenschaften gegenüber (und was in Beziehung auf Beschränkungen für Rußland im Allgemeinen gilt, Das gilt für Polen immer in verstärktem Maße) wird durch die folgende Stelle aus einem Immediatbericht des Reichsrathes an den Zaren charakterisirt: „Die herrschende Gesetzgebung hat die Freiheit der Privatpersonen sehr beschränkt, solche Gesellschaften, Vereine, Genossenschaften und andere freiwillige Vereinigungen zu bilden, die, auf längere Zeit abgeschlossen, der Erreichung eines Zieles mit vereinten Kräften dienen sollen. Ehe zur Bildung einer Genossenschaft geschritten werden konnte, war eine vorläufige Genehmigung der Regirung nothwendig; erst nach Ertheilung der Erlaubniß durften die Vorarbeiten für die zu bildende Gesellschaft in Angriff genommen werden. Ohne solche Genehmigung bestehende Vereinigungen wurden als gesetzwidrige Geheimgesellschaften behandelt ohne Rücksicht auf die von ihnen verfolgten Ziele. Für Uebertretungen dieser Bestimmungen wurden Strafen bis zu Zwangsarbeit verhängt. Um dennoch den Bedürfnissen des gewerblichen Lebens gerecht zu werden, hat die Regirung die Initiative zur Einrichtung von Genossenschaften selbst übernommen." Das geschah 1895. Aber, schreibt Cleinow, „die an verschiedene bureaukratische Institutionen mit zum Theil hochtönenden Namen angeschlossenen Genossenschaften und Vereine tragen deshalb den Stempel aller bureaukratischen Einrichtungen und genießen in keinem Theil der Gesellschaft volles Vertrauen." Weitere Ausflüsse des verkehrten Grundsatzes sind: die Praxis, die höheren Beamtenstellen nicht mit fachmännisch ausgebildeten Personen, sondern, weil man vor Allem blinden Gehorsam will, mit Offizieren zu besetzen, und die Behandlung der Verkehrsmittel (besonders bei Ausgestaltung des Bahnnetzes); da entscheiden nicht die wirthschaftlichen Bedürfnisse der Bevölkerung, sondern politische und militärische Erwägungen. Das zuletzt Angeführte hat auch zur Folge, daß die Bauern ihre Produkte nicht selbst auf den Markt bringen, sondern nur durch die Vermittelung der jüdischen Händler absetzen können. So leidet das gesammte Wirthschaftleben unter dem beständigen Widerstreit der wirthschaftlichen und der politischen Ziele der Regirung, und obwohl diese Ziele vorwiegen und die ihnen dienenden Kräfte und Maßregeln stark genug sind, das Wirthschaftleben schwer zu schädigen, werden auch sie gründlich verfehlt: was sich an dem „Spalier" emporrankt, ist eine polnische Nationalwirthschaft, die nicht dem Russenstaat, sondern der polnischen Nationalidee dient, dieser Idee, die 1863 so gut wie vernichtet war und die nicht wieder aufkommen zu lassen der Hauptzweck aller Maßregeln war, mit denen seit diesem Jahr das Weichselgebiet von Petersburg aus beglückt worden ist. Dieser doppelte Mißerfolg legt die nicht nur für Rußland wichtige Frage nah, ob nicht die Grenzmarkenpolitik, die in der Zeit der Karo-

linger, der Ottonen und Heinriche für Deutschland einen guten Sinn hatte, in unserer heutigen Staatsordnung und Wehrverfassung und beim heutigen Weltverkehr ein sinnloser und zweckwidriger Anachronismus sei.

Man muß die ausführliche Beschreibung der einzelnen Fesseln, die eine wunderbare Regirungweisheit dem polnischen Wirthschaftleben anlegt, bei Cleinow lesen, um diese Weisheit zu würdigen. Ihr zum Trotz machen die Polen Fortschritte. Namentlich in Masovien und Kujavien „giebt es einzelne polnische Güter, die sich mit den besten Wirthschaften Sachsens messen können". Und was die Bauern betrifft, so betreiben „auch die Aermsten die Feldwirthschaft mit möglichster Genauigkeit. Wer russische und polnische Bauernfelder gesehen hat, wird den Unterschied zwischen beiden bemerkt haben. Der polnische Bauer sucht vielleicht schon aus angeborenem Schönheitsinn eine schöne, gleichmäßige Ackerfurche zu ziehen, hält seinen Boden von Steinen und Unkraut rein. Die Ackergeräthe sind viel besser und moderner als die in Rußland verwandten." Und das Bauernland wächst beständig der Fläche nach, wenn auch nicht im Verhältniß zum Wachsthum der bäuerlichen Bevölkerung, was unmöglich wäre, denn diese hat sich unter dem Druck der auf Vernichtung der polnischen Nationalität abzielenden Politik in einem Menschenalter verdoppelt. (Alle einzelnen Angaben Cleinows sind mit dem erforderlichen statistischen Beweismaterial versehen). Die Unmöglichkeit, alle dem bäuerlichen Stand Angehörige in ausreichendem Maß mit Land zu versorgen, erzeugt ein zahlreiches Halb- und Ganzproletariat, von dem ein Theil Arbeit und Brot jenseits von der Grenze sucht, aber die Heimath meist nur für eine Weile verläßt und zum Theil auch nach Jahre langer Abwesenheit mit Ersparnissen zurückkehrt. Obwohl diese Ersparnisse nicht unbedeutend sind (die der „Sachsengänger" werden für das Jahr 1904 auf 11,4 Millionen Rubel geschätzt), sieht Cleinow nicht in ihnen den wichtigsten Vortheil, den die Auslandarbeit der polnischen Nationalwirthschaft bringt, sondern, in Uebereinstimmung mit anderen Kennern dieser Verhältnisse wie Kaerger, darin, daß die Wanderarbeiter in der Fremde sparsamer, überhaupt wirthschaftlicher, fleißiger, energischer, intelligenter und sozialer, genossenschaftlichem Zusammenschluß, gemeinsamem Wirken geneigter werden und daß sie diese erworbenen Eigenschaften in der Heimath verbreiten, wo übrigens schon vorher Deutsche und Juden, die sich bei der Behandlung, die sie von der russischen Regirung erfahren, um ihrer Existenz willen polonisiren müssen, an der Disziplinirung der Polen gearbeitet hatten. Daß diese mehr und mehr gelingt, ist eine schlagende Widerlegung der von Rassentheoretikern wie Otto Ammon und Alexander Tille vertretenen, auf die Lehre des Biologen August Weismann gestützten Ansicht, daß Tüchtigkeit und Untüchtigkeit der Individuen wie der Völker lediglich von dem ererbten, unveränderlichen Keimplasma abhänge und Erziehung, Ernährung, Klima, Wohn-

ort, sozialer Zustand, Verkehr mit Nachbarn, überhaupt die Umwelt daran nichts zu ändern vermöge. Mit besonderer Ungunst wird von der russischen Regirung die kleine Shlachta behandelt, der ärmere Landadel, dessen Güter den Umfang von Bauerngütern nicht oder nur wenig übersteigen; und gerade dieser Adel scheint sich zum Kern der polnischen Nation entwickeln zu wollen. Nicht nur behauptet er, allen Vexationen zum Trotz, seinen Grundbesitz, sondern er läßt auch seinen überzähligen Söhnen eine sorgsame Ausbildung angedeihen, deren Grund gewöhnlich der Ortsgeistliche legt; diese Söhne studiren mit Hilfe von Stipendien, werden Handwerker, Kaufleute, Bankbeamte, verdrängen die bis vor Kurzem meist deutschen Gutsverwalter der Magnaten aus ihren Stellen und begründen so einen intelligenten bürgerlichen Mittelstand.

Aber auch der hohe Adel ist nicht etwa tot, sondern lebt und kräftigt sich in engem Bund mit der Haute Finance. In dieser unterscheidet Cleinow zwei Gruppen. Die lodzer, die der für den Weltmarkt arbeitenden dortigen Industrie dient, ist nicht an die Entwickelung der polnischen Nationalwirthschaft gebunden und fördert darum auch nicht die nationalpolnischen Bestrebungen. Die warschauer dagegen „steht und fällt mit der polnischen Gesellschaft, weil sie auf dem polnischen Markt fußt. Die früheren Thoraverehrer Kronenberg, Epstein, Nathansohn sind nicht römische Katholiken geworden, um der russischen Regirung eine Freude zu bereiten, sondern nur, um in der polnischen Gesellschaft festen Fuß zu fassen. Das ist ihnen gelungen. Aehnlich liegt die Sache bei den früheren Deutschen Schwede, Borman, Rau, Lilpop, Fuchs und Anderen." (Sehr interessant ist die Beschreibung des russisch-polnischen Judenthumes, in dem einem furchtbar elenden Proletariat Aristokraten gegenüberstehen, „deren Rennpferde mit denen der Grafen Samojski, Krassinski, Kwilecki Gurt an Gurt laufen.") Natürlich sind es auf beiden Seiten nicht nationale, sondern rein wirthschaftliche Interessen gewesen, welche die Haute Finance und die Magnaten zusammengeführt haben. Etwa zehn Jahre nach dem tiefen Sturz von 1860 bis 1864 „fing die dünne Oberschicht der Polen mit der Hilfe der jüdischen Finanzaristokratie an, modern zu wirthschaften, ihre Kräfte in realer Bethätigung zu verwerthen und zu stählen". Wie diese wirthschaftliche Thätigkeit, die anfangs Abkehr vom revolutionären Nationalismus bedeutete, sich allmählich nationalisirt hat, bis zuletzt alle Gesellschaftschichten, alle Klassen alle politischen und sozialen Parteien sich einmüthig im Streben nach dem großen nationalen Ziel zusammenfanden, kann nicht mit wenigen Worten klar gemacht werden. Die polnischen Gründungen, das Bankwesen, die Kreditinstitute, die landwirthschaftlichen Vereine und Genossenschaften werden in dem Buch ausführlich behandelt. Sehr viel hängt natürlich von dem Generalgouverneur ab. So kamen die Gründungen von Aktiengesellschaften erst unter Schuwalow in Fluß, weil er einen Artikel der Instruktion für den Generalgouverneur etwas anders auslegte als seine Vorgänger. Wittes Finanz-

politik war der Entwickelung der polnischen Industrie günstig. Mit der Polenfreundlichkeit der Gouverneure steigen und fallen die Kurse der polnischen Papiere. Eins der für die zukünftige Entwickelung Polens günstigen Symptome ist, daß das Weichselgebiet neben dem Nordwestgebiet des Reiches den geringsten, das innere Rußland den höchsten Alkoholverbrauch hat.

Diese Entwickelung läßt sich natürlich nicht voraussehen; gewiß ist nur, daß zwei entgegengesetzte Tendenzen auf sie einwirken werden. „In dem Maß, wie sich das polnische Kapital an den Handelsunternehmungen mit Rußland betheiligt, muß das wirthschaftliche Interesse der Polen an Rußland steigen; in dem selben Maß wächst auch die Möglichkeit einer Aussöhnung zwischen den Polen und den Russen, ohne große Konzessionen von den Russen nothwendig zu machen. Wiederum erscheint uns solche Möglichkeit um so geringer, je stärker sich solche Wirthschaftorganisationen entwickeln, die sich von den russischen Geldquellen, wie von der Staatsbank, frei halten können, weil sie ausschließlich auf die inneren Märkte Polens angewiesen sind." Diese Organisationen werden eben in dem Buch beschrieben. Die Polen haben, wird am Schluß gesagt, solche Schöpfungen nicht allein aus sich hervorgebracht; sie sind durch den Zustrom von Deutschen dazu angeregt und befähigt worden. Dieses hervorheben, heiße nicht, die Polen herabsetzen; vielmehr liege eine hohe Anerkennung ihrer Kraft in dem Hinweis auf die Thatsache, daß sie den wirthschaftlich überlegenen Germanen nicht unterlegen sind, sondern diese polonisirt und deren Kulturmacht in sich aufgenommen haben, ohne ihre eigenen nationalen Eigenthümlichkeiten einzubüßen. Die russische Regirung, scheint mir, müßte es als einen ganz besonders beschämenden Mißerfolg empfinden, daß die von ihr angestrebte Russifizirung der Deutschen in deren Polonisirung umgeschlagen ist und dadurch das Polenthum nicht wenig gestärkt hat.

Neisse. **Karl Jentsch.**

*

Nach einem letzten Aufstandsversuch und einem letzten Appell an die Waffen mußte die unglückliche Republik sich dem Sieger unterwerfen. Um neuer Rebellion vorzubeugen, war ein Mann von eiserner Faust und bewährter Geschicklichkeit nöthig. Katharina dachte an Siewers. Er hatte in London den armen Poniatowski kennen gelernt, der damals das einfache Leben eines jüngeren Sohnes führte, und fand ihn nun in Warschau als einen schon halb enthronten König, dessen völligen Sturz er herbeiführen sollte. Siewers hatte Qualen aller Art auszustehen. Er mußte eine edle Nation erdrosseln, einem besseren Loses würdigen König die Krone nehmen. Mußte er die Ehren, mit denen er überhäuft, die Huldigungen, die in seiner Person der russischen Macht dargebracht wurden, nicht hassen? Gewiß hätte er sich beeilt, diese ekle Last abzuschütteln, wenn er nicht das Bewußtsein gehabt hätte, für die Sache der Menschheit, für Polens eigene Sache einzutreten. Mit unerbittlicher Strenge führt er die Befehle aus, die aus Petersburg kommen, bis er die Nation und den König blutend, mit zerfetztem Leib, ins Lager des Siegers führen kann, als ginge es auf die Schlachtbank. (Waliszewski: Katharina II.)

*

Hütet Euch vor Hebbel!

Der Segen, den ein Genie über die große Masse seiner Nation bringt, hat oftmals seinen Schatten in dem verderblichen, hemmenden oder gar schädlichen Einfluß, den es auf die mit ihm strebenden Künstler seiner Zeit oder die Nachfahren in seiner Kunst ausübt, die der geistigen Uebermacht des Meisters erliegen, indem sie ihm nachahmen. So hat Michelangelo die ganze bildende Kunst Italiens bis auf unsere Tage, nach einem Ausspruch Segantinis, ders am Besten wissen mußte, gelähmt, weil seine starke Eigenart Jeden, der nach ihm malte oder meißelte, ergriff, unterjochte und, ihn um seine eigene Persönlichkeit bringend, zur „michelangelesken" Manier verführte. So hat die „Shakespearomanie" (von Grabbe 1825 am eigenen Leibe erkannt und beschrieben) mehr Kräfte, Talente und Seelen verwüstet und vernichtet als alle übrigen Manien und Krankheiten zusammen genommen. Und so ist schließlich, um das letzte Beispiel aus einer dritten Kunst zu nehmen, die Wirkung Wagners auf unsere heutigen Komponisten eine eben so gewaltige wie zauberhaft verderbliche. Es ist bezeichnend, daß der Einfluß eines genialen Künstlers auf seine Gefährten oder Schüler um so größer und mächtiger sein wird, je stärker die persönliche Eigenart oder die ganz besonderen Merkmale dieses Genies hervortreten und den Schwächeren blenden und bannen. Wie denn beiläufig die Einwirkung Goethes, dieses Meeres aus vielen Flüssen, durchweg eine viel schwächere, stillere und weniger schädliche gewesen ist als etwa die der genannten drei Gewaltigen, deren Ecken und Eigenthümlichkeiten mehr ins Auge springen und leichter und stärker den Nachstrebenden in Versuchung führen.

Ein solcher Verführer mit einer stark ausgeprägten Eigenart und darum von größter Gefährlichkeit für die von ihm Beeinflußten ist Friedrich Hebbel, in dem das literarische Deutschland heute seinen größten Dramatiker verehrt. Und es ist zu befürchten, daß, wenn sein Werk und seine Form als Grundlage jedes weiteren dramatischen Schaffens bei uns gepriesen wird, wie es in fast täglich neu erscheinenden Brochuren und Artikeln über ihn geschieht, die Wirkung Hebbels auf unser Drama zur Verknöcherung, zum Barock und zum völligen Verfall führen wird.

Zunächst hat sich Hebbels Uebermacht rein als Intelligenz dadurch erwiesen, daß seine Ansichten über die dramatische Kunst, seine „Theorien über das Drama" heute wohl von der gesammten Kritik, wenn nicht verstanden, so doch verehrt, wie Worte des Evangeliums oder wie vor Lessing die Sätze des seligen Aristoteles angeführt und zur Nachahmung empfohlen werden. Schon Emil Kuh empfand diese intellektuelle Ueberlegenheit Hebbels als eine Gefahr, als er ihn in den Tagen des Zwistes zwischen Beiden ein „Gedankenraub-

thier" nannte, dem er später dann allerdings völlig wieder zum Opfer gefallen ist. Aus dieser Superiorität des Verstandes bei Hebbel ist wohl auch die seltsame Beeinflussung zu erklären, die Otto Ludwig, diese erste Dichterleiche auf dem Weg Hebbels, durch Den erfuhr, dem er sich immer wieder, wie Laokoon der Schlange, vergeblich zu entziehen suchte, den er sogar mit dem gräßlichsten theoretischen Schimpfwort einen „Nichtdramatiker" schalt, um schließlich selbst in der Wahl seiner wenigen tragischen Stoffe in die Abhängigkeit Hebbels zu gerathen. Je mehr ein dramatischer Dichter, wie eben Otto Ludwig, zum Grübeln über die Kunst, die er betreibt, neigt, je mehr in ihm die Reflexion die Naivetät, um Schillers Worte zu nehmen, überwuchert, um so mehr ist er für den Einfluß Hebbels als einer Krankheit empfänglich.

Bleiben wir zunächst bei der Einwirkung Hebbels auf die Kritiker und Richter in ästhetischen Dingen, die ihn heutzutage als Kenner und Lehrmeister in der dramatischen Kunst mit dem gleichen Ungestüm feiern, wie ihre Vorgänger ihn seiner Zeit als Stümper und ungeschickten Lehrling verspotteten. Seine sich mit dem Wesen und dem Stil des Dramas befassenden theoretischen Aufsätze, die jetzt als Fibel für alle Dramatiker gepriesen werden, sind zum Theil polemisch gehalten (gegen Professor Heiberg, gegen Julian Schmidt und so weiter), zum Theil pro domo geschrieben, um seine Stoffe und ihre besondere Behandlung vor sich und vor den ästhetischen Richtern seiner Zeit zu rechtfertigen. Diese theoretisch-ästhetischen Arbeiten Hebbels beruhen in der Hauptsache auf dem Studium der Philosophie und Aesthetik Hegels, die recht dazu geschaffen war, einen dialektischen Geist wie Hebbel gefangen zu nehmen. Er hat Dies selbst mehrfach abgestritten, ja, hat gelegentlich gegen Hegel polemisirt, aber ein Vergleich mit den Philosophemen, ja, selbst mit dem deutsch-lateinischen Stil Hegels, der damals übrigens das ganze denkende Deutschland beherrschte, beweist die starke geistige Abhängigkeit Hebbels von diesem „dunklen Unsinnschmierer", wie ihn Schopenhauer in heiligem Zorn genannt hat. Ja, während Goethe, wenn er schuf, die philosophisch-ästhetischen Errungenschaften eines Kant als selbstverständlich und darum lästig abstreifte, während Schiller ihnen immerhin noch kritisch gegenüberstand, gerieth Hebbel völlig in das ihm so vertraute numerirte Labyrinth Hegels; und niemals hat ein Dichter sich mehr an seinen Komplementärphilosophen gehalten. Hegels ganzes philosophisches Verfahren oder seine Technik mit These, Antithese und Synthese war ihm ja geradezu aus der Seele gesprochen; und fast alle Einfälle Hebbels, von denen seine „Tagebücher" strotzen, beruhen im letzten Grund auf der Anwendung dieser erhabenen und lächerlichen Spielerei. Dieses ewige „Mit drei Kugeln werfen", die zum Schluß zusammen wieder aufgefangen werden, ermüdet schließlich mehr, als es ergötzt; jeder Leser der „Tagebücher" wird es an sich erfahren haben. Und es vernichtet das Selbstdenken, das Beste, was man überhaupt

vom Lesen hat, weil es eben jede Kopfarbeit eines Dritten ausschließt, da ihm Alles schon vorgemacht, vorgedacht wird, so daß die häufige Lecture der „Tagebücher“ Hebbels eine geisttötende, weil überfütternde Beschäftigung ist.

Die These oder die Formel, die für Hebbel aus seinen theoretischen Untersuchungen über das Drama und die Tragoedie erwachsen ist, hat er in ihrer Quintessenz wohl am Schönsten in den Distichen „An den Tragiker“ ausgedrückt, die so lauten:

„Packe den Menschen, Tragoede, in jener erhabenen Stunde,
Wo ihn die Erde entläßt, weil er den Sternen verfällt,
Wo das Gesetz, das ihn selbst erhält, nach gewaltigem Kampfe,
Endlich dem höheren weicht, welches die Welten regirt!
Aber ergreife den Punkt, wo Beide noch streiten und hadern,
Daß er dem Schmetterling gleicht, wie er der Puppe entschwebt.“

Das ist, in Verse gebracht, die dramatische Formel Hebbels, die Lehre von der Idee des Individuums und der Idee des Universums oder Absolutums (Hegel), welche beiden Ideen sich im Drama wie zwei Kreise berühren und dann schneiden müssen. Dies ist das Rezept, das nach der Ansicht unserer meisten Kritiker einfach befolgt werden muß, um ein gutes Drama zu Stande zu bringen. Es ist, wie man sieht, ein ziemlich allgemein gehaltenes Programm, ein ästhetischer Lehrsatz, wie ihn Hebbel für sein Drama post hoc oder propter hoc aufgestellt hat, der das Gebiet des dramatischen eng begrenzt und eigentlich nur auf den Punkt im Ei beschränkt und alle Blätter und Früchte und Zweige vom Baum abschneidet, um seine kahle Form klar zu zeigen. Dazu kommt, daß diese dramatische Grundformel, wie übrigens alle ästhetischen Grundsätze, mögen sie sich noch so stabil dünken, höchst labiler Natur ist. Indem ihre Anwendung doch immer wieder von dem Erkenntnißvermögen oder der „Weltanschauung“ des sie befolgenden Dramatikers abhängt, der „die erhabene Stunde“, das „Gesetz, das seinen Helden erhält“, oder „das höhere, welches die Welten regirt“, immer wieder nach seinem Herzen als seiner Normaluhr oder nach dem Grade seiner Erkenntniß berechnen und richten muß. Diese Erkenntniß aber ist ganz abhängig wieder von der philosophischen Erkenntniß seiner Zeit, so daß uns Heutigen, zum Beispiel, schon die beiden Gesetze des Einzelnen und der Welten, die Hebbel sah, in eins zusammenfallen und wir bereits ein ganz anderes tragisches Empfinden haben.

Darum wird jeder Tragiker den für ihn „fruchtbarsten Moment“, wie Lessing ihn beim Maler nannte, anders sehen und anders gestalten. So daß die ganze Schulweisheit Hebbels, wie sie in diesen Distichen und in seinem „Wort über das Drama“ oder in seinem „Vorwort zur Maria Magdalena“ widerklingt, darauf hinausläuft, daß das Drama dramatisch sei. Diese richtige, weise Forderung aber auf eine Grundformel, die für alle Dramen gelten muß, zu bringen, ist Blödsinn oder Wahnsinn. Wie es denn selbst für die Archi-

tektur, diese Dramatik der Materie, keine allgemeine Grundformel, keinen Einheitstil giebt und der Baumeister, wie jeder Lehrling weiß, bei einem Gebäude die Statik auf Wahrscheinlichkeitrechnung gründen muß. Wie viel mehr noch (Hebbel, höre Dies in Deinem Grabe!) muß Dies erst bei der Dramatik geschehen, wo Menschen und nicht Steine das Baumaterial sind. Darum erscheint diese von Hebbel formulirte enge Erkenntniß von dem Wesen des Dramas höchst zwecklos, es sei denn, man gebraucht sie, um mit dieser toten Krücke Alles, was lebendig einherschreitet, zusammenzuschlagen. Wie Dieses denn zu Zeiten oft geschehen soll.

Zum Zweiten paßt diese Formel, wie jüngst noch Paul Ernst mit Schmerzen feststellen mußte, nur auf äußerst wenige dramatische Kunstwerke und widerlegt sich damit eigentlich von selbst. Hebbel selbst hat sie in seinem stärksten Drama, in den „Nibelungen", wo er dem ewigen Epos folgte, völlig umgangen. Solche allgemeinen ästhetischen Regeln, die fortwährend von Ausnahmen lächerlich gemacht werden, dürften, wie alle „Wahrheiten" nach Ibsens Wort, nicht älter als zwanzig Jahre werden. Nun aber fristet das Wort und der Begriff „Drama" von Hebbels Gnaden, neumodisch geworden, sein zähes Dasein weiter, nicht anders, als ob die dramatische Kunst eine exakte Wissenschaft wäre. Dieses Wort prangt nun als Vogelscheuche auf dem Anger der dramatischen deutschen Poesie an der Stelle, wo einstmals die drei Einheiten des Aristoteles-Boileau standen, bis Lessing sie vernichtete. Gegen diese stumpfsinnige Tyrannei des Normaldramas, dieser modernen Meistersingerthorheit in Deutschland, kann nicht laut genug Einspruch erhoben werden.

Hebbels Aesthetik war eine lediglich für sich und zu seiner Sicherung gegen seine Gegner zurechtgemachte, eine leidenschaftliche Selbstvertheidigung, die völlig ungeeignet ist, als Katechismus für andere Dramatiker zu gelten. Man denke nur an einen der obersten ästhetischen Grundsätze Hebbels, der von der Behandlung der Charaktere spricht und den Otto Ludwig von ihm übernommen und nur zu einem kleinen Theil an Shakespeare bewiesen hat. „Die Charaktere", sagt Hebbel, „dürfen in keinem Fall als fertige erscheinen, die nur noch allerlei Verhältnisse durch- und abspielen und wohl äußerlich an Glück oder Unglück, nicht aber innerlich an Kern und Wesenhaftigkeit gewinnen und verlieren können. Dies ist der Tod des Dramas, der Tod vor der Geburt." Man sieht: mit dem dunklen Wort „Drama" wird man, wie zu des seligen Gottschall Zeiten mit dem Wort „Handlung", geradezu bang gemacht; und Molière allein mit seinen von vorn herein fertigen Typen, dem Geizhals, Tartuffe, Misanthrop und so weiter, widerlegt dieses Todesurtheil Hebbels mit heiterem Lachen. „Ja", höre ich hier rasende Hebbelianer einwerfen, „Das mag vordem verstattet gewesen sein. Aber seit dem Meister müssen eben seine errungenen neuen dramatischen Grundsätze jedem weiteren dramatischen Schaffen

zu Grunde gelegt werden." O, Ihr thörichten Götzendiener, wollt Ihr Eure scholastische Knechtschaft auch auf unser Theater, diese freieste Stätte für die Kunst, ausdehnen, auf der Jeder bei uns seit Lessing Das probiren darf, was er mag? Hat nicht gerade diese unsere Freiheit vom Regelbuch unsere Schaubühne lebendig erhalten, so weit sie nicht durch kapitalistische Unkultur oder Unzulänglichkeit des Betriebspersonals um ihren hohen Sinn gebracht wurde? Und soll Hebbels Art, zu dramatisiren, „a" und „o" für unsere Theaterdichter werden, so gebe ich Euch mein Wort, daß in hundert Jahren unser Theater an Eintönigkeit eingegangen ist.

Das eine Beispiel von der verschiedenen Behandlung der Charaktere im Drama bei Hebbel und bei Molière mag zeigen, wie thöricht es ist, einem Wort und einem Begriff, wie dem von Hebbel auf den Thron erhobenen „Drama", absolute Macht beizulegen. Es lehrt gleichzeitig auch, wie die Technik des Dramas von jedem einzelnen Dramatiker verschieden gehandhabt wird, wie es für den Aufbau eines Dramas keine einzelne bestimmte Form giebt und wie es, selbst für einen Hebbel, eine Vermessenheit und eine Thorheit ist, eine solche Form festlegen zu wollen. Man gewöhne sich endlich doch in Deutschland daran, was Nietzsche allen mit fünf und mit mehr Sinnen Begabten vorgepredigt hat, daß die Aesthetik gar keine selbständige, sondern eine abgeleitete und angewandte Wissenschaft ist, daß man noch gar nicht oder immer wieder nicht weiß, was schön, noch gar, was dramatisch ist. Mögen immerhin unsere Geschmacksrichter, Solche, die sich dafür ausgeben und die man vergessen wird wie Gervinus, der bekanntlich E. T. A. Hoffmann wegen seines mangelnden Dispositiontalentes, das nichts bilden und gliedern könnte, nicht zu den richtigen Romanschreibern versetzte, mögen sie immerhin mit dem Kunstwort „Drama", wie es Hebbel geschaffen hat und wie sie es heute verstanden haben, wie die Schneider mit der Elle weiterhantiren. Aber die dramatische Produktion unserer Zeit selbst soll nicht an den Theorien Hebbels erkranken und erlahmen. Die dramatischen Dichter sollen nicht vor dieser bedeutenden Intelligenz und starken Ueberredungskraft Hebbels ihr Eigenes verlieren und, taub gemacht oder eingeschüchtert durch das Geschrei der ihm heute anhängenden ästhetischen Schriftsteller, ihre Dramen nach dem Leisten des „großen Dithmarschen" zurechthämmern. Die Gefahren Hebbels für jeden durch den geschlossenen Bau seines Dramas Ergriffenen sind mannichfache. Er wird zunächst leicht dazu verführt, wie der Meister über dem Gerüst und Grundriß den Ausbau zu vernachlässigen oder den äußeren Rahmen, wie Dies Hebbel mehrfach, so in „Herodes und Mariamne", gethan hat, liebevoller als das ganze Bild zu behandeln. Dies ist das Schulmeisterliche, Unkünstlerische, Gebundene bei Hebbel, daß er so oft und so deutlich in seinen Dramen als seinen Bildern von Menschen auf die Prinzipien hinweist, die er als ihr Erschaffer ihnen zu Grunde gelegt hat.

so daß wir uns immer wieder an den Knochen des dramatischen Skelets bei ihm stoßen müssen. Seinen Grundsätzen vom Drama und seinen Ideen zu Liebe wird das Menschliche aus seinen Gestalten geopfert. Sie werden nur als Ornamente auf die Wand seiner Ideen, die sie klar machen und „illustriren" sollen, hingemalt. So kommt es, daß seine Dramen reine Stilisirungen sind im Gegensatz zu der dem Leben zugewandten, meinetwegen „naturalistischen" Art Shakespeares, zu dramatisiren.

Es ist oft fast unerträglich, anzusehen und anzuhören, wie der Denker Hebbel dem Dichter ins Werk hineinpfuscht und der Demiurgos zu seinen Geschöpfen vernehmlich spricht: „Bis hierher und nicht weiter!" Wo bei Shakespeare, bei Sophokles, ja, noch bei Schiller (denkt an den letzten Akt von „Wallensteins Tod"!) die göttlichen Pausen sind, wo man das Schicksal über dem Helden wie über uns Allen rauschen hört, da taucht bei Hebbel meist aus der Tiefe jener vermaledeite deutsche Zeigefinger auf, der anfängt, an dem tragischen Opfer vorbei ins Publikum zu weisen, und dessen Besitzer predigt: „Seht Ihr, Das kommt davon, wenn Einer seine Grenzen überschreitet!

In dieser Deutlichkeit, mit der er sich vor seine Figuren hinstellt und in der er manchmal nur noch von Grillparzer oder von Schiller in seinen schwächsten Stücken (vergeßt den „Parricida" niemals!) übertroffen wird, liegt Hebbels größte Schwäche. In diesem Punkte hat er von dem von ihm so vergötterten Shakespeare gar nichts gelernt. Das Moralische, „Zumoralische", wie er es in einer Selbstkritik genannt hat, in seinen Stücken drängt sich immer wieder schön hervor und giebt seinem Drama die verführerische Rundung, die nicht lediglich dem Inneren überlassen, sondern von dem Meister noch von außen dialektisch herumgeschmiedet wird. Auch hier zeigt sich Hebbel, wie in seinen „Tagebüchern", als Der, der Alles macht, als ein Faktotum. Er zeigt dem Beschauer seiner Dramen nicht, wie vor ihm Shakespeare und nach ihm Ibsen, nur den zersprungenen Ring, den der Zuhörer selbst in seinem Inneren zusammenbringen soll und will. Nein: Hebbel fügt ihn selber hörbar wieder zusammen, als sei es ein Verbrechen, einen Riß zu zeigen, der sich nicht wieder von selbst schlösse und schließen muß. Etwas von der konservativen Angst Hegels haftet ihm hierbei an und es kommt ihm selbst nicht darauf an, den Sprung, den das ungezügelte Germanenthum in die Welt riß, am Schluß der „Nibelungen" mit dem Christenthum, dem er den Sieg giebt, zu bepflastern, eine Thorheit, die ihm kein Germane verzeihen mag.

Abgesehen von diesem Moralisiren und Raisonniren, einem Gift, das Hebbel in zweiter starker Dosis in die deutsche Dramatik trug (die erste ward ihr von Schiller eingegeben), bedeutet er eine große Gefahr für den Epigonen in der Art und der Kunst seiner Motivirung. Flößt seine Moral vor Allem dem wackeren Bürger und Staatsmenschen Ehrfurcht ein, so macht die Geschicklich-

keit und logische Nothwendigkeit, mit der er seine Charaktere motivirt, den stärksten Eindruck auf den denkenden Menschen. Hier ist Alles (namentlich in der „Genoveva", im „Gyges" und in „Herodes und Mariamne") Schritt vor Schritt berechnet und gefolgert. Könnte man sein Verfahren im Motiviren in Zahlen übersetzen, seine glatt ausgeführten Rechenexempel würden jeden Mathematiker ergötzen. Punkt für Punkt führt er seine Figuren und an ihnen die Handlung weiter. Keine Zufälligkeiten des Lebens, wie sie bei Shakespeare immer wieder vorkommen (Beispiele: das Nichtüberbringen des Briefes des Lorenzo an Romeo, die Ermordung des Polonius durch Hamlet und so weiter), noch Zufälligkeiten des Charakters (das klassische Beispiel: die Todesfurcht des Prinzen von Homburg) stören bei Hebbel die glatte Rechnung. Mit eiserner Nothwendigkeit seiner logischen Prinzipienführung (nicht etwa der Natur seiner Kreaturen) verläuft Alles wie auf dem Papier; Individuum und Universum werden in Proportion gesetzt und dann an einander aufgelöst, bis kein Rest mehr übrig bleibt. Die Helden Hebbels werden sämmtlich dialektisch von ihm umgebracht und mit spitzen Thesen und Antithesen totgestochen; nie werden sie einfach von dem Schicksal, in das sie verknotet sind, abgewürgt, sondern mit Gründen langsam, Glied vor Glied, von ihrem Dichter kalt oder stumm gemacht. Man braucht nur an den entsetzlichen dialektischen Schluß von „Agnes Bernauer", sonst einer der prächtigsten Schöpfungen Hebbels, oder an die rein vernunftmäßige Abschlachtung des Kandaules zu denken, um Das zu verstehen. Und der tiefe Ausspruch Nietzsches, dem Hebbel übrigens stets ein Fremder blieb, in seiner ersten Arbeit: „Die Geburt der Tragoedie aus dem Geiste der Musik" (hört!), wird Einem auf einmal ganz klar; ich meine den Ausspruch, den Nietzsche an Euripides im Gegensatz zu Aischylos beweist: „Die Dialektik war und ist der Tod der Tragoedie."

Zum Teufel mit der gepriesenen Ebenmäßigkeit oder „Geradlinigkeit", wie man jetzt sagt, in den Charakteren Hebbels, zum Henker mit der strengen logischen Gesetzmäßigkeit im Aufbau seiner Handlung und zum Satan mit der regeldetrimäßigen Kausalität, mit der er seine Menschen zur Welt oder zum Schicksal bringt! Ich will nicht die Drähte sehen, an denen der Dichter seine Geschöpfe in der Hand hält, ich will, daß diese Geschöpfe wie Blumen oder Bäume in die Welt hinauswachsen und nicht nur dem Sinn, sondern auch dem Irrsinn des Daseins, wie wir Menschen alle, unterworfen sind. Ich will nicht immer als Horizont über ihnen die philosophisch erworbene Weltanschauung des Dichters sehen, unter der die Menschen Hebbels wie gebückte und gedrückte Riesen einhergehen, bis sie sich den Kopf an ihr zerstoßen. Ich will nicht das Uhrwerk aus ihnen herausgenommen sehen und mir vordemonstriren lassen: Bei so und so beschaffener Veranlagung muß dies Individuum so und so auf sein Geschick reagiren. Eben so wenig wie ich bei einem Schnitz-

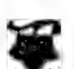
werk noch die Hobelspähne schauen möchte, die an ihm waren. Ich will auf der Bühne gar nicht durchaus immer die höchst problematische Gesetzmäßigkeit des Geschehens im Menschen und außer ihm beweisen hören; die streng logisch aufgebauten Charaktere des Dramas, die jeder Dandy im Theater verlachen kann, wirken schließlich leicht langweilig, flach, schematisch und unlebendig. Was Jean Paul der Unendliche schon mit Schmerzen oft bei Schiller, so in den „Piccolomini", feststellte. Das ist ja der ewige, bis heute noch nicht abgeblaßte Reiz Shakespeares, daß er die Menschen mit ihrem Für und Wider, mit ihren unlogischen Verkürzungen in ihrem Charakter und den gewaltsamen, tiefer als „die reine Vernunft" vermittelten Uebergängen, mit ihren Schrullen und ihrem „Spleen", mit ihren sie selbst überraschenden plötzlichen Veränderungen in ihrem Wesen aufgezeichnet hat. (O Percy, o Lear, o seltsame Ophelia!) Daß er, mit einem Wort, nicht Alles in ihrem Charakter vernunftgemäß verbunden hat, daß er ihre Widersprüche nicht scheute und daß er nicht immer Alles „motivirt" hat.

Hebbel konnte sich darin gar nicht genug thun; und hier ist ein Grund dafür, warum seine Werke dem Theater so lange fern geblieben und noch heute nicht eigentlich volksthümlich geworden sind. Goethe hat den Fehler des zu viel Motivirens für die Bühne in einem bekannten Gespräch mit Eckermann richtig erkannt, in dem er seine „Natürliche Tochter" „eine Kette von lauter Motiven nennt, was auf der Bühne kein Glück machen könne". Hebbels Menschen und Werke sind nun geradezu mit fortwährenden Motivirungen aufgepumpt, die sich meist in Monologen entladen oder in dem für uns heute, außer etwa bei kurzen komischen Pointen wie bei Shakespeare, wie bei Molière oder der Stegreifkomoedie, unleidlich gewordenen „Bei Seite Sprechen". Vor Allem „Herodes und Mariamne" ist eine Kette von unzähligen in einander wie Zahnräder eingreifenden oder auf einander folgenden Motivirungen; und ich behaupte dreist, daß kein Mensch im Theater diesem verästelten und verschlungenen seelischen Prozeß stets und ganz genau folgen kann. In diesem Stück wirkt die ausgetüftelte Motivirung bis zur Unnatur ärgerlich nnd schädigt die edle tragische Wirkung, die mit dem Problem gegeben war. Große Leidenschaften durch kleine Beweggründe zu motiviren, erscheint uns im Theater, wo unser Gefühl oft viel schneller läuft und lauter spricht als unser Verstand, überflüssig und lächerlich. Wie denn etwa Jagos Haß gegen Othello oder Buttlers Neid auf Wallenstein uns viel wahrscheinlicher einfach aus ihrem Wesen gemacht wird, das eben ein Theil von uns selbst ist, als durch die nebensächliche äußerliche Motivirung, daß der Mohr dem Weibe des Jago nachgestellt oder daß der Generalissimus den Brief, drin Buttler um den Grafentitel bat, nicht beim Kaiser befürwortet hat. („Wallensteins Tod"; eine auf der Bühne für uns heute geradezu komische Szene). Laßt Euch nicht, Ihr dramatischen Dichter, um Euch wie einstmals Hebbel anzureden und zu berathen, durch sein Bei-

spiel oder durch die klugen Worte Derer, die seine Theorie jetzt preisen, verführen, Alles oder möglichst viel in Euren Dramen zu motiviren! Laßt Euch nicht zu Advokaten Eurer Geschöpfe machen, sie zu erklären oder zu vertheidigen! Laßt Euch nicht dazu überreden, das Leben, dies vielgestaltige, wechselnde Ungeheuer, um Euch und in Euch in eine ganz bestimmte fünfeckige Form zu bringen! Sucht nicht krampfhaft nach einem Problem und schiebt nicht Allem eine Idee unter, jene verwünschte deutsche Krankheit, die Goethe, der völlig immun gegen sie war, für alle Zeiten verlacht hat! Denkt nicht immer, wenn Ihr an Eurem Drama baut und malt, an den Grundriß noch an den Rahmen, der darum kommen soll und den Eure jeweilige Weltanschauung, die von der Hebbels so verschieden sein muß wie 1900 von 1850, von selbst darum legen wird. Laßt Euch gesagt sein, daß Hebbels dramaturgische Regeln, sofern sie nicht ästhetische Elementarregeln sind, nur für ihn und sein Werk passen und daß der Philosoph Hebbel, der diese Formeln für sich und seine Zeit als Wahrheiten erkannt hatte, dem Künstler und Bildner Hebbel nur geschadet hat. So, wenn er seine Fabel auf Grund seines Problems, das er ihr unterschob und hineinwob, vernachlässigte. Dies ist der zweite Grund, warum er auf dem Theater noch nicht populär geworden ist und es nie werden wird. Hebbel verachtete, die einzigen „Nibelungen" wieder ausgenommen, über dem Problem, das er drin sah, die äußere Fabel, den Mythos, der nach Aristoteles den wichtigsten Bestandtheil der Tragoedie ausmacht. (Uebrigens ist es nicht unwahrscheinlich, aus der Wahl seiner Stoffe zu schließen, daß Hebbel, der Autodidakt, das Wort Mythos des Aristoteles in unserem späteren feierlichen Sinn nahm. Ὁ μῦθος heißt zunächst einfach „Erzählung", „Gerede".) So wurde Hebbels Dramatik schließlich, analog der Musik Wagners, eine Programmdramatik, indem er nämlich immer darauf sann, seine Menschen auf ihre (oder besser: seine) Ideen wie Blumen auf Draht zu ziehen, seine Fabel, die er fand, in ein Problem zu bringen und Spiel und Gegenspiel noch sogar ideell weiter dadurch zu vertiefen, daß er in ihnen zwei ganze, einander widerstreitende Kulturen gegenüberstellte (so in der „Judith", so in „Gyges", so in den „Nibelungen"). Diese drei hyperdramatischen Forderungen Hebbels, fliehe sie, Dramatiker unserer Zeit, als Fußschlingen, die Dich unbedingt zu seinem Epigonen machen, und fürchte sie, wie der Christ die Sünden wider den Heiligen Geist, weil sie Deine Kunst in Fesseln und Regeln legen wollen!

... Und nun, kluger Friedrich Hebbel, Du nicht unwerth unserer anderen großen Friedriche, laß uns nach dieser Schachpartie einander die Hände drücken! Du weißt, wie ich Dein System als schola dramatica verachte und wie ich Dich als Künstler verehre.

Düsseldorf. Herbert Eulenberg.



Das unrettbare Ich.

(Salon im Hotel Bellevue in Dresden, Blick auf die Elbe. Eva sitzt am Fenster, in ein Buch vertieft. Arthur tritt aus dem Schlafzimmer ein und bleibt einen Augenblick, lächelnd und erstaunt, an der Thür stehen; dann nähert er sich leise und küßt Eva auf das Haar.)

Eva (leicht zusammenfahrend): Ach . . . Du bists! (Sie legt das Buch rasch bei Seite.)

Arthur: Warst Du aber vertieft! Angesichts dieses famosen Blickes und dieses nicht minder famosen... (er weist auf den zierlich gedeckten Frühstückstisch).

Eva: Du wurdest mit Deinem beautifying ja gar nicht fertig . . .

Arthur: Beautifying . . . ich muß mich doch rasiren . . .

Eva: Das sehe ich vollkommen ein. Darf ich Dich um den Honig bitten?

Arthur: Und was hast Du denn da bis zur Selbstvergessenheit gelesen?

Eva: Ach . . . nichts . . .

Arthur: Also was sehr Interessantes. Kann ich das Geheimniß nicht erfahren?

Eva: Aber ja, mein Herr und Gebieter. Ich höre so was wie Ungeduld in Deiner Stimme; also ... Wie hieß es gleich? „Die Weltanschauung eines modernen Naturforschers."

Arthur: Ach, eins von meinen Büchern. Offen gestanden: daß Dich Das so interessirt hat . . .

Eva: Gott ... ein Satz. Ich habe ja natürlich nur geblättert.

Arthur: Ein Satz?

Eva: Ja, der hat mir zu denken gegeben.

Arthur: Zu denken? Und dabei siehst Du so entzückend aus wie immer. Willst Du mir nicht sagen . . .?

Eva (zögernd): Vielleicht ist es das Beste. (Sie steht auf und holt das Buch, in welchem sie dann blättert.)

Arthur: Jetzt bin ich aber wirklich neugierig.

Eva: Es ist nicht so gefährlich. Nur ein Satz, wie gesagt. Also bitte, hier!

Arthur: Bitte, lies vor; ich muß das Ei präpariren und die Schale hat wieder eine Höllentemperatur.

Eva: Ich lese nicht gern vor.

Arthur: Aber Kind, einen Satz . . .!

Eva: „Das Ich ist unrettbar."

Arthur: Ach so! Das ist von Mach. Frappant formulirt. Fast unwissenschaftlich; mit sichtlicher Freude am Epigramm. Pour épater le bourgeois.

Eva: Wer ist Mach?

Arthur: Bedeutender Physiker und Philosoph dazu. Weiter weiß ich eigentlich auch nichts von ihm.

Eva: Also höre mal: „Nicht das Ich ist ein Primäres, sondern Empfindungselemente bilden ein Ich. Wenn ein Ich zu empfinden aufhört, wenn ein Ich stirbt, so hat nur eine ideelle denkökonomische, keine reelle Einheit aufgehört, zu bestehen."

Arthur: Verstehst Du Das?

Eva: Es dämmert mir so. Etwa: es giebt wohl Töne, aber kein Klavier.

Arthur: Sehr niedlich. Allerdings müssen wir uns das Klavier als bewußtes Wesen denken. Aber ich weiß nicht, warum Dich dieser Satz so interessirt hat.

Eva: Interessirt? Erschüttert hat er mich. Ich weiß, Du liebst keine starken Worte, aber ich muß es sagen: aufs Tiefste erschüttert.

Arthur: Ja, ich sehe erst jetzt, daß Du nicht ißt.

(Pause.)

Arthur: Verzeih, Du scheinst es wirklich ganz ernst zu meinen. Willst Du Dich nicht ein Bischen deutlicher erklären?

Eva: Ja, siehst Du denn die Konsequenzen nicht?

Arthur: Die Konsequenzen des Satzes?

Eva: Ja.

Arthur: Gott, weißt Du, ich habe so viele ernste Gedanken gelesen, daß ich keinen mehr ernst nehme.

Eva: Nun, diesen nimmst Du doch vielleicht ernst. Es wäre wenigstens sehr ungalant, wenn Du es nicht thätest. Denn wenn das Ich unrettbar ist, dann scheint mir die Ehe . . . sinnlos.

Arthur: Ja, Eva, Du kennst eben solche Bücher zu wenig. Das sind rein theoretische Betrachtungen . . .

Eva: Also völlig werthlos?

Arthur: Im Gegentheil, überaus werthvoll; aber man darf nicht gleich praktische Schlüsse aus ihnen ziehen.

Eva: Verzeih', aber theoretische Betrachtungen, aus denen ich keine praktischen Schlüsse ziehen kann, sind doch werthlos.

Arthur: Also gut, ziehen wir Schlüsse. Nun?

Eva: Wenn ich nur ein (wie heißt es?) „Empfindungskomplex“ bin, dann bin ich doch etwas ganz Fließendes, nicht?

Arthur: Gewiß, ein perpetuum mobile. Ein Meer.

Eva: Ja, und die Treue?

Arthur: . . . Ja so . . .

Eva: Nun ja, wir haben uns doch Treue geschworen.

Arthur (sie entzückt betrachtend): Wie wundervoll Du erröthen kannst!

Eva (lachend): Solche pathetischen Wendungen machen mich immer verlegen. Aber nun sage mir, ist denn da Treue möglich? Können wir irgendwelche Verantwortung für uns übernehmen?

Arthur: Nein.

Eva: Giebt es denn überhaupt keinen „Charakter“?

Arthur: Weißt Du, ich bin kein Philosoph. Ich kann die Sache nur aus meiner psychologischen Erfahrung heraus beurtheilen. Meiner Ansicht nach giebt es einen Charakter. Wir bleiben immer die Selben. Es muß also wohl doch ein Substrat in uns geben . . .

Eva: Ein Substrat?

Arthur: Einen Stoff, eine Qualität, enfin, irgend Etwas, das stabil ist.

Eva: Nun ja, unsere Seele oder (Seele sagt man ja wohl nicht mehr) das ganze . . .

Arthur: Das ganze Systems unseres Ichs.

Eva (entmuthigt): Ich finde, das Alles sind Redensarten.

Arthur: Ja, die Sprak ist arm und plump, hat schon der gute Riccaut gesagt.

Eva: Ich bin recht traurig.

Arthur: Aber Hundchen! (Er reicht ihr die Hand über den Tisch; sie ergreift sie und hält sie fest.)

Eva: Na, nicht so furchtbar. Aber ich dachte, es gebe Treue. Schon das Wort ist so schön, so blau. Himmelblau. Und ich hatte mich schon so darauf gefreut, mit Dir alt zu werden.

Arthur: Wird auch sehr hübsch. Ein kleines weißes Häuschen mit grünen Fensterladen. Abends sitzen wir hinten im Garten und sehen nach dem Feld hinüber, wo die letzte Sonne auf der Scholle liegt.

Eva: Und die Glocken läuten ... Damit ists nun nichts, denn wer weiß, was Du dann für ein „Empfindungskomplex" bist?

Arthur: Nun, ich glaube, ich kann für mich einstehen. Mich wirst Du nicht wieder los.

Eva: Die Wissenschaft macht doch sehr arm. Eigentlich hatten die Leute früher Recht, daß sie die ketzerischen Bücher verbrannten.

Arthur: Ja, Das war eine köstliche Zeit.

Eva: Wie lebt man nur mit einer solchen Lehre?

Arthur: Wie mit allen Lehren: man vergißt sie.

Eva: Und alle Gesetze und so was? Das ist doch dann der reine Unsinn. Ich habe mal gelesen, daß man früher ungetreue Frauen lebendig begrub ...

Arthur: Gräulich, nicht?

Eva: Nein. Das verstehe ich. Aber das unrettbare Ich ...

Arthur: Na, rein theoretisch gesprochen, wirst Du mir doch zugeben, daß es unsinnig ist, sich im Jahr 1890 zu verpflichten, eine Frau im Jahr 1900 noch zu lieben?

Eva (lachend): Ein Bischen guter Wille ist natürlich nöthig. Jedenfalls weiß ich, wenn Du nur einen Augenblick aufhörtest, mich zu lieben ...

Arthur: Was dann?

Eva: Ich will es lieber nicht aussprechen.

Arthur: Dann muß ich Dir ein Geständniß machen. Dieser Augenblick war schon da.

Eva (verletzt): So. Wir sind heute drei Wochen verheirathet. Und wann, bitte?

Arthur: Ich hatte neulich unsinnige Zahnschmerzen. Du warst sehr freundlich zu mir und streicheltest mein Haar. Ich hätte Dir dankbar sein müssen, aber ich empfand nur Ungeduld und Feindsäligkeit gegen Dich. Ein paar Sekunden später gabst Du mir Wasser und es wurde besser. Da überkam mich mit einem Mal eine wunderbar wohlige Ruhe, ich liebte Dich mit der süßesten, reinsten Zärtlichkeit, ich nahm Dich in meine Arme ...

Eva: Bitte, bitte!

Arthur: Ich nahm Dich in meine Arme (er zieht sie an sich), küßte Dich, die Welt versank und ich fühlte: Das Ich ist unrettbar.

Eduard Goldbeck.

Die Familie Lowositz.*)

Auf den großen Fenstern des Hörsaals brannte die Nachmittagssonne. Sie ließ Millionen von Staubatomen auf ihren schrägen Streifen tanzen und schien in die Gesichter der Studenten, daß sie die Augenlider blinzelnd schließen mußten. Die Czechen, die in den rückwärtigen Bänken bei einander saßen, ließen die Köpfe hängen, um anzudeuten, daß sie sich nur mit Mühe wach erhielten. Der letzte Satz des Vortragenden war noch nicht verhallt, als sie sich schon erhoben und geräuschvoll nach dem Ausgang strebten. Aber da sie die Deutschen ‚Prosit‘ rufen hörten, kehrten sie wieder um und warfen ein grollendes ‚Schande‘ in die zustimmenden Laute. Solche Ausbrüche waren in dem Kolleg des Professors Werner keine Seltenheit. Vor vier Monaten hatte er durch die Behauptung, die Kunstdenkmäler Prags trügen einen germanischen Charakter, den Zorn seiner slavischen Zuhörer erregt. Sie waren in den Abendstunden durch die Stadt gezogen, hatten unter Pereatgeschrei im Karolinum und in der Wohnung des Beleidigers eine Anzahl Fensterscheiben eingeworfen und waren mit Publikum und Polizei handgemein geworden.

Und die Szene war noch unvergessen. Die Kunde, für den nächsten Vortrag des Kunsthistorikers sei eine feindsälige Kundgebung geplant, hatte sich verbreitet. Als dann die nationalen Demonstranten herangekommen waren, hatten sie die Zugänge zum Hörsaal durch die gesammte Burschen- und Finkenschaft besetzt gefunden. In einem regelrechten Kampf waren sie in die Flucht geschlagen worden. Seitdem herrschte in aufgeregten Zeiten stets eine starke Spannung im Auditorium des Professors Werner. Man behauptete, die Czechen gingen nur hinein, um Skandal zu machen. Inzwischen hatte der von der Regirung befürwortete Plan, die Hochschulen zu utraquisiren, die Gegensätze noch schärfer zugespitzt. Die Deutschen wehrten sich mit allen Kräften gegen diese Schmälerung ihrer Rechte. Der sonntägliche Grabenbummel der Couleurstudenten, der immer mehr die Bedeutung eines hochpolitischen Ereignisses gewann, reizte dagegen die Empfindlichkeit der Gegner stets aufs Neue und wurde meist durch einen Racheakt vergolten. Und in diesem Augenblick fühlten sich die Slaven durch die Rektorenwahl, die wieder einen Deutschen an die Spitze des Professorenkörpers stellte, schwer beleidigt. So war die Luft mit Zündstoff angefüllt. Und es schien, als wolle er sich noch im Beisein Werners wild entladen. Schon flogen Blicke hin und wieder. So drohend, als sollten ihnen Thätlichkeiten folgen. Da bestieg der Professor, der schon an der Thür gestanden hatte, noch einmal das Katheder.

„Meine Herren“, sagte er in einem Ton, der zwischen Herzlichkeit und Würde die Mitte hielt, „ich bin beinahe schon ein alter Mann. Trotzdem habe ich ein Verständniß für die Wallungen der Jugend. Aber bedenken Sie, die Universität, der Hort der Wissenschaft und Forschung, darf nicht der Tummelplatz nationaler Leidenschaften werden. Es wäre ihr Verderben. Darum bitte ich Sie: Halten Sie Frieden mit einander. Ueberlassen Sie die Kämpfe den Männern, die das Vertrauen ihrer Mitbürger dazu auserwählt hat, die staatlichen Geschicke mitzulenken.“

*) Ein Bruchstück aus dem Roman, den Frau Auguste Hauschner, die Verfasserin der starken Bücher „Daatjes Hochzeit“ und „Kunst“, bei Egon Fleischel & Co. erscheinen ließ und der als literarische Leistung, nicht nur in dieser Zeit wiederaufflackernder Nationalitätkämpfe zwischen Deutschen und Slaven, ernste Beachtung verdient.

Die Czechen, die aus dem Spruch die Mißbilligung ihrer Haltung heraus zu hören glaubten, brachen in ein Murren aus, in das sich ein paar leise Pfiffe mischten. Aber die Deutschen, gleichsam als wollten sie damit den Willen des Professors ehren, beachteten die Herausforderung nicht, verließen schweigend das Gebäude und fanden sich erst auf der Straße wieder zu einander. Inmitten einer Gruppe deutschnational Gesinnter stand auch Rudolf und betheiligte sich lebhaft an der aufgeregten Unterhaltung. Das Interesse, mit dem man seine Worte hörte, bewies, daß er sich in diesem Kreis eines gewissen Ansehens erfreue. Auf einem sonderbaren Umweg war er dazu gelangt. Im Frühjahr wars gewesen, da hatte er Milena und zwei ihrer Kolleginnen, Anninka und Steffi, zum Volksfest Fidlovatschka nach Nusle hinausbegleitet. Unterwegs hatte er sich mit seiner Freundin durch einen Wortwechsel entzweit. Um sie zu ärgern, war er draußen ausschließlich mit der blonden Anninka gegangen. Sie hatte würfeln müssen, sich wiegen lassen und nach der Scheibe schießen. Er hatte ihr Orangen und Zuckerln gekauft und im Kasperltheater neben ihr gesessen. Als er den Vorhang der Bude gelüftet hatte, in die sie eingetreten waren, um das Kalb mit den sechs Füßen zu bewundern, hatte er die beiden Anderen vermißt und sie erst nach langem Suchen beim Ringelspiel wieder aufgefunden. Steffi schon hoch zu Roß und Milena im Begriff, einen Holzschimmel zu besteigen, wobei ein junger Mann ihr sehr galant behilflich war. Mit einem raschen Ruck hatte Rudolf sie zurückgerissen und ihrem Beschützer, in dem er den verhaßten Corpsstudenten Miller erkannte, hochmüthig zugerufen: „Ich verbiete Ihnen, diese Dame zu belästigen."

Ohne diesen Zuruf zu beachten, hatte Miller sich vertraulich zu Milena gewendet: „Bitt, Gnädige, belieben aufzusteigen; höchste Eisenbahn."

Während das Mädchen unschlüssig stehen geblieben war, hatte Rudolf seinem Gegenüber mit einem „Unverschämter Kerl" ins Gesicht geschlagen.

Am nächsten Tag hatte er Riedel mit der Bitte überrascht, ihm, mit Pollak zusammen, in einem Ehrenhandel beizustehen. Die Schwere der gegenseitigen Beleidigung verlange eine Forderung auf Säbel. Trotz seiner Freude an der ihm zugedachten Würde hatte der Techniker geglaubt, eine Warnung nicht zurückhalten zu dürfen. „Sie, der Miller ist ein guter Fechter und Sie haben doch sicher noch keinen Säbel in der Hand gehabt. Aber Sie wissen ja, Sie haben das Recht, sich sechs Wochen lang einzupauken." Und sein Erstaunen war gewachsen, als er erfuhr, daß Lowositz regelmäßig die Fechtschule besuche und seiner Fähigkeiten sicher sei.

Wirklich war es ihm gelungen, den Gegner nach ein paar Gängen durch einen Kopfhieb kampfunfähig zu machen, ohne selbst eine Verwundung davonzutragen. Seitdem bewunderte ihn Riedel über alle Maßen. Und da der Grund des Zweikampfes geheim gehalten worden war, wurde sein politischer Charakter von Keinem bezweifelt. Rudolf galt seitdem als Vorkämpfer für die deutschnationale Sache. Er widersprach dieser Legende nicht. Fühlte er doch die Liebe zu deutschem Sinn und Wesen in gleichem Maß in sich erstarken wie die Zärtlichkeit für seine Vaterstadt. Als er jetzt, nach einem kurzen Abschied von den Kameraden, an der Brüstung der Karlsbrücke lehnte, kam ihm ein Vers, den er vor Kurzem in Brentanos Drama „Die Gründung Prags" gefunden hatte, ins Gedächtniß:

„Ja, wie des Bergstroms Sohn, der blanke See,
Liegt sie gebettet in der Sonne Glanz

Und wie versteinte Wogen ringsum seh'
Ich stolzer Schlösser, hoher Tempel Kranz.
Sie jauchzen lichtstolz in der Sonnenhelle:
Prag, Prag, Du unseres Glanzes Ehrenschwelle."

Ja, wundervoll bist Du, mein Prag, dachte er, als sein Blick über die durch wiederholte Wolkenbrüche hochangeschwollene Moldau zum jenseitigen Ufer ging. Zu dem sanftaufsteigenden Abhang, an dem entlang die Häuser und Paläste des Adelsviertels den steil aufragenden Hradschin umdrängen, dessen Scheitel die Königskrone der alten Hofburg trägt. Schlank stand die Silhouette des Sankt Veitdomes gegen den fahlen Himmel. Ein gelbes Licht umspielte die grünschimmernde Kuppel der Thomaskirche, umriß die Linien des Thurmpaares, das sich auf der Strahower Stiftskirche erhob, und ließ das Weiß der Georgskirche grell aus dem Gewirr der Farben leuchten. Rudolf dachte: „Die Kirche und der Adel gaben Dir Dein herrliches Gepräge, unter ihnen blühte Dein Deutschthum auf! Wird es ihnen nun die Niederlage danken?"

Er war vor einem der Standbilder stehen geblieben, die von ihrem Steinsockel herab auf die Karlsbrücke blicken. Vor der Statuengruppe der „Vision der Heiligen Luitgardis", deren mystische Symbolik und malerische Wirkung er besonders liebte. Aber das Gewühl der Menschen, die sich um ihn schoben und ihn stießen, zwang ihn, voranzugehen.

Die Feier des Fronleichnamsfestes hatte viel Landvolk in die Stadt gezogen. Die Steige waren dicht besetzt. Von Frauen, die ein buntes Tuch um den Kopf und ein zweites, in das der Säugling eingebunden war, um die Schultern geschlungen trugen. Von Männern mit Bündeln auf dem Rücken, deren Beine in hohen Stulpenstiefeln steckten und die nicht mehr ganz sicher auf den Füßen standen. Von sonnenverbrannten, barhäuptigen jungen Mädeln in losen Baumwolljacken, die Arm in Arm mit untersetzten, braunhäutigen Burschen gingen. Alle schrien und johlten, als ob sie heftig mit einander zankten, riefen die Kinder, die zurückgeblieben waren. Und Alles im czechischen Idiom. Auch die Weiber, die sich den Standbildern der Heiligen und besonders dem des Schutzheiligen Böhmens, dem Johann von Nepomuk, zu Füßen warfen, plärrten czechische Gebete.

Jetzt kam ein Trupp von Jünglingen vorbei. In grauen Hosen, rothen Hemden, auf dem Filzbarrett die Hahnenfeder. Es waren Sokolisten, Mitglieder des czechischen Turnvereins, deren es, wie man sagte, im Land an fünfzigtausend gab, des Rufes der Führer harrend, um als Revolutionarmee gegen die Unterdrücker ins Feld zu ziehen Die Menge winkte ihnen zu. Sie erwiderten die Grüße. „Slava!" „Nazdar!": so ging es zwischen ihnen hin und her. Und Rudolf sah wie in einem Spiegel das Deutschthum Prags so von Slaven überfluthet, wie er jetzt selbst von der Menschenfluth umbrandet war. Ein Schmerz, der etwas Körperliches hatte, schnitt in sein Herz bei dem Gedanken, daß in diesen Stätten die geliebte Muttersprache einst verlöschen könne.

Wie eine Fortsetzung dieser Gedankenkette traf ihn jetzt ein Anruf: „A jak se máte, pane Lowosici."

Der alte Ptatschek streckte ihm die Hand entgegen. Er habe den Feiertagszug benutzt, um sich nach dem Buben umzuschauen, erzählte er. Grad habe er ihn aus dem Klementinum herausgeholt. Die Freude an des Sohnes zukünftigem

Stand verklärte des Bauern lederfarbenes Gesicht. Wenzel war verlegen. Er verheimlichte dem Vater seine Absicht, das Alumnat nur als Freitisch zu benutzen. Wie, wenn Rudolf, dem er sich einmal vertraute, ihn jetzt verriethe! Er fing an, von Universitätangelegenheiten zu sprechen. Dann warf er hin: „Gehst Du aufs Begräbniß?“

„Wer ist denn gestorben?“

„Ich hab gemeint, Du weißt. Der Hrusa. Vorgestern in der Früh.“

Rudolf war aufrichtig erschrocken. Von der Besserung getäuscht, die des Kranken Zustand vor einer Woche zeigte, war er länger als gewöhnlich weggeblieben. Nun blieb ihm nichts mehr übrig, als ihm die letzte Ehre zu erweisen.

Zwischen dem Verstorbenen und ihm hatte sich ein seltsamer Zusammenhang gebildet. Die Unterhaltung in der luckischen Küche war ihm so lange nachgegangen, bis er sich entschlossen hatte, den Typographen wieder aufzusuchen. Er hatte ihn auf seinem Feldbett ausgestreckt gefunden, in einem Zustand völliger Entkräftung. Mit Hilfe eines jungen Mediziners, den er durch Pollak kannte, hatte er ihm die Aufnahme ins Krankenhaus verschafft und ihn später, als Hrusa wieder arbeitsfähig wurde, unterstützt, so weit sein Taschengeld es zuließ.

Diese Liebesthaten hatten Hrusas Bitterkeit nur noch gesteigert. Seine Empörung gegen die Ungerechtigkeit der Weltordnung, die den Einen so furchtbar reich (Das blieb Rudolf in seinen Augen) und die Anderen so elend arm sein ließ. Trotzdem war er gegen den ungleichen Gefährten allmählich zutraulicher geworden, hatte ihm die Werke von Marx, Liebknecht und Lassalle geliehen und ihn sogar einmal zu einer sozialistischen Versammlung mitgenommen. In der Hinterstube einer Kneipe der Vorstadt Zizkow hatte sie stattgefunden. Den ganzen Abend über hatten Wachtposten vor dem Haus gestanden, um die Genossen vor einer Ueberraschung durch die Polizei zu schützen. Viel Thörichtes und Unreifes war da geredet worden. In Worten und in Forderungen hatte man das Blut der Besitzenden stromweise vergossen. Mehr noch als dieser aufglühende Haß hatten die Schilderungen des allgemeinen Elends, die er Hrusa dankte, Rudolf aufgeschreckt.

Man war nicht hartherzig im Hause Lowositz. Daß man Verwandte unterstützte und den jüdischen Gemeindearmen half, war selbstverständlich. Aber auch an Andersgläubige wurde jeden Freitag ausgetheilt. Zwei Kreuzer jedem Bettler, so lange der Gulden reichte. Im Uebrigen fand man sich damit ab: Unterschiede in der Lebensstellung muß es geben. Das ist unabänderlich. Der Arme fühlt es auch nicht so; er ists nicht anders gewöhnt.

Nie wäre es Mathilde eingefallen, daß den Dienstboten, die sie gut bezahlte und auskömmlich ernährte, von denen sie aber ungemessene Arbeit und sklavische Unterwerfung verlangte, das gleiche Menschenrecht zukomme wie ihr. Und erst kürzlich hatte Rudolf mit angehört, wie Onkel Jakob sich mit Entrüstung über eine Handelskammersitzung ausgesprochen hatte, in der von jungczechischer Seite Forderungen für die Arbeiter erhoben worden waren. Kürzere Arbeitzeit, Gelegenheit, sich fortzubilden, und Einrichtung von Fabrikinspektoren. Natürlich hätten die Fabrikanten sich gewehrt. Es wäre auch geradezu lächerlich, ihnen zuzumuthen, sich einen Menschen auf den Hals zu setzen, der ihnen den Betrieb ausspioniren und die Arbeiter gegen sie aufwiegeln würde.

So war Rudolf bisher ohne Kenntniß der sozialen Frage seinen Weg ge-

gangen. Nun klaffte plötzlich der Boden unter seinen Füßen. Er sah in abgrundtiefes Elend, hörte von Kapitalistenübermuth und Arbeiterausbeutung, erfuhr von Männern, die unerschrocken ihre eigene Freiheit wagten, um für die Armen und Elenden zu kämpfen. Das rührte Alles auf, was an Auflehnung gegen die Gesellschaft lange in ihm gährte. Für die Unterdrückten einzutreten, schien ihm so sehr das oberste Gebot, daß ihm Philosophie, Sprachforschung und künstlerische Bildung vor dieser harten Wirklichkeit verblaßten. Er fing an, sich selbst jeden unnöthigen Aufwand zu versagen, und litt unter dem Abstand, der sich trotzdem zwischen seiner und der Lebensweise seiner neuen Freunde zeigte.

Die Vorstellung: „Hrusa ist gewiß mit einem Zweifel gegen mich aus der Welt gegangen", war ihm ein scharfer Stachel. „Was hat der arme Kerl davon, daß ich ihm ein paar Handvoll Erde in die Grube werfe?"

Als er Platschek begegnete, war er auf dem Weg in die Schwimmschule gewesen und hatte beabsichtigt, von dort aus seine Familie in der Kaisermühle zu besuchen. Der Vater und die Schwestern waren in diesem Sommer wieder in die Landwohnung gezogen. Der Großmutter zu Liebe. Um der alten Frau, die, vom Schlag getroffen, sich nicht mehr rühren konnte, noch den Genuß der freien Luft zu gönnen. Die beschränkte Zimmerzahl hatte nicht gestattet, Rudolf mitzunehmen. Er wohnte in der Stadt und hätte sich wohl selten bei den Seinen sehen lassen, wenn ihm Kamilla nicht gedauert hätte. So oft er kam, nahm er sie zum Spazirgang mit und erzählte ihr von seinen Studien und Gedanken. Sie hing stets aufmerksam an seinen Lippen. Aber wenn er, selbst gefesselt, sie mit einem ernsten Problem beschäftigt glaubte, kam sprunghaft eine thörichte Bemerkung.

„Du, hast Du schon Otto Feldstein in seinem Panama gesehen? Nein, was mir die Ottilie vorgestern wieder Komisches geschrieben hat!"

Das verdroß ihn; doch rührte es ihn wieder, wie sie, trotz ihrer eigenen Entbehrung, für die Anderen fühlte. Namentlich für den Vater. Der, selbst ein kranker Mann, die Launen seiner Mutter zu ertragen hatte.

„Du glaubst nicht, was wir Alle ausstehen. Mich hat sie gestern, genau gerechnet, zwanzigmal vom Essen weggeschickt. Immer hat sie etwas Anderes wollen."

„Warum thust Dus?"

„Aber Das ist doch meine Pflicht."

Rudolf verschwieg stets den Widerspruch, zu dem ihn solche Worte reizten. Kamilla hätte ihn doch nicht verstanden. Er sagte sich: sie empfindet anders, sie fühlt den Albdruck nicht wie ich.

Ihm waren die Stunden, die er in dieser Seelenstickluft athmen mußte, ein Martyrium. Die Großmutter besonders war ihm ein Schrecken. Wie sie in ihrem abgetragenen Kleid, die alte Spitzenhaube auf der fuchsigen Perücke, in ihrem Rollstuhl hockte. Die hagere Gestalt gebeugt, nichts Lebendiges in dem fleischlosen Gesicht als die scharfen Augen, die lauernd von Einem zum Anderen schweiften. Eine Dunkelheit ging von ihr aus, von ihrem dumpfen Schweigen, in dem der Zorn zu brüten schien, daß sie sterben müsse und die Anderen leben bleiben durften.

Jeder Anlaß, diesen Anblick zu vermeiden, war Rudolf willkommen. Da er erfuhr, die Bestattung des Typographen sei auf fünf Uhr angesetzt, war er sofort entschlossen, den Besuch in der Kaisermühle auf morgen zu verschieben und nach dem Schwimmbad gleich in die Stadt zurückzukehren.

Auf dem Friedhof fand er ein zahlreicheres Gefolge, als er erwartet hatte. Außer einigen Anverwandten des Verstorbenen und den alten Weibern, die keinen Leichenzug versäumten, den alten Platschek, dem es wohl nicht darauf ankam, an welchem Ort er mit seinem Jungen beisammen war. Auch Jech und Hyka waren da. Und ein Häuflein von Berufsgenossen Hrusas, die in einer Art von Sokoltracht, Sammetbarette auf den Köpfen, hinter einem Bannerträger schritten. So waren alle Richtungen der czechischen Nation vertreten. Und wenn sie sich auch in Gegenwart des Deutschen nicht bekriegten, so fehlte es doch nicht an verstimmenden Momenten. Hyka drehte Platschek auffällig den Rücken zu. Als einer der Barettgeschmückten dem Kameraden einen kurzen Nachruf hielt und ihn ein Mitglied der nach Millionen zählenden Familie der Unglücklichen und Enterbten nannte, entfernte sich der Alumne und sein Vater. Der Jungczeche Hyka jedoch trat an das Grab und feierte in dem Entschlafenen den treuen Sohn der czechischen Nation, dessen Hände Waffen herbeigetragen hätten in dem Krieg gegen die Unterdrücker.

Rudolf war seinem Nebenbuhler lange nicht begegnet. Hyka und Jech hatten nach abgelegtem Rigorosum mit der Universität nichts mehr zu schaffen. Und Milena hatte es offenbar geschickt verstanden, ihre verschiedenen Verehrer von einander fern zu halten. Mit diesem häßlichen Gedanken kam dem Deutschen das Bewußtsein, daß er nicht hierher gehöre. Ihm war, als fühle er die Blicke Aller feindsälig auf sich ruhen. Jetzt kam Hyka näher und fragte: „Was verschafft uns denn die Ehre, einen deutschen Studenten zwischen uns zu sehen?"

„Die Menschenliebe", sagte Rudolf kurz. Und absichtlich taktlos setzte er hinzu: „Ich bin wohl der Einzige von den Anwesenden gewesen, der sich um den Verstorbenen bei seinen Lebzeiten gekümmert hat."

Hyka biß sich auf die Lippen. Jech aber, von den Beiden die feinere Natur, meinte: „Es wäre übrigens nur zu wünschen, daß wir uns öfter in Eintracht zusammenfänden."

Rudolf gab ihm die Höflichkeit zurück. „Wir hätten sicher nichts dagegen."

„Wirklich," rief Hyka sehr laut, ohne sich an die Heiligkeit des Ortes zu kehren; „aber warum hetzt Ihr dann immer gegen uns? Wenn man Eure Zeitungen liest, möchte man glauben, in Prag werden alle Tage ein paar Deutsche totgeschlagen."

Die Anverwandten hatten sich bereits entfernt. Ihnen folgten die Männer in der Sokoltracht hinter ihrem Bannerträger. Auch die drei jungen Leute schickten sich an, den Friedhof zu verlassen.

„Es ist wirklich komisch, wenn Ihr uns vorwerft, daß wir hetzen," antwortete Lowositz. „Wahrscheinlich lest Ihr niemals Eure Blätter."

„Wir hetzen nicht; wir vertheidigen uns nur", schrie Hyka. Jech stimmte zu.

„So?" rief Rudolf. „Ich sollte meinen, Ihr hättet Euch im Augenblick nicht zu beklagen. Die Sprachverordnung habt Ihr durchgesetzt, überall baut man Euch Schulen und jetzt verlangt Ihr noch die Zweitheilung unserer Universität."

„Eurer? Wieso Eurer? Sie ist vor fünfhundert Jahren von einem böhmischen König für das böhmische Volk gegründet worden. Dann habt Ihr uns herausgedrängt. Jahrhunderte lang habt Ihr uns unser Recht geraubt."

Hyka war stehen geblieben und fuchtelte mit seinen Händen in der Luft herum. „Sie sind doch Einer von den Deutsch-Nationalen, Herr Lowositz. Na, also sehen Sie! In Prag gehts mit den Czechen wie in Straßburg mit den Deutschen.

Es war erst slavisch und dann war es eine Weile deutsch und jetzt wirds halt wieder slavisch."

Jech, der bemerkte, daß Lowositz ganz blaß geworden war, kam seiner Antwort rasch zuvor. „Wenn Sie gerecht sind, müssen Sie uns zugeben, daß wir in unseren Wünschen sehr bescheiden sind. Wir verlangen nur die gleichen Rechte, trotzdem wir unser zwei Drittel der Bevölkerung sind."

Hyka fiel ihm ins Wort: „Und Ihr müßtet uns erst beweisen, daß wir inferiorer sind als Ihr. Ihr beruft Euch immer auf Eure reichen Onkel. Auf Goethe, Schiller, Kant und Gott weiß wen. Selbst muß man Etwas in der Tasche haben: dann kann man sich brüsten. Man muß die Leistungen der Deutsch-Böhmen und der Czechen an einander messen, wenn man entscheiden will, wer inferior ist."

In ihrem Eifer hatten sie sich dicht an Lowositz gedrängt.

Er dachte: „Zwei gegen Einen; werden sie mich jetzt niederschlagen?" Und umfaßte fester seinen Stock. Ironisch sagte er: „Es war mir ein Vergnügen, mich in Eintracht mit Ihnen zusammengefunden zu haben, meine Herren; ich habe die Ehre." Mit langen Schritten trennte er sich von den Beiden und machte seinem Groll in Selbstgesprächen Luft. Die Empfindlichkeit gegen das Körnchen Wahrheit, das in Jechs Vorwürfen gelegen hatte, machte ihn noch wüthender.

Er dachte: „Einerlei; zwischen uns Deutschen giebt es eben keine künstlerischen Grenzen. Das ist es ja, was uns unsere Sprache so werthvoll macht, daß sie uns über unsere enge Heimath hinaus mit den größten Geistern verbindet." Er war ganz bei den Interessen der Parteien. Seinen Freunden, die ihn oft zu lau im Kampf schalten, hätte sein Eifer in diesem Augenblick genügt.

Jetzt hörte er von Weitem ein Hämmern und Klopfen. Auf dem Roßmarkt wurden die Altäre für die Fronleichnamsprozession des nächsten Tages aufgerichtet. Arbeiter nagelten die Balken an einander, bekleideten sie mit weißen Tüchern, umgaben sie mit Tannenreiserkränzen. Und die Straßenkinder tummelten sich in ausgelassenen Spielen zwischen den Brettern und Stangen, vor denen sie sich morgen, wenn sie, im Festschmuck prangend, geheiligte Gefäße trugen, in Andacht beugen würden.

Rudolf sagte sich: „Nicht Ihr, die Ihr Götzendienst mit dem Bilde des Menschensohnes treibt, dürft Euch Christen nennen. Im Sinn Christi handeln nur die Männer, die sich in Heimlichkeit und in Gefahr vereinen, wie einst die ersten Christen in den Katakomben, und die den Gesetzen trotzen, um den Leidenden und Verlassenen zu helfen." Innerlich gelobte er sich wieder dieser Religion des Menschenmitleids, deren Kenntniß er Dem dankte, der draußen in der dunklen Erde ruhte. Der Groll, den er vorhin empfunden hatte, schien ihm klein.

Er mußte plötzlich stehen bleiben und Athem holen: so arg beklemmte ihn die Hitze. Der Himmel war noch immer dunkel. Nicht von Gewitterwolken, deren Entladung Kühlung bringen konnte. Ein mißfarbiger, schwerer Dunst verfinsterte die Luft. Ein Gemisch des Rauches, der aus den zahlreichen Fabrikschornsteinen stieg, und des dicken Staubes, der auf dem Straßenpflaster lag. Den ganzen Sommer über lag diese schwarze Decke auf der Stadt. Und man wußte: von oben, vom Hradschin oder dem Belvedere aus, könne man die Sonne scheinen sehen.

Rudolf dachte: „Wo ist der Berg, auf den ich steigen könnte, um mich über allen Streit und Hader zu erheben, der wie eine schwarze Decke auf dem Leben liegt? Und von dem aus mir das Licht der Reinheit leuchten würde?"

Auguste Hauschner.

Digitized by Google

Emil Rathenau.

In dem Jahr, in dem die A E-G ihr fünfundzwanzigjähriges Jubiläum feierte, hat ihr Generaldirektor Emil Rathenau das siebenzigste Lebensjahr vollendet. Am elften Dezember 1838 wurde er in Berlin geboren. Auf Emil Rathenau paßt das Wort Theodors Fontane: „In nichts zeigt sich das Genie so sicher als im kühnen Weglassen anscheinend unerläßlicher Dinge.“ Der Generaldirektor der A E-G ist in seinem Leben niemals ein Kleinigkeitskrämer gewesen. Er hat immer den „großen Wurf gehabt“ und ist einer von den Findlingen, die auf der Moräne der Durchschnittsexistenzen in die Höhe ragen. Ein Arbeiter, dessen Intelligenz und Willensstärke außergewöhnliche Dimensionen zeigen. Ein Schaffender, der mit intuitiver Sicherheit das Kommende voraussah und mit seinen Ideen um ein Vierteljahrhundert früher am Ziel war als die in bedächtigem Gedankenfluß sich vorwärts bewegenden Heerdenmenschen. In der Zeit, da die Scheu vor dem „Dampfroß“ noch nicht gänzlich überwunden war, baute Rathenaus Phantasie sich bereits eine neue Welt im Reich der Elektrizität. Der junge Maschinenbauer, der, nach vierjähriger Lehrzeit in der Maschinenfabrik Wilhelmshütte bei Sprottau, am Anfang der sechziger Jahre als leitender Ingenieur beim Lokomotivenkönig Borsig gearbeitet hat, ist der Dampfmaschine nicht lange treu geblieben. Wäre er nichts weiter als ein tüchtiger Maschinenbauer gewesen, so würde er heute wahrscheinlich auf dem Altentheil bei Borsig sitzen. Oder er hätte seine Maschinenfabrik behalten, sie später in eine Aktiengesellschaft umgewandelt und sich mit dem bescheidenen Ruhm eines „freiresignirten“ Aufsichtrathsvorsitzenden egnügt. In Emil Rathenau aber steckte mehr als der bloße Grips des tüchtigen Kaufmannes und Fabrikanten. Da war eine ganze Welt, die aus dem Hirn des thatendurstigen jungen Technikers geboren werden sollte. Und der Wille, sie hinzustellen, unterstützte die Intelligenz. Rathenau datirt den Beginn seines eigentlichen Lebenswerkes erst von seiner Verheir^thung mit der Elektrizität. Das ist bescheiden; denn schon mit den Früchten er Ingenieurlaufbahn könnte mancher Kleinere sich ein Ruhmesgärtlein aus affiren. Die Jahre, die Emil Rathenau in England zugebracht hatte, sind nicht ohne Spuren geblieben. Aus den Werkstätten von John Penn & Co. in Greenwich, Easton, Amos & Sons, South Works brachte er die Pläne zum Bau der ersten tausendpferdigen Expansionmaschine mit. Da sah Mancher schon die Tatze des Löwen. Und die Maschinenfabrik Weber in Berlin, die Rathenau gemeinsam mit einem Freunde erworben hatte, zeigte im Kleinen die

Züge der Hundertmillionengesellschaft, über die der siebenzigjährige Jüngling heute noch das Szepter schwingt. Die Maschinenfabrik galt als ein „glänzend geleitetes“ Unternehmen, dem die Staatsbehörden oft Aufträge zugehen ließen. Die Fabrik wurde später an eine Aktiengesellschaft verkauft: und nun beginnt Rathenaus eigentliche Laufbahn. Das war gleich nach dem Krieg von 70. Ueber die Periode bis zur Gründung der A E-G gab mir Rathenau selbst einige Aufschlüsse. Ich besuchte ihn und wollte Etwas über sein Leben von ihm hören. „Ja, wissen Sie, mein Lieber, siebenzig Jahre in fünf Minuten zusammenzupressen: Das ist eigentlich 'n Bischen viel verlangt.“ Na, und überflüssige Zeit hat Emil Rathenau ja auch heute noch nicht. Jede Minute hat ihre Bestimmung. Aber über der Sanduhr thront die Freundlichkeit seiner Sitten; und so flossen viele Minuten durch das Stundenglas, ehe ich das prunkvolle Heim der A E-G verließ.

„Als ich meine Maschinenfabrik weggegeben hatte, war ich ganz frei. Ich mußte mich nun fragen, was ich anfangen sollte. Berlin hatte zu der Zeit aufgehört, dem Maschinenbau neue Anregungen zu bieten. Dazu kamen schlechte Arbeitverhältnisse. Die Löhne waren hoch, eben so hoch wie in Amerika. Dadurch wurde die Fabrikation unrentabel. Ich sagte mir damals schon, daß man warten müsse, bis eine ganz neue Technik aufgekommen sei. Eine Technik, die ermöglichen würde, an kostspieliger Menschenkraft zu sparen und an deren Stelle automatische Energie zu setzen. Ein einzelner Arbeiter mußte im Stande sein, eine ganze Anzahl von Werkzeugen zu bedienen. Amerika brachte mir die Offenbarung. Auf der Ausstellung in Philadelphia im Jahre 1876 sah ich, wie weit uns die Amerikaner voraus waren und wie sehr Deutschland unter den Nachwehen des Gründerkrachs gelitten hat. Was die Deutschen damals ausgestellt hatten, war mehr als power. Die Yankees standen auf der Höhe des Maschinenbaues. Ich stopfte mir Augen, Ohren und Taschen voll, so daß ich mit Dem, was ich nach Europa herüberbrachte, eine ganze Reihe neuer Industrien hätte schaffen können. Ich wollte mich aber zunächst auf Eins beschränken: aufs Telephon. Das hatte ich zum ersten Mal in Philadelphia gesehen; und nun dachte ich daran, in Berlin eine Telephonfabrik zu errichten. Diesen Gedanken verwarf ich jedoch bald wieder. Wichtiger als eine einzelne Fabrik schien mir der Bau und die Einrichtung einer Telephoncentrale. Ich beabsichtigte ganz einfach, die Einführung des Telephons in Berlin in private Entreprise zu nehmen. Da machte mir der damalige Polizeipräsident von Madai einen Strich durch die Rechnung und sagte: Quod non! Nee, mein Sohn, Det jeht nicht. Wat Sie da wollen, det is'n Regal. Madai meinte also, ich würde mit meinen Telephonplänen in staatliche Privilegien eingreifen. Auch bei dem Reichspostminister Stephan, den ich für meine Absichten zu interessiren suchte, hatte ich zunächst kein Glück.

Er rieth mir ab. ‚Lassen Sie die Hände davon. In ganz Berlin giebts dreiundzwanzig Leute, die Telephonanschluß haben wollen. Damit kommen Sie doch nicht weit.‘ Ich legte deshalb, gezwungen, meinen Plan fürs Erste ad acta und ging auf Reisen. Nach Frankreich und Italien. Später, zur Erholung, mit Frau und Kindern, nach dem Engadin. Dort, in dem kleinen Badeort Alveneu, lernte ich Werner Siemens kennen. Wir saßen uns bei Tisch gegenüber. Und auf einem Spazirgang setzte ich ihm meine Ideen auseinander. Stephan hatte mir inzwischen nach dem Engadin geschrieben, er sei anderer Ansicht geworden. Ich solle nach Berlin zurückkommen und dort, auf Kosten des Reiches, eine Telephoncentrale einrichten. Mit Siemens aber sprach ich nicht nur davon, sondern von einer neuen Sache, die mich stark beschäftigte. Ich war in Paris gewesen und hatte dort die Beleuchtung in der Großen Oper mit Edisons Glühlampen gesehen. Nun schlug ich Siemens vor, das neue Licht in Berlin einzuführen und den Anfang mit der Leipzigerstraße zu machen.“ Rathenau unterbrach sich hier, um mich auf die Wichtigkeit des eben erwähnten Faktums aufmerksam zu machen: „Merken Sie sichs wohl: Das war die erste Anwendung der elektrischen Beleuchtung in größerem Stil; in der Leipzigerstraße. Nach meiner Rückkehr aus dem Engadin richtete ich zunächst die erste Telephoncentrale ein. Ich hatte zu dem Zweck mein eigenes Bureau im Reichspostamt in der Französischenstraße. Inzwischen hatte ich mich auch mit dem Oberingenieur der Firma Siemens & Halske, Herrn von Hefner-Alteneck, wegen der Glühlampe in Verbindung gesetzt. Ich sagte ihm, daß wir die neue Beleuchtung in Berlin einführen wollten und daß ich mit Werner Siemens darüber gesprochen habe. Darauf Alteneck: ‚Hat Ihnen denn der Alte auch gesagt, wie man Das machen soll?‘ Ich wußte, was ich zu thun hatte. Ich fuhr nach Paris und erwarb dort von der Compagnie Continentale Edison das Recht zur Einführung der edisonschen Glühlampe in Deutschland. Wir gründeten dann eine Studiengesellschaft, aus der, nach einem Jahr, die Deutsche Edison-Gesellschaft für angewandte Elektrizität hervorging. Das war der Anfang der AE-G. Von da ab ist meine Entwickelung durch den Werdegang der AE-G sichtbar geworden.“

In der That: die Allgemeine Elektrizität-Gesellschaft ist von dem Namen Rathenau nicht zu trennen. Ihre Größe ist der Ruhm ihres Schöpfers, dessen Ideen durch die riesigen Maschinen in von Jahr zu Jahr steigende Erfolge umgeformt worden sind. Emil Rathenau ist, wie alle großen Menschen, bescheiden und anspruchlos. Ohne Pathos, einfach und schlicht, schilderte er mir eine Periode seines Lebens, die Errungenschaften von größter Bedeutung umschloß. Die Einführung des Telephons und der elektrischen Glühlampe. Mancher hätte die Gelegenheit zu einem Loblied auf die eigene Größe benutzt. Aber der „Urberliner“ Emil Rathenau, der sich in zwangloser Unterhaltung gern

mal des berliner Jargons bedient, hat kaum Verständniß für pathetische Ueberschwänglichkeiten. Dabei sind alle Schöpfungen der A-E-G auf ihres Generaldirektors Initiative zurückzuführen. Soll ich an den genialen Ausbau der Starkstromtechnik, an die Erschöpfung aller Möglichkeiten der elektrischen Beleuchtung, an die Einrichtungen für Kraftübertragung und an die elektrischen Centralen erinnern, die unter Rathenaus Leitung geschaffen worden sind? Das Jubiläum der A-E-G gab mir Gelegenheit, über all diese Erfolge hier zu sprechen. Ich müßte also Gesagtes wiederholen, wollte ich noch einmal die Phasen der Entwickelung der größten Elektrizitätgesellschaft der Welt schildern. Rathenau hat stets den richtigen Blick für das Große gehabt. Vielleicht instinktiv; aber ich meine, man setzt diese Fähigkeit herunter, wenn man sie Instinkt nennt. Das ist nicht nur Sache des Gefühls, sondern Arbeit des Verstandes. Die Gabe, das Gesehene mit rasch auftauchenden Projekten zu verknüpfen. So wars beim Telephon, so bei der Glühlampe, bei der Dynamomaschine, bei den Kraftübertragunganlagen. Stets ging Rathenau aufs Ganze. Kleinliche Bedenken wurden mit einer einzigen Handbewegung beseitigt. „Mit alten Mitteln habe ich niemals angefangen. Wenn ich sah, daß die vorhandenen Mittel nicht mehr ausreichten, wartete ich, bis ich neue fand." Man mag darüber streiten, wer höher zu stellen sei: der Erfinder oder der geniale Praktiker, der die Erfindungen der Welt erst schenkt. Jedenfalls setzt die Erkenntniß des Werthvollen und Brauchbaren in der Technik und die Fähigkeit, das Errungene zu verwerthen, ein ganzes Bündel bedeutender Eigenschaften voraus, während beim Erfinder oft nur eine einseitige Stärke vorhanden ist. Emil Rathenau ist ein vermenschlichter Trust. Sein Kopf produzirt und sein Wille führt aus. Die elektrotechnische Industrie in Deutschland, die heute auf der Höhe ihrer Leistungen steht, verdankt ihr Bestes dem Genie Rathenaus. Die genialen Schöpfungen Werners Siemens dürfen nicht verdunkelt werden. Aber Emil Rathenau ist der Mann der That; und das Jahrhundert der Technik werthet den Willensmenschen besonders hoch. Als Rathenau neulich den Vorschlag machte, man solle ein Kuratorium zur weiteren Durchführung der Pläne Zeppelins schaffen, fand er mehr abfällige als zustimmende Beurtheilung. Man warf ihm kleinlichen Brotneid vor. Wie niedrig ist damit die Persönlichkeit dieses Mannes eingeschätzt worden! So kümmerliche Motive sind ihm wohl nie für sein Handeln bestimmend gewesen. Was ihn in diesem Falle, wie auch sonst stets, leitete, war der Wunsch, die neue Errungenschaft der Technik am Besten der Allgemeinheit nutzbar zu machen. Nach diesem Prinzip hat er die A-E-G geleitet. Sie sollte ein unzerstörbarer Zähler im deutschen Nationalvermögen werden. Daher die Anwendung der viel geschmähten Thesaurirungpolitik; die scheinbar schroffe Abwehr der Aktionärwünsche; die oft getadelte „Geringschätzung der Interessen des Einzelnen". Aber der Erfolg hat Rathe-

nau Recht gegeben.' Die AEG steht heute fester denn je; und ihr Generaldirektor hat für alle Bedenken, die das „Schachtelsystem", die vielfachen Verknüpfungen verschiedener Gesellschaften innerhalb eines Concerns, hervorruft, nur ein mitleidiges Lächeln. „Wir sind prima; und wer das Gegentheil behauptet, Der redet Blech."

Die Ueberlegenheit der Amerikaner, die Rathenau schon auf der Ausstellung in Philadelphia, im Jahr 1876, erkannt hatte, verführte ihn doch nicht, die Trustidee à tout prix bei uns zur Geltung zu bringen. Er hat an der Grenze des Erreichbaren Halt gemacht und sich damit begnügt, die AEG zu einem in sich so weit gefestigten Ring zu schmieden, daß sie keinerlei Konkurrenz mehr zu fürchten hat. Was nicht anders geht, einigt man sich eben mit Siemens & Halske. Auch die Schöpfung einer Elektrobank ist schließlich ihm zu danken. Der ganzen Zähigkeit des Thatmenschen Rathenau bedurfte es, um die Idee zum Siege zu führen. „Alle sind gegen mich gewesen. Die Bankiers, weil sie eine Konkurrenz witterten; und manche Leiter anderer Gesellschaften, weil sie an einem Erfolg zweifelten. Aber ich glaube daran; und Sie sollen mal sehen, daß ich Recht behalte. Man hat mich eben einfach nicht verstanden, deshalb sind mir überall Bedenken entgegengestellt worden." Was Emil Rathenau mit seiner jüngsten Gründung, der „Elektro-Treuhand Aktiengesellschaft", beabsichtigt, scheint auch der Außenwelt noch nicht klar zu sein. Im Grunde ists nur eine Wiederholung des alten rathenauschen Grundsatzes, der Industrie, durch Schaffung vereinfachter Arbeitmethoden, das Dasein zu erleichtern. „Sehen Sie, da wandern Jahr für Jahr enorme Wärmemengen aus den Fabrikschornsteinen. Das ist eine Vergeudung von Nationalvermögen. Hunderte von Millionen würden zum Kapital hinzugeschlagen werden können, wenn wir erst so weit wären, daß die kostspielige Kohle immer mehr ‚eingekreist' würde. Das ist aber nur möglich, wenn das Anwendunggebiet der Elektrizität erweitert wird. Gelingt es mir, die Rentabilität der Industrie zu heben, so diene ich damit dem Nationalwohlstand. Und dieser Gedanke hat mich bei der Errichtung der Elektrobank geleitet. Ich will Staaten, Gemeinden, Genossenschaften, Fabrikanten, Landwirthen Geldmittel zur Verfügung stellen, damit sie bei sich elektrische Betriebsanlagen errichten, vergrößern oder verbessern können. Was die Hypothekenbanken im Grundstückverkehr und für den Baumarkt sind, Das soll die Elektrobank für das gesammte wirthschaftliche Leben sein. Die Hypothekenbanken verschaffen sich das Geld, das sie hergeben, durch Ausgabe von Pfandbriefen; wir emittiren Obligationen." Und Emil Rathenau begeisterte sich, während er sprach, mehr und mehr für seine Idee, die er gegen eine Welt von Vorurtheilen vertheidigt und durchgesetzt hatte. Er begriff nicht, wie man einen Gedanken, dessen Tragweite selbst der beschränkteste Geist erfassen müsse,

durch kleinliches Bekritteln um den besten Theil seiner Wirkung bringen könne. Rathenau vergißt, daß nur Auserwählten die Gabe geschenkt ist, das Wesen der Industrie im Innersten zu erfassen und ihre Nothwendigkeiten rechtzeitig zu erkennen. Deshalb suchen die Einen hinter der Elektrobank nur ein neues „Privatgeschäft“ der A.E.G, während die Anderen in ihr ein überflüssiges Möbel sehen. Emil Rathenau ist kein Held der sentimentalen Phrase. Er schafft keine Wohlthätigkeitanstalten, sondern weiß, wo er bleibt. Die Elektrobank soll der A.E.G Aufträge zuführen. Aber ihr öffentlicher Zweck ist, die industrielle und landwirthschaftliche Rente, durch Verbilligung der Produktionmethoden, zu verbessern. Eine feine Kombination: man zieht Nutzen aus dem Vortheil, den man Anderen schafft. „Gewiß: Auswüchse werden sich auch hier zeigen. Wo giebt es die nicht? Aber wir haben ein Sicherheitventil: die Obligation. Auf deren Ansehen ruht die ganze Sache. Und hinter der Obligation muß eben Jemand stehen, dessen Kredit prima ist. Das darf die A.E.G wohl von sich behaupten. Und weil Das eben nicht Jeder kann, deshalb werden neue Elektrobanken nicht wie Pilze aus der Erde schießen.“

Die Idee verdient, zu siegen. Und ein Mann wie Rathenau, der niemals den Vorwurf leichtsinniger Finanzgebahrung auf sich geladen hat, darf die Ueberzeugung von der Güte seines neuen Unternehmens so stark unterstreichen, wie ers mir gegenüber that, ohne den kleinlichen Vorwurf der Stimmungmache auf sich zu laden. Als Emil Rathenau zu Beginn der siebenziger Jahre nach Amerika ging, um neue technische Methoden zu suchen, leitete ihn der Wunsch, die Arbeit rationeller und das Erzeugniß der Arbeit billiger zu gestalten. Heute ists der selbe Weg wie damals. Nur ist aus dem Sucher ein Schöpfer geworden. So hat sich der Kreis der Entwickelung geschlossen. Und er ist aus einem Guß, ohne Fehler und Sprünge. Der Siebenzigjährige, der auf ein Leben der Arbeit und der Erfolge zurückblicken kann, hätte sich das Recht erkämpft, müde zu sein. Es war ein hartes Ringen. Die Idee, die dem eigenen Hirn leichtfüßig entspringt, hat oft schwere Mühe, sich den Weg durch das Gestrüpp fremder Köpfe zu bahnen. Und schließlich erlahmt bei solcher Arbeit selbst ein starker Körper. Wenn Emil Rathenau einst daran denken sollte, die Zügel des Geschäfts aus der Hand zu legen, so wird das Werk ohne den Meister fortbestehen; denn er ist restlos in dem Riesenunternehmen aufgegangen, das er geschaffen hat. Ein Genie der Arbeit, der Thatkraft und des Schaffens; und ein treuer Diener seiner Pflicht.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Hermann Walther, Verlagsbuchhandlung G. m. b. H., Berlin W. 30, Nollendorfplatz 7.

Soeben erschien:

Harden im Recht?

Eine Betrachtung von **Frank Wedderkopp.**

Preis: 50 Pf. 5 Bogen. 8°. **Preis: 50 Pf.**

Hochaktuelle Schriften!

Caligula.

Eine Studie über römischen Cäsarenwahnsinn von Professor **L. Quidde.** — Preis 50 Pfg.

Sensationsbroschüre. Bisheriger Absatz ca. 150 000 Exemplare.

Der Kaiser und die Kunst.

Von **Jean Paar.** — Preis Mk. 1,50.

Mit rücksichtslosem Freimut geht der Verfasser an dieses heikle Thema heran.

Max Altmann, Verlagsbuchhandlung in Leipzig.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW 7.

Apostata

von **Maximilian Harden.**

7. bis 8. Tausend. **2 Bände à Mark 2,—.**

Inhalt vom I. Band: Phrasien. Die Schuhkonferenz. Kollege Bismarck. Gips. Genosse Schmalfeld. Franco-Russe. Der Fall Klausner. Die beiden Leo. Der heilige Rock. Das goldene Horn. Der korsische Parvenu. Der heilige O'Shea. Nicäa und Erfurt. Mahadö. Die ungehaltene Rede. Eine Mark Fünfzig. Trüffelpurée. Verein Oelzweig. Sommerfeld's Rächer. Suprema lex. Wie schätze ich mich ein?

Inhalt vom II. Band: Bei Bismark a. D. Lessings Doublette. Maupassant. Der Fall Apostata. Gekrönte Worte. Die romantische Schule. Menuet. She-Ma-Thsian. M. d. R. Eroica. Der ewige Barrabas. Sem. Dynamystik. Der $2\frac{1}{2}$=Bund. Kirchenvater Strindberg. Der Ententeich.

Jeder Band 8°. 14 Bogen elegant broschiert.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Keine Alltagsmenschen

Tiefergreifende Wirkungen der aneifernden Bücher und der brieflichen Charakteroffenbarungen (nach eingesandten Handschriften) von P. P. L.: Ein neuer Reiz, ein mächtiger Antrieb wird Ihren Sinn beschäftigen. Sie werden sich über sich selbst hinausgetragen fühlen. Der Meister arbeitet seit 1890 nur für Gebildete. Keine simplen „Deutungen". Eindrucksvoller Prospekt kostenlos durch **P. Paul Liebe, Schriftsteller und Psychographologe, Augsburg I Z. Fach. Bayern.**

Schriftstellern

bietet sich vorteilhafte Gelegenheit zur

Publikation ihrer Arbeiten in Buchform.

Anfragen an den **Verlag für Literatur, Kunst und Musik, Leipzig 61.**

Herbst- u. Winterkuren

Im herrlichen Zackental!

Wohnung, Verpflegung, Bad u. Arzt pr. Tag von M. 10.— ab.

„Sanatorium Zackental"

(Camphausen)

Bahnlinie Warmbrunn-Schreiberhau. Tel. 27.

Petersdorf im Riesengebirge

(Bahnstation)

für chronische innere Erkrankungen, neurasthenische u. Rekonvaleszenten-Zustände. Diätetische, Brunnen- u. Entziehungskuren. Für Erholungsuchende. Wintersport. **Nach allen Errungenschaften der Neuzeit** eingerichtet. **Windgeschützte, nebelfreie,** nadelholzreiche Höhenlage. Seehöhe 450 m. **Ganzes Jahr besucht.** Näheres die **Administration in Berlin SW., Möckernstrasse 118.**

Patentiert und geschützt in allen Staaten.

Für **Reise, Sport, Touren**
Haushalt und Krankenpflege
ist
Thermos
unentbehrlich!

Neu! Thermos-Picnic Neu!
zum Kalt- und Warmhalten von Fleisch, Gemüse, Fruchteis etc.

Kaffee- und Tee-Kannen

Eingefüllter Kaffee, Tee, Kakao bleiben ohne den Geschmack zu verändern, ohne das Aroma zu verlieren, viele Stunden heiss. Thermos-Gefässe halten ohne Vorbereitung, ohne Chemikalien, ohne Feuer, ohne Eis Speisen über 20 Stunden heiss, kalte Getränke oder Speisen tagelang kalt.

Thermosflaschen in hochvornehmer Ausstattung
sind von Mark 9.00 aufwärts überall zu haben.

Thermos-Gesellschaft m.
BERLIN W., Potsdamer Strasse 26b

Für Inserate verantwortlich: Rob. Bönig. Druck von G. Bernstein in Berlin.

XVII. Jahrg. Berlin, den 19. Dezember 1908. Nr. 12.

Herausgeber:

Maximilian Harden.

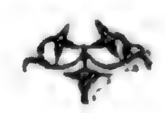
Inhalt:

Seite
Topika 437
Der Gordische Knoten. Vom Grafen Max Emanuel von Preysing . . . 446
Erinnerung. Von Emil Rathenau 448
Die beiden Birken. Von Julius Hart 450
Karoline Mathilde und Struensee. Von Aldall 456
Henrik Steffens. Von Friedrich Gundelfinger 465
Beschwerde. Von Lilli Lehmann 468

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1908.

Inseraten-Annahme für „Die Zukunft“ durch den Verlag der Zukunft Berlin, Wilhelmstrasse 3a
sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditionen.

Die Hypotheken-Abteilung des

Bankhauses Carl Neuburger,

Kommanditgesellschaft auf Aktien

Kapital: 5 Millionen Mark.

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beleihung zu zeitgemässem Zinsfusse nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei.

9—4 Uhr.

Berlin. Hotel Esplanade.

Appartements und Zimmer mit Bad.

Carlton-Ritz Restaurant.

Neues Schauspielhaus Nollendorfplatz | **Grand Hotel Excelsior** Anhalter Bahnhof

Erstklassige Wein- u. Bierrestaurants

Hamburg.

Gänzlich renoviert

HAMBURGER HOF

Weltbekanntes Haus. Herrliche Lage a. d. Alster

Zimmer mit Bad, W. C. u. laufend. Wasser.

Feine Französische Küche

Neue Direktion.

Sämtliche existierende, bezüglich exakter Arbeit und vorzüglicher Schussleistung unübertroffene **Schusswaffen** als Jagd- u. Scheibengewehre, automatisch Repetier-Büchsen u. Pistolen, Luftwaffen, Teschins, Revolver sowie sämtliche Jagdgerätschaften liefert die

Deutsche Waffenfabrik Georg Knaak

Berlin SW 48, Friedrichstrasse 240-241

Mädler's Patent-Koffer

Reise-Artikel Hochfeine Lederwaren

MORITZ MÄDLER

Leipzig	Berlin	Hamburg	Frankfurt a. M.
Petersstr. 8	[illegible]	Neuerwall [illegible]	[illegible]

Preisliste gratis: Moritz Mädler, Leipzig-Lindenau.

Berlin, den 19. Dezember 1908.

Topika.

Der deutsche Himmel hängt jetzt voll von konstitutionellen Geigen. Sie sind zwar vorerst einigermaßen verstimmt; die ministeriellen Bögen scheinen mit Seife, statt mit Kolophonium, geschmiert, und locken nur heisere Töne hervor. Aber was thuts? Man fragt nicht mehr, ob Dies oder Jenes gut, zweckmäßig, verständig, man fragt nur, ob es konstitutionell sei. Hier ist man konstitutionell, indem man bestehenden Verhältnissen Rechnung trägt; dort ist man konstitutionell, indem man bestehende Verhältnisse nicht achtet; hier hält man scheinbar das gegebene Wort, um konstitutionell zu scheinen. Konstitutionell: schreits in allen Kammern. Konstitutionell: wisperts an allen Höfen. Auf der Bierbank, hinter dem Ofen, in Eisenbahnwagons und auf Bauernkarren, überall dreht sich das Gespräch um das Wort ‚konstitutionell'; überall fragt man: Was ist konstitutionell? Nun wohl denn, Ihr Konstitutionellen: ich will Euch auf Eure Fragen eine Antwort geben, die Hörner und Zähne haben soll. Ich will sie Euch zeigen, diese konstitutionelle Monarchie im Thierreich, mit dem Alleinherrscher an der Spitze, der sogar seine eigenen Kinder tötet, um sich auf dem Thron zu erhalten, mit der erblichen Pairie, gestützt auf die Nichtverpflichtung zur Arbeit, mit dem armen, gedrückten Volk, das seine rührende Sorge auf die Pflegung der Kinder und die Ernährung der Nachkommenschaft richten muß und das nur zuweilen aus der Sklaverei sich aufrafft, um aufs Neue wieder darin zu versinken. Ich weiß zwar wohl, daß Ihr darum doch nicht klüger werdet; Ihr glaubt der Stimme der Natur so wenig, wenn sie durch die Thiere, wie wenn sie durch die Menschen spricht. Ihr habt das Seufzen des Volkes in seinem Unglück, die Donnerstimme seines Zornes in seiner Erhebung nicht gehört: Ihr hört nicht das

dumpfe Brausen, das unter Euren Füßen durchzieht und den Boden des alten Europa mit leisen Schwingungen durchzittert." Siebenundfünfzig Jahre sind vergangen, seit Karl Vogt, der nach der Rebellenzeit in die Schaar der Reichsregenten erhöht worden war, diese Sätze schrieb. Jetzt passen sie beinahe wieder. Daß im Deutschen Reich Wilhelms des Zweiten die Wahrung konstitutionellen Geistes laut gefordert wird, ist gut; war nöthig und kann nützlich werden. Vor dem conventional cant des Konstitutionalismus aber müssen wir uns hüten. Keine persönliche Politik des Kaisers mehr, die das Reich bindet; das Volk, das selbst sich den Werth schuf, will selbst auch sein Schicksal gestalten: so heißt nun die Losung. Das Selbstachtungbedürfniß hat sie auf Aller Lippe gedrängt. Und sie wird nicht verhallen. Wer zur Rückkehr in die Patriarchalsitten, in die freundliche Gewohnheit des Kryptoabsolutismus räth, gefährdet die Zukunft des Herrscherhauses mehr als die des Reiches. Das wird sich helfen. Die Dynastie aber könnte den Schmerz einer verlassenen Braut kennen lernen. Könnte: wenn der pfiffige Menschenverstand, den die Hohenzollern in die Mark mitbrachten, völlig versiecht und die Kraft ihnen genommen wäre, mit Unvermeidlichem sich abzufinden. Das wird nicht sein. Doch ist des Sehnens Ziel nun erreicht? Nein. Was fortan geschieht, soll nicht nur „konstitutionell" sein, sondern auch „gut und verständig". Mit gedoppeltem Eifer muß die Nation wachen. An jedem Abend sich, an jedem Morgen fragen, ob gethan worden ist, was gethan werden mußte; und nicht eher sich zum Schlummer hinstrecken noch hastig an die Erwerbsarbeit eilen, als bis diese Lebensfrage bejaht ward. Kein Kaiser ist jetzt für Irrthum und Fehler haftbar zu machen. Kein Kanzler entbürdet die Nation von der Gewissensnoth. Für alles Geschehen ist das Volk nun verantwortlich.

*

Der Reichstag? Man soll ihn jetzt schonen; sein Ansehen nicht schmälern. Wir brauchen ihn für die Zeit der Lysis. Dürfen aber nicht verschweigen, daß er im Gelände internationaler Politik noch immer, fast bei jedem Schritt, strauchelt. Was im Reichstag, während der Erörterung des Haushaltes, über die Lage des Reiches gesagt wurde, war dürftig oder schädlich. Zwei Beispiele. Ein Abgeordneter erfreut das Ausland mit der alten Mär von der Kriegspartei, deren Haupt in der Wilhelmstraße ein Wirklicher Geheimer Rath gewesen sei. Die Mär ist alt und bleibt ewig unwahr; doch wenn sie selbst richtig wäre: ein Politiker dürfte in solcher Stunde niemals so sprechen. Ein anderer Abgeordneter erklärt, ein anglo-deutsches Abkommen über die Flottenstärke müsse Deutschland demüthigen. Warum denn? Große Reiche können

sich, wie große Banken und Industriegesellschaften, über den Umfang ihrer Machtmittel verständigen, ohne daß eins dadurch irgendwie gedemüthigt wird oder auch nur scheint. Demüthigung wäre es, wenn wir einer Koalition wichen, die uns geböte, die Seerüstung einzustellen. Doch eine dem freien Willen zweier Großmächte entstammende Vereinbarung, die von beiden Seiten Konzessionen brächte? Großbritanien hat auf dem Meer, Deutschland auf dem Lande die Uebermacht. Da ist ein anständiger Ausgleich möglich. Unmöglich wäre er, wenn Deutschland nur seine Flotte hätte, die sich mit der Englands noch nicht messen kann; nie können wird. Aber es hat vier Millionen wehrfähiger Männer: also Beträchtliches zu bieten. Ein Politiker darf das heute oder morgen Nothwendige nicht verschreien; nicht ins Land hinausrufen, ein Vertrag, den die Noth der nächsten Woche vielleicht herbeisehnt, sei nur um den Preis einer Demüthigung zu erkaufen. Oft genug war in den letzten Jahren Grund, vor demüthigender Nachgiebigkeit zu warnen. Da schwieg der Reichstag. Nahm Alles hin; fand Alles herrlich. Jetzt sucht er den vernünftigsten Geschäftsabschluß, den wir in diesem Augenblick erreichen könnten, zu hindern. Ist er bereit, noch mehr zu bewilligen, als der Voranschlag für das Jahr 1909 fordert? Für das Heer 817, für die Marine 411 Millionen Mark. Fünf Viertelmilliarden. Am Heer ist nichts zu erknausern; und die Flotte soll rasch wachsen. Jede Klasse, Gruppe, Interessengemeinschaft wehrt sich gegen neue Steuern. Woher das Geld nehmen? Spart, heißts täglich. Doch die einzige Ersparnißmöglichkeit wird dem Volk von den patriotischen Abgeordneten verekelt.

*

Als im Lenz des Jahres 1900 das Flottengesetz vom Reichstag angenommen war, bescheinigte der Kaiser sich in einer Depesche, daß sein „Streben zum Besten des Vaterlandes anerkannt werde", und fügte den Satz hinzu: „Nun aber unermüdlich weiter, daß die begonnene Arbeit bald vollendet wird; dann wollen wir auch auf dem Wasser Frieden gebieten." Arbiter mundi: die Sehnsucht langte nach der Weltrichterrolle. Damals waren hier Sätze zu lesen, die noch nicht veraltet sind. „Ob es im deutschen Vaterland Bürger giebt, die heute noch glauben, ein neuer, herrlicher Morgen sei angebrochen, heute noch, trotzdem das Kraftverhältniß der Großmächte durch die Flottenvermehrung nicht im Geringsten verändert wird, von den Schlachtschiffen des Kaisers Wunder erwarten? Das wäre möglich; denn die sehr einfache Angelegenheit ist ins Reich der Mystik entrückt worden. Das gute Geschäft der letzten Jahre hat die Geister verwirrt. Ein Nüchterner würde sagen: Wir sind auf den Massenexport angewiesen und brauchen für die dazu nöthige

imperialistische Politik Schutzschiffe und überseeische Stützpunkte. So hört mans auch oft im Privatgespräch; öffentlich aber klingt es aus einer anderen Tonart. Da müssen wir civilisiren, Christenthum und Gesittung hinaustragen, einer gewaltigen Vitalität die ihr gebührende Seegeltung schaffen und die übers Meer verschlagenen Deutschen vor Fährlichkeit schirmen. Es ist die Weise, die schon Carlyle und Ruskin so unerfreulich ins horchende Ohr klang. Ueberhaupt handelt es sich bei der ganzen Geschichte ja nur um den etwas spät unternommenen Versuch, den englischen Imperialismus in unser geliebtes Deutsch zu übersetzen. Warum auch nicht? So fragen die Lüsternen. Wir müssen eben zur See so stark werden, daß wir England aus dem Rang der ersten Welthandelsmacht verdrängen können. Ein allerliebster Gedanke. England hat seinen alten Reichthum, seine blühenden Kolonien und eine Kapitalistenreserve, die in Nothfällen niemals versagt. Und außer England giebt es noch Rußland mit seiner Fülle ungehobener Bodenschätze und seinen billigen Arbeitern und Nordamerika, das für die Kohle, das Getreide der Industriestaaten, ein Drittel des in Deutschland verlangten Preises bezahlt. Thut nichts: Deutschland wird die erste Welthandelsmacht werden, wenn es nur genug Schiffe baut. Gegen solchen Wahn soll man nicht kämpfen; ihn wird bald die Erfahrung durchlöchern. Dem Ursprung der Vorstellungen nachzuspüren, ist immer schwer; und eine transszendentale Topik nach kantischem Muster würde den Modernen recht rückständig scheinen. Soll es aber unmöglich sein, das Ziel zu erkennen, das den vom Zwang der Vorstellung Beherrschten der Blick zeigt? Die loci communes, auf denen die Wünsche wachsen, können dem suchenden Auge nicht entgehen. Was also soll die Weltwende bescheren, die uns verkündet ward? Welche Wunder bringt der neue Morgen auf goldenem Sonnenwagen aus der Meerestiefe herauf?" Bald sind neun Jahre seitdem vergangen. Unermüdlich ist auf dem Wasser weitergearbeitet worden. Der Wunder warten wir noch. Können noch immer nicht „Frieden gebieten", der dem Reich frommt.

*

Das kann nur Einer, dem die Nachbarschaft den Entschluß und die Kraft zur Kriegführung zutraut. Der sich von keinem Bluff schrecken, die That nicht hinter dem Wort zurückbleiben läßt, nie mehr verspricht, als er halten will, und vom Freund in der Noth stets zu finden ist. Das konnte Deutschland in der Zeit des Berliner Kongresses. Wir? Paul Krüger, Abd ul Aziz, Abd ul Hamid zeugen wieder uns. Soll Alois von Aehrenthal sich ihnen gesellen?

„Die versäumten Gelegenheiten, welche in die beiden Zeiträume von 1786 bis 1806 und von 1842 bis 1862 fallen, sind den Zeitgenossen nur selten

verständlich geworden; noch seltener ist die Verantwortlichkeit dafür sofort richtig vertheilt worden. Erst die Ausschüttung der Archive und die Denkwürdigkeiten Mithandelnder und Mitwissender setzten fünfzig bis hundert Jahre später die Oeffentliche Meinung in den Stand, für die einzelnen Mißgriffe das πρῶτον ψεῦδος, die Gabelung auf den unrichtigen Weg, zu erkennen. Friedrich der Große hinterließ ein reiches Erbe von Autorität und von Glauben an die preußische Politik und Macht. Seine Erben konnten, wie heute der neue Kurs von der Erbschaft des alten, zwei Jahrzehnte hindurch davon zehren, ohne sich über die Schwächen und Irrthümer ihrer Epigonenwirthschaft klar zu werden; noch in die Schlacht von Jena hinein trugen sie sich mit der Ueberschätzung des eigenen militärischen und politischen Könnens. Erst der Zusammenbruch der folgenden Wochen brachte den Hof und das Volk zu dem Bewußtsein, daß Ungeschick und Irrthum in der Staatsleitung obgewaltet hatten." 1786 bis 1806, 1842 bis 1862, 1888 bis 1908: zum dritten Mal warens just zwei Jahrzehnte. Bismarcks Prophetensinn hats geahnt. Hört ihn drum weiter. „Die Entscheidung über Wege und Abwege liegt oft in minimalen, aber einschneidenden Wendungen, zuweilen schon in der Tonart und der Wahl der Ausdrücke eines internationalen Aktenstückes. Schon bei geringer Abweichung von der richtigen Linie wächst die Entfernung von ihr oft so rapid, daß der verlassene Strang nicht wieder erreicht werden kann und die Umkehr bis zu dem Gabelpunkt, wo er verlassen wurde, unausführbar ist. Das übliche Amtsgeheimniß deckt die Umstände, unter denen eine Entgleisung stattgefunden hat, Menschenalter hindurch; und das Ergebniß der Unklarheit, in welcher der pragmatische Zusammenhang der Dinge bleibt, erzeugt bei leitenden Ministern, wie Das bei manchen meiner Vorgänger der Fall war, Gleichgiltigkeit gegen die sachliche Seite der Geschäfte, sobald die formale durch königliche Unterschrift oder parlamentarische Vota gedeckt erscheint... Der reine Absolutismus hat immer noch das Gute, daß ihm ein Gefühl der Verantwortlichkeit für eigene Thaten bleibt. Gefährlicher ist der durch gefügige Parlamente unterstützte, der keiner anderen Rechtfertigung als der Verweisung auf die Zustimmung der Majorität bedarf." Wir habens leidend erlebt.

Sollen wirs noch länger erleben? Wer bei der Erörterung des Verhältnisses zu Oesterreich den ersten deutschen Kanzler citirt, muß drauf gefaßt sein, daß ihm Bismarcks mißtrauisches Warnerwort entgegengehalten wird. „Der Kaiser Franz Joseph ist eine ehrliche Natur; aber das österreichisch-ungarische Staatsschiff ist von so eigenthümlicher Zusammensetzung, daß seine Schwankungen, denen der Monarch seine Haltung an Bord anbequemen muß, sich

kaum im Voraus berechnen lassen. Die centrifugalen Einflüsse der einzelnen Nationalitäten, das Ineinandergreifen der vitalen Interessen, die Oesterreich nach der deutschen, der italienischen, der orientalischen und der polnischen Seite hin gleichzeitig zu vertreten hat, die Unlenksamkeit des ungarischen Nationalgeistes und vor Allem die Unberechenbarkeit, mit der beichtväterliche Einflüsse die politischen Entschließungen kreuzen, legen jedem Bundesgenossen Oesterreichs die Pflicht auf, vorsichtig zu sein und die Interessen der eigenen Unterthanen nicht ausschließlich von der österreichischen Politik abhängig zu machen. Sind die Rückwirkungen der wechselnden Ereignisse und Situationen auf die Entschließungen des wiener Kabinets für die Dauer unberechenbar, so ist es auch für jeden Bundesgenossen Oesterreichs geboten, auf die Pflege von Beziehungen, aus denen sich nöthigen Falls andere Kombinationen entwickeln ließen, nicht absolut zu verzichten". Oft hat er so gesprochen; sehr oft gewarnt, leichten Herzens für Oesterreich-Ungarn zu optiren. Aber, all in seinem Trübsinn, auch nicht geahnt, in welche Lage zehn Jahre nach seinem Tode das Reich gerathen sein werde. Dem bleibt heute keine Wahl. Angenehm ists ja nicht, dem Haus Habsburg-Lothringen zu Hilfe verpflichtet zu sein und von ihm sich in Zahlung geben zu lassen, wie die Bankiers sagen. Die sagen auch: Hütet Euch, im Balkangebiet den Oesterreichern vorwärts zu helfen, und seid besonders zufrieden, wenn die Serben sich ihnen verfeinden; ists für uns denn nicht ein Segen, daß ein Land, in das wir jetzt jährlich Waaren im Werth von fünfunddreißig Millionen Mark einführen und das Kohle, Kupfer, Vieh, Bleisilbererze hat, sich unserem Konkurrenten sperrt? Während des austroserbischen Zollkrieges hat unser Import sich fast vervierfacht; seid also froh, wenn zwischen Wien und Belgrad die Feindschaft einen unüberbrückbaren Graben zieht. Das klingt vernünftig; ists aber nicht. Wir müssen die Folgen alter und neuer Fehler tragen; und deshalb auch auf unbequemen Wegen mit Oesterreich gehen. Das wird sich in Südost sättigen oder versuchen, der deutschen Frage eine andere Antwort zu finden, als sie 1866 und 1870 gegeben wurde. Mit dieser Möglichkeit hat schon Bismarck gerechnet. Nur, so lange er im Amt war, gehofft, Deutschland werde für den Nothfall immer die Russen haben. Die gehören nun zu Eduards Concern, der Oesterreich umwirbt und umdroht.

Mit allen Mitteln. Die Guinee rollte nach Serbien, Montenegro, ins Osmanenreich (wo der Präsident des britischen Balkankomitees mächtiger ist als der Großwesir): und überall regte sichs rasch gegen Oesterreich. Italienerputsch in Wien, Czechenkrawall in Prag, Waarenboykott in der Türkei. Sir Edward Grey schüttelt unwillig das Haupt; Herr Iswolskij zeiht den wiener

Kollegen der Unaufrichtigkeit; Herr Pichon weigert den Vermittlerdienst; Herr Giolitti drückt die Hand des Abgeordneten Fortis, der gegen Oesterreich, als den Erzfeind Italiens, zum Kampf gerufen hat (und, da er vom Volk wie ein Heros bejubelt ward, übermorgen wieder Ministerpräsident sein kann). Auf allen Seiten wird Oesterreich geängstet; wird ihm bewiesen, wie unbehaglich sichs draußen in der Kälte mit Deutschland lebt. Und die umzingelte Großmacht muß in diesem mit listiger Grausamkeit geführten Krieg eine Position nach der anderen räumen. Sie hat den Feind im Land. Für die Serben wirkt die Solidarität der slavischen Interessen; und Graf Franz Thun, der den Wahlreformator Freiherrn von Beck beseitigt hat, macht seine Leute auch gegen den allzu hoch gestiegenen Aehrenthal nun mobil. Der Reichsrath will der Annexion nicht so schnell, wie in solchem Drang nöthig wäre, zustimmen; will Kompensationen herauspressen und zunächst wissen, unter welchen Bedingungen in Böhmen der Waffenstillstand vereinbart werden soll. Der beiden Reichshälften gemeinsame Minister des Auswärtigen ist waffenlos und muß sich ducken. Serbien und Montenegro: der begreifliche Zorn Enttäuschter verflackert wohl rasch. England: traditioneller Freundschaft sieht der Weise Manches nach. Frankreich: der Gläubiger aller Slaven und Türken darf sich nicht in die Hitze wagen. Italien: am Ende ists nicht so bös gemeint. Rußland: Mißverständnisse. Die Jungtürken: vermögen gewiß nichts wider die Rachsucht der Mohammedanermasse. Und die Magyaren, die Bosnien und die Herzegowina für das Reich der Stephanskrone heischen, lassen später noch mit sich reden. Was kühn begann, bog längst in den Bereich zaghafter Vernünftelei ab. Warum? Weil die Hoffnung auf Deutschlands Hilfe verkümmert scheint. War und ist man in Berlin entschlossen, Oesterreich, wenn es von einer Koalition angegriffen oder zum Kampf gezwungen wird, mit der ganzen Wehrmacht zu unterstützen? Dann war Herr von Schoen wieder einmal klug genug, nicht klug zu sein, als er mit eifernder Heftigkeit im Reichstag den Verdacht abwehrte, Deutschland habe in Wien Waffenhilfe angeboten. Er mußte sagen: „Wir wünschen, daß Oesterreich-Ungarn seinen Besitz ohne Krieg sichern könne; dürfen aber keinen Zweifel an unserer Entschlossenheit aufkommen lassen, im Nothfall dem Verbündeten den Beistand zu gewähren, auf den er Anspruch hat." Weil ers nicht sagte, weil auch aus des Kanzlers (klügerer) Rede kein Stahl hervorblitzte, mußte Baron Aehrenthal, knirschend wohl, seine Taktik ändern.

Ueber die Annexion wird mit Europa nicht verhandelt; eine Konferenz nicht beschickt, auf der man uns solche Verhandlung zumuthen könnte; und der Botschafter aus dem Osmanenreich abberufen, wenn die Jungtürkenregirung

das Boykottgebot nicht schleunig zu brechen vermag. So stolz klang das wiener Programm. Was ist draus geworden? Oesterreichs Waaren sind in der Türkei geächtet, Oesterreichs Schiffe können weder ihre Ladung löschen noch Heimfracht erhalten: aber Markgraf Pallavicini bleibt in Konstantinopel. Bleibt und verhandelt mit der Pforte. Auch in Petersburg und London wird verhandelt. Und Herr Iswolskij läßt offiziös „die weise Mäßigung der wiener Regirung“ preisen. Das ist Wermuth. Die höchst geschickte und an Unterordnung gewöhnte Presse Oesterreichs möchte den Rückzug maskiren. Kanns aber nicht. Vor der Habsburgergruft in der Kapuzinerkirche sprach Bonaparte das Wort: „Vanitatum vanitas, — hors la force!“ Diese Kraft, die allein Geltung wirkt und vor Ungebühr schützt, hat Oesterreich-Ungarn diesmal nicht gezeigt. Von Kleinen (Serbien und Montenegro) und Großen (Italien und England, Rußland und der Türkei) Alles sänftiglich hingenommen. Und sich dann zu Verhandlungen bequemt, die es vorher mit der nationalen Ehre unvereinbar genannt hatte. Das wird kein Schwarzgelber je vergessen. Und Franz Ferdinand wird sich als Kaiser noch der Hindernisse erinnern, die seiner ersten sichtbaren Regententhat entgegengethürmt wurden und die der Bundesgenosse mit schöner Rede ihm nicht überwinden half. Welchen Werth hat ein Bündniß, das für den Nothbedarf einer Schicksalsstunde nicht ausreicht?

Auch die muthigste Politik hätte die Knochen des pommerschen Grenadiers nicht ernstlich gefährdet. Und sie wären im schlimmsten Fall nicht eines Gaukelspieles wegen der Kugel ausgesetzt worden. Deutschland muß wieder beweisen, daß es die äußersten Konsequenzen seines Handelns und Wollens nicht scheut und bereit ist, für den Gefährten, der ihm vertraut, das Schwert zu ziehen. Das glaubt Keiner mehr, seit wir am Vaal, am Sinai, am Atlas der Blutprobe ausgewichen sind und die mit Hätschelworten gefütterten und zu kecker That gestachelten Freunde kühl im Stich gelassen haben. Die Gelegenheit war günstig. Nicht fremden Interessen hätte der Kampf gegolten, sondern dem Beweis, daß die deutsche Bundesgenossenschaft noch dem von der ganzen großmächtigen Meute Umheulten die Selbständigkeit sichert. „England und Rußland, Italien und die Türkei, Peter und Nikita: Sechs gegen Zwei. Wähnt Ihr, uns damit zu schrecken? Wer Oesterreich hindert, sein Balkanhaus zu schließen und fest zu verrammeln, Der hat mit uns zu thun. Ihr wißts; nun entscheidet.“ Das hätte gewirkt. Der nüchterne Herr Stolypin hätte dem raseur des Auswärtigen Schweigen geboten, Herr Tittoni sich hinter die gilbende Bündnißurkunde versteckt, Herr Asquith gefunden, daß Gladstone die Türken eigentlich ganz richtig beurtheilte, und der Serbe sein Flintenpulver in die

Nachtluft verknallt. Und im ganzen Orient hätte man sich gesagt: „Diese Deutschen zu Freunden zu haben, ist doch was werth. Die Anderen stopfen uns mit Versprechungen, pumpen wohl auch mal Geld; die Deutschen setzen das Leben ein und haben die stärksten Bataillone." Keiner hätte das Habsburgerheer angegriffen und Oesterreich wäre unter deutschem Patronat ans Ziel seiner Wünsche gelangt. Dann stünde Deutschland groß vor dem Islam. Jetzt? Der Britenconcern kann einen neuen Sieg buchen; den stillsten: nicht den unwichtigsten. Den Oesterreichern ist bewiesen worden, was aus Deutschland zu holen ist; und sie werden die Lektion nicht vergessen. Als Schlauköpfe natürlich aber thun, als seien sie mit Gott und dem Nachbar nie so zufrieden gewesen.

*

Das Deutsche Reich hat nach zwei Jahrzehnten spottschlechter Politik noch einen Trumpf: sein Heer. Entwerthet es den, läßt es merken, daß es ihn unter keinen Umständen ausspielen werde: was bleibt dann? Nicht ein zuverlässiger Gefährte. (Oesterreich, das mit geschmälertem Ansehen Ungarn nicht bändigen und sich im Orient nicht sättigen kann, wird in aller Stille wärmeren Unterschlupf suchen.) Um uns anständigen und einträglichen Frieden zu wahren, müssen wir zeigen, daß wir zum Krieg bereit sind. Keiner wird Händel mit uns suchen, wenn Jeder weiß, daß schließlich gefochten werden muß. Auch England nicht. Das dankt seine kontinentalen Erfolge unserer Willensschwäche; der Gewißheit, daß jede Einschüchterung in Berlin wirkt. Zwei Tage nach Bismarcks Entlassung schrieb Chlodwig Hohenlohe in sein Tagebuch: „Diner im Weißen Saal. Der Kaiser hielt eine Rede zu Ehren der Königin von England und des Prinzen von Wales (dessen Sohn die Investitur als Ritter des Schwarzen Adlers erhalten hatte) und erwähnte die Ernennung zum englischen Admiral (dessen Uniform er trug) und die Waffenbrüderschaft in der Schlacht von Waterloo; auch hoffte er, daß die englische Flotte mit der deutschen Armee gemeinsam den Frieden erhalten werde. Moltke sagte: ‚Ein politisch Lied, ein garstig Lied'; auch sprach er die Hoffnung aus, daß diese Rede nicht in der Zeitung erscheinen werde." Sie ist nicht erschienen. Doch Eduard hat sie gehört. Waterloo und der Friede for ever. Heute hat er Alle, Russen und Franzosen, Yankees und Japaner, Italiener und Oesterreicher, Türken und Chinesen, Romanen und Niederländer, Südslaven und Skandinaven. Und würde trotzdem morgen dem Deutschen Reich jede vernünftige Konzession machen, trotz Alledem einen Vertrag mit ihm schließen, der beiden Reichen den Besitzstand verbürgt, wenn es ihm, zugleich mit dem Entschluß, Britanien und sich selbst unnützliche Ausgabe fortan zu ersparen, den felsenfesten Willen erkennen ließe, im Nothfall sein Lebensrecht und die Wiederkehr des alten Respektes mit blankem Schwert zu erstreiten.

*

Der Gordische Knoten.

Die Veröffentlichung der englischen und amerikanischen Interviews des Kaisers hat dem deutschen Volk und seiner Presse für einen Augenblick den schon lange erfolgten Niederbruch der deutschen auswärtigen Politik zum Bewußtsein gebracht. Wohl aus Respekt vor dem Träger der Krone wurde für den Mißerfolg seiner Politik in erster Reihe sein nicht konstitutionelles Vorgehen als Ursache angeführt. Wer sich dieser Auffassung guten Glaubens angeschlossen hätte, würde irren. Gerade die Neigung und die Möglichkeit, von konstitutionellen Banden sich zu befreien, hätte einem staatsmännisch veranlagten Herrscher Gelegenheit geboten, weit über den Durchschnitt hinaus auf internationalem Gebiet, das immer die Domäne einzelner besonders starker Persönlichkeiten bleiben wird, für das Wohl des Landes zu wirken Der Vergleich mit noch lebenden Herrschern drängt sich auf.

Jetzt scheint sich, da die strengste konstitutionelle Zurückhaltung gewahrt werden soll, in Presse und Reichstag das Gefühl zu regen: Nun muß sich Alles, Alles wenden. Wer über den innersten Grund der Mißerfolge kaiserlicher Politik, die zum Theil (Das muß heute gesagt werden) auch die des deutschen Volkes war, sich klar geworden ist, kann diese Hoffnung nicht hegen. Der tiefste Grund aller Mißerfolge war das Friedensbedürfniß des Kaisers; ein Bedürfniß, mit dem er im deutschen Volk nicht allein stand. Wenn dieser Friedensdurst (so darf mans wohl nennen) durch rasch auf einander folgende Initiativen, denen im entscheidenden Moment immer wieder bescheidene Nachgiebigkeit folgte, zum öffentlichen Geheimniß ward, so wurde darin nicht der Fehler selbst sichtbar, sondern nur eine Verschlimmerung des Fehlers. Die durch die kaiserliche Politik geschaffene Lage ist so unbequem, daß unter dem Motto „L'Allemagne se recueille" das Reich aus den Wirrnissen, die es sich in zwanzig Jahren geschaffen hat, nicht mehr gerettet werden kann.

Am vierten Dezember brachte die Augsburger Postzeitung, das führende Organ des bayerischen Centrums, einen (wohl von einem informirten Großdeutschen stammenden) Artikel „Die Gefährdung des deutsch-österreichischen Bündnisses", der mit den folgenden Sätzen schließt: „Das Bündniß zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn, wie es bis heute bestanden, hat seinen inneren Werth verloren; darüber muß man sich auch in Deutschland klar werden Das Deutsche Reich muß der verbündeten Monarchie wirkliche moralische und materielle Vortheile bieten; sonst lassen sich die zehn Völker dieses Reiches nicht länger in dem Bündniß halten. Hierüber wird man sich in Berlin so schnell wie möglich entscheiden müssen." Nun hat allerdings in den letzten Tagen Fürst Bülow zweimal im Reichstag mit Emphase Oesterreich-Ungarn der unbedingten Bündnißtreue Deutschlands versichert. Man kann annehmen,

daß der Reichskanzler genau wußte, was damit gesagt sein sollte. Ob alle Mitglieder des Reichstages, die diese Worte mit Beifall begleiteten, geneigt waren und sein werden, die letzten Konsequenzen einer solchen Erklärung zu ziehen, soll hier nicht erörtert werden. Wenn man den Willen zur Bündnißtreue aus den Phrasennebeln löst, so zeigt sich in ihm der Entschluß, auf Grund eines geschriebenen Vertrages die gesammte Kriegsmacht und Finanzkraft des Reiches in den Dienst des verbündeten Staates zu stellen, also der Wille, in einem Krieg, den Oesterreich gegen Rußland und die Türkei oder gegen Rußland und Italien zu führen hätte, mitzukämpfen. Ist der Kanzler, der Reichstag, das Volk dazu bereit? Das muß in letzter Stunde erwogen werden. Sie stehen am Scheideweg.

Der Reichskanzler scheint die Bündnißtreue im Sinn der alten Phrasenpolitik aufzufassen. Denn während er im Reichstag Treue schwor, hat er, nach im Wesentlichen unwidersprochen gebliebenen konstantinopler und newyorker Meldungen, die den Beifall des größten Theiles der deutschen Presse fanden, dem Freiherrn von Aehrenthal dringend gerathen, sich mit der Türkei, selbst unter Opfern, zu verständigen, und sich gar noch beeilt, Oesterreichs Gegenpart, der osmanischen Regirung, von diesem Schritt Kenntniß zu geben: also die Position des Bundesgenossen doppelt geschwächt. Das alte Spiel; diesmal im konstitutionellen Gewand. Zeigt sich auch in der Hofburg der Schatten Krügers?

Das Ziel der londoner Politik bleibt, dem alten Kaiser, der in Ischl das Werben Englands noch zurückwies, ad oculos zu demonstriren, daß ohne Englands Hilfe dem Habsburgerreich kein Erfolg blühen kann und daß für Englands Freundschaft das nach Frieden dürstende Deutschland keinen Ersatz bietet. Mit einem Bundesgenossen (im wahren Sinn des Wortes) wie Deutschland kann Oesterreich-Ungarn Serbien, Montenegro und alle nicht marschbereiten Großmächte in die Schranken fordern; und wenn er mit der Waffe bedroht wäre, müßte der ganze Concern Eduards zusammenbrechen. Ohne starke und haltbare Stütze aber wird Oesterreich-Ungarn zu einer Nachgiebigkeit genöthigt sein, deren Folgen nur durch eine andere (willig oder unwillig gewählte) Orientirung seiner auswärtigen Politik ausgeglichen werden könnten. Ist Oesterreich gezwungen, sich zu „arrangiren", so ist das Bündniß mit Deutschland werthlos geworden. Oesterreich braucht die vier Millionen deutscher Soldaten und kann um diesen Preis sich an der Seite eines gehaßten Bundesgenossen halten; les bons offices kann es mit größerem Vortheil von anderer Seite beziehen. Das scheinen die guten Leute vergessen zu haben, die sich im Deutschen Reichstag mit Herrn von Schoen glücklich fühlten, als er mit zweifach unterstrichenem Nein erhobenen Hauptes die Unterstellung zurückwies, der Deutsche Kaiser habe durch das Angebot militärischer Hilfe dem bedrängten Bundesgenossen den Nacken gestählt. Drei Tage vorher hatten Regirung und Parlament aus Berlin den Treuschwur an die Donau und die Leitha gesandt und in

der Neuen Freien Presse (um nur ein Blatt zu citiren) war dieses Gelöbniß mit dem Hinweis auf die vier Millionen deutscher Soldaten froh begrüßt worden.

Schon hat der offiziöse Pester Lloyd das französische Volk an die Dienste erinnert, die Franz Joseph der Republik geleistet habe, als er ablehnte, den Bündnißfall als gegeben zu erachten, wenn Frankreich der einzige Angreifer sei. Wie denken sich die Herren, die, erst durch die Interviews und deren Veröffentlichung alarmirt, in der Wahrung konstitutioneller Formen den rettenden Talisman erblicken, die Stellung Deutschlands einer Koalition gegenüber, der Oesterreich fern zu bleiben keinen Grund mehr hätte? Wollen sie warten, bis der königliche Spieler an der Themse die Karten auf den Tisch legt? Dann würde es heißen: „Match! Habt Ihr noch einen Stich?"

Kriegerische Verwickelungen zu vermeiden: diese Aufgabe ist, wenn es sich um ein Volk von sechzig Millionen handelt, auch ohne staatsmännische Begabung zu bewältigen. Insbesondere dann, wenn dabei Prestigeverluste, denen materielle folgen müssen, in den Kauf genommen werden. Ist man aber darüber klar, daß das Prestige eines Reiches nicht mit der Schminke einer Lebedame, sondern mit dem Kredit eines Handelshauses zu vergleichen ist? Und daß die Erschütterung dieses Kredites schließlich auch die centrifugalen Kräfte entfesseln muß, die Bismarcks eiserne Hand in den Wunderbau des Reiches bannte?

Die letzten zwanzig Jahre haben die auswärtigen Beziehungen des Deutschen Reiches zu einem Gordischen Knoten verwickelt. England wird uns nicht Zeit lassen, ihn zu entwirren, und konstitutionelle Garantien genügen nicht, ihn zu lösen. Er muß, wie der in Gordium von Alexander, durchhauen werden.

Schloß Moos.

Graf von Preysing,
Erblicher Reichsrath.

Erinnerung.*)

Wer die Schwelle des biblischen Alters überschritten hat, soll den Blick nicht emporrichten zu den Höhen, die er in der Jugendkraft erstürmen zu müssen gemeint hat und die sich jetzt in unerreichbarer Ferne vor ihm ausbreiten. Wie ein Wanderer muß er rückwärts den langen Weg überschauen, den er zurückgelegt hat. Dieser Weg führt oft über anmuthiges Gelände; manchmal auch an Abgründen entlang zu dem Punkt, an dem Erlebnisse von fast drei Vierteljahrhunderten wie ein Panorama vorüberziehen.

Als ich die Lebensreise antrat, gab es in unserer Vaterstadt ein interessantes Erlebniß: die Vollendung der ersten preußischen Eisenbahn. Die Berliner sollen in hellen Haufen begeistert zum Potsdamer Thor hinausgepilgert

*) Aus der (nicht veröffentlichten) Rede, die der genialische Schöpfer der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft, Deutschlands erster Industrieller, am Abend seines siebenzigsten Geburtstages vor den in seiner Wohnung vereinten Freunden hielt.

sein, um den Zug nach Steglitz abfahren zu sehen. Viel zu langsam (nach heutigen Begriffen) bewegte er sich vorwärts, ohne Schlaf- und ohne Speisewagen; und doch war die Eisenbahn ein gewaltiger Fortschritt gegen die Postkutsche, in der mein Vater aus der Ukermark als Jüngling, meine Mutter als Kind mit ihren Eltern aus der Mark hierher übersiedelten.

Als ich noch nicht zehn Jahre alt war, vernahm ich Unter den Linden, an der Stelle, wo heute das Denkmal des Alten Fritzen steht, den Generalmarsch, der die Revolution von 1848 einleitete, und über Barrikaden hinweg erreichte ich das elterliche Haus, von dessen Fenstern ich dann dem Kampf zusah. Er endete mit dem Rückzug der Truppen durch den Monbijougarten über die Spree. Ein Jahr vorher hatte ich die Schrecknisse einer Hungersnoth im Kartoffelkrieg miterlebt.

Da weder Terpsichore noch andere Musen an meiner Wiege gestanden zu haben schienen, reiste ich auch ohne ihr Geleit in die Lehre nach Schlesien.

Meine lieben Cousinen werden bezeugen, wie beschämt ich in der blauen Blouse und mit den zerschundenen Händen mittags mich an der Terrasse vorbeischlich, auf der sie mit ihren Freundinnen an dieser Verlegenheit sich ergötzten. Aber übel haben sie es nicht mit mir gemeint; denn sie schmückten mein Heim mit zärtlicher Fürsorge und machten es für die langen Winterabende wohnlich. Auch reichten sie mir an den Tischen ihrer Eltern stets die besten Bissen.

Aus den Armen des Proletariates befreite mich des Königs Ruf zu den Waffen. Ich eilte schleunig nach Berlin; aber am Tage nach der Gestellung wurde der Friede von Villafranca geschlossen, der Befehl zur Mobilmachung aufgehoben. Die Aussicht auf den erträumten Kriegsruhm war geschwunden.

Statt nach Schlesien fuhr ich in die welfische Hauptstadt, um die Theorie einer praktischen Bethätigung zu ergründen, die mich viereinhalb Jahre lang festgehalten hatte. Auch dorthin folgte mir das Verhängniß. Der Kampf der Polytechniker um die akademische Freiheit führte nicht zum Sieg und mit einigen Freunden rettete ich mich in die freie Schweiz.

Mit dem Diplom eines „richtiggehenden" Ingenieurs nahm mich Borsig, der Sohn des Begründers, in seine Lokomotivfabrik auf; und nach dreimonatiger Thätigkeit überreichte er mir als Weihnachtgeschenk eine Rolle harter Thaler, mit denen ich damals ein Königreich mir kaufen zu können einbildete.

Ueber meinen Aufenthalt in England will ich hier nur sagen, daß ich in einer berühmten Schiffsmaschinenfabrik mein Glück versuchte. Trotz „schmaler Kost und wenig Geld" bleibt mir dieser Aufenthalt unvergeßlich; und meinen Eltern wurde es nicht leicht, mich zur Rückkehr in die Heimath zu überreden. Hier kaufte ich eine kleine Maschinenfabrik mit einem großen Garten, assoziirte mich meinem Jugendfreund und führte wenige Jahre danach Fräulein Mathilde Nachmann zur Trauung in den Römer.

Geheimer Baurath Dr.-Ing. Emil Rathenau.

*

Die beiden Birken.

Die Birke, von der unsere naturwissenschaftlichen Lehrbücher reden und sprechen, und eine Birke, wie sie auf der Haide wächst, sind etwas durchaus von einander Verschiedenes; es kann keinen größeren Gegensatz geben als den Gegensatz zwischen dem natürlichen Ding, das da als Birke in sinnfälliger Erscheinung vor meinen Augen steht, und dem Wortbegriff Birke, mit dem sich unsere Botaniker beschäftigen.

Es ist nothwendig, daß wir uns bei allen unseren Untersuchungen und Betrachtungen immer diesen vollkommenen Gegensatz von „der" Birke und „einer" Birke vergegenwärtigen und uns seiner bewußt bleiben. Vielleicht ist es gerade unser Verhängniß und die Quelle zahlloser Verwirrungen und Mißverständnisse, daß wir an diesen tiefen Unterschieden und Gegensätzen zunächst achtlos vorübergehen Denn wenn unsere Naturwissenschaft etwa in Bausch und Bogen von sich behauptet, daß es ihr ganz allein um die Betrachtung und Erfassung der Welt unserer unmittelbaren Erfahrung und der sinnlichen Wirklichkeit zu thun sei und sie all ihr Wissen nur aus ihr herzuleiten suche, so täuscht sie sich damit über ihre wirklichen Prinzipien hinweg, von denen sie bisher stets beherrscht worden ist. Sie unterliegt dann gerade einer solchen Verwechselung von Birke und Birke, von Begriff und sinnlicher Erscheinung. In der That ist unsere Naturwissenschaft vor allem Anderen eine Lehre von einer begrifflich erfaßten, begrifflich umgeformten Natur; und es ist gerade nicht die unmittelbar wirkliche Erfahrungwelt, sondern eine Welt der Natureinheiten, Ursachen, Prinzipien und Gesetze, eben der Naturbegriffe, die nach ihren eigenen Behauptungen von ihr erkannt werden soll.

Die Menschen aber, die sich mit den wirklichen Naturdingen selbst beschäftigen, wie etwa unsere Pflanzenzüchter, stehen nur in einem sehr lockeren Bündniß mit den Menschen der Naturbegriffswissenschaft. Aus den Lehrbüchern der Botanik können sie nichts erfahren und entnehmen, was ihnen bei ihren Versuchen und Arbeiten um die Erzeugung neuer Arten und Formen etwa von Nutzen wäre. Sie stehen vielmehr zu dieser Disziplin der Naturbegriffe genau in dem selben Verhältniß wie der Künstler zu einem Lehrer und einem Lehrbuch der Aesthetik. Und wie ein Poet zu dichten und zu schaffen vermag, ohne durch die Schulen solcher Kunstphilosophie und Kunstwissenschaft gegangen zu sein, so hat auch ein Pflanzenzüchter oder ein Chemiker, der in seinem Laboratorium neue Verbindungen herstellen will, eigentlich nichts mit der Naturwissenschaft der Prinzipien und Gesetze zu schaffen.

Das Wort Birke birgt völlig gegensätzliche Bedeutungen in sich. Unsere „einheitlichen untheilbaren" Wissenschaften schließen dennoch alle, jede für sich,

immer wieder zwei völlig verschiedene Richtungen in sich ein, die genau in dem selben Verhältniß zu einander stehen wie die Birke als Begriff und die Birke als ein Gegenstand der sinnlichen Erscheinungwelt. Die eine wissenschaftliche Disziplin hält ihr ganzes Augenmerk auf die unmittelbaren Thatsachen, Vorgänge, Dinge der Wirklichkeit gerichtet, während die andere es mit den besonderen Begriffen davon zu thun haben will. Wie das Wort Birke, so ist auch das Wort Wissenschaft ein doppeltsinniges Wort, das immer zugleich auf diese zwei höchst gegensätzlichen Funktionen innerhalb jeden wissenschaftlichen Betriebes hinweist. Es giebt, zum Beispiel, eine von uns als Chemie bezeichnete Wissenschaft und eine Gruppe von Menschen, von uns Chemiker genannt, die sich mit der Untersuchung der Naturstoffe und ihren Verwandlungen beschäftigen. Diese Chemie legt mir nun einmal Gegenstände auf den Tisch, Metalloide, Metalle, Schwefel, Phosphor, Natrium, Eisen, Silber, Blei, organische Körper, Stärke, Zucker, Proteïnstoffe, sinnlich greifbar wirkliche Objekte; ein anderes Mal aber spricht sie auch von Atomen, Molekülen, aus denen angeblich diese Substanzen zusammengesetzt sind, ohne daß sie mir diese doch so wie jene unmittelbar zeigen kann. Und wie ich bei dem Klange des Wortes Birke von vorn herein durchaus nicht weiß, ob damit der Begriff Birke gemeint ist oder ob ich mir darunter einen bestimmten, einzelnen, nur einmal vorhandenen Birkenbaum vorstellen soll, so kann ich auch dem bloßen Wortlaut Atom noch nicht entnehmen, ob ich darunter den Atombegriff zu verstehen habe oder ob damit auf ein vorhandenes einzelnes kleinstes Theilchen hingewiesen werden soll. Die beiden so gegensätzlichen Bedeutungen des Wortes können stets mit einander verwechselt und vertauscht werden, wenn ich nicht meine Aufmerksamkeit klar und bewußt auf diese Verwechselungmöglichkeit gerichtet halte. Thatsächlich aber werden sie immer von uns durcheinandergeworfen, da eben unsere bisherige Wissenschaft, unser ganzes wissenschaftliches Bewußtsein an dem in jedem einzelnen Wort eingeschlossenen Gegen- und Doppeltsinnen, an ihren Doppeltwerthen einstweilen noch blind vorüberging.

Die Medizin bezeichnen wir bald als Wissenschaft, bald als Kunst. Und so wird Alles, was wir einmal als Wissenschaft ansehen, das andere Mal von uns unter dem Begriff Kunst zusammengefaßt. In einem Chemiker, in einem Techniker können wir sowohl einen Gelehrten, einen Mann der Wissenschaft, wie einen Künstler sehen. Wohin rechnen wir die Erfinder, die Entdecker? In Wahrheit handelt es sich hier überall um durchaus und völlig verschiedene geistige Bethätigungen und der uns geläufige Gegensatz zwischen einem schaffenden Künstler und einem Kunstgelehrten, einem Aesthetiker wiederholt sich immer wieder. Einem „Theoretiker", der auf das Begriffliche all sein Interesse konzentrirt, steht immer ein Praktiker gegenüber, dem es nur um Wirklichkeiten zu thun ist; und in welchem Verhältniß und in welchen Be-

ziehungen nun Theorie und Praxis zu einander stehen, der Birkenbegriff und die sinnlich einzelne Birkenerscheinung: Das ist noch ein sehr dunkles Problem.

Ich behaupte nun, daß unsere Erkenntnißtheorie, unsere Denklehre ein eigenthümliches letztes Interesse daran besitzt, uns diese Unterschiede zu verwirren, und uns gerade mit einem Nebel einschließt, der uns hier stets in Finsternissen tappen ließ. Ein Naturbegriff und ein Naturding wird von uns durcheinandergeschachtelt und ein Naturding bald für einen Naturbegriff und ein Naturbegriff wieder für ein Naturding ausgegeben und gehalten. Sie liegen jedoch nur im Wort zusammen; das Wort macht hier keine Unterscheidungen und der selbe Wortlaut steht sowohl als Zeichen für den Begriff wie für das einzelne Ding. Das Wort, das Sprechen, das laute Denken, stellt uns deshalb eine Falle. An uns liegt es, daß wir in diese Falle nicht hineingerathen, uns vom Wort nicht verstricken lassen, sondern hinter seiner scheinbaren Einheit die ganz verschiedenen Sinne und Bedeutungen suchen.

Auf den Unterschied zwischen einer Birke, die da auf dem Felde wirklich wächst, und einer Birke, die ein Begriff ist und von der unsere botanischen Lehrbücher sprechen, habe ich hingewiesen. Hat es wirklich so viel Werth, daß wir auf diesen Unterschied achten? Ist es für uns zuletzt nicht gleichgiltig, ob wir es trennen und auseinanderhalten oder zusammenbringen und vereinigen? Sollen wir den Streit darum nicht den Stubengelehrten überlassen? Für uns Kinder des Lebens erblüht daraus nicht Frucht noch Gewinn und wir können seiner vielleicht entrathen

Nun: dieses kleine Wort Birke mit seinem Doppelsinn schließt schon die Frage aller Fragen in sich ein und alle Probleme, die den menschlichen Geist jemals gequält haben, strahlen von hier aus. Unser ganzes Leben mit allen seinen innerlichsten Beziehungen, Auffassungen, Bethätigungen und Gefühlen, mit seinen Willen und Bestrebungen wird allein dadurch bestimmt, wie wir uns hier entscheiden und wie wir hier sehen können.

Diese beiden Birken sind in den Garten unseres Lebens als die beiden Schicksalsbäume hineingepflanzt; und Alles hängt zuletzt davon ab, daß wir richtig handeln, daß wir wissen, von welchem Baum wir unser Dasein pflücken sollen. Schon die alte Bibel stellt uns mit ihrem ersten Kapitel vor diese Frage.

Die Birke, die da grün auf dem Felde wächst oder im Winter kahl ihre Aeste streckt, ist der Baum des Lebens; und der paradiesische Lebensbaum ist überall um Dich, heute so gut da wie in biblisch-mythischen Zeiten. Suche ihn nur nicht in Gottesländern, sondern auf dem Hof und vor Deiner Thür. Die Birke jedoch, die ein Begriff ist und von der unsere botanischen Lehrbücher sprechen, ist der Baum der Erkenntniß. Und ob wir nun den Baum des Lebens oder den Baum der Erkenntniß als unser Allerheiligstes ansehen und verehren sollen: Das ist eben die tiefste und bedeutsamste Frage.

Darum wird es zur höchsten Wichtigkeit, zwischen der Birke, die auf dem Felde wächst, und einer botanisch-naturwissenschaftlichen Birke zu unterscheiden, eine Birke, die eine Naturform, und eine Birke, die ein Vernunftbegriff ist, auseinander zu halten. In dieser einen Unterscheidung zwischen Birke und Birke liegt bereits Alles ausgedrückt, was jemals über die Verschiedenheit von Vernunft und Natur gesagt worden ist und gesagt werden kann. Die letzten, tiefsten Gegensätze stoßen hier auf einander und der große vieltausendjährige Kulturkampf der Menschheit ist bisher nichts als ein einziger großer Kampf zwischen ihrer Natur und ihrer Vernunft gewesen. Hier müssen wir wissen, hier müssen wir unterscheiden und entscheiden. Ob wir an die Natur oder an die Vernunft glauben: Das macht uns, wie der alte Paradiesesmythus sagt, entweder zu Göttern oder zu Verdammten, zu Erlösten oder zu ewig Leidenden. In Dem, wie sie die beiden Birken sieht, liegt das große Wissen der Menschheit.

Der Unterschied dieser zwei Birken, von denen die eine eine Naturform, ein Gebilde der Sinnenwelt ist und von uns zunächst als das Wirklichste aller Wirklichen empfunden wird, während die andere ein Begriff und eine Vernunftform ist, völlig unmittelbar, sinnlich nur als Wort existirt: dieser Unterschied ist zugleich auch schon der Unterschied zwischen zwei ganzen Welten.

Von je her, so weit unsere kulturelle Weltanschauung zurückreicht, haben wir eine Naturwelt und eine Vernunftwelt gegen einander aufgebaut. In jener blüht eben die Birke, wie sie überall auf den Feldern wächst, ein Baum des Lebens, der uns nährt und kleidet; hier steht sie als Erkenntnißbaum aufgerichtet; statt der Bilder und Erscheinungen wohnen hier Begriffe, Abstraktionen, graue, schattenhafte, schematische Wesen, die uns niemals zu einer Erfahrung werden können. Doch unser ganzes Kulturdenken wurzelt darin, diese Vernunftwelt, dieses begrifflich-abstrakte Sein über jene Naturwelt hoch emporzuheben. Das Denken setzt überhaupt damit ein, die Naturwelt, die Sinnenwelt mit Acht und Bann zu belegen, als eine große Sünde zu brandmarken und dagegen die eigene Welt der Begriffsformen als die erst wahre und wirkliche Welt aufzustellen. Und zu den Geistern, die so die Natur auf dem Altar der Vernunft, die wirklich lebendige Erscheinung auf dem Altar der Abstraktion geopfert haben, sehen wir, heute wie früher, als zu unseren erleuchtetsten Führern empor; und noch immer erscheint uns nichts so selbstverständlich wie die Verachtung alles Natürlichen.

Die Welt dieser Begriffe wurde der Menschheit zur Gotteswelt, zu einer höheren und vollkommeneren Seinssphäre, zu einer Ursprungswelt, aus der die sinnlichen Erscheinungen hervorgegangen sind, zu einer Idealwelt, zu der sie sich emporbewegen muß. Zu ihr blickte sie hin als zu einem Lande der Einheit, welche die vielen Dinge wirklich lebendig in sich schließt. In dieser

anderen, der abstrakten, vernünftigen Welt, die eben keine Naturwelt ist, sollen wir nach den Ursachen der sinnlich-lebendigen Welt suchen; und die Gesetze, die Prinzipien, die Regeln, welche diese Natur beherrschen, die eigentlichen Mächte, die unser Dasein lenken und bestimmen, sind eben die Weltbegriffe. Die Grundforderung unserer ganzen Kulturweltanschauung, unserer Philosophien und all unserer Wissenschaften besteht nun darin, diese Ursachen und Gesetze unseres Daseins aufzudecken, die Welt zu begreifen, Das heißt: hinter die sinnliche Welt in diese begriffliche Welt einzudringen und jene in ihrem wahren, ihrem abstrakten Sein, in ihrer „Vernunft" zu durchschauen. Denn es ist eben der Baum der Erkenntniß, den wir zu unserem Baum der Erlösung machten, und nicht die Birke, die auf dem Felde wächst, sondern jene, die als Begriff in uns existirt, ward für uns zum eigentlichen Weltenbaum.

Die folgerichtigste, am Klarsten und Schärfsten durchgeführte Behauptung und Lehre dieses Vernunfterkenntnißmenschen gipfelt deshalb durchaus nothwendig darin, daß die natürliche und sinnliche Welt nur in einer Täuschung besteht, die Birke dort auf dem Felde eigentlich ganz und gar nicht existirt. Und so sind, wenn auch nicht in dieser radikalen Entschlossenheit des indischen Denkens, doch unsere europäischen Erkenntnißtheoretiker darüber vollkommen einig, daß die Vernunftkritik, nicht aber die einfache Sinnenanschauung uns darüber belehrt, wie und was die wirklichen Dinge sind. Unsere rein sinnlichen Anschauungen bilden danach eine einzige Kette der Täuschungen; und nur für den naiven Realisten, den Bauern, den Paganen, den Ungebildeten, der durch die Schule unseres Denkens nicht hindurchgegangen ist, bildet die bloße Erscheinungwelt die volle objektive Wahrheit, die Wirklichkeit alles Wirklichen.

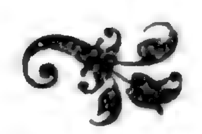
Doch wie, wenn man nun einmal in völliger Umkehrung spräche? Wenn Einer die ganze Grundvoraussetzung unserer Weltanschauung, die Uridee unserer Vernunft, das erste Prinzip, von dem unsere Wissenschaften ausgehen, verwirft? Nicht die Natur täuscht uns, sondern die wirkliche Quelle aller unserer Täuschungen, Irrungen und Verzweiflungen war von je her nur die Vernunft. Nicht die Vernunft ist das Mehr und Höher als die Natur, sondern nur innerhalb dieser eine durchaus untergeordnete Macht. Der vieltausendjährige Menschheitkulturkampf zwischen Natur und Vernunft kann nur enden mit der völligen Niederlage der Vernunft.

Der Erkenntnißmensch, der uns die Lehre von den zwei Welten, von dem völligen Anderssein einer natürlich-sinnlichen Erscheinungwelt und einer abstrakt-vernünftigen Urgrund- und Ueberwelt brachte, er allein muß in uns überwunden werden. Diese höhere Welt der Einheit, der Gesetze, der Ursachen, des Weltbegriffes existirt überhaupt nicht; und die große Täuschung, der tiefste Wahn der Menschheit besteht einzig und allein darin, daß er sie als wirklich angenommen hat, sei es nun als göttliche Idee oder als Naturkraft und Stoff.

Eine bloße Fiktion, eine reine Fatamorgana, eine völlig phantastische, durch nichts begründete Behauptung steht am Anfang unserer Vernunftweltanschauung, am Beginn unserer Wissenschaften. Indem wir einem Trugbild stets nachgelaufen sind, indem wir völlig gleichgiltige, inhaltleere Verstandesformen für ideale, höhere Wirklichkeiten, Gottes- und Naturgesetze hielten, haben wir immer Tantalus- und Danaidenarbeiten verrichtet. Und ganz von selbst geriethen wir auf den Wegen des Erkenntnißmenschen überall in die Sümpfe einer Irrsinnswelt, in die Vexirgärten sogenannter Welträthsel. Und unseren Philosophien und Wissenschaften thut nur das Eine noth, daß sie ihre Thorheit durchschauen und nicht länger mehr die mathematische Weltformel oder den Weltbegriff oder die große Einheit hinter und in den Dingen oder die Naturgesetze oder den reinen Stoff und die reine Kraft entdecken wollen. Der Chemiker, der in seinem Laboratorium das Atom wirklich finden will und der dem Problem nachgrübelt, wie nun eigentlich aus den unveränderlichen Stoffeinheiten veränderliche Stoffe entstehen, ist eben ein armer Fatamorgana-Narr und sitzt in der Falle der Vernunft: die Birke, die dort auf dem Felde wächst, läßt sie aus der Birke hervorgehen, die ein Begriff ist und nur als Wort in den Lehrbüchern der Botanik steht.

Durch unseren Vernunftglauben sind wir aus unserem Mittelpunkt gebracht und mit der Natur in Zwiespalt gerathen. All unsere menschlichen Einrichtungen mußten zu Vernunftorganisationen, zu un- und widernatürlichen Einrichtungen werden; und die wahre Ursache unseres menschlichen Leidens ist allein der widernatürliche, der Vernunftmensch in uns. Stets halten wir gerade Das für wahr und wirklich, was am Wenigsten wahr und wirklich ist, und ziehen unübersteigliche Mauern und Grenzen, die nur in unserer Fiktion bestehen. Mit diesen Fiktionen führen wir Menschen einen unablässigen Krieg gegen einander und die bittersten Leiden fügen wir uns damit immer selbst zu. Noth thut uns nur, daß wir zu der absoluten Wahrheit des biblischen Paradiesesmythos wieder hingelangen können. Als der Mensch vom Baume der Erkenntniß pflückte und am Lebensbaum vorüberging, die Vernunft statt der Natur zu seiner Gottheit machte, betrog er sich selbst; und all sein Dasein war von diesem Augenblick an ein Leben in Qual und Mühe, in ewigen Unfruchtbarkeiten.

Wilhelmshagen. Julius Hart.



Karoline Mathilde und Struensee.*)

Mit tiefer Bewegung übernehme ich diese Pflicht, die das Wohl Ihrer Majestät der Königin und der Wille Seiner Majestät des Königs mir auferlegt. Die Würde dieser hohen Personen, die Wichtigkeit und die Folgen der Sache, mein aufrichtiger Wunsch, meine Pflicht und Schuldigkeit zu thun, und eine natürliche Furcht, Dies nicht völlig zu können, rechtfertigen meine Besorgniß zur Genüge.

Die Königin den Purpur ablegen zu sehen, vom Thron niedersteigen und gleich dem Geringsten ihren Schutz durch das Gesetz suchen: giebt es da wohl überhaupt ein Beispiel, das rührender die Unbeständigkeit der menschlichen Glückseligkeit widerspiegelt? Sie, in deren Person wir das Blut so vieler Könige ehren, steht unter dem Verdacht, dieses Blut entehrt zu haben. Sie, welcher der König Herz und Hand gab, wird von ihm, der ihr versprach, ihr Herr und Vertheidiger zu sein, angeklagt. Sie, die durch einstimmigen Ruf des Volkes den Namen der Landesmutter erhielt, wird von Denen gerichtet, deren Blut mit Freuden für sie fließen würde. So unglücklich ist die Königin Karoline Mathilde und sie allein unter den dänischen Königinnen.

In dem Alter und mit all den Eigenschaften, die ihr Glück zu sichern schienen, sieht sie sich am Rande eines Abgrundes, in dem ihre Ehre, ihre Würde und ihre Ruhe verloren wäre. Welche Vorstellung! An einem Tage den Gemahl, die Kinder, das Reich zu verlieren, diesen Verlust zu überleben, verdächtigt, angeklagt, in Gefahr, durch eine lange Reihe von Jahren das traurigste Leben fristen zu müssen: giebt es überhaupt etwas Grausameres für Herzen, die zu denken und zu fühlen im Stande sind?

In dieser Weise betrachtete die Königin ihr Schicksal und so beschrieb sie es, als ich die Ehre hatte, ihr meine Aufwartung zu machen. Ich müßte verzweifeln, sagte Ihre Majestät, wenn meine Absichten etwas Anderem als dem Wohle des

*) Die Schutzschrift, die der Advokat Uldall für seine Klientin, die Königin Karoline Mathilde von Dänemark, dem Gericht einreichte. Sie wird in dem Buch veröffentlicht, das Herr Fjelstrup, unter dem Titel „Ehescheidungprozeß zwischen König Christian dem Siebenten und Königin Karoline Mathilde", bei Otto Janke in Berlin erscheinen läßt. Die Vorgeschichte des Scheidungprozesses ist bekannt und in jedem Historienbuch nachzulesen. Herr Fjelstrup hat in der Universitätbibliothek von Christiania neue Dokumente gefunden, die er für sein Werk benutzt hat und in extenso abdruckt. In dem Vorwort sagt er: „Ueber die Hauptpunkte in diesem ominösen Prozeß haben wohl niemals ernstliche Zweifel bestanden und es wird nun den Lesern überlassen, zu beurtheilen, ob dieser Beitrag zu der recht umfangreichen Literatur der Struensee-Periode von Bedeutung ist oder nicht." Diese Frage wird wohl überall bejaht werden. Das Buch ist sehr interessant, bringt die merkwürdige Hofrevolution in neues Licht und bietet auch an „Spannung" mehr als mancher Roman. Fjelstrups Schlußurtheil lautet: „Die Akten des Scheidungprozesses müssen Karoline Mathilde jeder Aehnlichkeit mit einer Heiligen berauben; nicht leugnen läßt sich aber, daß sie einen wichtigen Beitrag zu der psychologischen Charakteristik der drei Hauptpersonen dieses merkwürdigen Ehedramas geben: des geisteskranken Alleinherrschers, des ehrgeizigen Vorkämpfers der intelligenten Despotie und der heißblütigen jungen Königin, der die Wahl zwischen Beiden nur allzu leicht ward."

Königs und des Landes gegolten hätten. Und wenn ich vielleicht etwas unvorsichtig gehandelt haben sollte, so müßte mein Geschlecht, mein Alter und mein Stand mir als Entschuldigung dienen. Niemals glaubte ich in solchen Verdacht kommen zu können, und scheint mein Geständniß ihn auch zu bestärken, so weiß ich mich trotzdem unschuldig. Das Gesetz will, daß ich überführt werde; mein Gemahl hat mir den Schutz des Gesetzes gelassen und ich hoffe, daß es durch den Mund der Richter erkennen wird, daß ich mich seiner nicht unwürdig gemacht habe.

Ich führe die Worte Ihrer Majestät so an, wie die Königin sie selbst gesprochen hat; wie gern möchte ich aber zugleich die Gemüthsbewegung ausdrücken, mit der sie gesprochen wurden, die Freimüthigkeit, die ihnen größere Bedeutung verlieh, die rührende Stimme, deren Recht es zu sein schien, Mitleid zu fordern, das Niemand ihr versagen kann, ohne die Menschlichkeit zu beleidigen*).

Man führt gegen Ihre Majestät die Heiligkeit und die Pflichten an, die das Band zwischen ihr und ihrem Gemahl nach sich ziehe, daß das Ehebett des Königs unbefleckt sein müsse, daß seine Ehre, die Ehre und das Wohl seines Hauses und seines Volkes es verlange: aber diese Wahrheiten greifen sie nicht an, vielmehr beweisen sie die Nothwendigkeit der genausten Ueberzeugung, ehe man glauben kann, daß Ihre Majestät gegen sie gehandelt hat. Je wichtiger die Pflichten, die sie zu erfüllen hatte, je schrecklicher die Folgen ihrer Uebertretungen, je besser ihr Beides bekannt gewesen ist, desto klarer müssen auch die Beweise sein, daß die Königin wirklich gefehlt hat. Wodurch, so kann man wohl fragen, wird die Ehre des Königs, seines Hauses und Volkes am Besten hochgehalten? Dadurch, daß die Königin als schuldig erkannt wird? Oder sucht man diese Ehre nicht besser in ihrer Unschuld? Hat Ihre Majestät vielleicht niemals erkannt oder erfüllt, was sie sich selbst, ihrem Gemahl und seinem Volke schuldig war? Oder wird nicht zugegeben, daß sie vor dem Zeitraum, von dem die Anschuldigung ausgeht, sich als eine zärtliche Mutter, eine liebevolle Gemahlin und eine würdige Königin gezeigt hat? Hält man für möglich, daß Ihre Majestät auf einmal sich selbst so vollständig vergessen hat? Sollte sie, die damals ihr Vergnügen in der Keuschheit und Tugend, in der Hochachtung und Liebe des Königs und des Landes suchte, in einem einzigen Augenblick so edle Gefühle aus dem Herzen verbannt haben?

*) In den Aufzeichnungen Ulballs über seine Gespräche mit Karoline Mathilde auf Kronborg heißt es: „Die Königin war angenehm; sie hatte einen schönen Teint und lebhafte Augen. Der Mund war wohlproportionirt; doch war die Unterlippe zu groß und niederhängend. Sie war gut gewachsen, für ihre Größe aber viel zu stark und fett. Sie sprach eben so gut Dänisch wie ich, item Französisch, Englisch und etwas Italienisch.“ Ueber den Charakter Karoline Mathildes schreibt Ulball, daß „man nicht Alles glauben könne, was sie sagte“, aber er fügt hinzu, daß er „deutlich fühlte, wenn sie mir die Wahrheit erzählte oder das Gegentheil“. Schon von ihrer frühesten Jugend hatte sie eine Neigung zu Zerstreuungen und Genüssen; sie war freundlich und liebenswürdig, „wenn sie es sein wollte“, aber auch heftig und zu Haß und Rache geneigt. Namentlich in den letzten Jahren ihres Aufenthaltes in Dänemark gewann ihre Heftigkeit die Oberhand; sie wollte ihren Willen durchsetzen und in ihrem Kreise die Alleinherrscherin sein. Gegen ihre Untergebenen war sie aber im Allgemeinen freundlich und aufrichtig, manchmal vielleicht mehr zutraulich, als gut war.

Herr Kammer-Advokat Bang führt im eigenen und im Namen des Königs drei verschiedene Beweise gegen die Königin an: die Erklärung des Grafen Struensee, das Geständniß Ihrer Majestät und schließlich, da er wußte, daß die beiden Beweise nicht ausreichten, die Zeugen.

Allerdings hat Graf Struensee am einundzwanzigsten und am fünfundzwanzigsten Februar dieses Jahres laut den Akten eine für Ihre Majestät höchst beleidigende Erklärung abgegeben; aber daß er die Ehrerbietung verletzt hat, die er der Königin schuldig war, daß er, entweder aus unbegründeter Furcht*) oder in Verwirrung, vielleicht auch in der Hoffnung, sich zu retten, wenn man die Königin in seiner Sache für interessirt halten würde, oder aus anderen Gründen Dinge angegeben hat, die unglaubhaft sind: das Alles kann Keinem als ihm selbst schaden. Welche Glaubwürdigkeit verdient es wohl, daß er, trotzdem die Königin ihn ihres Vertrauens würdigte, sich erdreistet haben sollte, es so weit zu mißbrauchen, daß Ihre Majestät sich Dies gefallen lassen sollte, daß es in zwei Jahren geschehen sein sollte, bei Hofe, unter den Augen des Königs, vor so vielen Personen? Nicht die Ehre einer Privatperson, geschweige denn die der Königin kann unter solchen Beschuldigungen leiden, die von einem Angeklagten ohne Eid vorgebracht und aller Wahrscheinlichkeit bar sind. Herr Kammer-Advokat Bang giebt auch zu, daß die Erklärung des Grafen Struensee an und für sich nicht von Bedeutung gegen die Königin sei. Er sucht deshalb sie durch das Geständniß zu verstärken, das Ihre Majestät am neunten März dieses Jahres von der Richtigkeit der Erklärung gemacht hat, und durch ihre Antwort, daß sie das ihrem Gemahl gegebene Eheversprechen gebrochen und dadurch ihr Eherecht verwirkt habe, welches er dann nach Buch 1, Kapitel 15, Artikel 1 als einen vollgiltigen Beweis betrachtet haben will.

Allerdings ist nicht zu leugnen, daß das eigene Geständniß nach allen Gesetzen in civilibus die vollkommenste Beweismethode ist; wo es sich aber um ein Verbrechen handelt, hat es nicht die selbe Beschaffenheit und in Sachen von der Natur der vorliegenden verwirft das dänische Gesetz diese Methode ganz und gar. Es genügt nicht, sagt das Gesetz, Buch 3, Kapitel 16, Artikel 15, daß eine Person, welche angeklagt wird, selbst gesteht; sondern der Kläger soll den Angeklagten gehörig vor Gericht laden und es dort triftig beweisen. Das Gesetz fordert also andere Beweise, und da Seine Majestät der König will, daß dem Gesetze bei der Entscheidung dieser Sache und der dazu gehörigen Beweise Folge geleistet werde, ergiebt sich von selbst, daß die Königin nicht weniger als der niedrigste Unterthan die von Ihrer Majestät reklamirte Rechtswohlthat genießen soll.

Die Buchstaben des Gesetzes sind klar und seine Meinung ist durchaus nicht zweifelhaft; es würde deshalb überflüssig sein, die Ursachen zu untersuchen, welche die dänischen Gesetzgeber zu dieser Anordnung veranlaßt haben könnten; nämlich, ob nicht das Ansehen und die Macht, welche das Gesetz dem einen Geschlecht dem anderen gegenüber giebt, Furcht vor Mißbrauch auf der einen und allzu große Fügsamkeit auf der anderen Seite, die Sorge, die gefährlichen Folgen von Uebereilung und Unüberlegtheit und Aehnliches einen Antheil daran gehabt haben. Da

*) Allgemein nahm man an, daß die Inquisitionkommission, um Struensee einzuschüchtern, ihm die Folter in Aussicht gestellt habe; in dieser Beziehung ist jedoch nichts Zuverlässiges bekannt.

aber Herr Kammer-Advokat daran erinnert, daß Ihre Majestät sich nicht auf dieses Benefizium berufen könne, weil es sich auf zwei rationes legis stützt, von denen keine auf die Königin passe, muß ich die Unrichtigkeit dieses Schlusses beleuchten.

Wenn das Gesetz sagt, es genüge nicht, daß die Person, die angeklagt wird, selbst bekennt, so hat Dies wohl darin seinen Grund: weil man oft findet, daß Viele von sich lügen, damit der Eine vom Anderen befreit werde, und Dem Schaden anthun, mit dem er oder sie gesündigt zu haben behauptet; daß diese aber nicht die einzigen Ursachen sind, aus denen das Gesetz das eigene Bekenntniß verwirft, zeigt es deutlich, indem gleich nach den angeführten Worten noch hinzugefügt wird: oder aus anderem Grunde. Wenn auch das Gesetz deshalb nur ausdrücklich einige der Ursachen zu dieser Anordnung angiebt, so ist es doch klar, daß außer ihnen noch verschiedene andere vorgelegen haben, und das Benefizium, das dem Angeklagten gewährt wird, kommt deshalb auch der Königin zu, ob sie es auf Grund der Motive, die das Gesetz anführt, oder derer, die nicht angeführt sind, reklamirt*).

Ich gehe deshalb weiter zu der dritten Klasse der Beweise, die aus der Erklärung der als Zeugen vorgeführten Personen bestehen. Ihre Majestät hat mir befohlen, zu erklären, sie verlange nicht, daß die Zeugen von Neuem geladen oder in meiner Gegenwart verhört werden; da aber ihr Befehl mir zugleich auferlegt, zu beobachten, wozu mir ihre Erklärungen sonst Veranlassung geben, muß ich nach dieser Richtung hin vorerst einige Bemerkungen machen.

Es ist ein wichtiger Umstand, daß keiner der gehörten Zeugen als Grund für seinen ersten Verdacht gegen die Königin etwas Anderes angiebt als das Stadtgerücht, das er gehört zu haben behauptet. Niemand weiß, von wem dieses Gerücht gekommen ist oder aus welchem Anlaß es verbreitet wurde; aber bevor das Gerücht bereits allgemein bekannt war, wurde der Königin nichts davon gesagt. Da nun die meisten Zeugen ständig um die Königin waren und nicht Anlaß fanden, in ihrem Umgang mit dem Grafen Struensee etwas Beleidigendes für sie zu finden, so ist klar, daß das Benehmen der Königin sogar zu der Zeit, als das Gerücht schon verbreitet war, tadellos gewesen ist. Welch betrügerischer Zeuge das Gerücht ist, weiß Jeder; es stützt sich oft auf gar nichts und erwirbt allein dadurch Macht und einige Glaubwürdigkeit, daß es allgemein wird. Wie schlüpfrig aber auch sein Grund sei: es hinterläßt doch, selbst bei den vorsichtigsten und am Besten denkenden Menschen, einen Verdacht, der ihnen die Handlungen der Personen, die das Gerücht betrifft, in einem ganz anderen Lichte als zuvor erscheinen läßt. Die Vorstellung davon, daß das Gerücht vielleicht wahr sei, die Begierde, darüber Gewißheit erlangen zu wollen, veranlaßt eine Beobachtung von Dingen, die bis dahin die unschuldigsten waren und ohne Nachdenken betrachtet wurden; und ist vielleicht wirklich eine Zweideutigkeit zu entdecken, so ist man ohne weitere Untersuchung mit dem Urtheil fertig.

So ist es auch hier den Zeugen ergangen. Denn trotzdem sie, bevor das Ge-

*) Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Uldall auf das ziemlich verbreitete Gerücht zielt, man sollte der Königin eingebildet haben, daß ihr Geständniß nach dem Gesetz keine Bedeutung haben werde, daß es aber Struensees Leben retten würde, („que cet aveu sauvait la vie à Struensee", wie man in Falkenskjolds Memoiren [102] liest).

rücht auftauchte, keine Ursache fanden, die Königin zu verdächtigen: kaum kommt es ihnen zu Ohren, als sie auch schon bei jedem Schritt neuen Anlaß dazu zu finden scheinen. Das ist um so bedeutungvoller, als die Kammerleute der Königin, nachdem sie von dem Gerücht Kenntniß erhalten hatten, augenscheinlich nicht die Vorsicht beobachtet haben, die ihre Pflicht gewesen wäre: statt Ihre Majestät gleich davon zu benachrichtigen, stellten sie erst verschiedene Untersuchungen darüber an, und trotzdem sie kein wirkliches Kriterium fanden, welches das Gerücht verstärken konnte, waren ihre Vorurtheile doch stark genug, um ihnen Alles verdächtig erscheinen zu lassen. Als Ihre Majestät Dies erfuhr, betrachtete sie es ohne Zweifel als ein Versagen der Treue, die sie ihr beweisen mußten, und der guten Meinung, die sie von ihr hätten haben müssen. Sie schränkte deshalb ihren Umgang mit ihnen und das Vertrauen ein, das sie vorher zu ihnen gehabt hatte. Die Kammerleute wurden hierdurch gekränkt und zeigten einen Verdruß, der sie naturgemäß die Handlungweise Ihrer Majestät noch schärfer als zuvor beurtheilen ließ*).

Besonders in Frau Schyttes Zeugniß sind zwei Beispiele hierfür; erstens, wenn sie behauptet, daß die Besserung Ihrer Majestät nur vierzehn Tage nach der Warnung angedauert haben soll, wonach es schlimmer geworden sein soll als zuvor (trotzdem Frau Blichenberg sagt, daß sie einige Wochen darauf bei Hofe war, in welchem Zeitraum sie nichts bemerkte); und zweitens, wenn Frau Schytte den Ausdruck gebraucht, daß die Königin mit einem Riegel vor einer der Thüren auf Friedrichsberg, der nicht vorgeschoben werden konnte, sehr beschäftigt gewesen sei. Daß die Königin diesen Riegel ausgebessert haben wollte, könnte eine um so unschuldigere Ursache haben, als Frau Schytte selbst gesteht, daß sie keinen Befehl hatten, ihn vorzuschieben; aber die Redensart, daß die Königin sehr damit beschäftigt sei, ist außerordentlich unpassend und zeigt eine Animosität, die einem Zeugen fern sein muß.

Da Ihre Majestät also auch in den Personen, die in ihrer nächsten Umgebung waren, so scharfe Beobachter hatte, ist es kein Wunder, daß der Eine aus Diesem, der Andere aus Jenem Schlüsse gezogen hat, die zur Bestätigung der Meinungen beitrugen, von denen sie schon vorher eingenommen waren.

Es giebt keine Unschuld, welche bei einer so verdächtigenden Untersuchung nicht unterliegen müßte, und das Gesetz, das die Folgen davon vorausgesehen und anerkannt hat, daß Jeder in seinem Haus und unter seinen Dienern sicher sein muß, befiehlt deshalb auch, daß solche Zeugen nicht beachtet werden sollen.**)

---

*) Falkenskjold schreibt in seinen Memoiren, daß die Spionage der Kammerleute an und für sich genügen müßte, um sie als Zeugen auszuscheiden.

**) Das dänische Gesetz König Christians des Fünften, Buch 1, Kapitel 13, Artikel 16, lautet: „Willige Zeugen, als Gatte, Gattin, Kinder, Gesinde, Geschwister oder eben so nah beschwägerte sollen nicht angesehen werden, es sei denn, daß keine anderen Zeugen zu haben sind, besonders bei Totschlag, Gewaltthaten oder ähnlichen Sachen, denn dort sollen Die Zeugniß ablegen, die davon wissen." Artikel 17 lautet: „Wie willige Zeugen sollen auch Diejenigen betrachtet werden, die selbst bei der That gewesen sind, von welcher sie Zeugniß ablegen sollen." Artikel 22 lautet: „Auch nach Jahresfrist darf kein Zeugniß darüber abgelegt werden, was aus dem Mund eines Anderen gehört worden ist."

Fragt man jedoch, welche die Thatsachen sind, nach denen eine unerlaubte und bis zum Aeußersten getriebene Vertraulichkeit zwischen der Königin und dem Grafen Struensee nach Erklärung der Zeugen bewiesen werden kann, so sind deren keine. Daß die Königin ihn gnädig und mit Vertrauen behandelt hat, wird nicht geleugnet; aber wer hat wohl gesehen oder gehört, daß er die Grenzen der Ehrerbietung überschritten habe? Wer hat wohl sagen können, daß die Königin die Treue gebrochen hat, die sie ihrem Gemahl schuldig war, oder eine Handlung angeben, womit die Gewißheit eines solchen Verbrechens bewiesen wird? Und bestätigt nicht das Schweigen Aller über faktische Beweise die Wahrheit Dessen, was Jungfer Boye sagt, nämlich, daß sie niemals etwas Unanständiges bei der Königin gesehen habe?

Wenn es hoch kommt, so berufen sich die Zeugen auf ihre Vermuthungen: sie schließen, sagen sie, daß Struensee lange bei der Königin war, weil sie nicht gerufen wurden; es schien ihnen, als ob die Königin und Struensee sehr vertraut mit einander waren. Aber auf was Anderes stützen sich diese Vermuthungen als auf das Gerücht und auf die Macht, die dieses über ihre Einbildungskraft besaß?

Hauptsächlich auf die Gnade, die Ihre Majestät gegen Struensee zeigte, stützen sich der Verdacht der Zeugen und die Wirkungen, die daraus entstehen: er sei beständig um die Königin gewesen, heißt es, und in ihrer Gesellschaft. War er aber nicht auch in der Gesellschaft des Königs und mußte das Vertrauen der Königin zu ihm nicht naturgemäß aus dem Vertrauen entstehen, womit Seine Majestät ihn selbst beehrte? Die Königin beruft sich in dieser Beziehung zu ihrer Rechtfertigung auf das Sentiment ihres Gemahles. Welch beredter Beweis von der Gnade Seiner Majestät für Struensee sind nicht die Aemter, die ihm anvertraut wurden, und der Stand, in welchen er erhoben wurde?

Eben so, wie er das Vertrauen des Königs erwarb, suchte er es auch bei der Königin zu verdienen. Die Treue, die er stets dem König gegenüber zeigte, die Sorgfalt, die er für die Königin bei ihren Unpäßlichkeiten an den Tag legte, die Ergebenheit, mit der er eine ständige Harmonie zwischen den Majestäten scheinbar aufrecht zu erhalten suchte, und vor allen Dingen der Wille des Königs, ihr Gesetz, ließ sie glauben, daß sie ihn ohne Gefahr ihres Vertrauens würdigen könne. Seine Aemter als Kabinetsminister und als Kabinetssekretär der Königin verlangten seine ständige Gegenwart und es ist deshalb kein Wunder, wenn er an der Gnade der Königin einen größeren Theil gehabt hat als ein Anderer.

Aber, sagt Herr Kammer-Advokat, nicht nur wegen der Vertraulichkeit gegen Struensee wird die Königin angeklagt. Die Hauptsache bleibt, daß diese Vertraulichkeit so weit gegangen ist, daß dadurch ihr Gemahl entehrt wurde. Um Das zu beweisen, beruft er sich auf einige Data der Zeugen.

Bevor ich zum Ueberfluß die meisten und wichtigsten dieser Zeugen durchgehe, muß ich außer den schon gemachten Bemerkungen noch die höchst nothwendige Anmerkung machen: um mit Zeugen für oder gegen zu beweisen, gehören nach dem Gesetz nicht weniger als zwei Personen, die nach dem Artikel 7 übereinstimmende Eide abgelegt haben und die mit Sicherheit in der selben Sache bezeugen können. Denn deshalb sind ja die Beweise des Kammer-Advokaten Bang, so weit sie nicht bereits besprochen sind, in zwei gewöhnliche Klassen einzutheilen; einige können nämlich als Beweise überhaupt nicht angeführt werden, während andere nicht Das beweisen, was von ihnen gefordert wird.

Zur ersten Sorte gehören besonders a) die Erklärungen des Leibmedikus Berger, des Grafen Brandt und des Fräuleins von Eyben, jene, weil sie ohne Eid und von Angeklagten abgelegt sind, und die letzte, weil aus ihrer Antwort Etwas wie eine Klage gegen die Königin durchscheint, als ob Ihre Majestät sie für eine gefährliche Person gehalten haben sollte, und schließlich, weil Ihre Majestät versichert, ihr niemals eine solche confidence gemacht zu haben, wie ihre Antwort erwähnt, sondern daß Alles, was die Königin ihr gesagt habe, die folgenden, für eine Dame, die sich über jeden Verdacht erhaben wähnt, sehr natürlichen Worte gewesen sind: daß es ridicul sei, Struensee eines so unbegründeten Gerüchts wegen zu abandonniren. Zu dieser Klasse gehören noch mehrere Umstände, daß nämlich b) in Schleswig eine Treppe von den Zimmern der Königin zu Struensees geführt haben soll, denn die Zeugin 4 sagt nur, daß sie es gehört habe; c) daß die Königin auf Friedrichsberg in einer Nacht aus Struensees Zimmern gekommen ist (die Zeugen 8 und 20 sagen, sie sei die Treppe hinaufgekommen, und natürlich könnten sie nicht wissen, von wo sie kam und ob sie da bei einer der Damen gewesen sei); d) daß Struensee nachts auf Friedrichsberg einen Rock anzog und ins Kabinet der Königin ging, denn die Zeugen 18, 19 und 20 sagen, sie wissen nicht, wohin er ging; e) daß die Königin einmal in der Kammer Struensees gesehen sein sollte, denn Zeuge 20 steht hiermit allein; f) daß Ihre Majestät gesagt haben soll, sie kehre sich nicht an das Gerede der Leute, denn die Zeugen 6 und 20 sind über die Zeit uneinig und stimmen auch sonst nicht überein; g) daß Graf Struensee den Hauptschlüssel zum Schloß bekommen hatte, denn Dies ist nicht nach Ordre der Königin geschehen; h) daß die Königin einmal von ihm soignirt wurde, als sie Schmerzen in der Seite hatte, und daß er zu der Zeit allein in der Nacht dagewesen sei, denn Zeuge 2 steht mit dieser Aussage allein da; i) daß Ihre Majestät zur Komoedie gegangen sei, weil Struensee darum gebeten habe, worüber jedoch Fräulein Trolle, die zugegen gewesen sein soll, nichts weiß; k) daß sie wohlriechenden Puder gebraucht habe, die Kammerjungfern sie auf dem Maskenfest aus dem Gesicht verloren haben und Dergleichen mehr, denn solche Kleinigkeiten wären Ihrer Majestät niemals zur Last gelegt worden, wenn nicht die Zeugen voreingenommen gewesen wären.

2. Im Bereich der anderen Klasse von Beweisen stützt sich Herr Kammer-Advokat besonders auf eine Erklärung, die Frau Blichenberg, Frau Schytte und Jungfer Petersen über die Oeffnung der Thür zur Eremitage abgegeben haben, und über ihre Proben mit Wachs im Schlüssel und Puder im Gang, über die Spuren, die dort und im Gemach gefunden sein sollten, und über den Zustand des Bettes zu einer Zeit, wo der König, wie sie glaubten, nicht dagewesen sei und wo der Riegel vor seiner Thür war. Selbst wenn alle diese Umstände ganz zuverlässig wären, so würden sie doch noch nicht die Schuld Ihrer Majestät beweisen; dagegen geben die Zeugen ein Datum an, das bestätigt, wie wenig Anlaß dies Alles zum Verdacht geben kann. Die Zeugin Frau Blichenberg sagt nämlich, daß in der Zeit, in der dies Alles passirt sein soll, die Kammerjungfern dicht vor der Thür des Schlafgemaches der Königin lagen und daß sie freien Zutritt ins Zimmer hatten: wie unglaublich ist es aber dann, daß Ihre Majestät sich so weit exponirt haben sollte, wie es der Fall wäre, wenn sie etwas so Unerlaubtes in einer solchen Situation gethan hätte! Wird jeder Punkt näher untersucht, so hatte Ihre Majestät vom

ersten Tag an, wo sie hierher kam, den Schlüssel zur Thür der Eremitage. Frau Schytte irrt, wenn sie sagt, die Königin habe ihn später verlangt, und sie hat ihn, wenn auch selten, einige Male benutzt; wobei es möglich ist, daß vergessen worden ist, die äußere Thür zu schließen. Daß das Wachs im Schlüssel oder im Schloß oder das Papier in der Thür dadurch herausfallen mußte, ist natürlich; und die Zeugen können nicht sagen, daß der Schlüssel gebraucht und die Thür allein während der Nacht geöffnet worden ist. Und weshalb kann es nicht eben so gut am Tage geschehen sein, bevor sie danach sahen? Die Spuren von Puder dürften eben so wenig Aufmerksamkeit verdienen. Der Kammerdiener Torp sagt, daß seine Station in der Eremitage sei, und der Kammerdiener Hansen soll nach der Erklärung von Jungfer Petersen ihr einmal die Thür offen gezeigt haben, was bestätigt, daß mehrere Männer in diesen Gang kamen. Es wird auch nicht erklärt, von wo die Spuren kamen oder ob sie bis zur Thür der Königin gingen; auch haben die Zeugen nicht gehört, ob Jemand in der Nacht dort hinausgegangen ist. Eben so verhält es sich mit den angegebenen Spuren auf dem Teppich. Die Zeugen erklären, diese Spuren rührten von Puder her, der draußen lag; aber so unsauber würde doch Graf Struensee nicht in der Nacht zur Königin gekommen sein. Die Spuren sollen am Morgen gefunden sein; aber sind die Zeugen auch sicher, daß sie nicht schon am Tag oder Abend zuvor da waren oder daß der König, dessen Leute den Schlüssel zum Gang draußen hatten, nicht dort gewesen sein kann, ohne bei der Königin gesehen worden zu sein? Wohl sagen sie, sie wüßten, wann der König da war; aber worauf stützt sich dieses ihr Wissen? Ihre Majestät versichert, es sei den Kammerleuten um so unmöglicher, Das zu wissen, als der König selbst nicht wollte, daß es ihnen bekannt werde, weshalb sie selbst zum König ging, wenn sie sich zurückgezogen hatten. Daß der Riegel vor die Thür geschoben worden ist, geschah auch lange vor dieser Epoche; und es geschah manchmal nach einem kleinen Disput zwischen den Majestäten, aber meistens geschah es, weil die Königin fürchtete, daß entweder der schwarze Knabe oder die Hunde plötzlich zu ihr hineinkommen könnten, wodurch sie einige Male sehr alterirt worden war. Wenn hierbei was Geheimnißvolles gewesen wäre, so hätte der König wohl der Erste sein müssen, es zu bemerken.

Da also auch dieser Punkt als Hauptgrund fortfällt und das Uebrige nicht weniger auf lauter Suppositionen beruht, hoffe ich, in Bezug auf das Uebrige mich um so kürzer fassen zu können. Die Anweisung der Zimmer auf dem Schloß für den Grafen Struensee ist gar nicht nach der Ordre der Königin erfolgt. Wie die Ursache, weshalb das Kabinet der Königin als Schlafgemach eingerichtet wurde, die war, den König während der Zeit, wo die Königin die Prinzessin selbst nährte, nicht zu inkommodiren, so versicherte die Königin auch, hierzu vorher die Erlaubniß des Königs in seinem Gemach auf Friedrichsberg begehrt zu haben.

Wenn einige der Zeugen Ihre Majestät entkleidet gesehen haben, wenn sie sich vielleicht hat baden oder umkleiden lassen, wenn sie ohne Hilfe der Kammerleute sich selbst abends entkleidet hat (was jedoch nach der Erklärung des Zeugen 6 im letzten Jahr nicht geschehen ist, wozu die Schwangerschaft der Königin die Ursache war), so ist dies Alles kein crimen, so lange Niemand sagen kann, daß Struensee oder ein Anderer dabei zugegen gewesen ist; im Gegentheil sind alle Zeugen darüber einig, daß die Königin immer sehr wenig Aufwartung verlangte. Eben so wenig kann man sich darüber wundern, daß Graf Struensee mit der

Königin allein gewesen ist oder bei ihr gesessen hat, wenn er im Auftrag des Königs oder aus anderem Anlaß aufzuwarten kam. Die Leute blieben dann, nach der Erklärung der Jungfer Gabel, in dem Gemach, in dem sie sich befanden, und man muß aus der Aussage der Frau Blichenberg und der Jungfer Boye schließen, daß Eine von ihnen nachts vor dem Schlafgemach der Königin schlief.

Wenn Ihre Majestät mit ihren Leuten über Liebe gescherzt hat, so kann man doch nicht daraus ihre Sentiments beurtheilen; denn selbst ein Cato müßte dabei verlieren. Daß sie die Absicht gehabt haben sollte, mit dem Grafen Struensee fortzureisen, ist eine Legende, die sich selbst dementirt, da man behauptet, Dies gefürchtet zu haben, nicht in der Zeit, wo die Matrosen auf Hirschholm waren (denn in dieser Zeit, sagen die Zeugen, sei die Königin ganz indifferent gewesen), sondern in den Tagen, wo der Ochse auf Friedrichsberg preisgegeben wurde, denn damals lag ja gar kein Grund zur Furcht vor.

Als Medikus konnte Graf Struensee beim Accouchement der Königin eben so gut zugegen sein wie Berger, und was man erzählt (daß die Königin nach der Entbindung das Portrait angesehen haben soll), ist zum Theil allein eine Vermuthung der Zeugen und zum Theil auch unzuverlässig, da Jungfer Boye sagt, sie habe der Königin einen Kalender geliefert, in den sie auch sah, trotzdem Jungfer Boye meint, daß darin ein Portrait gelegen habe.

Wenn die Königin Etwas von Struensee gekauft hat, ist Solches auch ganz gleichgiltig; und wenn sie ihm Geschenke gemacht hat, so zeigen ja königliche Personen oft ihre Gnade in dieser Weise. Daß sie in der Alteration, die das Ereigniß vom siebenzehnten Januar verursachen mußte, mit ihm zu sprechen begehrte, ist nichts weniger als wunderlich; und daß sie einmal auf Kronborg nach ihm gefragt hat, zeigt um so weniger eine Tendresse, als Tausende die selbe Frage gestellt haben, die ihn niemals gesehen hatten.

Ich übergehe das übrige Angeführte als Dinge, die entweder unbedeutend sind oder die Königin nicht angehen oder auf die zu antworten nicht anständig wäre. Es genügt, daß alle Dinge, jeder Umstand genau für sich betrachtet, keinen Beweis dafür liefern, daß Ihre Majestät das ihrem Gemahl gegebene Treueversprechen gebrochen hat. Wahre und wirkliche Beweise, nicht verschiedene selbstgemachte Schlüsse, fordert das Gesetz; und sollte es anders sein, so müßte Ihre Majestät klagen, daß ihr Stand und ihre Hoheit, die sie vor dieser Gefahr sichern müßten, gerade die Ursache ihres Unglückes wurden.

Ich hoffe also, die Unschuld Ihrer Majestät der Königin an den Tag gebracht zu haben. Ihre Majestät hofft, daß ihr Gemahl nur ihre Rechtfertigung wünsche; sie ist auch von der vorsichtigen und unparteiischen Denkart ihrer Richter überzeugt. Aus diesen Gründen erwartet sie, den Urtheilsspruch zu erhalten, den ihre Würde, die Ehre des Königs und das Wohl des Landes erfordern.

Ich erkühne mich daher, in ihrem Namen allerunterthänigst zu beantragen:

Daß Ihre Majestät die Königin Karoline Mathilde von der Anklage Seiner Majestät in dieser Sache freigesprochen werde.

In der Kommission auf Christiansborg, am zweiten April 1772.

Uldall.

Henrik Steffens.

Henrik Steffens: Lebenserinnerungen. Jena, bei Eugen Diederichs.

In zehn Bänden erzählt der nordisch-deutsche Denker seine Geschichte weitläufig unter dem Titel „Was ich erlebte“. Er versucht darin, von einem höheren Gesichtspunkt aus, nach dem Vorbild von „Dichtung und Wahrheit“, die Wechselwirkung der Welt und eines Einzelnen darzustellen, das Typische und Symbolische seines Daseins fest zu halten. Doch während Goethe sein Leben mit der inneren Anschauung zur Kunstform zusammenfaßte, ordnete Steffens die biographischen Massen durch den Begriff zu einer Art Halbphilosophie, die trümmerhaft bleiben mußte, weil sie aus der Vergewaltigung des Stoffs durch ein falsches Formprinzip hervorging. Ein Leben wird nicht vom Begriff beherrscht; es umfaßt Bilder und Kräfte, die nur durch Goethes Verfahren zu einem organischen Ganzen werden können.

Steffens' Werk hat Werth durch viele Einzelheiten und durch seine unbedingte Hingabe an den Geist, der Welt und Gott bewältigen will und Eitelkeiten und Selbstsüchte in frommem Eifer auflöst. Freilich schaute er auch weg von Allem, was an die Erscheinung bindet, übersichtig bis zur Blindheit. Die Jagd nach dem Ding an sich war die Leidenschaft jener Tage, der nur Goethe sich entzog, obwohl sein tiefer Trick, „im Besonderen das Allgemeine zu sehen“, sein Antheil daran ist. Die großen Vertreter der damaligen deutschen Seele hatten ein anderes Wirklichkeitgefühl als wir und lebten im Unbedingten, das Jeder anders benannte und ordnete. Auch Steffens' Buch ist erfüllt von dem Trieb: alles Erlebte in ein Gedachtes hinauszuprojiziren, die Leidenschaften in Streben, die Zufälle in Nothwendigkeiten, die Bedürfnisse in Ideale umzudeuten. In dieser historischen Luft athmet es und ist eins ihrer bezeichnendsten Zeugnisse.

Anziehender ist an der Biographie dem heutigen Geschlecht mit seinem regeren Farben- und Formensinn, seinem dichteren Thatsachengefühl gerade das Individuelle, Einmalige, was dem Verfasser nur Unterlage für Spekulation oder Traum bot. Durch Steffens' Gedächtniß schreiten alle wichtigen Gestalten jener an Sinn für das Individuelle so armen, an großen Individualitäten so reichen Welt wie in einem silbrig-dünnen Aether; ein bleicher, aber deutlicher Geisterzug. Sie sind in ihren augenblicklichen Geberden festgehalten, in Anekdoten oder Gesammtbildern, und ihr Besonderes ist herausgebracht, mit oder gegen den Willen des Beschreibers. Steffens war in die allmächtigen Schicksale seiner Zeit verflochten; je reiner und geistiger er selbst sich zu den großen Ereignissen stellte, desto besser taugte er zum Medium. Ihm eigenthümlich ist, daß außer den Seelenumwälzungen auch die harte politische Wirklichkeit in sein Dasein unmittelbar eingriff und daß er, als Einer von Wenigen, das Gleichgewicht zu finden wußte zwischen dem philosophischen Pathos und dem politischen. Mit seinem Antheil an den Befreiungskriegen steht er neben Fichte in der vordersten Kämpferreihe Derer, denen gerade der Geist selbst Waffe wurde im Kampf gegen die weltlichen Mächte. Ein tiefgefaßtes Deutschthum, eine religiös und metaphysisch begründete Staatsgesinnung bewahrte seinen Patriotismus vor der Trockenheit und inneren Armuth der durchschnittlichen Freiheitsängerei, die nur an dem Druck und der Erregung des Augenblickes stark ward und ihre Träger (wie die Arndt und Jahn) nachher zu so kümmerlichen oder barbarischen Gesellen einschrumpfen ließ.

Nach dem philosophischen und politischen Sturm ergab Steffens sich noch in späteren Jahren einem religiösen Treiben, in den zugleich fiebrigen und müden Uebergangsjahren von dem klassisch-romantischen Zeitalter zum bismärckischen.

Die symbolischen Namen in seinem Leben sind Goethe, Schelling; Blücher, Gneisenau, York; Friedrich Wilhelm der Vierte: deutsche Literatur und Philosophie, Freiheitkriege, politisch-religiöse Mystik. Auf diesem breiten Grund spielt sich sein Leben ab, diese reiche Welt ist der Gegenstand seiner Biographie, die wir (ich habe an der Herausgabe mitgewirkt) durch Zusammendrängen und Hervorheben der zugleich sinnbildlichen und geschichtlich bezeichnenden Momente farbiger und dichter machen wollen. Er selbst ist dabei nur das Medium, in dem jene Fülle sich individuell bricht und formt; dadurch bekommt sie ein eigenes Gesicht und wird lebendiger als durch die beste Darstellung der Nachgeborenen.

Zwischen der Auswahl und dem Original ist der Hauptunterschied, daß für uns Steffens' Leben Werth hat als Spiegel seiner Zeit, während ihm die Zeit Spiegel seines eigenen Daseins ist. Seine Biographie bedeutet für uns nicht als Ganzes Etwas, sondern nur, insofern sie Träger großer Inhalte ist; und wenn er das Recht hatte, Alles wichtig zu nehmen, was auf ihn wirkte, so haben wir die Pflicht, auszuscheiden, was nicht auf uns wirkt. Sein Subjekt ist keins von denen, die um ihrer selbst willen neben den beherrschenden Gestalten und Gewalten sich ebenbürtig behaupten oder deren sonnenhaftes Auge Dingen durch das bloße Sehen und Spiegeln Bedeutung giebt. Er war ein Mensch zweiten Ranges mit eigener Seele, mit eigenen Sinnen, mit eben so großer Empfänglichkeit wie Wiedergabekraft, von genügender Höhe, um Zusammenhänge weit und gründlich zu überschauen und die Größen richtig abzuwägen, unbefangen gebildet genug, um das ihm Fremde zu begreifen. Beweglich war er und doch auch eigenwillig wachsam auf Eindrücke aus; mit einer gewissen Heftigkeit des Aufnehmens und eben darum zum Aufnehmen geeigneter als ganz glatte und substanzlose Seelen (wie etwa Varnhagen), in denen kein Eindruck leidenschaftlich haftet. Er war wie weicher Ton, aber doch nicht wie Molke und Gallert. Von seinen meisten Geistesverwandten unterscheidet ihn der treuherzige, ja, täppische Drang nach Gerechtigkeit, der Mangel an eigentlicher Angriffslust und Medisance, welche die nöthige Ergänzung der unbedingten Forderungen und hochgespannten Ansprüche in jener Zeit scheint. Ein nordisch-ungelenkes und etwas wolkiges Temperament hatte er mitgebracht; und er gelangte nicht bis zu derjenigen Verdichtung seines Kernes, durch die Schelling metallischer, kraftvoller, durchgearbeiteter, aber auch bösartiger wurde. Ferner fehlte ihm die Beweglichkeit und Flugkraft der eigentlichen Romantiker, der Novalis und Schlegel, so daß er sein Leben lang etwas zwitterhaft zwischen romantischem Dichter und spekulativem Denker stand. Zum Dichter hatte er zu viel ungestalte Idealitäten und vage Begriffe, zum Philosophen zu wenig Helligkeit und Ordnung, zum Forscher zu wenig Stoff und Thatsachenkunde. Kurz, er hatte in jeder geistigen Provinz mehr Besitzungen, als er bewirthschaften konnte; überall mehr Einfälle und Kombinationen als Material, mehr Ansprüche als Rechte, mehr Rechte als Macht. Zum Glück merkte er von dieser halb rührenden, halb lächerlichen Stellung selbst nichts. Außer dem Gefühl seiner (wenn auch zu seinen Zwecken unzureichenden, so doch an sich großen) Begabung des Zusammenraffens, worin er Schellings nicht unwürdiger Schüler ist, war ihm eine gewisse Selbstgefälligkeit

gegeben, die es ihm in dem „Abgrund seines Subjekts“ wohl sein ließ und die dem Autobiographen wenigstens insofern zu Gut kam, als er sich mit den Gängen und Gründen seines Inneren vertraut machte und Ordnung brachte in das Gewoge seiner Absichten, Meinungen und Begeisterungen. Und dann hatte gerade für solche problematischen Talente Schellings Naturphilosophie die Bahn aufgerissen, wo sie sich angeregt bethätigen konnten, ohne gleich ihre Unzulänglichkeit zu merken. Auf diesem frischen Boden ließen sich mit vielverknüpfender Phantasie (Steffens' Stärke) aus wenig Stoff Systeme bauen; da konnte er sein ungestaltes Dichterthum im weiten Spielraum regen, an anverbrauchtem Material sich üben und an philosophischen Formen sich zum Systematiker spielen. Noch war Selbstkontrole nicht möglich und nöthig und die Entdeckerfreude that das Ihre. Das Entzücken, womit Steffens die Leistung Schellings begrüßte, galt nicht nur der Eröffnung eines neuen geistigen Spielraumes überhaupt, sondern war noch der besondere Jubel des Jünglings, der seinen Beruf gefunden hat.

Im Grund war Steffens trotz allen Nothlagen ein glücklicher Mensch; nicht nur, weil er so ganz im Geist lebte (Das hielt damals meist seine Schicksals- und Seelengenossen unter dem tragikomischen Druck von außen aufrecht und heiter, während die wenigen erlagen, denen eine geschärfte Sinnlichkeit und Leidenschaft verliehen war, wie Kleist und Hölderlin, wenn sie nicht gewissenlos und bös wurden wie Friedrich Schlegel): er hatte auch dem Schicksal gegenüber, als Temperament, eine anständige Sicherheit, so daß ihm in den entscheidenden Augenblicken nie Muth und Haltung fehlte. Diese gläubige Sicherheit ist auch der Boden der eigenthümlichen Mystik, zu der sich in späteren Jahren die Schwärmerei seiner Jugend beruhigt hat. Wie fast alle nur halb produktiv, aber vielfältig Begabten war er ein Schwärmer; denn das verzückte Hingabebedürfniß ist bei mehr intellektuellen als passionellen Menschen meist die Unruhe der unbeschäftigten oder nicht recht beschäftigten Kräfte; nicht Drang und Noth des Fanatikers, Erotikers oder Thäters, sondern Gewölk des Träumers. Davon blieb später eine friedevolle Gedankenhelle in Steffens Seele zurück, durch die am lichten Nachmittag noch all die nordischen und jugendlichen Gespenster zogen. Er schloß Frieden mit den Machtfaktoren seiner Umwelt und brachte es fertig, in einer kühlen Luft von Unwirklichkeit zu leben, worin alle Thatbestände eintauchten. Sein begrifflich geruhsamer Mystizismus ist nur ein auf die Spitze getriebener, umgeschlagener Rationalismus (ähnlich wie bei Schleiermacher und der Staatsphilosophie Hegels). Gleichgewicht brauchte er immer; mit dem labilen begann er, bis er einen Schwerpunkt in der Naturphilosophie und in einer festen Stellung gefunden hatte; dann blieb er im indifferenten und ordnete alle Wirklichkeiten um sich her nach seinem frommen inneren Fug. So gestimmt und beschwichtigt, schreibt der Greis seine Erinnerungen, von einer silbernen Ferne aus, mit der sanften Würde des Gerechten, der für sich nichts mehr erwartet, sich mit Gott und mit der Welt im Reinen fühlt und der Zukunft keine bessere Gabe anzubieten weiß als das stille Bild eines im Geist bewegten und im Geist ausgeglichenen Lebens.

Darmstadt. Dr. Friedrich Gundelfinger.

Beschwerde.

Vor ungefähr dreiundzwanzig Jahren erhielt ich eines Tages von Frau Cosima Wagner die Anfrage, ob ich ihr für kurze Zeit die Briefe anvertrauen wolle, die Richard Wagner an mich geschrieben habe. Ein Zweck war in dem Brief nicht angegeben und mein Herz weit davon entfernt, zu argwöhnen, es könne etwas Unrechtmäßiges mit den Briefen geschehen; so packte ich die Briefe alle ein und sandte sie „zur Einsicht" nach Bayreuth an Frau Cosima Wagner.

Einige Tage später fragten mich Franz Betz und Albert Niemann im Opernhaus, ob auch an mich die Aufforderung ergangen sei. Als ich bejahte, sagten mir beide Kollegen, es sei ihnen nicht im Traum eingefallen, die Briefe Frau Wagner zu senden. Das machte mich stutzig; daß man sich an meinem Eigenthum vergreifen könne, wollte ich nicht denken. Nach einigen Wochen oder Monaten erhielt ich die Briefe auch zurück. Fein sauber in kleiner Mappe geordnet, geschmückt mit einer Photographie Wagners, die mir große Freude bereitete. In meiner Naivetät triumphirte ich über meine Kollegen: denn die Briefe waren unversehrt wieder in meinen Händen.

Am dreißigsten November 1908 erhalte ich durch eine Anzeige in der Zeitschrift „Musik" Kenntniß von der bevorstehenden Herausgabe sämmtlicher Briefe Wagners an seine Künstler. Frau Cosima Wagner hatte mich, als sie mir die Briefe abborgte, nicht gefragt, ob sie kopirt werden dürften, mir auch nicht geschrieben, zu welchem Zweck sie die Briefe gebrauchen wolle. Daß ich sie ihr dann nicht gegeben hätte, ist selbstverständlich. Daß man meinen guten Glauben (man wolle sie nur einsehen) mißbraucht, mir zu diesem Zweck mein Eigenthum damals abgeborgt hatte, stand nun freilich deutlich genug vor mir.

Sofort schrieb ich den genauen Sachverhalt an die „Musik", der ich verbot, meine Briefe Wagners zu veröffentlichen. Man antwortete mir in einem langen, begütigenden Brief: daß die an mich gerichteten Briefe „die schönsten Perlen" der Sammlung seien; „sollten diese Briefe fehlen, wäre dem Bande der schönste Schmuck genommen"; und so weiter. Man habe auch schon Herrn Erich Kloß benachrichtigt, der mit der Herausgabe betraut sei. Er werde auch noch an mich schreiben.

Am ersten Dezemberabend telegraphirte ich an Herrn Kommerzienrath von Groß nach Bayreuth:

„Ich ersuche Sie, Haus Wahnfried zu benachrichtigen, daß ich nicht gestatte, mein Eigenthum (Das heißt: die Briefe Richard Wagners an mich) ohne mein Wissen und Wollen zu veröffentlichen. Mit herzlichem Dank und Gruß Lilli Lehmann." Am zweiten Dezember früh erhielt ich von Herrn Erich Kloß den folgenden Brief: „Sehr geehrte gnädige Frau! Soeben schreibt mir Herr R. Schuster von Ihren an ihn gerichteten Zeilen. Ich möchte Ihnen zunächst

mittheilen, daß ich bei der Herausgabe der Künstlerbriefe in dem besten Glauben gehandelt habe, der Veröffentlichung stehe nichts im Wege. Dieser Ansicht war man auch in Wahnfried. Vor Allem wollen Sie von meiner literarischen Gewissenhaftigkeit als langjähriger im Dienst der Sache des Meisters stehender Schriftsteller erwarten, daß Alles ausgemerzt ist, was der Oeffentlichkeit nicht frommt. Ich würde mich aufrichtig freuen, wenn Sie mir Gelegenheit geben, Sie in dieser Angelegenheit zu besuchen, da ich im Hinblick auf die edle Gemeinsamkeit der Künstlerbriefe eine volle Harmonie erzielt zu haben wünsche. Darf ich in diesem Sinn um eine geneigte Antwort bitten?" Ich mußte Herrn Kloß anworten, daß ich sehr bedaure, ihn nicht sehen zu können, weil ich um vier Uhr verreisen müsse und erst am sechsten Dezember wiederkehren werde.

Um elf Uhr erhielt ich den folgenden Brief von Fräulein Eva Wagner: „Liebe und hochgeehrte Frau, soeben erfahren wir zu unserer Ueberraschung und unserem lebhaften Bedauern, daß Ihnen mit dem im Erscheinen begriffenen Band ‚Bayreuther Briefe' nicht die freudige Auszeichnung zu Theil wird, welche wir sämmtlichen hier vereinigten Künstlern zugedachten und welche auch als solche von allen begrüßt wird! Und so beeile ich mich, Ihnen, hochgeehrte Frau, abseits von der Rechtsfrage (welche keine ist, da wir das Eigenthumsrecht auf die Briefe meines Vaters besitzen), zu sagen, wie sehr wir Dies beklagen und wie entgegen solches Ergebniß unserer Absicht ist. Hatten wir doch ein ehrendes, ruhmvolles Denkmal gerade auch Ihnen damit errichten wollen, während ein Auslassen Ihrer Persönlichkeit einer unbegreiflichen Nichtachtung gleichgekommen wäre. Dieses war unsere Auffassung bei der Publikation und geben wir uns der Hoffnung hin, daß bei ruhiger Kenntnißnahme Sie sich ihr herzlich anschließen werden. Empfangen Sie, hochgeehrte Frau, mit diesem aufrichtigen Wunsch den freundlichen Gruß meiner Mutter sowie die Versicherung meiner ausgezeichnetesten Hochachtung und Ergebenheit

Eva Wagner."

Keiner der drei Schreibenden hat versucht, sich auch nur mit einem Wort zu entschuldigen und damit, wenigstens scheinbar, das Unrecht gutzumachen oder doch abzuschwächen.

Daß das Recht zur Veröffentlichung von Briefen, so weit sie überhaupt urheberrechtlich geschützt sind, allein der Familie, den Erben, zusteht, brauchte mir Niemand sagen. Das wußte ich. Es lag auch nie in meiner Idee, diese Briefe, die mir ein werthvoller Schatz sind, zu veröffentlichen. Wenn die Familie die Briefe aber nicht hat, kann sie sie nicht veröffentlichen, ohne sich bittend vorher an die Besitzer zu wenden und ihnen offen zu sagen, zu welchem Zweck sie die Briefe haben wolle. Will der Eigenthümer die Briefe nicht hergeben (aus irgendeinem ihm wichtig scheinenden Grunde), so kann ich mir nicht denken, daß ihn irgendeine Macht der Welt dazu zwingen könnte. Außerdem gilt das Recht zur Veröffentlichung für die Erben ausschließlich für Briefe,

die „Schriftstücke“ im Sinn des Urheberrechtes sind; und Frau Cosima Wagner weiß aus Erfahrung, daß die Gerichte im Allgemeinen nicht geneigt sind, Briefe als urheberrechtlich geschützt anzusehen.

Wie kommt nun ein mir ganz fremder Mann, wie Herr Erich Kloß, dazu, Wagners Briefe an mich so einzurichten, daß sie vielleicht nur noch Bruchstücke sind? Auch Herrn Kloß hat seine literarische Gewissenhaftigkeit nicht vor Mißgriffen bewahrt; eine Stelle in einem an mich gerichteten und nur für mich allein bestimmten Brief über meinen einstigen, einzig in seiner Gesangskunst dastehenden Kollegen Franz Betz hat er nicht fortgelassen. Diese Stelle mußte die Familie aufs Schmerzlichste berühren und sie giebt mit den einstigen bayreuther Verhältnissen nicht Vertrauten Gelegenheit zu unberechtigten, unbegründeten und bedauerlichen Angriffen.

Kennt mich Herr Kloß, kennt er mein Wesen, mein Denken, mein Thun? Kannte er Richard Wagner, wie wir ihn kannten? Stand er in dem selben künstlerischen Verhältniß zu ihm wie wir, seine Künstler? Kann er die Verhältnisse beurtheilen, kann er das Künstlerthum mit seinem Enthusiasmus von der Partei der hinterlassenen Familie wirklich trennen? Und weiter frage ich: Wie kommt Fräulein Eva Wagner dazu, statt einer Entschuldigung mir einen solchen Brief zu schreiben?

Haus Wahnfried kann selbstschaffenden Künstlern, die mit Richard Wagner lebten und gemeinsam schufen, kein Denkmal setzen. Die Verehrung und Liebe, die uns Alle damals dort und überall, wo wir seine großen Werke wiedergaben, begeisterten, half ihm, sein Werk lebendig vor sich erstehen zu sehen. Das ist unser Denkmal. Diese innerste Befriedigung hat uns glücklich gemacht und mit Stolz erfüllt; nicht die an uns gerichteten Briefe thaten es, die damals mit so dankbarem Herzen geschrieben und empfangen wurden und die nur als eine Auslösung unserer besten Innerlichkeit und als Schlußstein jener großen Zeit gelten können.

Vielleicht hätte auch ich meine Einwilligung zur Veröffentlichung einzelner meiner Briefe gegeben, wenn man mich darum ersucht hätte. Da Dies nicht geschehen ist, muß ich Haus Wahnfried einer unloyalen Handlung anklagen. Niemals kann ich den Erben Wagners das Recht zu dieser Art der Aneignung einräumen, die mein Gefühl beleidigt.

Grunewald. **Lilli Lehmann.**

Den Wunsch der Gesangsmeisterin, diese Beschwerde zu veröffentlichen, habe ich gern erfüllt. Kein Unbefangener kann diesen Groll grundlos nennen. Wer die von einem ihm theuren Menschen an ihn gerichteten Briefe verborgt, kann nicht mit der Möglichkeit rechnen, sie ein Vierteljahrhundert später gedruckt, jedem Auge preisgegeben zu sehen. Der arge Mißgriff wäre gewiß vermieden worden, wenn Frau Cosima noch die zur Geschäftsleitung nöthige Kraft hätte. Doch auch in Bayreuth herrscht ja ein neuer Pharao ...

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein
Auf Gegenseitigkeit **in Stuttgart.** Gegründet 1875
Unter Garantie der Stuttgarter Mit- und Rückversicherungs-Aktiengesellschaft.
Kapitalanlage über 50 Millionen Mark.
Haftpflicht-, Unfall- und Lebens-Versicherung.
Vertreter überall gesucht!
Gesamtversicherungsstand: 740 000 Versicherungen.
Zugang monatlich ca. 6000 Mitglieder.
Prospekte und Versicherungsbedingungen, sowie Antragsformulare kostenfrei.
Bezugnahme auf dieses Blatt erwünscht!

Sanatorium Dr. Hauffe Ebenhausen Obb. bei München
Physikalisch-diätetische Behandlung
für Kranke (auch bettlägerige) Rekonvalescenten u. Erholungsbedürft. **Beschränkte Krankenzahl.**

Die Sünde am Weibe v. Arnold Haidlinger Preis geb. 4.— Mk., brosch. 3.— Mk. Moderner Roman über die **Sexuelle Frage.**
Zeller & Schmidt, Stuttgart.

Stottern heilt jed. Fall unt. Garant. **K. Buchholz,** Hannover 2. Lavestr. 54. 2. Anst. **H.-Kirchrode.**

Ehe-schliessungen rechtsgiltige, in **England** Prosp. fr.; verschlossen 50 Pfg. **Brock & Co.**, London, E. C. Queenstr. [illegible]

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW 7.

Apostata
von **Maximilian Harden.**
7. bis 8. Tausend **2 Bände à Mark 2.—.**
Inhalt vom **I. Band:** Phrasien. Die Schenkkonferenz. Kollege Bismarck. Gegen Genosse Schmalfeld. Francs Freie. Der Fall Klausner. Die beiden Leo. Der heilige Rock. Das goldene [illegible]. Der korsische Parvenu. Der heilige O'Shea. Nicaa und Erfurt. [illegible]. Die ungehaltene Rede. Eine Mark Fünfzig. Trüffelpurée. Verein Gotzweig. Sommerfeld's Rächer. [illegible]. Wie schätze ich mich ein?
Inhalt vom **II. Band:** Bei Bismarck. [illegible] Lessings Doublette. Maupassant. Der Fall Apostata. Gekrönte Worte. Dietomastische Schule. Menuet. [illegible] M. d. R. Eroica. Der ewige Barrabas. Sem. Dynamystik. [illegible] Kirchenvater Strindberg. Der Patentjeck.
Jeder Band 8°. 14 Bogen elegant broschiert.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Interessanter seltener Privatdruck.
Glossarium Eroticum
Linguae Latinae. Neue **Erläuterung** der **Theogonie, Gesetze u. Hochzeitsgebräuche** bei den **Römern. Interpretation u. Bedeutung** v. ca. **2000 Ausdrücken** z. Verständnis d. **Dichter** und **Ethologen** alter, neuer u. neuester Literatur im Original von **P. Pierrugues.** [illegible] Seiten Quart. Eleg. brosch. M. [illegible] in Liebhaberbd. M. 25.—. Die **Neuausgabe** d. [illegible] **berühmten** Werkes wird sicherlich **allen Liebhabern** der **klass. Literatur** erwünscht kommen. Nur in **kleiner numerierter Anzahl** in Quartformat für Gelehrte gedruckt.
Ausführliche **Verzeichnisse** üb. **kultur-** und **sittengeschichtl.** Werke gratis u. franko
H. Barsdorf, Berlin W. 30, Aschaffenburgerstr. 16 I

• Hetaera-Krema •
(Name ges. gesch.)
Nur für Teint. à Tube 60 Pfg.
Hetaera-Hand-Krema
nur z. Handpflege (u. Wundsein) à Dose 20 Pf.
Chem. Laborat. Hetaera, Dresden 10.

Herbst- u. Winterkuren
Im herrlichen Zackental!
Wohnung, Verpflegung, Bad u. Arzt pr. Tag von M. 10.— ab.
„Sanatorium Zackental"
(Camphausen)
[illegible] Warmbrunn-Schreiberhau [illegible]
Petersdorf im Riesengebirge
[illegible]
für chronische innere Erkrankungen, [illegible]
[illegible]
Nach allen [illegible] der Neuzeit [illegible] Windgeschützte, nebelfreie, nadelholzreiche [illegible]
[illegible]
Berlin SW., Möckernstrasse 115

Eine neue Lehre
Nach dem Zeugnis [illegible] Persönlichkeiten handelt es sich bei den zu [illegible] anleitenden Büchern wie bei den [illegible] Charakterbeurteilungen (nach eingesandten Handschriften von [illegible] um Kunstwerke von [illegible] Praxis seit 189[illegible]. Zahlreiche [illegible] unberücksichtigt. Direktiver Prospekt über [illegible] Seelenkunde [illegible] Liebe, Schriftsteller und Psychographologe, Augsburg I Z. Fach. (Original-Methode).

Für Inserate verantwortlich: Rob. Bönig. Druck von G. Bernstein in Berlin.

Digitized by Google

XVII. Jahrg. Berlin, den 26. Dezember 1908. Nr. 13.

Herausgeber:

Maximilian Harden.

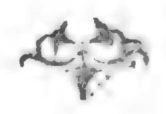
Inhalt:

	Seite
Petrus	471
Tagebuch eines Schülers. Von Robert Walser	483
Der heilige Mime. Von Otto Julius Bierbaum	489
Tantiemeberechnung. Von Ladon	505

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1908.

Die Hypotheken-Abteilung des

Bankhauses Carl Neuburger,

Kommanditgesellschaft auf Aktien

Kapital: 5 Millionen Mark.

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beleihung zu zeitgemässen Zinsfüssen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei.

9—4 Uhr.

Mampes Gute Stube

gegenüber Untergrundbahnhof Friedrichstrasse
Vornehmste Likör-Stube der Reichshauptstadt.

Extrafeine Liköre und Frühstücks-Weine.

EXCELSIOR

Café-, Wein- u. Bier-Restaurant. * Eingänge Friedrichstrasse, Tauben- und Mohrenstrasse.

Neues Schauspielhaus Nollendorfplatz | **Grand Hotel Excelsior** Anhalter Bahnhof

Erstklassige Wein- u. Bierrestaurants

Hotel Esplanade

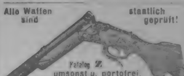
Berlin am Potsdamerplatz. **Hamburg** am Dammthorbahnhof.

Neu eröffnete Häuser vornehmsten Ranges.

Lernt Fremde Sprachen

in **The Berlitz Schools of Languages**

Berlin, Leipzigerstr. 123a. Charlottenburg, Tauenzienstr. 19a.



Sämtliche existierende, bezüglich exakter Arbeit und vorzüglicher Schussleistung unübertroffene **Schusswaffen** als Jagd- u. Scheibengewehre, automatisch Repetier-Büchsen u. Pistolen, Luftwaffen, Teschins, Revolver sowie sämtliche Jagdgerätschaften liefert die

Deutsche Waffenfabrik Georg Knaak
Berlin SW 48, Friedrichstrasse 240 241

Hamburg.

Gänzlich renoviert

HAMBURGER HOF

Weltbekanntes Haus. Herrliche Lage a. d. Alster

Zimmer mit Bad, W. C. u. laufend. Wasser.

Feine Französische Küche

Neue Direktion.

Inseraten-Annahme für „Die Zukunft“ durch den Verlag der Zukunft Berlin, Wilhelmstrasse 3a sowie durch sämmtliche Annoncen-Expeditionen.

Berlin, den 26. Dezember 1908.

Petrus.

Jerusalem wacht noch. Wenn der Judenheit wieder die Sonne leuchtet, muß für das Passahopfer die erste Garbe der neuen Gerste entkörnt, das einjährige Lamm für das Festmahl bereitet sein. Hastig hat sichs von früh bis spät in den Häusern geregt. Allmählich verhallt nun der Lärm. Der dreizehnte Nisantag ist verlebt. Leise zittern die Oelbaumzweige im Nachtwind; leise sickert der Kidron zu Thal. Auch das Häuflein, das der Galiläer von der Abendtafel aus der Stadt des Tempels bis ins Vorwerk Gethsemane geführt hat, ist still geworden. Der Meister betet in seinem Herzen; die Gesellen haben sich müd hingestreckt. Da wird die Nacht plötzlich laut. Fackelbrand lodert; schwere Schritte und rauhe Stimmen nahen. Häscher durchsuchen den Hof. Tempelwächter mit Stäben, römische Legionäre mit Schwertern; an ihrer Spitze Judas aus Kariot. Der hatte, als Dreizehnter, mit dem Meister am Tisch gesessen und den Schergen nun den Ort gezeigt, wo sie ihn fahen könnten, ohne die Stadt aus dem ersten Schlaf zu wecken. Haftbefehl vom Sanhedrin. Der Schreck rüttelt die Trägsten auf. Was vermöchten sie wider die Büttelschaar? Die Aengstlichen fliehen. Einer, Simon Petrus aus Kapernaum, hat eine Waffe und verwundet Malchus, den Diener des höchsten Priesters. Doch der Meister wehret ihm; giebt selbst sich gefangen und läßt sich ohne Widerstand in Hanans Haus führen. In dieser Nacht noch wollen Kajaphas, der Hohepriester, und dessen allmächtiger Schwiegervater Hanan den Feind des alten Glaubens verhören. Im Saal brennen zwei Kerzen; in einem Verschlag lauschen zwei Zeugen. Beharrt der Volksverführer in seinem Ketzerwahn, wiederholt er die Lästerung ehrwürdiger Lehre, so zerren die Zeugen ihn vors Tribunal und am nächsten Morgen muß der Vertreter des Caesar

Augustus im Prätorium ein Todesurtheil bestätigen. Immer war es so; und soll also bleiben. Petrus ist dem Meister nachgeschlichen und hat sich Eingang ins Haus verschafft. Die Nacht ist kalt. Er möchte sich an dem Feuer wärmen, vor dem die Knechte sich räkeln. Da wird er erkannt. Einer sah ihn unter den Gesellen des mesith, der jetzt vor Kajaphas steht; ein Anderer, als in Gethsemane seine Waffe den Malchus traf. Fäuste ballten sich gegen ihn und dem Leibe dräut Lebensgefahr. Mit feuchtfrostigen Schuppen bekriecht ihn die Angst. Hier ists anders als draußen unter der vom Sonnenlicht strahlenden oder silbern gestirnten Kuppel des Himmelsdomes. Ganz anders als in der friedsamen Ebene am warmen Jordanbecken Genezareth, als auf all den Feldern, in deren Furche der gütige Sämann bisher sein Korn gestreut und von denen er für seine Tenne geerntet hat. In jedem Gewölbwinkel lauert hier der Feind; einer, wider dessen übermächtige Roheit der Geist nichts wirken kann. Wem frommt hier Wahrhaftigkeit? Wie Schäflein, sprach in Kapernaum einst der Meister, sende ich Euch mitten unter die Wölfe; drum sollt Ihr ohne Falsch zwar sein, wie die Tauben, müßt an Schlauheit aber den Schlangen gleichen. Dämmert nicht eben der Tag, der die Nothwendigkeit solchen Gebotes erweist? Nie schien verschlagene Schlangenkunst nöthiger. „Du schrittest mit dem Galiläer die Straße!" Eine Magd sprichts. Eine andere: „Neben dem Jesus aus Nazareth hat Dich mein Auge erblickt!" Den Bekenner träfe das Schwert; schlüge schnell wohl, ehe noch der Menschenwelt das Licht wiederkehrt, der Haß des Gesindes zu Boden. Petrus leugnet. „Mit Dem, den Ihr nennet, hatte ich nie Gemeinschaft." Verleugnet mit Schwur und Fluch dreimal den Herrn, dem er sich für Lebenszeit angelobt hat. Nach dem dritten Abschwur grüßt auf dem Hof der Hahn krähend den erwachenden Tag und der Hall dringt bis in das Gemach, das Knechte und Mägde am Herdfeuer vereint. Dringt durch die Ohrmuschel schrill in Petri Hirn und weckt die Erinnerung an Worte, die, auf dem Weg nach Gethsemane, Meister und Gesell zu einander gesprochen haben. „Euch werde ich bald nun, Allen, ein Aergerniß sein." „Und würdest Dus Allen, so, Herr, doch nimmermehr mir." So selbstgefällige Zuversicht ziemt schwacher Menschheit nicht. „Nimmermehr Dir? Und gerade Du wirst in dieser Nacht noch, ehe der Hahn kräht, mich dreimal verleugnen!" Scherzt der Herr? Will er des Schülers Herz prüfen? „Niemals, und hinge mein Leben dran, werde ich Dich verleugnen!" Und hats dennoch gethan; dreimal. Aus Furcht? Um sich dem Werk des Menschensohnes zu erhalten? Keiner bedroht ihn mehr. Frei geht er. Weint draußen aber bitterlich. Ueber des schlotternden Fleisches Schwachheit?

Heldenhaltung hat das Erleben ihn nicht gelehrt. In der anmuthigen, warmen Landsenkung am Westufer des Tiberiassees ist er aufgewachsen. Die Flora aller Zonen gedieh hier (nach der Erzählung des Josephus) unter mildem Himmel. Bäume, die sonst nur im Norden fortkommen, standen zwischen der starren Pracht tropischer Pflanzen und das unter sanfter Sonne heimische Gesträuch trug vom Lenz bis in den Winter Blüthe und Frucht. Der Blick sieht den Hermon sein weißes Haupt in den Himmel heben; doch in der Ebene ists immer warm und fast immer spiegeln die Wasser das reine Blau des unumwölkten Firmamentes. Fast immer; Sturm, der die Jordanbetten zerwühlt, pflegt rasch zu verbrausen. Die Wellen zerrinnen, des Gestades Poren schlucken den Schaum und der Paradiesesfriede kehrt den Ufern des Galiläermeeres zurück. Hier lebt sichs leicht. Kein harter Kampf ums Dasein, der an der Seele Schwielen entstehen läßt. Schwere Arbeit ist nicht zu leisten. Jeden, der nicht ganz müßig bleibt, nährt der fischreiche See. Sorge hat den Sinn der Uferbewohner niemals verdüstert. Heitere Menschen sinds, die in Eintracht mit der Natur leben, von griechischer Civilisation und deren Zweifelsfragen nie erreicht wurden und ruhig, ohne gierende Hast, ins sacht pochende Herz schlürfen, was der Tag ihnen bietet. Wenn sie das Netz ausgeworfen haben und die Strömung, der vom Gebirg herwehende Hauch den Kahn leise schaukelt, träumen sie Stunden lang vor sich hin und üben im Traum einbildnerische Kraft. Sind besser so für die Aufnahme neuen Glaubens bereitet als die von früh bis spät Thätigen, die, um den Gewinn nicht zu schmälern, des Denkens Faden nicht dem Gegenstand ihrer Mühewaltung entknüpfen dürfen. Behagliche Muße gebar ihnen Sehnsucht, die, ohne heftige Gesten, wie mit zarter Kinderhand nur, in den Himmel langt. Unter solchen Menschen fühlt Jesus sich wohl. Von Nazareth hat ihn das Mißtrauen der Sippschaft, Verwandter und Ortsgenossen, vertrieben. Kein großes Wunder gelang da, meldet Markus; nur einzelne Sieche wurden von der Brest befreit. Der Wunder zeugende Glaube wollte in dieser Heimatherde nicht wachsen. „Der Davids Sohn? Dessen Familie kennen wir Alle ja; Eltern, Geschwister und Schwager. Kleine Leute. Der Vater ein Zimmermann; auch der Bruder schwitzt in enger Fron. Und ihn selbst sahen wir werden; wissen, daß er anderen Judenknaben im Wesen glich, und können deshalb, wollen auch nicht glauben, daß ihm plötzlich heiligende Weisheit und Kraft zum Heilebringerwerk wuchs. Woher käme sie Einem von uns?“ So ward ringsum geflüstert. Mutter und Geschwister suchten der Last solcher Verwandtschaft durch die Andeutung ledig zu werden, der Sinn des Sohnes und Bruders sei nicht recht gesund. Die Wuth des nazare-

nischen Pöbels will ihn vom Felsgrat stürzen. Jeden Großen, denkt der schlecht Aufgenommene, sucht der Klüngel der Nächsten ins eigene Mittelmaß niederzudrücken. Läßt von lächelnder Lippe das Wort fallen: „Schwerer als anderswo ists in der Heimath, im Kreis der Seinen, als Prophet Geltung zu finden.“ Verzichtet auf Zeichen, die Ungläubigen doch nichts bedeuten könnten, und wendet den Schritt wieder ins freundlichere Klima von Kapernaum, wo der Glaube an das Reich Gottes schon knospt. Am Liebsten weilt er hier im Haus zweier Brüder, die aus Bethsaida in den Nachbarort übergesiedelt waren. Andreas, der jüngere Bruder, führt dem Kömmling, den er wohl am Jordan schon in der Gemeinde des Täufers sah, Petrus, den älteren, zu. Der hauste mit Weib und Kindern, hatte auch seine Schwieger bei sich; und Alle trachteten, das Häuschen dem Gast zum Heim zu machen. Nirgends fand der Lehrer fleißigere, guten Willens vollere Schüler. Die Brüder blieben Fischer und hatten dennoch stets Zeit für des Meisters Wort und Werk. Meine Lehre, spricht er, macht Euch zu Menschenfischern. Petrus und die Söhne des wohlhabenden Fischers Zebedaeus, Jakobus und Johannes, werden seine Lieblinge; ihnen vertraut er an, was über das Denkvermögen und die Glaubenskraft der Anderen leicht hinausginge. Und von den Dreien ist ihm Petrus der Nächste. Ein Mann von schlichtem Menschenverstand und redlichem Wollen. Aufrichtig, auch wo es ihm schaden könnte. Jeder Entselbstung und Hingabe fähig; nie auf seinen Vortheil bedacht; froh, wenn er sich im Dienst quälen darf. Und immer dabei mystischem Wahn fern und der Menschenschwachheit bald bewußt. Der bequemste Wandergefährte. Der tüchtigste Lehnsmann. Kein Held.

Und der Mund dieses Treusten hat in der ersten ernsten Fährniß den Herrn dreimal verleugnet? Den er, auf dem Weg nach Caesarea Philippi, des lebendigen Gottes gesalbten Sohn genannt hat? Damals sprach Jesus zu ihm: „Selig bist Du, Simon, Jonas Sohn; denn Dieses hat nicht Fleisch und Blut Dir offenbart, sondern mein Vater im Himmel.“ Gab ihm zum Reich Gottes den Schlüssel und damit Gewalt, für Zeit und Ewigkeit, für Erde und Himmel nach seinem Ermessen zu binden und zu lösen, zu schließen und zu öffnen. Spielte, nach seiner Pädagogengewohnheit, mit dem Wort und sagte: „Petrus heißest Du (Das ist: der Fels); und auf diesen Felsen will ich meine Gemeine gründen und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen.“ Hat im Grau des vierzehnten Nisanmorgens der Fels gewankt, den der Meister, der Kenner alles irdischen Wesens, für seine Kirche tragfähig fand?

Feuer hatte er, aber wenig Festigkeit, sagt David Friedrich Strauß, der im Frost hart gewordene Vernünftler; erinnert an Petri Haltung in Hanans

Haus und im Streit zwischen Heiden und Judenchristen und fragt mit mürrischem Spott, wodurch just Dieser den Ruhm der Felsenhaltbarkeit verdient habe. Glaublich dünkt ihn (weil die Evangelienüberlieferung an dieser Stelle einstimmig ist), daß Petrus in der kritischen Zeit schwach geworden sei; wahrscheinlich sogar, daß Jesus das allzu eitle Selbstvertrauen des Jüngers mit strafender Zunge geißelte; unglaublich aber und nur für den Zweck der Mythisirung ersonnen die rasche Folge von Verkündung und That. „Das Unglück, der Mißerfolg in dem Leben eines Gottesmannes ist zunächst immer ein Anstoß, sofern die natürliche Voraussetzung die ist, daß der Gottgeliebte, der Gottgesandte auch von Gott gefördert sein werde; und dieser Anstoß will beseitigt, die Verneinung der höheren Sendung, die in dem Unglück zu liegen scheint, wieder verneint sein. Eine solche Verneinung liegt darin, wenn der Gottesmann das Unglück, das ihn treffen wird, vorherweiß und vorherverkündet." In der dünnen Luft dieser Hegelhöhe kann Phantasie, das zarte Seelchen, nicht athmen. Und bei Renan, der sie sonst gern herbergt, ist diesmal kein Obdach für sie. Der tadelt (sänftiglich, nach seiner Art) den Fehl des Jüngers, den „die gute Natur aber bald das Unrecht erkennen ließ". Das mag entschuldigen; kann nicht erklären. Des Meisters Irrung nicht noch des Gesellen.

Petrus ists, der, mit dem Muth der Einfalt, die Deutung schwer verständlicher Gleichnisse heischt. Der den Herrn anfleht, sich zu schonen und den Machtbereich der Hohepriester und Schriftgelehrten zu meiden. Der auf dem Berggipfel drei Hütten bauen will, auf daß neben Moses und Elia in einer Jesus wohne. Der meint, siebenmal eines Bruders Sünde zu vergeben, sei wohl genug. Fragt, was Denen werde, die, um dem Herrn zu folgen, Alles verlassen haben. Nach Jesu Weisung stracks auf dem Wasser ging, vor dem Windstoß aber erschrak und, da er zu sinken fürchtete, den Meister zu Hilfe rief. Ueberallhin ihm nachschritt, in die wüsteste Stätte und in den Vorraum des Gerichtshauses. Nie von ihm zu weichen noch je sich an ihm zu ärgern versprach. Und vor jeder Probe doch von Zweifeln angenagt ward. Sahs in dem Gemüth der Anderen im Wirbel so neuen Erlebens etwa anders aus? Die Elf bargen klüglich, was sie vor des Führers Auge kleingläubig erscheinen lassen konnte; nur Petrus schickte die bangen Zweifel des Herzens auf seine Zunge. Und Ehrlichkeit, die sich unvermummt hinauswagt, gefällt wahrhaft Großen. Diesen, denkt der Herr, blendet Schein nicht; nur die Leistung überzeugt ihn, den das schweigsame Gewerbe (Schwatz würde die Fische aus dem Netzbezirk scheuchen) gewöhnt hat, der Beweiskraft des Wortes zu mißtrauen. Ist er einmal überzeugt, dann hält er und dauert wie Felsgestein; dann darf man das

Haus der neuen Gemeine auf ihn bauen. Das Leben ließe er, wenn das Opfer nöthig, wenns nützlich wäre. Zwingt Nothwendigkeit, räth Nützlichkeit nicht zum Martyrium, dann spart er sich, ohne langes Gespreiz, für die Sache.

Der dient er, als der Herr himmelan gefahren ist, in Pontus, Kleinasien, Galatien, Kappadokien, Bithynien; dient ihr in Antiochia, Korinth und Rom nach bestem Vermögen. Und ist lange das Haupt der ins Weite wachsenden Christengemeinschaft. Kein Parteimann. Ein fest dem Herrn Anhangender, der dessen Werk erhalten will und in jeder kritischen Stunde deshalb zum Frieden, zu einträchtiger Sammlung mahnt. Zu gütig vielleicht, um den Willen je härten zu lernen. In dem Drang, alle Wünsche zu erfüllen, vielleicht zu schnell bereit, von einem Grundsatz zu weichen und jeder Gruppe zuzusagen, was sie erbat. Sätze werden aus Wörtern gefügt und Wörter verschallen; wenn nur geschieht, was der Tag heischt. Ihr Strenggläubigen könnt Euch vom Judengeist nicht lösen und fordert deshalb laut die Pflicht zur Beschneidung? Sollt sie haben. Du, Paulus, sagst, daß sie nicht durchzusetzen ist? Ich ehre und liebe Deine Feuerseele zu sehr, als daß ich ihrer Warnung mein Ohr schließen könnte. Nur keinen Zwist in der Christenheit! Mag Paulus das praeputium des Bekehrten vor dem Messer bewahren und den älteren Glaubensgenossen ins Evangelium der Beschneidung pferchen: wenn nur des Meisters Vermächtniß sich mehrt. Dieser Hoffnung lebt Petrus. Zuerst in Jerusalem; dann, nach dem Beispiel des Paulus, den er wie einen neuen Heiland bewundert, auf Pastoralreisen, die ihn über Palästinas Grenzen hinausführen, und später auf allen Wanderungen des als Erbpflicht erkannten Apostolates. Mit ihm zieht sein Weib, seine Gehilfin (so alt ist das Urbild des verheiratheten Evangelienmissionars); und wo ers für sich und für den Anhang braucht, wirft er wohl wieder das Netz aus und fängt den Darbenden wohlfeilen Süßwasserfisch. Petrus und Paulus haben einander geliebt. Noch als sie im Jahr 54 in Antiochia zusammentrafen, war die Freude des Wiedersehens groß und aufrichtig. Der sanfte Judenapostel trotzt dem Gesetz und speist mit den Gentiles, die Paul, der starke Heidenmissionar, um sich schaart. Da kommen aus Jerusalem die Boten des Jakobus, der sich den Bruder des Herrn und das Oberhaupt der zwöf Jünger nennt, und künden, christlicher Gottesgelahrtheit dürfe sich nur Einer rühmen, der in der Heiligen Stadt gewesen sei, dem Apostelfürsten Gehorsam gelobt und von ihm einen Kreditbrief empfangen habe. Priesterautorität oder Glaubensrecht der freien Persönlichkeit: zum ersten Mal wird hier die Frage gestellt, die anderthalb Jahrtausende danach der Kirche zum Verhängniß ward, in ihre Grundmauer den unkittbaren Spalt riß.

Giebt das Bewußtsein, Jesus erlebt, von ihm Erleuchtung empfangen zu haben, das Recht zur Predigt oder bedarf es dazu eines Erlaubnißscheines? Die Noth der Stunde fand den Sohn Jonas abermals schwach. Frieden um jeden Preis: ist seine Losung. Weder mit den Boten des Jakobus mag er noch mit den Paulinern hadern. Seine putzlose Gradheit würde von Beiden überrannt. Er verschanzt sich in Einsamkeit; möchte es mit keiner Partei verderben; entschließt sich nach kurzem Zaudern aber, den Verkehr mit Unbeschnittenen aufzugeben. Kein gemeinsames Mahl mehr. Entgemeinschaftung also: Exkommunikation. In Flammengarben prasselt Pauls Zorn auf. „So Du, der ein Jude bist, heidnisch lebest, nicht jüdisch: warum willst Du die Heiden zwingen, jüdisch zu leben?" In Jesu ist das Heil, nicht in dem Gesetz; von dem hat uns Jesus befreit. Petri Herz ist gewiß mit dem Zürnenden; doch die Zunge läßt er nicht für ihn zeugen. Gäbe sonst ja am Ende gar Aergerniß. Schweigen und Abwarten: noch immer das Schicklichste; wenn Jakobs Boten fort sind, wird man weitersehen. Die Apostel konnten in Streit gerathen, hüteten sich aber vor endgiltigem Bruch. Im Bereich der Syrerkirche mochte zwischen den Parochien der Beschnittenen und der Unbeschnittenen der Grenzstrich noch sichtbarer werden: die Häupter der Missionen tauschten von Zeit zu Zeit freundlichen Gruß. Nicht von Petrus wird Paul als Apostat und leichtfertiger Trüger geächtet. Petrus vehmt ihn nicht; findet sich mit ihm ab. Um der heiligen Sache willen.

Sieben Jahre nach dem antiochischen Ritualstreit ist er in Rom. Die Stadt, deren Reiz Gnostiker und Mathematiker, Chaldaeer und Thaumaturgen aller Art anzieht und Israels reiche Söhne westwärts lockt, darf nicht länger ohne Vertreter der jerusalemischen Glaubensgemeinschaft sein. Zog Petrus aus, um den Magier Simon zu widerlegen? Trieb ihn der Geist, dem Heidenapostel zu folgen und die falsche Lehre zu besiegen, wie das Licht die Finsterniß, Wissen die Unwissenheit besiegt, und den Leidenden sein Heilmittel anzubieten? Von Korinth her, wo sein Eifer die Judenchristen zu neuer Zuversicht stärkt, kommt er nach Rom; und findet dort Paul. Den Gegner, den er bewundern muß und dem er sich in andächtiger Liebe zu Jesus verbunden fühlt. Den soll er bekämpfen; Den darf die grelle Judensprache des Trosses sogar schmähen. Der bleibt dennoch stets der Bruder im Glauben an den Gekreuzigten. Erst nach Peters Tode tobt sich (in der Apokalypse) die Wuth der Judenchristen gegen Paulus ungehemmt aus. So lange er lebt, sucht er dem lautesten Haß zu wehren. Er hats leicht. Wer in Rom, der von der Vorsehung zur Weltschicksalswiege bestimmten Stadt, der Christenkirche vorsteht, ist vom Nimbus alter und neuer Herrlichkeit umleuchtet. Daß auch er ihr, ein armer syrischer Fischer, die

Verheißung künftigen Säkularglanzes bringe, konnte die urbs nicht ahnen, als sein Fuß sie betrat. Die Welthauptstadt muß auch zur Hauptstadt der Christenheit werden; und der Jünger, der hier herrscht, thront über allen anderen Aposteln. Gegen ihn aber waffnet sich auch die Kerntruppe der Ungläubigen. Welcher Römer ertrüge den Anblick dieser Judenchristen, denen Satan selbst das Reich Caesars zu regiren scheint, die Neros blinkende Residenz Babylon schelten, mit verdüsterter Mine durch die Reihen der fröhlich Schmausenden schleichen, den Tempeln Zerstörung sinnen und mit ihrem Weltuntergangwahn die heitere Renaissancestimmung trüben? Wer sich vom Wirth so unterscheidet, mit dem schwarzen Gespinnst seines Aberglaubens so alles Erreichbare umflort, ist jeder Schandthat verdächtig. Und das dunkle Gewimmel breitet sich von Tag zu Tag. Wohlerzogene Leute blicken verächtlich auf die Asiaten und sprechen den Namen nicht aus, den die Sekte sich giebt. Das gemeine Volk heißt sie Christen, berichtet Tacitus; und aus dieser Masse rekrutirt sie sich reichlich. Was will da werden? Ist dieses Unkrautes Wurzel unausjätbar, da es, so oft mans mähte, üppiger nur emporschießt? Hof und Gesellschaft werden unruhig; des Pöbels Argwohn wird auf die Feinde der Menschheit gelenkt. Die Christen sind Brandstifter, Brunnenvergifter, Kinderschlächter; sie unterwühlen den ragenden Sitz des Kaisers und hetzen die Sklaven zum Aufruhr. Und diese tückische Brut haben wir vor den Juden geschützt? Hängt sie; speit ihnen Geifer ins Antlitz; zeichnet ihrem gekreuzigten Spelunkengott einen Eselskopf. Vergebens mahnt Paul, der Obrigkeit unterthan zu sein und selbst harten Druck hinzunehmen. Lehrt Peters milde Galiläerseele die Ruhe als erste Bürgerpflicht. Rom hält Beide für Heuchler. Hört, wie aus dem Dunkel die Hoffnung auf das Nahen des Messias emporstöhnt, emporjubelt; Dessen, der als Befreier kommen wird; als Erlöser geknechteter Massen. Und ist schon enschlossen, den Schrecken in rother Fluth wegzuschwemmen.

Petrus sucht in seinen Episteln an die versprengten Christen den Verdacht zu entkräften. „Haltet, als Fremdlinge, als Heimlose, auf ehrbaren Wandel, damit Alle, die Euch als Uebelthäter verleumden, Eure guten Werke sehen. Gehorchet, um des Herrn willen, dem König und seinen Hauptleuten. Zollt Jedem gebührende Achtung; liebet die Brüder; fürchtet Gott; ehret den König. Zeigt Euch als freie Menschen; nicht als Solche, denen die Freiheit nur, wie ein Mantel, böses Trachten verbergen hilft. Und Ihr, Sklaven, seid unterthan Eurem Gebieter; nicht dem gütigen menschlich fühlenden nur, nein: auch dem argen. Denn begnadet ist, wer für seinen Glauben Ungerechtes erleidet. Jesus, der für Euch litt, sei Euch Vorbild. Da er gekränkt ward, kränkte er Keinen; ver-

galt Mißhandlung nie mit Drohung; stellte seine Sache dem gerechten Richter anheim. Seid fröhlich in dem Bewußtsein, das Leid des Herrn mitzuleiden, und empfindet als Glück die Schmähung, die Euch der Name des Gesalbten einträgt.“ Vergebens. Als Nero am neunzehnten Juli 64, um das Schauspiel des Brandes von Troja zu erleben, Rom zum Flammenmeer gemacht hat, denunzirt er die Christen, erpreßt ihnen auf der Folter das Geständniß der Brandstiftung und läßt sie unter Höllenqualen verröcheln. Sind sie nicht Feinde der Bilder, von denen die Stadt gleißte? Kündete ihre Weissagung nicht, die Menschenwelt werde in Feuer vergehen? Jauchzten nicht Etliche von ihnen, als die Flammen am Leib der Kaiserstadt aufzüngelten? Brüsteten sich mit der Verwirklichung des Prophetenwortes? Sperrt sie in den feuchtesten Kerker. Werft sie den wildesten Bestien zum Fraß vor. Schnürt sie im Amphitheater an Pfähle und laßt die nackten Leiber peitschen, bis die Feuersbrunst das Fleisch verzehrt hat. Lebende Fackeln mögen uns, sterbende, leuchten. Keusche Christenjungfrauen nehmt, reißt ihnen das Gewand von den feinen Gliedern, bindet ihr Haar an die Hörner wüthender Stiere und schleift sie, vor tausend gierigen Augen, so durch den Cirkus. Die Schönsten wird des Kaisers Majestät selbst beim großen Gartenfest schänden; nicht Mädchen nur: auch Jünglinge. Im Fell eines wilden Thieres sättigt er sich vor Aller Blick an ihnen. Wie groß die Zahl Derer war, die so umkamen, ist kaum zu errechnen Und von Rom flogen die Funken des stiebenden Hasses bis nach Kleinasien hinüber. Ueberall wurde der Christ verfolgt, angeschuldigt, als hostis deorum atque hominum, als humani generis inimicus zur härtesten Pön verurtheilt. Mordete dieser Fanatismus, den ein irrer Komoediant aufgepeitscht hat, um von seinem caesarisch ungeheuren Verbrechen die Aufmerksamkeit abzulenken, auch die feindlichen Brüder Peter und Paul? Rächte Nero an ihnen, daß sie ihm zwei Liebchen, eine Sklavin und einen Lustknaben, bekehrt hatten? Die Götter wissens. Menschenhand hat nur verzeichnet, daß Petrus den Martyrtod starb; und wahrscheinlich ist, daß Paulus das selbe Schicksal fand. Der Fischer aus Kapernaum, der sein Weib hinrichten sah, ward gekreuzigt; um noch im Tod nicht zu nah an den großen Nazarener zu rücken, bat er und erlangte, daß die Füße an die Spitze des Kreuzes genagelt wurden und der Kopf herabhing. Nie durfte er auch von fern nur dem Meister ähneln. Wollte noch sterbend, als Römerbischof, nur Diener sein und der heiligen Sache hörig.

Ob der Tod die Beiden zur selben Zeit in sein Schattenreich riß? Den Sanften und den Starken? Petrus, der sich in dem Pflichtenkreis des Judenmissionars beschied, und Paulus, der den Sektenglauben zur Weltreligion ge-

weitet hat? Die Legende hat sie als Sterbende noch einmal vereint. Und zu einander gehören sie, die Schöpfer des neuen Rom, wie Romulus und Remus. Mit des Glaubens Schild und Schwert haben sie einander den Boden streitig gemacht, jede eroberte Fußbreite geschirmt; doch nie aufgehört, über die Wälle des Parteiwahnes hinweg einander den Gruß brüderlicher Liebe zu senden. Beide brauchte die junge Kirche. In dem Judaeochristianismus (Peters), sagt Renan, lebte der konservative Sinn, ohne den nichts Haltbares wird; in dem Hellenismus (Pauls) die Tendenz zum Fortschritt, die erst das rechte Leben spendet. „Aus dem Kampf gegnerischer Gewalten entsteht das Leben. Wo sich kein Lüftchen regt und Alles beim Alten bleibt, ist der Tod eben so nah wie im rasenden Ungewitter der Revolution." In der Zeit der Legendenbildung haben die ersten Jahrhunderte dem Heidenapostel gehört. Paulus war, der große Theologe, bis ins sechste Säkulum der Vollender christlicher Metaphysik. Dann, im Mittelalter, verbleicht seines Namens Glanz. Petrus überstrahlt ihn; der Bischof von Rom, der pappas der Christenheit. Dem ließ der Herr die Schlüsselgewalt. Was er hienieden bindet und löst, Das ist auch fürs Himmelreich gebunden und gelöst. Petrus und Rom: die untrennbar aneinandergeschmiedeten Namen bedeuten die höchste Macht, die Sterblichen je über die Geister gegeben ward. Petri Nachfolger sind die Päpste, unter deren Wink der Erdkreis erbebt, die Könige auf die Knie zwingen, Kronen zerbrechen, Staaten, wie es ihnen gefällt, blühen und welken lassen, auf die Mähne des Leun und den Schuppenleib des Drachens den Fuß setzen und den Himmel entriegeln oder sperren. Göttern näher als Menschen. Erst als, beim Dämmern der Reformation, die Allmacht der Päpste schwindet, kommt wieder Pauli Zeit.

Das Genie des Weltmannes, dem bei Damaskus die Gnade der Erleuchtung ward, hat für das Wachsthum der Christengemeinde mehr vermocht als der national begrenzte Geist des armen, einfältigen Fischers von Genezareth. Viel mehr. Paulus hat den Stifter des neuen Bundes nicht gekannt und war schon deshalb zu zärtlicher Rücksicht auf das besondere Wollen des Meisters niemals verpflichtet. Konnte auch deshalb aber nicht Ahnherr der höchsten Hirten werden. Dazu taugte nur Einer, der dem Herrn auf der Weide nah war. Der den Duft seines Wesens mit sich über die Erde trug. Der Aermste, Einfältigste am Besten, so lange die Urchristenlegende fortwirken sollte. „Das Himmelreich gleicht einem Netz, das ins Meer geworfen ist, damit sich allerlei Seethierart darin fange; wenn es aber voll ist, so ziehen sie es heraus an das Ufer, sitzen und lesen die guten Fischlein in ein Gefäß zusammen und werfen die faulen weg." Also hat Jesus am Galiläermeer gesprochen. Und den Söh-

nen Jonas verheißen, sie zu Menschenfischern zu machen. Glaubten sie ihm sogleich? Lukas berichtet, der Meister habe zuerst in Petri Kahn gepredigt und dann gerathen, hinauszusteuern, um einen Zug zu thun. Herr (so läßt der dritte Evangelist den Simon Petrus sprechen), wir haben uns die ganze Nacht hindurch gemüht und nichts gefangen; doch auf Dein Wort will ich das Netz noch einmal auswerfen. Da seien nun so viele Fische gefangen worden, daß zwei Schiffe voll wurden und Petrus in Aengsten auf die Knie sank und sich der Sünde zieh. „Fürchte Dich nicht; denn fortan wirst Du Menschen fangen." Nun erst folgt ihm der Ueberzeugte. Läßt aber das Handwerk nicht, das ihn und die Seinen nährt. Noch nach dem Tode des Lehrers fischt er im Tiberiassee mit den Freunden. Wieder bleibt das Netz leer, bis Jesus sie beräth. Als Petrus hört, daß der Herr zurückgekehrt sei, kleidet er sich mit dem Hemd und wirft sich, den Auferstandenen zu umfangen, ins Meer. Zieht dann hundertdreiundfünfzig große Fische ans Land; „und wiewohl ihrer so viele waren, zerriß das Netz nicht." Hundertdreiundfünfzig verschiedene Fischarten, bemerkt zu dieser Stelle der Kirchenvater Hieronymus, giebt es nach der Feststellung gelehrter Autoren, insbesondere des Oppian aus Kilikien; und die Erzählung (im Evangelium Johannis) bedeutet uns, daß die Apostel alle Menschensorten aus dem Meer des wilden Lebens in die Seligkeit zogen; Reiche und Arme, Vornehme und Geringe; aus jeder Schicht die Würdigsten. An diesem Fang hatte Petrus einen beträchtlichen Theil. Viele gute Fischlein las er in das Gefäß der Glaubensgemeinschaft zusammen. Und prahlte niemals mit seiner Leistung. Drum hat zu ihm, am selbigen Tag des großen Fischfanges, der heimgekehrte Hirt zu dreien Malen gesprochen: „Weide meine Lämmer!" Ihn also sich zum Erben gesetzt.

Warum gerade ihn? Weil Dieser von festem Menschenverstand war, weltlichem Geschäft nicht fremd und doch stillen Wesens; rasch zur That und dennoch in Demuth bescheiden. Weil Dieser zu fragen wagte, wo die Anderen scheu verstummten, und, wo sie gläubige Andacht heucheln zu müssen wähnten, seinem Zweifel eine Zunge lieh. Hilft der Nazarener wirklich zu reichem Fang? Schreitet er auf dem Wasser wie auf dem festen Boden der Erde? Kehrt er als Körper uns, nicht als Schatten nur, aus der Gruft zurück? Immer will Dieser Beweis. Taugt deshalb nicht für das heiligste Amt, dessen Verweser in der Vision die Wahrheit erkennen und nicht vom Augenschein noch vom betastenden Finger den Beweis der Richtigkeit fordern muß. Doch um so besser für irdische Arbeit, die stetige Ruhe, Abwägung aller Möglichkeiten, klare Einsicht in das für die Alltagspraxis Nothwendige, Eifer und Schmiegsamkeit verlangt. Der für solche Arbeit nützliche Glaube kommt nur

aus Zweifeln. Was einmal bewiesen ist, kann leicht auch Anderen bewiesen werden, wenn an solchem Beweis die Bekehrung hängt. Was die Ekstase offenbart hat, ist nur für Einen; läßt sich nicht weitergeben; nur vom Genie der Welt als Vorstellung aufzwingen (und ein kluger Organisator stellt die geniale Ausnahme nie in seine Rechnung). Dieser wird sein Netz einziehen, wenn übermächtige Gefahr droht; und es, ist sie vorübergehuscht, mit ruhiger Hand wieder auswerfen. Irdisches wird er bedenken, ehe er bindet und löst. Und ist dabei der Kühnste: folgt dem Herrn bis in die Flur des Priesterpalastes.

In Hanans Haus weint Petrus bitterlich. Nicht, weil er den Herrn verleugnet hat (frommte es denn dem Lehrer, wenn der Schüler mit ihm aus der Zeitlichkeit schritte?), sondern, weil er entschwundener Weisheit gedenkt, die ihn so richtig auch diesmal erkannt, so gütig in seines Menschenwesens Schranken gewiesen hat. „Mit Dir in den Tod": hatte er eifernd gerufen. Und merkt nun, wie thöricht es wäre, Einem zu folgen, der auf seinem himmelansteigenden Wege kein Gefolge braucht, brauchen kann; wie unnützlich der Kampf gegen das Rudel des Pfaffengesindes; wie vermessen der Wunsch, dem Unvergleichlichen im Schicksal zu gleichen. Weil der Große seine Lehre bis ans Ende leben, mit seinem Blut auf dürrem Boden die junge Saat düngen muß, darf ein Kleiner sich in die Martyrpose recken? Menschen zu fischen und auf der Trift die Lämmlein zu weiden, ist ihm befohlen. Diesem Gebot hat er sich, ohne Schwärmerüberschwang und ehrgeizigen Gestus, zu erhalten. Und thuts. Murrt nicht, da er den Zehn als der nach Judas aus Kariot unzuverlässigste Jünger erscheint. Nicht, als Paulus zuerst, dann auch Jakobus ihn vom ersten Platz wegzuschieben trachtet. Als dem hellenischen Heidenapostel das Glück lächelt. Zu oft sah er, wie des Herrn Verheißung Wirklichkeit wurde, um je nun noch zweifeln zu können. Das Hirtenamt, die Schlüsselgewalt, das Recht zu Bindung und Lösung für Zeit und Ewigkeit nimmt ihm auch die Gewaltthat des Stärksten nicht. Still sitzt er, betreut in der Enge die Heerde; oder sorgt, daß in seinem Netz keine Masche sich lockere. Duckt sich vor dem Unwetter und hebt, wenns verrollt ist, zu neuem Wächterblick auf den Kreis der Pflichten das Haupt. Schickt sich, ein von Erfahrung Gezauster, in jede Zeit und mißt die Kraft, bevor er sie einsetzt. Nicht ein Held, den Goldglanz umsprüht und Drommeten umjubeln, daß der Feind vor ihm zage. Ein schlichter Mann, der das Gute will, wenn es frommem Eifer erreichbar ist, Händel scheut, doch in unvermeidlichen sich wacker hält und für eine Sache lebt, nicht für den Spiegelruhm seiner eitlen Person. Ein Mann aus dem Volk, der an selbstloses Dienen gewöhnt ward und unbeneidet den schmalen Spalt öffnen darf, durch den der Apostelerbe in die Papstglorie schreitet.

❧

Tagebuch eines Schülers.

Als Progymnasiast sollte man eigentlich anfangen, ein Wenig ernsthaft über das Leben nachzudenken. Nun: Das gerade will ich versuchen. Einer unserer Lehrer heißt Wächli. Ich muß immer lachen, wenn ich an Wächli denke; er ist doch zu komisch. Er giebt immer Ohrfeigen, aber diese seltsamen Ohrfeigen thun gar nicht weh. Der Mann hat es noch nicht gelernt, richtige, gutsitzende Ohrfeigen zu geben. Er ist der gutmüthigste, drolligste Mensch der Welt; und wie ärgern wir ihn! Das ist nicht edel. Wir Schüler sind überhaupt keine vornehmen Naturen; uns fehlt vielfach das schöne abmessende Taktgefühl. Warum stürzen wir uns mit unserem Witz eigentlich gerade über einen Wächli? Wir haben wenig Muth; wir verdienten einen Inquisitor zum Vorgesetzten. Ist Wächli einmal vergnügt und heiter, dann benehmen wir uns so, daß seine muntere, zufriedene Stimmung augenblicklich davonfliegen muß. Ist Das richtig? Kaum. Ist er zornig, so lachen wir ihn nur aus. Ach, es giebt Menschen, die im Zorn so komisch sind; und gerade Wächli scheint zu dieser Sorte zu gehören. Des Meerrohres bedient er sich nur ganz selten; er ist sehr selten in solcher Wuth, daß er nöthig hat, zu diesem widerwärtigen Mittel zu greifen. Dick und groß ist er von Gestalt und sein Gesicht ist purpurroth angelaufen. Was soll ich noch sonst von diesem Wächli sagen? Im Allgemeinen, scheint mir, hat er seinen Beruf verpaßt. Er sollte Bienenzüchter sein oder so Etwas. Er thut mir leid.

— —

Bloch (so heißt unser Französischlehrer) ist ein langer, dürrer Mensch von unsympathischem Wesen. Er hat dicke Lippen und die Augen möchte man auch dick und aufgeblasen nennen; sie ähneln den Lippen. Er spricht boshaft und geläufig. Das hasse ich. Ich bin sonst ein ganz guter Schüler, aber bei Bloch habe ich meistens nur Mißerfolge zu verzeichnen. Das kommt jedenfalls daher, daß dieser Mensch mir das Lernen verleidet. Man muß ein unempfindlicher Kerl sein, um bei Bloch gut und brav dazustehen. Nie kommt er aus sich heraus. Wie verletzend ist Das für uns Schüler, empfinden zu müssen, daß wir ganz außer Stande sind, diese lederne Briefmappe von Mensch irgendwie ärgern zu können. Er gleicht einer Wachsfigur und Das hat etwas Unheimliches und Schreckliches. Er muß einen häßlichen Charakter haben und ein abscheuliches Familienleben führen. Gott behüte Einen vor solch einem Vater. Mein Vater ist ein Juwel: Das empfinde ich besonders lebhaft, wenn ich Bloch betrachte. Wie steif er immer dasteht: so, als wenn er zur Hälfte aus Holz und zur Hälfte aus Eisen wäre. Wenn man bei ihm nichts kann, so höhnt er Einen aus. Andere Lehrer werden doch wenigstens wüthend. Das thut Einem wohl, denn man erwartet es. Ehrliche Entrüstung macht einen so

guten Eindruck. Nein, kalt steht er da, dieser Bloch, und konstatirt Lob oder Tadel. Sein Lob ist schmierig, denn es erwärmt Einen gar nicht; und mit seinem Tadel weiß man nichts anzufangen, denn er kommt aus ganz trockenem, gleichgiltigem Mund. Bei Bloch verwünscht man die Schule; er ist auch gar kein rechter Lehrer. Ein Lehrer, der die Gemüther nicht zu bewegen versteht... Aber was rede ich da? Thatsache ist, daß Bloch mein Französischlehrer ist. Das ist traurig, aber es ist eine Thatsache.

— —

Neumann, genannt Neumeli: wer möchte sich nicht wälzen vor Lachen, wenn von diesem Lehrer die Rede ist? Neumann ist unser Turnlehrer und zugleich unser Schönschreiblehrer; er hat rothes Haar und finstere, vergrämte, spitze Gesichtszüge. Er ist vielleicht ein sehr, sehr unglücklicher Mensch. Er ärgert sich immer so wahnsinnig. Wir haben ihn vollständig in unserer Hand, wir sind ihm vollkommen überlegen. Solche Menschen, wie er, flößen keinen Respekt ein; zuweilen Furcht, nämlich dann, wenn sie vor Zorn den gesunden Verstand zu verlieren scheinen. Er kann sich gar nicht ein Bischen beherrschen, sondern jagt scheinbar alle seine Empfindungen bei jeder kleinsten Gelegenheit in ein Loch hinab, in den Aerger. Gewiß geben wir ihm Aerger-Anlaß. Aber warum hat er so lächerlich rothes Haar? So vortreffliche Pantoffelheldmanieren? Einer meiner Schulkameraden heißt Junge; er will Koch werden, sagt er. Dieser Junge hat einen so herrlich ausgeprägten Hintern. Muß er nun Rumpfbeuge machen, so tritt der Hintere von Junge noch toller zum Vorschein. Da lacht man eben; und Neumann haßt das Lachen furchtbar. Es ist ja auch etwas Scheußliches, solch ein ganzes, ineinandertönendes und gellendes Klassengelächter. Wenn eine ganze Klasse nur so herauslacht: zu was für Mitteln muß dann ein Lehrer greifen, um sie zu besänftigen? Zur Würde? Das nützt ihm gar nichts. Ein Neumann hat überhaupt keine richtige Würde. Ich liebe die Turnstunde sehr und den lieben Junge möchte ich küssen. Man lacht so gern unmäßig. Zu Junge bin ich artig; ich mag ihn sehr gern. Ich gehe oft mit ihm spaziren; und dann reden wir vom bevorstehenden, ernsten Leben.

— —

Rektor Wyß ist eine baumlange Erscheinung von soldatischer Haltung. Wir fürchten und achten ihn; diese beiden soliden Empfindungen sind ein Bischen langweilig. Ich kann mir die Rektoren von Progymnasien jetzt gar nicht mehr anders vorstellen als so, wie dieser Rektor Wyß aussieht. Uebrigens: zu prügeln versteht er ausgezeichnet. Er nimmt Einen aufs Knie und haut Einen fürchterlich durch; nicht gerade barbarisch. Die Prügel von Wyß haben etwas Ordnungsgemäßes; man hat, während man diese Hiebe zu kosten bekommt, das angenehme Gefühl, es sei eine vernünftige, gerechte Strafe. Dadurch geschieht nichts Entsetzliches Der Mann, der so meisterlich prügeln kann, muß gewissermaßen human sein. Ich glaube Das auch.

— —

Eine ganz sonderbare Figur und ein seltenes Lehrerexemplar, wie mir scheint, ist Herr Jakob, der Geographielehrer. Er gleicht einem Einsiedler oder einem sinnenden alten Dichter. Er ist über siebenzig Jahre alt und hat große, leuchtende Augen. Er ist ein schöner, prachtvoller Alter. Sein Bart reicht ihm bis auf die Brust herab. Was muß diese Brust nicht schon Alles empfunden und gekämpft haben! Ich, als Schüler, muß mir unwillkürlich Mühe geben, so Etwas in Gedanken mitzuerleben. Es ist grauenhaft, zu denken, wie vielen Jungen dieser Mann schon die edle Geographie eingeprägt hat. Und viele dieser Jungen sind jetzt schon erwachsene Menschen; sie stehen längst mitten im Leben und mancher von ihnen wird seine Geographie-Kenntnisse vielleicht haben brauchen können. An der Wand, dicht neben dem alten Jakob, den wir übrigens Kobi nennen, hängt die Landkarte, so daß man sich Jakob ohne dazugehörige Landkarte gar nicht mehr vorstellen kann. Da sieht man das zerrissene, vielfarbige und vielgestaltige Europa, das breite, große Rußland, das unheimliche, weit sich ausdehnende Asien, das zierliche, einem schöngeschwänzten Vogel ähnliche Japan, das in die Meere hinausgeworfene Australien; Indien und Egypten und Afrika, das Einen sogar auf der körperlosen Karte dunkel und unerforscht anmuthet, dann Nord- und Südamerika und die beiden räthselhaften Pole. Ja, ich muß sagen, ich liebe die Geographiestunde leidenschaftlich; ich lerne da auch ganz mühelos. Es ist mir, als sei mein Verstand ein Schiffskapitänsverstand: so glatt geht es. Und wie weiß der alte Jakob durch Einflechten von abenteuerlichen Geschichten aus Schulung und Erfahrung diese Stunde interessant zu machen! Dann rollen seine alten, großen Augen vielsagend hin und her und es ist Einem, als kenne dieser Mann alle Länder und alle Meere der Erde aus eigener Anschauung. In keiner anderen Stunde strotzen wir Schüler so von mitempfindender Phantasie. Hier erleben wir jedesmal Etwas, hier horchen wir und sind still; freilich: ein alter, erfahrener Mensch redet zu uns und Das zwingt eben zur Aufmerksamkeit ganz von selber. Gottlob, daß wir hier im Progymnasium keine ganz jungen Lehrer haben. Das wäre nicht zum Aushalten. Was kann ein junger Mann, der selber kaum erst das Leben geschaut hat, mitzutheilen und anzuregen haben? Ein solcher Mensch kann Einem nur kalte, oberflächliche Kenntnisse beibringen oder er muß dann eine seltene Ausnahme sein und durch sein bloßes Wesen zu bezaubern wissen. Lehrer sein: Das ist jedenfalls schwer. Gott, wir Schüler machen ja solche Ansprüche. Und wie abscheulich wir eigentlich sind! Sogar über den alten Jakob machen wir uns zu Zeiten lustig. Dann wird er fürchterlich zornig; und ich kenne nichts Erhabeneres als den Zorn dieses alten Schulmeisters. Er zittert an allen seinen gebrechlichen Gliedern furchtbar und unwillkürlich schämen wir uns nachher, ihn gereizt zu haben.

— —

Unser Zeichenlehrer heißt Lanz. Lanz sollte eigentlich unser Tanzlehrer sein; er kann so prächtig hin und herhüpfen. Apropos: warum erhalten wir keinen Tanzunterricht? Ich finde, man thut gar nichts, uns zur Anmuth und zu einem schönen Benehmen zu bewegen. Wir sind und bleiben sehr wahrscheinlich die reinen Flegel. Um auf Lehrer Lanz zurückzukommen: er ist unter den Lehrern der jüngste und zuversichtlichste. Er bildet sich ein, wir hätten Respekt vor ihm. Mag er selig werden mit diesem Gedanken. Uebrigens kennt er gar keinen Humor. Er ist kein Schullehrer, sondern ein Dresseur; er gehört in den Cirkus. Das Hauen macht ihm, wie es scheint, seelisches Vergnügen. Das ist brutal: wir haben daher Ursache, ihn zu necken und zu verachten. Sein Vorgänger, der alte Herr Häuselmann, genannt Hüseler, war ein Schwein; er mußte das Unterrichtgeben eines Tages aufgeben. Dieser Hüseler erlaubte sich ganz sonderbare Dinge. Ich selbst fühle noch immer auf meiner Wange seine alte, knöcherne, widerwärtige Hand, mit welcher er in der Stunde uns Jungen gestreichelt und geliebkost hat. Als er sich dann herausnahm, was keine Feder beschreiben kann, wurde er seines Amtes enthoben. Nun haben wir Lanz. Jener war abscheulich, Dieser aber ist eitel und grob. Kein Lehrer! Lehrer dürfen nicht so von sich selbst eingenommen sein.

— —

Unser lustigster und kühnster Schulkamerad heißt Fritz Kocher. Dieser Kocher steht meist in der Arithmetikstunde von der Bank auf, hebt den Zeigefinger dumm in die Höhe und bittet Herrn Bur, den Rechenlehrer, ihn doch hinausgehen lassen zu wollen; er habe den Durchlauf. Bur sagt dann, er wisse schon, was Fritz Kochers Durchlauf zu bedeuten habe, und ermahnt ihn, ruhig zu sein. Wir Anderen lachen dann natürlich gräßlich; und (o Wunder!) hier steht ein Lehrer, der einfach mitlacht. Und sonderbar: Das flößt uns fast augenblicklich Achtung und Vorliebe für diesen seltenen Mann ein. Wir verstummen mit Lachen, denn Bur versteht es meisterlich, unsere Aufmerksamkeit sofort wieder für die ernsten Dinge zurückzugewinnen. Sein Lehrerernst hat etwas Bezauberndes und ich glaube, Das kommt daher, daß Bur ein Mann von außerordentlicher Aufrichtigkeit und Charakterstärke ist. Wir lauschen auf seine Worte gespannt, denn er kommt uns fast räthselhaft klug vor; und dann ist er nie ärgerlich, er ist, im Gegentheil, immer lebhaft, fröhlich und munter, da dürfen wir das glückliche Gefühl haben, seine Schulpflicht sei diesem Mann angenehm. Das schmeichelt uns eben ganz gewaltig und wir glauben, ihm dankbar dafür sein zu müssen, daß er in uns keine Lebensverbitterer und Quälgeister erblickt, und führen uns brav auf. Wie komisch kann er sein, wenn es ihm darum zu thun ist! In solchen Fällen empfinden wir aber auch, daß er sich nur uns zu Liebe ein Wenig verwandelt, um uns einen billigen, unschädlichen Spaß zu gönnen. Wir sehen, daß er fast ein Künstler

ist; wir merken, daß er uns achtet. Er ist ein prächtiger Kerl. Und wie man bei ihm faßt und lernt! Er weiß den unkörperlichsten, unsinnlichsten Dingen Form, Sinn und Inhalt zu geben, daß es eine wahre Freude ist. Den Fritz Kocher, den ein anderer Lehrer verdammen und verfolgen würde, hat er gern wegen der unglaublichen Gerissenheit seiner Einfälle. Das scheint mir bedeutend, daß ein so tüchtiger, erfahrener Mann mit der spitzbübischen Lümmelhaftigkeit sympathisiren kann. Es muß eine noble, große Seele in Bur stecken. Er besitzt Güte und Heiterkeit. Daneben ist er sehr energisch. Er macht uns fast Alle in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu schneidigen Rechnern. Dabei behandelt er die Dümmeren unter uns schonend. Diesen Bur zu ärgern, würde uns nie einfallen; sein Auftreten läßt gar nicht an so Etwas auch nur denken.

— —

Herr von Bergen war früher unser Turnlehrer; jetzt ist er Versicherungagent. Möge er gute Geschäfte machen! Er hat wohl selbst gefühlt, daß er zum Erzieher nicht taugt. Eine hochelegante Erscheinung. Was aber nützen einem Schuljungen gutsitzende Hosen und kleidsame Röcke? Er war übrigens nicht schlecht; er gab nur zu gern „Tatzen“. Der Sohn eines Schlächtermeisters mußte dem Herrn von Bergen immer die arme kleine Tatze darhalten, um einen scharfgezogenen, beißenden Meerrohrhieb darauf zu empfangen. Ich erinnere mich noch, und nur zu deutlich, wie mich Das empörte. Ich hätte damals dem fein gekleideten, parfumirten Quäler den Kopf abschlagen mögen.

— —

Ich will meine Galerie sehenswerther Lehrerbilder mit Doktor Merz abschließen. Merz ist unter sämmtlichen Lehrern scheinbar der gebildetste, er schreibt sogar Bücher; aber dieser Umstand hindert seine Schüler nicht, ihn von Zeit zu Zeit lächerlich zu finden. Er ist Geschicht- und zugleich Deutsch-Lehrer; er hat einen übertrieben hohen Begriff von Allem, was klassisch ist. Klassisch ist aber bisweilen auch sein Betragen. Er trägt Stiefel, als wenn er in die Schlacht reiten wollte; und in der That: es setzt oft in der Deutschstunde wahre Schlachten ab. Er ist klein und unscheinbar von Figur; nimmt man dazu die Kanonenstiefel, so muß man lachen. „Junge, setz Dich. Du hast eine Fünf!“ Junge setzt sich; und Herr Merz notirt eine grimmige, das Zeugniß entstellende Fünf. Einmal hat er sogar der ganzen Klasse eine große, allgemeine Fünf gegeben und dazu geschrien: „Ihr widersetzt Euch, Schurken? Ihr wagt, Euch gegen mich aufzulehnen? Moser, bist Du der Rädelsführer? Ja oder nein?“ Moser, ein tapferer, von uns beinahe vergötterter Junge, erhebt sich vom Platz und sagt in grollendem, unsäglich komischem Ton, er lasse sich nicht Rädelsführer sagen. Wir sterben vor Lachen, wir wachen wieder von diesem schönen Tod auf und sterben ein zweites Mal. Merz aber scheint seinen klassischen Verstand verloren zu haben; er geberdet sich wie unsinnig,

er rennt verzweiflungvoll mit seinem Gelehrtenkopf gegen die Wand, er fuchtelt mit den Händen, er schreit: „Ihr vergiftet mir das Leben, Ihr verderbt mir das Mittagessen, Ihr macht mich verrückt, Ihr Halunken, die Ihr seid! Gesteht es: Ihr trachtet mir nach dem Leben!“ Und er wirft sich der Länge nach auf den Boden. Wie schrecklich! Man sollte es nicht für möglich halten. Und wir, die wir ihm das Mittagessen verderben und versalzen, wir erhalten von ihm die edelsten Anregungen. Wenn er von den alten Griechen erzählt, leuchten seine Augen hinter den Brillengläsern. Sicher begehen wir ein großes Unrecht, den Mann zu so wilden Auftritten zu veranlassen. In ihm vereinigt sich Schönes und Lächerliches, Hohes und Dummes, Vortreffliches und Klägliches. Was können wir dafür, daß die Zahl Fünf uns keinen sonderlichen Schrecken einzujagen vermag? Sind wir verpflichtet, vor heiliger Scheu zu sterben, wenn Einer von uns das „Glück von Edenhall“ von Ludwig Uhland rezitiren muß? „Setz Dich, Du hast eine Fünf!“ So geht es zu in der Deutschstunde. Wie wird es im späteren Leben zugehen? Das frage ich mich.

Robert Walser.

Der Mensch wirkt Alles was er vermag, auf die Menschen durch seine Persönlichkeit; die Jugend am Stärksten auf die Jugend; und hier entspringen auch die reinsten Wirkungen. Diese sind es, welche die Welt beleben und weder moralisch noch physisch aussterben lassen ... Sobald man in Gesellschaft ist, nimmt man vom Herzen den Schlüssel ab und steckt ihn in die Tasche; Die, welche ihn stecken lassen, sind Dummköpfe ... Das ist der glücklichste Mensch, der das Ende seines Lebens mit dem Anfang in Verbindung setzen kann ... Keine Umgebung, selbst die gemeinste nicht, soll in uns das Gefühl des Göttlichen stören, das uns überallhin begleiten und jede Stätte zu einem Tempel einweihen kann ... Es kann wohl sein, daß der Mensch durch öffentliches und häusliches Geschick zu Zeiten gräßlich gedroschen wird; allein das rücksichtlose Schicksal, wenn es die reichen Garben trifft, zerknittert nur das Stroh; die Körner aber spüren nichts davon und springen lustig auf der Tenne hin und wieder, unbekümmert, ob sie zur Mühle, ob sie zum Saatfeld wandern ... Der Rückblick auf so mancherlei Situationen, die man durchlebte, die Erinnerung an so viele Stimmungen, in die man sich versetzt fühlte, macht uns gleichsam wieder jung; und wenn man fühlt, daß man mit den Jahren vielleicht an Uebersicht und Geschmack gewonnen hat, so glaubt man, einigen Ersatz zu sehen, wenn sich Energie und Fülle nach und nach verlieren will ... Fremde Kinder: wir lieben sie nie so sehr als die eignen; Irrthum, das eigene Kind, ist uns dem Herzen so nah ... Der thörichtste von allen Irrthümern ist, wenn junge gute Köpfe glauben, ihre Originalität zu verlieren, indem sie das Wahre anerkennen, das von Anderen schon anerkannt worden ... Der Mensch kann sich nie kennen lernen, sich nie rein als Objekt betrachten. Andere kennen mich besser als ich mich selbst. Nur meine Bezüge zur Außenwelt kann ich kennen und richtig würdigen lernen; darauf sollte man sich beschränken. Mit allem Streben nach Selbstkenntniß, das die Priester, das die Moral uns predigen, kommen wir nicht weiter im Leben, gelangen weder zu Resultaten noch zu wahrer innerer Besserung ... Wißt: verfälscht ist Alles, was uns von der Natur trennt. (Goethe.)

Der heilige Mime.*)

Gelasimus ein Mime war,
Wie alle anderen Mimen waren:
Des Ernstes und der Tugend völlig bar,
Jedoch in allen Lastern schauderhaft erfahren.
Nicht auf der Bühne nur: alltags sogar
Thät er mit Schminke, Lippenroth nicht sparen
Und kräuselte sein lichtgefärbtes Haar.
Kurz: allen Frommen war Gelasimi Gebahren
Ein Aergerniß und Jeglichem war klar,
Er werde als ein feister Höllenbraten
Dereinst dem Teufel in die Faust gerathen.

Jedoch, was that Das dem Gelasimo?
Er war ein Heide; und als Heide so
Von Grund verstockt, daß es ihn doppelt freute,
Ein Lasterknecht und Wollüstling zu sein,
Weil er dadurch des Anstoßes ein Stein
War auf dem Wege aller frommen Leute.

Auch waren Die in jener bösen Zeit
(Als Diokletian, der Schändliche, regirte)
In so verachtet schwacher Minderheit,
Daß ihr Gemurmel Niemanden genirte.
Zeus saß als Sonnengott im Tempel breit
Zu Baalbek, den noch nicht das Kreuzbild zierte:
Zu Baalbek in der alten Götzenstadt,
Da dies Mirakel sich begeben hat.

Heut ist der Ort ein jämmerlicher Flecken,
Wo niedre Beduinenhütten sich
Im Schatten riesigen Mauerwerks verstecken,
Aus dem sich, schön und ungeheuerlich,
Gewaltige Säulen quadernmächtig recken:
Des Tempels Reste, der versank, verblich.
Doch damals stand er noch und um ihn her
Die große Stadt des großen Jupiter.

Man ging auf Straßen, die gepflastert waren
(Wo mag das Pflaster hingekommen sein?),
Vorbei an Goldschmiedläden, an Bazaren,
Hotels, Bordells (und Mancher trat auch ein).

*) Aus der Sammlung „Sonderbare Geschichten“, die (schlicht und nobel ausgestattet) zur Weihnacht bei Georg Müller in München erscheint und vielleicht besser als seit Stilpes Zeit ein anderes Buch den echten Bierbaum von allen Seiten sehen lehrt.

Man schob sich, drängte sich mit Legionaren
Aus Rom und Syrien; Griechen, frech und fein,
Flanirten zwischen Juden und Phönikern
Und andern Volksgenossen: noch antikern.

Man amusirte sich: beim Zeus! Und wie!
Man tanzte; schlug den Ball; man jeute; sah
Entzückt vom sichern Sitze Mensch und Vieh
In wilden Kämpfen sich verbluten; ja,
Man hatte den Genuß, am Kreuze Die
Gepfählt zu sehn, die „Christo gloria"
Voreilig sangen, statt Jovi, dem Vater.
Und außerdem gabs mehr denn zehn Theater.

Davon im feinsten war Gelasimus
(Als erster Held versteht sich) engagirt.
Auch war er Regisseur (Praepositus),
In allen Bombenwirkungen versirt.
Bei jeder Premiere hat am Schluß
Man ihn hervorgerufen: applaudirt,
Bis er erschien und sich mit edler Neigung
Rechts, links verbeugte als zur Dankbezeigung.

Kein Wunder: wenn man solche Beine hat
Wie Gelasim und Augen so voll Feuer,
Daß jede Dame in der großen Stadt,
Als wär ihr Herz ein Strohsack, eine Scheuer
Voll dürren Heus, in Flammen stand, schachmatt
Vor Liebe zu dem süßen Ungeheuer.
Alltäglich brachte ihm der Stadtpostbote
Dreihundert Briefe, meistens rosarothe.

Die kleinen Mädchen in der süßen Zeit
Der ersten Schwellung gruben um die Wette
In Wachs den Namen, trugen unterm Kleid
Auf bloßer Brust ihn; seine Statuette
Aus Alabaster lag, gebenedeit
Durch manchen Kuß, in manchem Backfischbette,
Indeß die mehr schon vorgeschrittenen Damen
Anstatt des Bilds den Mimen selber nahmen.

Und auch die Rezensenten wagtens, ihm
Nicht zu kredenzen ihren Wermuthbecher.
Der blutige Schmul selbst hieß ihn Seraphim
(Er, dem sonst alle Mimen schäbige Schächer).
So kams, wies mußte: unser Gelasim
Wurde von Tag zu Tage eitler, frecher.
Man durfte wirklich bald schon Denen glauben,
Die zweifelten an seines Hirnes Schrauben.

Er sprach nur noch per „Wir“, er ließ sich nur
Noch von Aetiopiern in Sänften tragen,
Und wenn er wirklich einmal Wagen fuhr,
So wars vierspännig und im Muschelwagen;
Die Frau des Gouverneurs sogar beim Jour
Ließ er vergeblich warten und ihr sagen:
Er habe heute Besseres zu thun,
Doch morgen werd er dazüsein geruhn.

Natürlich wählte er die Stücke aus,
In denen er dem Publikum sich zeigte,
Und strich und änderte: es war ein Graus,
Daß mancher Autor jähen Tods erbleichte.
Dann schrieb er selbst ein Drama. Das hieß „Laus
Imperatori“. Das Gehirn erweichte
Jedwedem, der es sah. Ihm ist der Orden
Für Kunst und Wissenschaft geworden.

Doch, wies nun beim Theater ging (und geht):
Manch Stück gefällt zwar, weil der Herr Verfasser
Beim Publikum in großer Liebe steht:
Jedoch gefällt es — durch. Wie Wind und Wasser
Ist Gunst des Publikums: verfließt, verweht,
Wenns darauf ankommt. Fragte an der Kaß er:
„Wie ist das Haus heut?“ ward zur Antwort ihm:
„Laus zieht nicht — leer!“ Das kränkte Gelasim.

Laus zieht nicht! dachte düster er bei sich:
Das Edelste, das ich zu geben habe,
Gilt ihnen nichts. Was zieht denn eigentlich?
Lock ich vielleicht mit meiner Mimengabe?
Ach nein, ich fühls: sie wolln ganz einfach mich:
Ich bin nichts weiter als ihr Freudenknabe.
Im Grunde werd ich schauderhaft verkannt.
O Volk, o Welt, wie seid Ihr degoutant!

Gelasimus, beleidigt im Genie,
Verfiel in ungewohnte böse Laune.
Erst war sie grau, dann schwarz: Melancholie
Saß faltig über jeder Augenbraune.
Schon floh der Mime zur Philosophie;
Und bald erhob sich ringsum das Geraune:
Gelasimus der Schöne hat den Spleen:
Er abonnirt das Weisheitmagazin.

Man lächelte; und hinter den Coulissen
(Wenn ich so sagen darf, da, wie bekannt,
Es keine gab) ward mancher Witz gerissen;
Denn Mimen waren immer medisant,

Perfid, gemein und kalauerbeflissen:
Schon wurde Heraklit der Dunkle er genannt.
Bald wird er, dachten froh die Konkurrenten,
In einem Nervensanatorium enden.

Der Herr Direktor machte keine Witze.
Dem wars zu ernst dazu. Das leere Haus
Erzeugte im Gemüth ihm Siedehitze
Und all sein Zorn galt dem Autor der „Laus“.
„Du hast den Orden, ich die leeren Sitze.
Das paßt mir nicht!“ so rief er wüthend aus.
„Beschränke Dich auf Deine schöne Waden
Und laß das Dichten! Denn es bringt mir Schaden.“

So lernte Gelasim die Wahrheit kosten,
Daß jeder hohe Sessel wacklig ist
Und daß auch goldne Lorberblätter rosten,
Bewirft sie Mißerfolg mit feuchtem Mist.
Am Liebsten hätt er den verlornen Posten
Sogleich verlassen ohne Kündigungfrist,
Hätt ihn nicht Schuldenlast gefesselt ehern
Wohl an ein Schock von grimmen Manichäern.

Und er ging in sich und begann, zu grübeln:
Was hab ich nun von meiner Eitelkeit?
Verworfen bin ich, machtlos allen Uebeln,
Gebundnem Opferthiere gleich, geweiht:
Das Unglück übergießt mich wie aus Kübeln,
Wo ist der Gott, der gnädig mich befreit?
Erleuchtung! Kann mich Frömmigkeit noch retten,
So frequentir' ich gern die heiligen Stätten.

Er thats. Fort von den Philosophen ging er
Stracks zu den Priestern: und mit offner Hand,
Als Tempelspender und als Opferbringer;
Bei allen Göttern ward er Supplikant.
Kaum hatte Raum der riesige Opferzwinger
Für all das Vieh, von Gelasim gesandt.
Die Priester lächelten: Kein Menschenmagen
Kann eines Mimen Frömmigkeit ertragen.

Jedoch gewährten sie ihm alle Gnaden
Der Götter, die er flehentlich erbat.
Er durfte sich im Venustempel baden;
Des Zeus Orakel gab ihm dunklen Rath;
Er aß, zu viel beinah, geweihte Fladen;
Trug Amulette im Sakra'format.
Half Alles nichts. Es blieb die alte Leier:
In seinem Herzen brauten Nebelschleier.

Da, eines Tags, nach endlos langer Probe
Zu einem neuen Stücke, kam zu ihm,
Bescheiden wartend vor der Garderobe,
Ein junges Mädchen, flüsternd: „Gelasim!
Lies dieses Buch, zu Jesu Christi Lobe
Verfaßt vom Patriarchen Joachim!“
Der Mime dachte: Sonderbares Mädchen!
Bringt keinen Liebesbrief, bringt ein Traktätchen!

Da war sie auch schon weg. Im Korridore
Sah Gelasim nur einen Schleier wehn
Aus dunkelgrauem, schwarzgesäumtem Flore.
Er blieb betroffen eine Weile stehn.
„Die ist doch sicher nicht aus unserem Chore ....
So einen Flor hat man hier nie gesehn“,
Sprach er für sich; „mir wird nicht ganz geheuer
Bei diesem dunkelgrauen Abenteuer.“

Und warf das Buch hin zu den Schminkedosen,
Als klebe Zauber dran und dunkler Fluch
Von unheimlichen Mächten: namenlosen.
Und warf darüber noch ein schwarzes Tuch.
Und ging nach Haus mit fliehenden Schritten, großen,
Als flög, ein Schatten, hinter ihm das Buch.
Und war bedrückt, verwirrt: umhergerissen
Von Ahnungen, Mahnungen, wie in Finsternissen.

Er warf sich hin aufs üppige Ruhebette
(Von Baalbeks Bosheit wurde es genannt:
Palaestra Gelasimusarum); hätte
Im Schlafe gern das Buch, den Flor gebannt.
Doch heute war es eine Unruhstätte,
Um die herum ein Heer Dämonen stand,
Die bald das Buch und bald den Schleier schwangen
Und in der Fistel: „Lies! Lies! Lies doch!“ sangen.

Der Mime sprang empor und in die Tolle
Fuhr wild die Hand, vernichtend die Frisur.
„Ich will nicht!“ schrie er auf in Grimm und Grolle,
„Ich lese keine Pöbelliteratur!
Kann ich nicht schlafen, lern ich! Meine Rolle,
Erlöse mich von der Sekatur!
Der Geist der Katakomben sei vertrieben
Vom Geist des Zeus mit scharfen Jambenhieben!“

Und er versenkte sich mit heftigem Fleiße
Ins Studium. Er lebte, was er las:
Denn es begab sich wunderlicher Weise,
Daß seine Rolle wie ein Spiegelglas

Den Trubel wiedergab, der ihn im Kreise
Jetzund herumtrieb. Jede Phrase saß,
Als hätt er selbst sie aus sich hochgehoben,
Christum zu lästern, Jupitern zu loben.

Er hatte einen Feldherrn zu tragiren,
Dems, wie nicht wenigen, ergangen war,
Daß ihn der Gatlin zartes Persuadiren
Zum Christen machte. Doch nicht ganz und gar;
Denn, wies im Drama kam zum Peripetiren,
Erhob er mächtig sich wie Jovis Aar
Und fand in höchst dramatischen Donnerwettern
Den Weg zurück zu seinen alten Göttern.

Das schmeckte! Und der Mime deklamirte
Sich alle Wirkung aus der bangen Brust;
Das Heer Dämonen, das ihn so torquirte,
Hat vor den Versen auf die Flucht gemußt.
Gelasimus der Heide triumphirte
Zum letzten Mal und glaubte selbstbewußt,
Er selber habe, wie sein Held, gefunden
Den Weg zum Heil und endlichen Gesunden.

Am nächsten Morgen salbte er und schminkte
Sich ganz wie einst. Ein strahlender Apoll
Ging er zur Probe. Auf der Straße winkte
Er allen Mädchen, heitrer Laune voll,
In Blick, Bewegung, Haltung das distinkte
Erobererair, das Jeder haben soll,
Der Frauen gefallen will und Massen lenken,
Daß sie im Zug nach seinem Willen schwenken.

Auch auf der Probe war er ganz der Alte:
Die Verse strömten wie ein Wasserfall;
Im Volksgetümmel seine Stimme schallte
Wie Donnerton im rauschenden Regenschwall:
Und wie zum Kreuze er die Fäuste ballte
Und wie er rief: „Zurück in Deinen Stall,
Aus dem Du kamst, verzerrter Gott der Sklaven!“
Da wars, als wenn das Kreuz Blitzschläge trafen.

Der Herr Direktor schloß ihn an den Busen:
„Du hast Dich wieder, o Gelasime!
Mein theurer Freund! Ich schwörs bei allen Musen:
So schlechthin göttlich sah ich Keinen je.
Es ist sonst gar nicht meine Art, zu schmusen,
Doch hier erklär ichs: gleich der Aloe
Blüht Deine Kunst jetzt, Deine geniale.
Wir spielen das Stück gewiß an hundert Male.“

Bestürmt von Händedrücken und von Phrasen
Gesalbt, geölt mit allen Parfumerien
Der Schmeichelei (den werthen Mimennasen
Das lieblichste Odeur), umsurrt, umschrien,
Umtanzt beinah von Huldigungekstasen,
Vermochte unser Held sich kaum zurückzuziehn
Zur Garderobe, wo er sich die Schminke
Vom Antlitz wusch. Da drückt es auf die Klinke.

Der leise Laut erschreckte ihn. Betroffen
Sah er sich um. Doch Niemand war zu sehn.
Indeß stand angelweit die Thüre offen
Und draußen hörte einen Schritt er gehn.
Er sprang zur Schwelle, auf der Zunge schroffen
Verwünschungruf. Da blieb das Herz ihm stehn.
Drei Spannen weit vor ihm im Korridore
Stand regunglos das Mädchen mit dem Flore.

Welch Angesicht! Die stygische Proserpine,
Rückwärts den Blick gewandt zum Vaterhaus,
Erschütterte nicht so durch Blick und Miene,
Sah nicht so schmerzenvoll anmuthig aus.
„Wer bist Du?" rief Gelasimus. „Ich diene
Dir namenlos", sprach sie; und einen Strauß
Aus Wüstendisteln vor ihm niederlegend,
Verschwand sie, leis im Gehn den Flor bewegend.

Der Mime bückte tief sich zu den grauen
Staubvioletten Blüthen. Knieend nahm
Er das Geschenk, wie keines je von Frauen,
So viel sie ihm schon schenkten, zu ihm kam.
Und es erfüllte ihn mit Lust ein Grauen,
Mit Wollust eine wundersame Scham.
Er schämte sich der Freude am Applause,
Nahm Strauß und Buch und ging bewegt nach Hause.

Ich laß es hingestellt sein, ob die Worte
Des großen Patriarchen Joachim
Es waren, die mit Geisteskraft die Pforte
Zum Evangelium öffneten vor ihm.
Genug: zu des Direktors Grimm und Torte
Schrieb Tags drauf einen Brief ihm Gelasim,
Mit dem die Rolle er zurück ihm sandte;
„Derlei zu spielen, bin ich außer Stande."

Empörung; Wüthen; Rechtsanwalt; Gerichte;
Replik; Duplik; Baalbeks „Diarium"
Hatte nicht Raum mehr für die Weltgeschichte,
Denn schnuppe war durchaus dem Publikum,

Was sonst geschah. Es wünschte blos Berichte
Zur großen Lis contra Golasimum.
Das Urtheil kam: Der Mime ist verhalten,
Zu spielen, eventuell mit Brachialgewalten.

Der große Tag erschien. Von zwölf Gendarmen
Ward Gelasim zum Schauplatz eskortirt.
Man schminkte (welche Prozedur!) den Armen
Gewaltsam und per vim ward dito er frisirt,
In sein Kostüm gesteckt und ohn Erbarmen
Hieß es: „Avanti! Und: Stichwort parirt!“
Er dachte sich: Das Alles läßt sich zwingen;
Wer aber zwingt die Nachtigal, zu singen?

Man stieß ihn auf die Bühne. Solch ein Toben
Ward nie vernommen, wie es da erscholl.
Die Riesenmenge hatte sich erhoben
Und schrie ihm Willkomm. Von Verehrung schwoll
Ein ganzes Meer ins Herz ihm. Gottes Proben
Sind fürchterlich: Der arme Mime, toll
Fast vom Applaus, doch innerlich in Banden
Des Unbegreiflichen, hat furchtbar ausgestanden.

Die Lippen bebten. Wie um eine Wunde
Zu pressen, lag auf der bewegten Brust
Das Händepaar. Es irrten in der Runde
Die Blicke rathlos, keines Ziels bewußt.
Schon schwieg der Willkomm. Aus dem stummen Munde
Der Menge drohte mitleidlos: Du mußt!
Und dabei brodelten in seinem armen Kopfe
Der Rolle Worte wie in einem Nudeltopfe.

Wohl hätte er sie jetzt entlassen wollen:
Er konnte nicht. Die Zunge war ihm schwer.
Schon hob im Publikum sich Murmeln, Grollen,
Gewittrisch wälzte sich ein Wolkenetwas her.
Noch ein Moment: und alle Donner rollen,
Denn von Verehrung weiß das Volk nichts mehr,
Wenn der Verehrte trotzt. Gleich wird es blitzen!
Den Herrn Direktor sah man deutlich schwitzen.

Da: welche Wandlung! Wie von innren Sonnen
Erleuchtet, öffnet Gelasim den Mund:
Er spricht. In seinen Worten rinnen Wonnen:
Der Feldherr thut die Seligkeiten kund
Von Christi Lehre. Balsamüberronnen
Fühlt sich das Publikum, bis auf den Grund

Entzückt, erschüttert, völlig hingerissen
Von dieser Sprache süßen Dämmernissen.

Was war geschehn? Was öffnete die Thore
Der Rede unsrem Mimen? Weiter nichts,
Als daß er auf der mittleren Empore
Das stille Leuchten sah des Angesichts
Von jenem Mädchen mit dem grauen Flore.
Doch darin war die Fülle allen Lichts
Für seiner Seele bange Dunkelheiten:
Geh Deinen Weg! Die Gnade wird Dich leiten.

Und so geschahs. Er spielte nicht: er lebte,
Was in der Rolle des Bekehrten stand.
Als ob der Heiland in ihm selber webte
Der Dichterworte leuchtendes Gewand,
Umfloß es ihn wie Licht, das ihn umschwebte
Und hob und trug: in der Verheißung Land.
Doch als die Rolle abwich von den Pfaden
Des Kreuzes, kam die Fülle erst der Gnaden.

Es war nicht Einer, der die scène à faire
Des Stücks nicht aus der Zeitung schon gewußt:
Die große Szene zu der Götter Ehre,
In der der dumpfe Katakombenwust
Vertrieben ward von Jovis heiligem Speere.
Man freute sich darauf mit um so größerer Lust,
Als man bereits die allzu süße, matte
Kreuzlimonade etwas über hatte.

Es waren ja Heiden: Heiden im Theater!
O armer Gelasim, wie wird es Dir ergehn!
Die Gnade leuchtet Dir. Jedoch an einem Krater.
Sie mache blind Dich, nicht hinabzusehn!
Getrost! Ein Herz war bei ihm, das zum Vater
Der Liebe betete, ihm beizustehn.
Wie stärkender Thau fiel in das gluthverdorrte
Herz himmelher ihm jedes ihrer Worte.

Ein klarer Held, aufrecht, mit starken Schritten,
Betrat Gelasimus den Schauplatz. Groß
Schritt er zum schwarzen Kreuze, das inmitten
Von unterirdischen Gräbern stand. Getos
Heidnischen Volks, bestürmte ihn mit Bitten,
Zurückzukehren in der Götter Schoß.
Dies war der Auftakt. Stille nun. Dann wollte
Die Rolle, daß dem Kreuz er fluchen sollte.

Er aber kniete nieder. Und er legte
Auf Christi Fuß die Stirne: ganz entrückt,
Indeß die Lippen im Gebet er regte.
Dann hob das Haupt er, lächelte verzückt,
Stand ruhig auf, schritt ruhig vor, bewegte
Nicht eine Miene, bis er, tief gebückt,
Das Kreuz des Schwertgriffs küßte, lippenbebend,
Die ganze Seele in den Kuß hingebend.

Das Publikum, durch diese Pantomime
Vor Staunen fast um den Verstand gebracht,
Schwieg noch. Nur Einer rief: „O Gelasime*)
Was hast Du mir aus meinem Stück gemacht!“
Der Dichter wars. Doch nun, ottave rime,
Zieht Euch zurück, denn das Gewitter kracht.
Bis hierher ging es mit den steifen Stanzen;
Jetzt aber müssen freie Rhythmen tanzen.

Wie wenn vorm ersten Stoß des nahenden Sturms die Blätter
Von Pappelbäumen zu zittern beginnen und rascheln,
Lief durch die Massen,
Die steinernen Gassen
Der Sitze entlang, von den Senatoren-
Subsellien bis zu den höchsten Emporen,
Ein Surren und Summen,
Ein Schurren und Brummen,
Ein flirrendes Flüstern,
Ein Schnauben aus Nüstern,
Ein heißes Hauchen,
Ein pfeifendes Pfauchen,
Ein Schnarren und Schnarchen
Ein Knarren und Knarchen,
Ein Stimmengewirre, Geschwirre, Geklirre:
Von allerhand widrigen Tönen kurzum
Ein höllisches Pandämonium.

So stimmen im Orchester disharmonisch
Die Instrumente Bläser, Streicher, Schläger,
Des Mannes harrend, der als Luftdurchsäger
Mit seinem Taktstock kommt, auf daß symphonisch
Das Ganze werde. Doch, man weiß es ja:
Zuweilen zeigt sich reichlich kakaphonisch
Frau Musika.

*) Man muß es dem Dichter zu Gute halten, daß er falsch betont. Er stammte nicht aus Rom, sondern aus Jerusalem.

Als Hofkapellenmeister Seiner Majestät
Des Publikums in diesem Fall fungirte
Ein hagerer Priester, der den Vorsitz zierte
In Baalbeks Sittlichkeitsozietät,
Die nicht Moral allein in ihrem Wappen führte,
Sondern auch Schutz der Religiosität.
„Silentium!“ krähte der Dürre schrill:
Und gleich wars still.

Sodann hub an
Der magre Mann:
„Verruchter Bube, was ficht Dich an,
Unsere heiligsten Güter zu verhöhnen?
Bestellt zum Dienste der Kamönen,
Hast das Theater Du entweiht
Zum Schauplatz scheußlicher Verkommenheit.
Du hasts gewagt, Dich zu bekennen
Zu einer Lehre, die so niedrig ist,
Daß (grauser Aberwitz, nicht auszunennen!)
Sie einen Juden, namens Christ,
Als Gott verehrt, den römische Justiz
Verurtheilt hat zum Malefiz-
Kreuzgalgen, und verehrst, was jedem Braven
Mit Schauder packt: das Marterholz der Sklaven.
Beim Zeus! Die Frechheit kann nicht weitergehn!
Im Niedrigen das Göttliche zu sehn,
Die ewigen, großen
Götter vom Thron
Herabzustoßen
Und, Blasphemie, als Gottes Sohn
An ihre Stelle einen Schwerverbrecher,
Bestraft nach heiligem römischem Recht,
Zu setzen: was bisher auch frecher
Anarchischer Pöbelwahn sich erfrecht:
Dies ist der Gipfel! Seit die Welt besteht,
Ward so der heiligen Wahrheit Majestät
Nicht ins Gesicht gespien!

(Hier machte eine Pause,
Begierig nach Applause,
Der orthodoxe Mann.
Der setzte prompt und pünktlich ein
Mit Bravorufen, Toben, Schrein.
Doch als das Publikum genug geschrien,
Fing er aufs Neue an:)

„Du liegst noch immer auf den Knien?
Steh auf, ich sage Dir, steh auf!

Dem Trotzigen wird nicht verziehn
Und die Gerechtigkeit nimmt reißend schnellen Lauf,
Stößt sie auf Störrischkeit:
Nur wenn zur rechten Zeit
Der Sünder in sich gehet,
Geschiehts vielleicht,
Daß sie, erweicht,
Wenn er recht innig flehet,
Ihm gnädiglich verzeiht."
(Dies sagte er in jenem Ton,
Der, salbenseimig, allen Pfaffen,
Als sei ihr Mund zum Salbennapf geschaffen,
Wie Schmalz entschwappt seit Olims Zeiten schon.)

Und es ward totenstill. Das Publikum
Zwang seine Gier zurück: aus Spannung stumm,
Nicht aus Verzicht auf das geliebte Toben.
Die Bestie hatte schon das Prankenpaar erhoben,
Zum Sprung gefedert lag der Rücken krumm.
Die Tausende waren Eins: ein Vieh geworden
Und dieses Vieh, geeint aus Wuth,
War geil auf Blut
Und leckte
Die Lippen schon und bleckte
Die Zähne zum ersehnten Morden.

Doch dieses Ungethüm, wie wild es sah
Und wie sein Athem keuchte:
Für unsern Knieer war es gar nicht da.
Er sah nur Licht und Leuchte:
Ihr Herz: wie aus Rubinenglas
Ein Kelch es ihm bedeuchte,
Voll von dem Blute Golgathas.

Und horch: es hob ein Zwiegesang
Aus seinem Mund und ihrem sich,
Geschwisterlich,
Als wie aus einem Munde:
Der klang nicht klagend, klang nicht bang,
Klang selig, selig, selig, klang
Wie sehrende Liebeskunde:
„Mein Herzverlangen!
Mein Armumfangen!
Auf der Weide meiner Liebe holdseliges Lamm!
Ich athme Dich aus, ich athme Dich ein,
Du mein Morgenwind, Abendwind, Sonnenschein!

(Er) Süße Braut, (Sie) Süßer Bräutigam,
Von Jesus mir gegeben
Zum bittern Tod,
Vielsüßerm Leben!
Hallelujah!
Der Hochzeit entgegen
Auf blutigen Wegen
Leidselig zu gehn,
Gieb, gieb Deine Hände!
Wir werden Ihn sehn:
An Weges Ende
Wird Jesus stehn!
Hallelujah!
Wird Jesus stehn!
Mit seinem Hochzeitsegen.
Jesus! Liebe!
Jesus! Liebe!
Soli Christo gloria!“

Kaum daß der Beiden Gloria verklungen,
Hat sich ein ungeheurer Unheilston
Dem Tausendmäulerungethüm entrungen:
Der schwoll vom Libanon zum Antilibanon.
Und: Die von Christus eben noch gesungen,
Warn auch bei ihm im Paradiese schon:
Das wilde Thier hat heulend sie erschlagen.
Genaures wußte Niemand auszusagen.

Zerrissen lagen sie auf blutigem Steine:
Ein Haufen unkenntlichen Fleischs, zerfetzt;
Zwei lebende Körper einst: als Leiche eine,
Wie auf dem Hackebrett brutal zermetzt.
Der Präsident vom Sittlichkeitvereine
Beklagte es tief, daß das Gesetz verletzt
Durch Volkseigenmächtigkeit geworden.
Er war prinzipiell für offizielles Morden.

Die Menge selber, wie sie sich gespalten
In Individuen: keine Bestie nun,
Nein, lauter Biederleute: ungehalten
War sie nicht minder ob so wüstem Thun.
Man rief entrüstet, daß die Gassen schallten:
„Wo blieb denn unser Polizeitribun?“
Dann lief mit rothen Köpfen man nach Hause
Und sehr bewegt verlief die Vesperjause.

Indessen senkte sich violenfarben
Die Dämmrung nieder auf die Stadt von Stein;

Dann kam die Nacht mit ihren Sternengarben,
Und lud zur Ruhe und zur Wollust ein:
Die bunten Lupanarlaternen warben
Wie jede Nacht zur Liebe und zum Wein;
Und mancher starke Geist, in Liebeshitze,
Verübte auf die toten Christenschweine Witze.

So ist das Leben. Bis im Grab wir liegen,
Beschreiten eine Erde wir aus Dreck.
Nur die Gedanken und Gefühle fliegen.
Hermann Conradi proklamirte keck:
„Nur wer das Leben überstinkt, wird siegen!“
Doch, frag' ich: Hat dies Siegen einen Zweck?
Ist, recht besehn, die blutige Martyrkrone,
Gleichviel um was, am Ende doch nicht ohne?

Wie wird das Leben heute überstunken!
So siegreich, daß uns Uebelkeit erfaßt.
Gestank, Du siegst! Die Welt ist jauchetrunken.
Ihr Gott heißt Bauch, ihr Gottesdienst heißt Mast.
Geheimnißvoll bedienen uns die Funken
Der Aetherkraft. Jedoch es scheint verpaßt
Der Anschluß an die höchste Hochspannleitung.
Sogar Begeisterung stinkt: stinkt nach der Zeitung.

Genug davon! Mich als Savonarola
Hier aufzuspielen, liegt mir völlig fern.
Ich hasse ihn. Auch zieh ich Emil Zola
Dem großen Frenssen doch noch vor. Die Herrn,
Die zum Erbrechen auf der Pianola
Choräle treten, schlecht und subaltern,
Beleidigen mein Geruchsorgan nicht minder
Als jene Bauchlakain im Glanzcylinder.

Sie preisen Christum hunderttausendzeilig:
Ihr Tintenfinger weist auf ihn verzückt;
Und weil sie quabblig weich wie Laich und langeweilig,
Hat sie der deutsche Ernst mit Ruhmsalat geschmückt.
Erschien ihr Herr und Heiland heute: eilig
Erkärte dies Geschlecht ihn für verrückt.
Er aber nähme an den weißen Bäffchen
Unsänftlich diese Wonnewinseläffchen.

Er war die Liebe. Ja. Doch nicht die laue,
Die spülichtduldsam in den Pfaffentrog
Jedweden Quark befördert: nicht die schlaue,
Die bald als Szepter schlug, bald sich wie Binse bog:

Die zornige Liebe war er, Schwert und Klaue
Der Waffenlosen: kurz: kein Theolog.
Doch, weil er wirklich himmelgroß gewesen,
Läßt sich aus seiner Lehre Alles lesen.

Auch unser liebes Christenthum. Wer immer
Sich Christ nennt, thuts mit Recht. Es ruht auf ihm,
Wie könnt es anders sein, ein kleiner Schimmer
Aus Jesu Herzen. Völlig legitim
Ist dieser Titel. Wird er Herzensstimmer
Zu Rausch und Aufschwung, wie bei Gelasim,
So ist er mehr: ist Geist von Christi Geiste,
Und sei auch Wahn dabei das Allermeiste.

Wahn? Was ist Wahn! Was so im Menschen zündet,
Daß er zur Flamme wird, die sich verzehrt,
Zum Gluthstrom, der aus seliger Freiheit mündet
Ins All, ins Nichts: von keiner Angst beschwert,
Durch That das Wort: Wo ist Dein Stachel, Tod? verkündet,
Ist mehr als alle faule Wahrheit werth.
Schwer ist das Sterben. Wers als Meister leistet:
Den Tod zur Kunst macht, Der ist gottdurchgeistet.

So ward ein Mime heilig, weil am Ende
Von vieler Eitelkeit und Narretei
Sein Leben er wie eine Opferspende
An Gott gab. Ganz egal, ob er der Rechte sei,
Ob ein Idol gewesen. Seine Hände
Wusch Herr Pilatus, dem das Volksgeschrei
Wie aufgewirbelter Schmutz vorkam, und fragte,
Worauf kein Gott, jedoch die Zeit bald Antwort sagte.

Wahr ist, was wirkt. Der große Baal war Wahrheit;
Der große Zeus desgleichen: Jahwe auch:
Und Christus, kommend aus der großen Klarheit,
Daß Jene tot, hat mit der Liebe Hauch,
Der problematischen, in Offenbarheit
In Nichts vertrieben ihrer Opfer Rauch.
Wahr ist der Geist, der wirkend suveräne.
Dogma ist Aas. Wer liebt Das? Die Hyäne.

Gelasimus, den heiligen Mimen, haben
Die Christen Baalbeks noch in gleicher Nacht
In Mariamna feierlich begraben.
Auch Jene haben sie dorthin gebracht,
Die ihn erfüllte mit des Glaubens Gaben;
Doch ihres Namens wurde nicht gedacht.

Vergessen ist sie: eine Namenlose.
Denn Gelasim besaß die größere Pose.

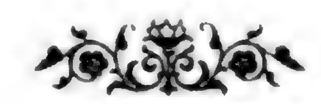
So schließt denn leider diese Novellette
Moralisch zwar, doch etwas angeeckt:
Selbst in Legenden gehts, wie beim Ballette
Nicht nach Verdienst blos zu, nein, nach Effekt:
Wer vorne tanzt, Der nur wird vom Parkette
Beoperngucht und mit Applaus bedeckt.
Ob Heiligen-, ob braune Kassenscheine:
Die Hintergrundtalente kriegen keine.

Gleichviel: Jungfrauen mit der Gloriole
Giebts ohnehin schon eine große Schaar,
Indeß ein Mime mit der Tänzersohle
Als Heiliger ein großes Novum war;
Die Kirche brauchte ihn zum Seelenwohle
Der Mimenschaft, die, wäre sie heiligenbar,
Am Ende in Verlegenheiten käme,
Wen sie beim Herrgott sich zum Fürsprech nähme.

Zwar sagt man, daß sie nicht sehr häufig beten,
Die untenher das Licht der Rampe trifft,
Daß sie, gottloser fast noch als Poeten,
Voll sind von aller Skeptizismen Gift.
Das ist Verleumdung: fehlen die Moneten,
Ist man viel frömmer als im Damenstift
Im Reich der Schminke. Und sie fehlen häufig:
Drum ist den Mimen Beten sehr geläufig.

Wenn sich der Monat neigt zum kahlen Ende,
Hat Gelasim unendlich viel zu thun.
Am Anfang weniger. Dann läßt die Hände
Gemüthlich er im heiligen Schoße ruhn
Und überdenkt die eigene Legende:
Es ist, wies war, war ehedem, wie nun:
Der Mensch hats mit dem Beten nicht sehr eilig, —
Ich wurde selbst auch ultimo erst heilig.

Pasing. Otto Julius Bierbaum.



Tantiemeberechnung.

Die Aktiengesellschaft ist so souverain, daß sie sich Gesetzgeberrechte anmaßt. Sie schafft sich ein Gewohnheitrecht, das mit den kodifizirten Bestimmungen nicht im Einklang steht. Man sieht darüber hinweg, bis einmal die Nase auf irgendein Vorkommniß stößt, das keinen ganz lieblichen Geruch ausströmt. Dann wundert man sich, daß man Solches nicht schon längst gerochen habe. Mit einem so beschaffenen Riechorgan war ein Aktionär der Schlegelbrauerei in Bochum ausgestattet. Er erzählte in der Generalversammlung, was er wahrgenommen habe, und opponirte gegen die von der Verwaltung geübte Tantiemenberechnung. Da ist nämlich bei der Tantieme des Aufsichtrathes eine zu außerordentlichen Abschreibungen ausgeworfene Summe mit in den Gewinn einbezogen worden, nach dem die Vergütung des Kontrolorganes berechnet wurde. Der Aktionär vertrat die Ansicht, daß sämmtliche Abschreibungen und Rücklagen tantiemefrei bleiben müßten; einerlei, ob sie vom Roh- oder vom Reingewinn abgezogen würden. Der Opponent mit dem feinen Riecher hatte Recht; aber die Versammlung ging zur Tagesordnung über und faßte einen ungesetzlichen Beschluß. Kein Mensch hat sich darum gekümmert, weil man an das souveraine Recht der Aktiengesellschaft, über die Art der Tantiemenberechnung zu bestimmen, glaubt. Was in Bochum geschah, ist schon hundert- und tausendmal vorher geschehen, ohne daß eine Stimme sich dagegen erhob. Aus Unwissenheit und Bequemlichkeit schweigt man und läßt Beschlüsse zu, die dem Gesetz und der Judikatur des höchsten deutschen Gerichtes widersprechen. Der bochumer Aktionär hat den Finger auf eine Wunde gelegt, von deren Ausdehnung er sich wohl keinen Begriff machte. In Bochum hat sichs ja nur um die paar Tausend Mark gehandelt, die der Aufsichtrath zu dem ihm Gebührenden noch bekam. Da mögen Viele denken: „Einer solchen Bagatelle wegen Lärm zu schlagen, lohnt sich nicht.“ Das ist ja das Schlimme: die Bagatellen übersieht man, und erst wenn Katastrophen daraus geworden sind, rührt man sich.

Vorschriften über die Berechnung der Tantieme kannte das alte Handelsgesetzbuch nicht. Erst der neue Kodex hat sie geschaffen. Die Paragraphen 237 und 245 handeln von ihnen. Die Bestimmung lautet: „Wird den Mitgliedern des Vorstandes ein Antheil am Jahresgewinn gewährt, so ist der Antheil von dem nach Vornahme sämmtlicher Abschreibungen und Rücklagen verbleibenden Reingewinn zu berechnen.“ Und beim Aufsichtrath kommt noch hinzu, daß auch „ein für die Aktonäre bestimmter Betrag von vier Prozent des eingezahlten Grundkapitals“ vom Gewinn abzuziehen ist, bevor die Berechnung der Tantieme erfolgt. In beiden Fällen sind „sämmtliche Abschreibungen und Rücklagen“ von dem tantiemepflichtigen Gewinnbetrag abzuziehen. Die Kommentatoren des Handelsgesetzbuches (Staub, Pinner, Makower, Stranz) und das Reichsgericht haben keinen Zweifel darüber gelassen, daß nicht nur die gesetzlichen Abschreibungen und Rücklagen, sondern auch die freiwilligen Leistungen dieser Art tantiemefrei zu bleiben haben. Das gilt für alle Reservefonds und Abschreibungen. Trotzdem hat die Verwaltung der Schlegelbrauerei in Bochum außerordentliche Abschreibungen mit in die Tantiemenberechnung eingezogen und die Generalversammlung hat durch ihren Beschluß dieses Verfahren sanktionirt. Hinzu kommt, daß in dem Statut der Brauerei ausdrücklich gesagt ist, der Aufsichtrath erhalte 10 Prozent vom Reingewinn nach „Vor-

nahme sämmtlicher Abschreibungen und Rückzahlungen". Wäre in den Satzungen vorgeschrieben, daß außerordentliche Abschreibungen nicht abzuziehen seien, so wäre selbst diese ausdrückliche Einschränkung ungiltig, weil sie dem Gesetz widerspräche. Aber von einer besonderen Abmachung über außerordentliche Abschreibungen ist da gar nicht die Rede. Das Gesetz ist also einfach gröblich verletzt worden.

Nicht in diesem einen Fall und nicht in der Behandlung der Abschreibungen allein. Viel mehr noch in der Art, wie man mit dem sogeannten Gewinnvortrag verfährt. Gehört der zu den Rücklagen und hat er dann tantiemefrei zu bleiben? Der Gewinnvortrag ist ein Theil des Reingewinnes, der nicht mit vertheilt, sondern zurückgelegt und im nächsten Jahr verwendet wird. Er ist eine Reserve, die zur jeweiligen Aufrundung des Gewinnes dient. Zur Schaffung einer gewissen Gleichmäßigkeit der Dividenden. Man sagt sich: „Er ist nützlich, einen Theil des Gewinnes zurückzubehalten, weil man nicht weiß, was das nächste Jahr bringt." Ist das Erträgniß des kommenden Jahres niedriger, als der diesmalige Gewinn war, so kann man doch die selbe Dividende ausschütten, wenn man einen ordentlichen Gewinnvortrag zur Verfügung hat. Jedenfalls handelt es sich bei dieser Summe stets um einen Betrag, der nicht gleich vertheilt wird, über dessen Schicksal vielmehr immer erst das Ergebniß des nächsten Jahres bestimmt. Daran muß festgehalten werden; denn diese Eigenschaft des Gewinnvortrages verleiht ihm den Charakter der Rücklage, des Reservefonds. Nun wenden Manche ein, gegen die Bedeutung des Vortrages als einer Reserve spreche die Thatsache, daß es besondere Dividendenergänzungsfonds gebe. Aber diese Rücklagen sind doch nur in vereinzelten Fällen zu finden, während der Gewinnvortrag eine allgemein übliche Einrichtung ist. Dividendenergänzungsfonds giebt es meist nur da, wo die Spezialisirung der eigentlichen Reserven in gesetzliche und gesonderte Rücklagen erschöpft ist und der Wunsch, weitere Fonds zu schaffen, neue Bezeichnungen aufgebracht hat. Der Ergänzungsfonds soll einen eisernen Bestand bilden, über dessen Verwendung nicht nach Ablauf jedes Geschäftsjahres beschlossen wird, sondern der für „unvorhergesehene Fälle" da ist. Ueber den Gewinnvortrag aber wird eo ipso Jahr vor Jahr Beschluß gefaßt. Er hat nicht das feierliche Aussehen eines offiziellen Reservefonds, ist aber darum doch eine Rücklage im Sinn des Gesetzes. Wenn ein niedriger Reingewinn durch einen hohen Vortrag aus dem vergangenen Jahr ergänzt und dadurch die Möglichkeit geschaffen wird, die Dividende unverändert zu lassen, obwohl sie, nach dem geschäftlichen Erträgniß des Berichtsjahres, ermäßigt werden müßte, so ist Das ein Vorgang, der nur dem kritisch blickenden Auge bemerkbar wird. Wenn es dagegen heißt, zur Ergänzung des auszuschüttenden Gewinnes sei ein bestimmter „Reservefonds" herangezogen worden, so fällt Das Jedem auf, der von der Thatsache Kenntniß bekommt. Deshalb vermeiden viele Gesellschaften, Rücklagen, die der Erhaltung der Dividende dienen sollen, als „Reserven" zu bezeichnen oder besondere Fonds dafür in die Bilanz einzusetzen; sie erhöhen lieber den Gewinnvortrag und sichern sich damit gegen die Einwirkung eines Konjunkturrückganges auf die Dividende. Oft wird der Vortrag später ja durch einen nachkommenden Verlust aufgezehrt. Dann ist sein Daseinszweck mit der durch ihn bewirkten Verringerung der Unterbilanz erfüllt. Man würde zu hart urteilen, wenn man den geschilderten Modus als eine beabsichtigte Täuschung der Aktionäre verwürfe. Denen wird ja doch nicht verheimlicht, daß der Gewinnvortrag

des vorangegangenen Jahres mit in den zu vertheilenden Gewinn einbezogen wird. Und aus der Gewinn- und Verlustrechnung ist ersichtlich, wie groß der Ertrag des Geschäftsjahres war. Daraus kann jeder Gescheite sich ein Bild von der Mitwirkung des vorgetragenen Gewinnrestes an der Dividende machen. Die Aktiengesellschaft Friedrich Krupp in Essen (um nur ein Beispiel anzuführen) hat in diesem Jahr ihren Gewinnvortrag von 100 000 auf 1½ Millionen Mark erhöht und die Zuweisungen an die offiziellen Reservefonds um 3,80 Millionen ermäßigt. Die Dividende aber ging von 10 auf 8 Prozent zurück. Nun sind die Aktien der Gesellschaft Krupp ja nicht im Handel; die Bilanz des Unternehmens hat also mehr internes Interesse. Trotzdem werden die Ziffern allgemein beachtet, weil es sich um die größte deutsche Industriefirma handelt. Welche Gründe werden also die essener Verwaltung bestimmt haben, den Gewinnvortrag beträchtlich zu verstärken und die Dotirung der Reserven einzuschränken? Das Geschäftsjahr 1907/08 schloß mit einem geringeren Ertrag ab als das vorige; die Dividende mußte um 2 Prozent ermäßigt werden. Noch läßt sich nicht voraussehen, wie das Jahr 1908/09 ausfallen wird. Wahrscheinlich nicht besser als das Berichtsjahr. Um die Dividende mit einem Präservativ gegen weitere Ansteckungen durch Konjunkturkrankheiten zu versehen, ist jetzt schon ein ansehnlicher Betrag des diesjährigen Gewinnes auf neue Rechnung vorgetragen worden. Beinahe 1 Prozent des Aktienkapitals. Das ist fürs nächste Jahr. Und da die Auffüllung der Reserven bei einem Unternehmen wie Krupp nicht allzu hastig betrieben zu werden braucht, so hat man ihnen diesmal nur 2 Millionen (statt 5¼, wie im Vorjahr) zugeführt. Jedem, also auch den paar Aktionären der Firma Krupp, ist das Hemd näher als der Rock, die Erhaltung einer angemessenen Rente des investirten Kapitals wichtiger als der dekorative Schmuck des Aktienhauses mit Stuckornamenten. Deshalb wäre es taktisch falsch gewesen, für weitere Konjunkturschwankungen durch Stärkung der nominellen Reservefonds, statt durch Erhöhung des „greifbaren" Gewinnvortrages, vorzusorgen.

Der Gewinnvortrag gehört also zu den Rücklagen; er ist weder eine versteckte Reserve noch ein Mittel zur Täuschung argloser Aktionäre. Und da er eine Rücklage ist, so hat er, gemäß den Bestimmungen des Gesetzes, tantiemefrei zu bleiben. Das heißt: bei der Berechnung der Tantieme für Vorstand und Aufsichtrath darf der Theil des Gewinnes, der auf neue Rechnung vorgetragen wird, nicht mit in den Kalkul einbezogen worden. Denn die Paragraphen 237 und 245 des Handelsgesetzbuches sprechen von dem „nach Vornahme sämmtlicher Abschreibungen und Rücklagen verbleibenden Reingewinn." Wenn eine Gesellschaft einen Reingewinn von 100 000 Mark erzielt hat, unter Zurechnung eines Vortrages von 10 000 Mark, und 15 000 Mark auf neue Rechnung vorträgt, so ist die Tantieme nach dem Betrag von 85 000 Mark zu berechnen. So wills das Gesetz. Der alte Vortrag ist, nach Ablauf des Geschäftsjahres, zum vertheilbaren Reingewinn hinzugekommen und kann nun mit Tantieme belegt werden. Nur was nicht vertheilt wird, hat tantiemefrei zu bleiben. Das ist logisch und gerecht. Was die Aktionäre nicht als Dividende erhalten, Das können Vorstand und Aufsichtrath doch gewiß nicht als Tantieme beanspruchen. Bei anderer Auffassung müßte auch der Verlustvortrag aus früheren Jahren bei der Berechnung der Tantieme unberücksichtigt bleiben, während er den Aktionären, denen er den Reingewinn schmälert, unangenehm fühlbar wird. Wenn ein Reingewinn von 100 000 Mark da ist und ein

Verlustvortrag von 20000 Mark besteht, so bleiben für die Aktionäre 80000 Mark übrig. Das ist der vertheilbare Reingewinn, nach dem die Tantieme berechnet werden muß. Unzulässig und ungesetzlich aber wäre es, bei der Festsetzung der Tantiemen die Summe von 100000 Mark zu nehmen und den vorgetragenen Verlust von 20000 Mark auszuschalten. Das Reichsgericht hat den Vortrag auf neue Rechnung als einen Reservefonds bezeichnet, der erst dann tantiemepflichtig ist, wenn er vertheilt wird. So lange er im Betrieb der Gesellschaft weiterarbeitet, also ein Theil des Vermögens ist, darf er nicht mit Tantieme belegt werden. Wenn die Aktionäre sich damit einverstanden erklären, daß ein bestimmter Theil des Gewinnes auf neue Rechnung vorgetragen wird, so stunden sie der Gesellschaft nicht einen Prozentsatz ihrer Dividende, sondern sie verzichten darauf zu Gunsten des Gesellschaftkapitals, das mit dem Vortrag weiterarbeiten kann. Würde es sich um die Stundung eines Anspruches handeln, so bliebe die Forderung der Aktionäre bestehen, auch wenn der Gewinnvortrag durch einen im nächsten Jahr erfolgten Verlust aufgezehrt worden wäre. So ists aber nicht. Die Summe, die auf neue Rechnung vorgetragen wird, geht die Aktionäre zunächst nicht mehr an. Erst das Ergebniß des nächsten Jahres entscheidet über das Schicksal des Gewinnvortrages: ob er zu vertheilen oder gegen einen Verlust aufzurechnen ist.

Die souveraine Macht der Aktiengesellschaften, die sich, wenns ihnen so paßt, ihr eigenes Gewohnheitrecht bilden, zeigt sich auch darin, daß sie die Tantiemen meist nicht so berechnen, wie es das Gesetz vorschreibt, wie es von allen Autoritäten im Aktienrecht als richtig anerkannt worden ist, wie es das höchste deutsche Gericht entschieden hat. Vielfach hat sich die Gewohnheit eingebürgert, bei der Berechnung der Tantiemen den Gewinnvortrag aus dem vorangegangenen Jahr nicht zu beachten, den neuen Vortrag aber mit in die Tantieme einzubeziehen. Nach der Praxis wird also, bei 100000 Mark Reingewinn (mit Zurechnung von 10000 Mark Vortrag vom Jahr zuvor) und 15000 Mark Vortrag auf neue Rechnung, die Tantieme nicht von 85000, sondern von 90000 Mark berechnet. Das ist falsch und widerspricht dem Geist des Gesetzes. Die lange und allgemeine Uebung macht Anfechtbares eben so wenig zu gutem Recht, wie die stillschweigende Duldung es vermag. Auch darf man nicht sagen: „Schließlich ists einerlei, ob auf den neuen oder auf den alten Vortrag Tantieme gezahlt wird.“ Sehen wir uns einmal den Fall Krupp an. Der Vortrag von 1907/08 beträgt 100000, der neue Vortrag 1½ Millionen Mark. Die geltende Praxis läßt die 100000 Mark tantiemefrei, belegt dagegen die 1½ Millionen mit Tantieme. Das ist doch ein großer Unterschied. Der Einwand, daß der Vortrag des alten Jahres ja schon berücksichtigt worden sei, im neuen Jahr also nicht noch einmal mit berechnet werden dürfe, ist hinfällig. Er bestätigt höchstens die Usance, begründet aber nicht deren Gesetzlichkeit. Man braucht nur einmal den alten und den neuen Gewinnvortrag gleichzeitig von der Tantieme auszunehmen, um schon im nächsten Jahr die Basis für die neue, dem Gesetz entsprechende Berechnung zu haben. Das ist ein kleines Opfer, das gebracht werden müßte, wenn einzelne Fälle aus der jetzt üblichen Praxis richterlicher Entscheidung unterbreitet würden. Ein ungesetzlicher Zustand ist niemals erfreulich. Ganz besonders unschön aber macht er sich im Bereich der Aktie, wo ohnehin mehr Willkür herrscht, als wünschenswerth ist. Deshalb sollte wenigstens da, wo es schmerzlos, schnell und still geschehen kann, eine reformatio in melius erfolgen. **Ladon.**

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Mal-Kah Cigaretten vorzüglich!

Hermann Walther, Verlagsbuchhandlung G. m. b. H., Berlin W. 30, Nollendorfplatz 7.

Soeben erschien:

Harden im Recht?

Eine Betrachtung von **Frank Wedderkopp.**

Preis: 50 Pf. 5 Bogen. 8°. **Preis: 50 Pf.**

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW 7.

Apostata

von **Maximilian Harden.**

7. bis 8. Tausend. **2 Bände à Mark 2.—.**

Inhalt vom I. Band: Phrasien. Die Schuhkonferenz. Kollege Bismarck. Gips. Genosse Schmalfeld. Franco-Russe. Der Fall Klausner. Die beiden Leo. Der heilige Rock. Das goldene Horn. Der korsische Parvenu. Der heilige O'Shea. Nicäa und Erfurt. Mahadö. Die ungehaltene Rede. Eine Mark Fünfzig. Trüffelpurée. Verein Oelzweig. Sommerfeld's Rächer. Suprema lex. Wie schätze ich mich ein?

Inhalt vom II. Band: Bei Bismarck a. D. Lessings Doublette. Maupassant. Der Fall Apostata. Gekrönte Worte. Die romantische Schule. Menuet. Sne-Ma-Thsian. M. d. R. Eroica. Der ewige Barrabas. Sem. Dynamystik. Der 2½-Bund. Kirchenvater Strindberg. Der Ententeich.

Jeder Band 8°. 14 Bogen elegant broschiert.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Keine Alltagsmenschen

Tiefergreifende Wirkungen der anregenden Bücher und der brieflichen Charakteroffenbarungen (nach eingesandten Handschriften) von P. P. L.: ein neuer Reiz, ein mächtiger Antrieb wird Ihren Sinn beschäftigen. Sie werden sich über sich selbst hinausgehoben fühlen. Der Meister arbeitet seit 1890 nur für Gebildete. Keine simplen Deutungen. Eindrucksvoller Prospekt kostenlos durch **P. Paul Liebe,** Schriftsteller und Psychographologe, **Augsburg I Z. Fach. Bayern.**

● Hetaera-Krema ●

(Name ges. gesch.)

Nur für Teint, à Tube 60 Pfg.

Hetaera-Hand-Krema

nur für Handpflege (u. Wundsein) à Dose 20 Pf.

Chem. Laborat. Hetaera, Dresden 10.

Diabetes-Bauer

Koetzschenbroda-Dresden.

Sommer- und Winter-Kuren.

Herbst- u. Winterkuren

Im herrlichen Zackental!

Wohnung, Verpflegung, Bad u. Arzt pr. Tag von M. 10.— ab.

„Sanatorium Zackental“

(Camphausen)

Bahnlinie Warmbrunn Schreiberhau Tel. 21.

Petersdorf im Riesengebirge

[illegible]

für chronische innere Erkrankungen, neurasthenischen Rekonvaleszenten Zustände. Diätetische, Brunnen- u. [illegible]kuren. Für Erholungsuchende. Wintersport.

Nach allen Errungenschaften der Neuzeit eingerichtet. Windgeschützte, nebelfreie, nadelholzreiche Höhenlage, Seehöhe 430 m. **Ganzes Jahr besucht.** Näheres die **Administration in Berlin SW., Möckernstrasse 118.**

Digitized by Google

Vereinigung erstklassiger Spezialgeschäfte

Grösste Sehenswürdigkeit der Residenz

Billigste Bezugsquelle für sämtliche Gebrauchs-, Moden- u. Luxusartikel

Ausgedehnte Lebensmittel-Hallen

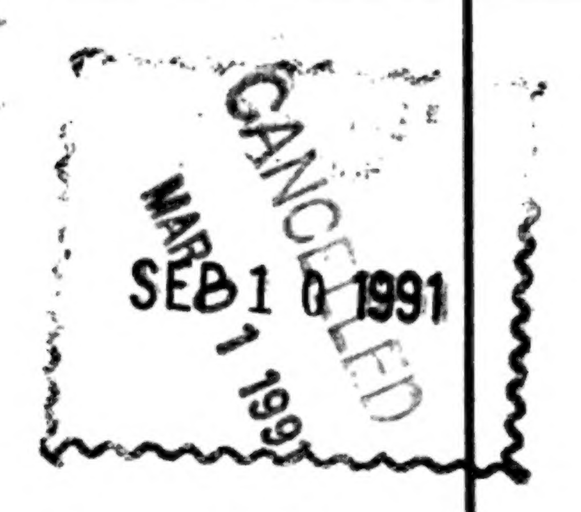
In der Passage von nachm. 3—8 Uhr Promenaden-Konzert.

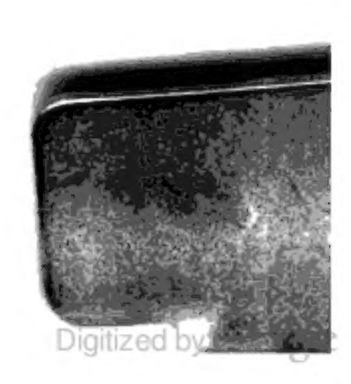
Für Inserate verantwortlich: Rob. Bönig. Druck von G. Bernstein in Berlin.

Digitized by Google

Digitized by Google

THE BORROWER WILL BE CHARGED AN OVERDUE FEE IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE NOTICES DOES NOT EXEMPT THE BORROWER FROM OVERDUE FEES.





Digitized by

Digitized by Google